Ldw
337
O
III
112.
4 –
Ad Biblioth. aul. Eichstätt:
der C … artlman

ioc. 3.

Der
Hausvater.

Vierter Theil.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Hannover,
In Verlag ſeel. Nic. Förſters und Sohns Erben
Hof-Buchhandlung.
1769.

Hé bien, que feriez vous?

RACINE *Athalie.*

Des
Hausvaters
Vierten Theils
Erſtes Stück.

Inhalt:

Der Hausvater in ſeiner Wirthſchaft.

Vorrede.

I. Abth. Einleitung.

II. — Der fromme Hausvater.

III. — Der Hausvater ein Patriot.

IV. — Der Hausvater ein Politicus.

V. — Der geſtrenge Hausvater.

VI. — Der Hausvater ein Menſchenfreund.

VII. — Der Umlauf des Geldes.

VIII. — Die Ausgaben des Hausvaters.

Hannover, 1769.

Je ne préſume pas, que vous deviez regler vos actions ſur les miennes, mais je deſire, qu'en diſcernant le bien & le mal qui s'y rencontrent, vous vous efforciez de me ſuivre dans l'un, & de ne pas me reſſembler dans l'autre.

Memoires de *Henri Charles de la Trémoille*, p. 1.

Vorrede.

Da der Hausvater Leſer von allerley Stande findet, ſo bin ich bedacht geweſen, für den gegenwärtigen Theil Materien zu wählen, die ſich für die mehrſten Leſer ſchicken. Abhandlungen, welche blos in der practiſchen Landwirthſchaft ihre Anwendung finden, ſchicken ſich nur für ſolche, welche ſie in der Ausübung anzuwenden Gelegenheit haben, und unterhalten die wenigſten Leſer. Man wird auch finden, daß die mehrſten Menſchen ſo oft fehlen, nicht ſowohl weil ſie keinen Unterricht haben, wie ſie ſich in einzelnen Fällen betragen ſollen, als vielmehr, weil es ihnen an allgemeinen Grund-

ſätzen fehlet, wornach ſie in jedem Falle ſich ſelbſt zu dieſer oder jener Handlung beſtimmen können. Meine Abſicht iſt alſo, in der folgenden Abhandlung ſolche allgemeine Regeln zu geben, daß ein jeder Leſer, wes Standes oder Würden er ſey, oder in welchen Umſtänden er ſich befinden mag, dieſelben auf ſich anwenden, und die Grundſätze daraus erlernen kann, wornach er in zweifelhaften Fällen handeln ſoll.

Man ſtelle ſich nemlich einen Hausvater vor, wie ich ihn in der Vorrede zum erſten Theile S. 9. beſchrieben habe, der in ſeiner Studierſtube vor dem Schreibtiſche in ſeinem Lehnſtuhle in einem Schlafrocke ſitzet; die Schlafmütze auf dem Kopfe, die Schreibfeder hinter den Ohren, die Arme in einander geſchlagen, die Beine über einander gelegt. In dieſer Stellung denkt er über verſchiedene wichtige, ihm eben vorgetragene Puncte tiefſinnig nach, und überleget, wozu er ſich entſchlieſſen ſoll, und was er etwa für Folgen zu befürchten habe, wenn er dieſen oder jenen Weg einſchlage.

Er iſt neulich aus der Stadt und vom Hofe auf ſein Landgut zurückgekommen, und erinnert ſich der widerſprechenden, dort gehörten Urtheile; da der eine Haufe eine Sache höchſt nützlich und erſprießlich hält, wenn ein andrer Haufe über das daher zu befürchtende Unglück klaget und jammert. Da der eine glaubt, daß das

gemeine

gemeine Beſte nur durch Einſchlagung gewiſſer Wege zu befördern ſtehe, wenn der andre daraus den Untergang ganzer Orte oder Familien vor Augen ſieht. Da der dritte von einer eben herauskommenden neuen Verordnung oder Einrichtung den größten Nutzen hofft, wenn der vierte den daher erwachſenden Schaden mathematiſch berechnet, oder die Unmöglichkeit der Ausführung unwiderleglich zeigen will. Da der fünfte über die zunehmende Ueppigkeit ſeufzet, wenn der ſechſte traurige Betrachtungen über die abnehmende Induſtrie, Nahrung, Gewerbe, Handlung und Verkehr anſtellet, und der ſiebende unterdeſſen täglich neue Vorſchläge thut, um Handel und Wandel empor zu helfen.

Da der achte ſich über die gegenwärtigen wohlfeilen Kornpreiſe freuet, und eben dadurch die Einwohner des platten Landes empor kommen ſiehet, wenn alle Ackerleute befürchten, daß ſie verhungern müſſen, falls die Preiſe nicht bald ſteigen würden.

Da der neunte ſchlieſſet, daß bey den wohlfeilen Preiſen mehr Korn verbraucht werde, alſo der Vorrath bald verzehret werden, mithin ein Mangel an Korn, und theurere Preiſe folgen würden; wenn unterdeſſen ein jeder Pächter und Landwirth über Mangel des Abſatzes klaget.

Der lehrbegierige Hausvater iſt zweifelhaft, was für Maaßregeln er bey dieſen angenommenen widerſinnigen Meinungen zu nehmen habe, oder was er, da ſeine Meinung erfragt worden, rathen ſollen?

Indem er darüber nachſinnet, und auszuforſchen ſich bemühet, welches wahre Uebel ſind, wo der Grund davon ſtecke, und welches die ſicherſten Mittel ſeyn mögten, um entweder dem Uebel ganz abzuhelfen, oder ſich wenigſtens dagegen zu ſichern? treten verſchiedene ſeiner Bediente und Angehörigen zu ihm.

Einer ſeiner Verwalter räth, den Vorrath von Korn liegen zu laſſen, und theurere Preiſe abzuwarten. Der andre prophezeihet, daß die Preiſe bey dem zunehmenden Geldmangel eher fallen werden, und führt zum Exempel an, daß die in Hoffnung eines höhern Preiſes zwey Jahr aufbehaltene Wolle eben noch wohlfeiler, und mit großem Schaden losgeſchlagen werden müſſen.

Ein dritter bringt verſchiedene in dem Akkerbau zu machende, von andern vorgeſchlagene Veränderungen vor.

Ein vierter findet die Anlegung einer Branteweinbrennerey, Pottaſchenſiederey oder Ziegelhütte nothwendig, und will dadurch Verbeſſerungen in der Wirthſchaft einführen, und den in andern Stücken entſtehenden Abgang erſetzen.

Ein

Ein fünfter klagt über die böſe Denkungsart und Gottloſigkeit der Dienſtboten und Unterthanen, und will ſolche exemplariſch beſtraft wiſſen.

Ein ſechſter zeigt verſchiedene in der Wirthſchaft eingeſchlichene Mißbräuche an, und bringt in Vorſchlag, wie ſolche abgeſtellt werden können.

Der Hausvater will ſich über dieſe und mehrere andre zweifelhafte Puncte von andern belehren laſſen, und ſucht aus ſeiner Bibliothek alle dahin ſchlagende alte und neue Werke hervor, um ſolche nachzuleſen. Sie leiſten ihm in den wenigſten Stücken ein Genüge, und widerſprechen ſich in verſchiedenen Fällen, oder unterſuchen ſolche nicht gründlich genug, und ohne auf gewiſſe Regeln zu führen.

Zugleich ſind bey ihm verſchiedene Wochen- und Monatsſchriften eingelaufen, welche neue Erfindungen und Vorſchläge anrathen; dabey jedoch den Leſer in Ungewißheit laſſen, ob man ſolche ohne Gefahr annehmen und nachmachen dürfe.

Bey allen dieſen Umſtänden ſtellt der Hausvater eigne Ueberlegungen an; er erinnert ſich der vorigen Zeiten, erweget die bislang gehabten Erfahrungen und Vorfälle, und forſchet, was für allgemeine Regeln er daraus für ſich ſelbſt und zum Beſten andrer ziehen könne, um

nicht ſo oft angeführt zu werden, als er ſolches bey andern wahrnimmt.

Wie nun billig ein jeder auf dieſe Weiſe handeln ſoll, als hat eine ähnliche Betrachtung den folgenden Aufſatz veranlaßt, und ich hoffe, daß meine Arbeit nicht ohne Nutzen ſeyn, und gefallen ſoll; Wenigſtens finde bereits ſelber den Nutzen davon, da ich mich bemüht habe, die Grundſätze auszuforſchen, wornach billig ein jeder vernünftiger Menſch ſeine Handlungen einrichten ſoll, daß ich verſchiedene nützliche und nothwendige Regeln entdeckt habe, worauf ſonſt nicht verfallen ſeyn würde, und denen ich bisher vielleicht ganz gerade zuwider gehandelt habe. So wie ich an der andern Seite deſto mehr überzeugt werde, daß ich, nach meiner angenommenen Denkungsart zu handeln, ſicher fortfahren könne, wenn ſolche gleich andern nach der gemeinen Art zu handeln, anſtößig oder tadelhaft ſcheinen mögte.

Es gereicht uns zu einer großen Beruhigung, wenn wir überzeugt ſind, alle unſere Handlungen nach einem gewiſſen Syſtem ſolchergeſtalt übereinſtimmend vollführt zu haben, daß wir davon gegen einen jeden Rede und Antwort geben, und uns dem Urtheil eines jeden billigen Richters unterwerfen können.

Meine Freunde haben alſo hier einen Probierſtein, wornach ſie meine Handlungen prüfen,

und

und was ſie von mir hoffen können, beurtheilen werden.

Für meine Kinder kann gegenwärtige Abhandlung gleichſam ein politiſches Teſtament ſeyn, welches ich ihnen nachlaſſe. Ich weiß ihnen keine beſſere Regeln und Vermahnungen zu geben, und bin überzeugt, daß ſie jederzeit ſicher fahren, und der Republik nicht unnütz ſeyn, auch ein freudiges Gewiſſen behalten werden, mithin einem jeden frey unter die Augen treten können, wenn ſie meinen Vorſchriften folgen wollen. Wenigſtens rathe ihnen, denenjenigen, welche ſie ein anders lehren wollen, nicht blinderlings zu folgen, ſondern deren Sätze erſt ſorgfältig zu prüfen, und gegen die meinige zu vergleichen, ſo werden ſie für manche Irrwege und Fehltritte bewahrt werden.

Dieſe Ausführung kann zugleich als eine Moral angeſehen werden, und es dürfte gut ſeyn, ſie ſowol auf niedern als hohen Schulen mit der Jugend abzuhandeln: Ein Collegium darüber würde mehr unterrichtend ſeyn, als über eine andre der gewöhnlichen trocknen Moralen.

Ich habe mich überhaupt bemüht, alle im gemeinen Leben am mehrſten vorkommende Fälle und Materien abzuhandeln, ſo daß nicht leicht jemanden ein zweifelhafter Fall vorkommen kann, da er nicht hier einen oder andern dar-

auf

auf anzuwendenden Grundſatz finden wird, der ihn, wo nicht völlig zu Erwählung der einen oder andern Partie beſtimmet, dennoch wenigſtens Anleitung giebt, um der Sache weiter nachzudenken, und einen ſichern Weg einzuſchlagen.

Alle Abtheilungen können ohnmöglich gleich allgemein ſeyn, und für jeden Leſer ſich ſchicken; Dennoch dürften die mehrſten Abtheilungen für den größten Haufen meiner Leſer, von dem geringſten Landwirth an bis zu dem erſten Staatsmann brauchbar und unterrichtend ſeyn, auch ihre Anwendung mehrmalen finden.

Ich habe nichts behauptet, als was mir aus andern allgemeinern Regeln unwiderſprechlich zufließen, und der Ordnung im Ganzen gemäß zu ſeyn ſcheint.

Es iſt mir alſo nie genug geweſen, einen Satz anzunehmen, weil er von andern behauptet und gelehret wird; Hingegen habe ich zu Zeiten andre Schriftſteller anzuführen nöthig erachtet, wenn ich befürchtet, daß meine Sätze hart, zweifelhaft oder anſtößig ſcheinen mögten; Theils um zu zeigen, daß ich im Grunde nichts neues geſagt habe, ſondern, daß andre weit erfahrnere und geſcheute Männer, welche den Beyfall des Publicums ſich erworben haben, das nemliche lehren; Theils um Schriftſteller bekannt zu machen, welche diejenigen, die

einen

einen oder andern Satz weiter erwieſen haben wollen, nachleſen können; Theils auch, um die Aufmerkſamkeit der Leſer beſſer zu unterhalten; Indem die ab und an mit untergemiſchte fremde Gedanken und Einfälle zu gefallen, und beſſer in den Gedanken zu haften pflegen, vornemlich, wenn ſie gewiſſe rührende oder merkwürdige Züge, oder ſinnreiche Gedanken, oder beſondere Einfälle enthalten.

In gleicher Abſicht habe meine Sätze mehrentheils mit Exempeln zu erläutern geſucht, weil dergleichen Erzählungen und Exempel viele Leſer, die nicht ſo ſehr auf das gründliche ſehen, mehr als ein demonſtrativiſcher Beweis zu rühren pflegen, auch eher behalten, und wieder erinnert werden.

Ich bevorworte dabey aber ein vor allemal, daß Niemand ſich die Mühe nehmen möge, zu denen gegebenen Schilderungen und Charactern die Originale zu ſuchen. Ich betheure, daß ſorgfältig vermieden habe, Originale abzuſchildern; man macht ſich dadurch leicht anſtößig, und wird nur den wenigen Leſern intereſſant, welche die Originale kennen. Meine Art zu verfahren iſt dieſe geweſen; Wenn ich einen Satz angerathen oder dafür gewarnet habe, ſo habe mir nun einen Menſchen vorgeſtellet, der darnach handele; Ich habe weiter nachgedacht, was vor Folgen dadurch veranlaßt werden können.

nen. Dieſe habe zuſammen in eine wahrſcheinliche rührende Erzählung gebracht. Ein jeder, dem ein Bild, welches ich gegeben habe, nicht gefallen mögte, mag ſich prüfen, ob es auf ihn ſelber paſſe, und ob er ſich durch einen oder andern Zug getroffen finde, um ſich für das künftige beſſern zu können.

Ich habe mich überhaupt bemüht, die Menſchen zu ſchildern, wie ſie ſind; Ein jeder vernünftiger Leſer wird bald merken und überlegen können, ob er dem Original nachahmen ſoll; oder ob ich, wie S. 51-54. die Schilderung nur gegeben habe, um ſich dafür zu hüten, und das lächerliche und anſtößige zu zeigen.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich noch bemerken, wie ſchwer es einem Deutſchen, und inſonderheit einem Niederſachſen falle, in ſeiner Mutterſprache zierlich und ohne Fehler zu ſchreiben, da wir in der Jugend nicht angewieſen werden, die Sprache regelmäßig zu lernen; wodurch uns denn zu Zeiten ganz unrichtige Provincial-Ausdrücke und Redensarten zur Gewohnheit werden.

Ich erbitte mir deswegen bey ſtrengen Kunſtrichtern Nachſicht, wenn ſie hin und wieder, aller meiner angewandten Sorgfalt ohngeachtet, Sprachfehler, oder Stellen, wo ich mich nicht deutlich genug ausgedruckt habe, antreffen; Ich erinnere mich unter andern, daß irgendwo

gendwo die Redensart gebraucht habe, welche vielleicht vielen meiner Leſer unverſtändlich ſeyn wird; „einen um das Geld beſchneutzen„ welches ſo viel heißen ſoll, als das Geld auf eine ſchlechte Art aus der Taſche locken.

Mit aller Vorſicht habe zu vermeiden geſucht, daß ich andre, welche anders denken, wie ich, niemals getadelt oder widerlegt habe.

Mir iſt genug geweſen, einen zuſammenhangenden Plan zu geben, wie ein jeder aufrichtiger Patriot zu Beforderung des gemeinen Beſten, der Ordnung im Ganzen gemäß, mithin zu ſeiner eigenen Beruhigung ſeine Handlungen einrichten ſoll. Zu Zeiten habe ich die Folgen zeigen müſſen, welche ich alsdenn befürchte, wenn wir Menſchen nach einem andern Syſtem handeln würden.

Sollte es ja einige geben, welche in einigen Sätzen von mir abweichen, ſo hoffe ich, ſie werden eine gleiche Nachſicht gegen mich gebrauchen, und als ſehr gleichgültig anſehen, ob jemand neben ihnen exiſtirt, welcher anders denkt als ſie. Können ſie aber zu ſicherer Beförderung des gemeinen Beſten ein beßres Syſtem geben, ſo werden ſie ſich das ganze Publicum dadurch verbindlich machen, und ihre Abſicht, ſo wie ich, ohne Wiederlegung eines dritten, erreichen können.

Nach dieſen voraus geſchickten allgemeinen Erinnerungen werde ich noch einige Anmerkungen bey jeder Abtheilung insbeſondere beyfügen.

Nachdem ich zuvorderſt kurz erklärt habe, wohin meine Abſicht gehe; ſo habe in der zwoten Abtheilung vor allen Dingen zeigen müſſen, wie wir zu unſer ſelbſt Erkenntniß gelangen und unſer Herz beſſern ſollen. Mögte doch mein Vortrag lebhaft genug ſeyn, um einen jeden Leſer zu überzeugen, wie nöthig es ſey, unſre Handlungen zu Beforderung der Ordnung im Ganzen einzurichten, S. 24, und was für eine Beruhigung es giebt, wenn unſer Gewiſſen uns keine unrechte Handlung vorhalten kann. S. 17-19.

Ich zeige S. 28, worin eine wahre Frömmigkeit und Gottesfurcht beſtehe, und S. 35, was für Abwege wir zu vermeiden haben.

Die dritte Abtheilung erwegt die Verbindung, worin ein jeder Hausvater mit der ganzen Republik ſteht, und die Pflichten, wozu er gehalten iſt, wenn er den Namen eines Patrioten verdienen will. Unſre Glückſeligkeit und Zufriedenheit beſtehen nicht in einer unumſchränkten Freyheit, alles thun und laſſen zu dürfen, was uns heut oder morgen einfällt, ſondern vielmehr alle Handlungen einer gewiſſen beliebten Ordnung gemäß einzurichten, ſo

daß

daß ein jeder ſich mit allen Kräften zu Erhaltung des allgemeinen Endzwecks beeifert.

Wenn ich bey dieſer Gelegenheit S. 117 eine Verbeſſerung der geringen Landſchulen angerathen habe, ſo muß noch aus der Vorrede zu des Osbecks Reiſe nach China S. XXII anführen, daß die Chineſer, deren weiſe Einrichtungen uns in mehrern Stücken zur Nachfolge dienen können, ihre Kinder von Jugend auf nebſt einem unvernünftigen Götzendienſt zu allerförderſt in der Sittenlehre und der Haushaltung unterrichten.

Die vierte Abtheilung unterweiſet, wie ein Patriot ſich bey beſondern Vorfällen in die Zeit ſchicken und eine politiſche Klugheit anwenden ſoll; indem es nicht allemal genug iſt, daß wir unter dem Character eines ehrlichen Mannes nur immer gerade ausgehen, und unſerm Sinne ſchlechterdings folgen wollen. Eine rechte Ueberlegung dieſer Art, und ein geſchwinder vorſichtiger Entſchluß hebt manchen empor und befördert ſein Glück.

Die wiederholte Aufmunterung, ſich mehr auf die Handlung zu legen, S. 105, 127, kann nicht nachdrücklich genug eingeſchärft werden: Es beruhet nur darauf, was vor Mittel man anwenden ſoll, um die Handlung allgemein zu machen, ſo daß Perſonen von Stande einen wahren Vortheil dabey ſehen.

Da viele Menſchen ſich durch eine angenommene Strenge oder Härte groß oder verdient zu machen ſuchen, ſo habe ich in der fünften Abtheilung aus einander geſetzt, in wie weit eine Strenge zuläßig ſey?

Da ich ſehr für die Gelindigkeit bin, die mehrſten Menſchen aber ein Vergnügen darin ſuchen und finden, wenn ſie andre plagen, ſo wird ſich mein Vortrag wol eben keinen großen Beyfall verſprechen dürfen.

Ce Roi que vous appellez grand, comment eſt il plus grand que moi, à moins qu'il ne ſoit plus juſte; Heißt es beym *Plutarque* Ageſilas. Man kann aber gerecht ſeyn, ohne Härte; die Ordnung lieben und befördern, und gleichwol mitleidig bleiben.

Wir glauben, daß keine Geſetze von Nachdruck ſind, wenn ſie nicht zugleich ſtarke Strafen ſetzen; die gelinden Geſetze ohne alle beygefügte Strafen ſcheinen ſich aber am mehrſten zu empfehlen. Denn ſieht und erkennt ein Patriot den Nutzen und die Nothwendigkeit eines Geſetzes, ſo wird er ſolches, ohne alle Strafe und Zwang zu befolgen geneigt ſeyn; Empfiehlt ſich aber ein Geſetz nicht ſelbſt, ſo machen auch die Strafen es ſchwerlich befolgen.

Ich muß hier eine Stelle aus den Voyages d'un Philoſophe, ou Obſervations ſur les meurs

et

et ſur les arts des peuples de l'Afrique, de l'Aſie et de l'Amerique anführen.

„ Ihr ſehet„ ſagt der Verfaſſer, „ zu Pe„ kin den allermächtigſten unter den Sterbli„ chen auf ſeinem Thron ſitzend, und neben ihm „ die Vernunft: Er befiehlt nicht, er unter„ richtet; Seine Worte ſind keine ſtrenge Ge„ ſetze; Es ſind Lehren der Gerechtigkeit und „ Klugheit. Er wird dadurch der mächtigſte „ unter den Menſchen, weil er über die Her„ zen der allerzahlreichſten Geſellſchaft, welche „ die Welt je geſehen hat, herrſchet, und die „ er als ſeine Hausgenoſſen anſieht. Er iſt „ der Glücklichſte unter den Monarchen, da er „ täglich des nicht zu vergleichenden Vergnü„ gens genießt, den größten Haufen der Men„ ſchen glücklich zu machen. „

In einer andern Reiſebeſchreibung erinnere ich mich geleſen zu haben, daß gewiſſe Wilde in America ſehr empfindlich auf das ihnen von andern zugefügte Unrecht ſind, und ſich zu Zeiten lange nachher erſt rächen, alſo um deſto gefährlicher ſind, da ſie die Rache ohne alle Gefahr, und ohne ſich einer Verantwortung auszuſetzen, ausüben können, und verſchiedene Arten von feinem Gift haben, welche den Tod unvermeidlich nach ſich ziehen.

Es wird aber dabey die Anmerkung gemacht, daß man gar ſelten höre, daß dergleichen Rache wirklich ausgeübt werde.

Bey uns, die wir uns gegen jene geſittet nennen, iſt die Selbſtrache auf das ſtrengſte verboten, und dennoch hört man zum öftern, daß der Beleidigte, auch wenn er ohne Urſache ſich nur beleidigt zu ſeyn glaubt, ſich ſelber gerächt und in einen Zweykampf eingelaſſen habe, wobey er ſelber auf eine oder andre Art das Leben zu verlieren Gefahr lauft.

In der ſechſten Abtheilung ſtelle ich den Hausvater unter dem liebenswürdigen Character eines Menſchenfreundes dar, und es werden die Pflichten, wozu er in dieſem Betrachte verbunden iſt, erwogen.

Wenn S. 182 die Frage aufgeworfen wird, in wie weit es recht ſey, den Armen mitzutheilen? ſo erinnere ich mich einer Regel von den alten Römern: Potius expedit, inertes fame perire, quam in ignauia fouere. Man ſoll lieber Leute, die ſich nicht beſchäftigen wollen, Hungers ſterben laſſen, als vorſetzliche Faullenzer im Müßiggange ſtärken.

Daher iſt es zu entſchuldigen, wenn wir gegen ſolche, welche durch eine Art von Induſtrie unſre Freygebigkeit erwecken, S. 184, mildthätiger ſind, als gegen wahre Arme.

In

In der ſiebenden Abtheilung habe ich einen Verſuch gemacht, die ſo zweifelhafte Lehre von dem Umlaufe des Geldes in ein Licht zu ſetzen.

Ich bin bewogen worden, dieſe Materie etwas weitläuftiger abzuhandeln, weil eben jetzo in ganz Deutſchland allgemeine Klagen über den zunehmenden Geldmangel geführet werden, und ein jeder Landwirth dadurch gedruckt wird, alſo billig überleget, ob und was er zu Abwendung dieſes Uebels beytragen kann?

An der andern Seite ſcheint unbegreiflich und widerſprechend zu ſeyn, wie man jetzo über Geldmangel klagen könne, da der Krieg eben zu Ende iſt, welcher ſo viele Millionen in den Umlauf gebracht hat, die vorhin nicht darin waren, wovon England und Frankreich in vorigen Zeiten den größten Theil nach und nach von uns an ſich gezogen hatten, den ſie nun zurück geben müſſen.

Hiezu tritt bey mir der beſondre Umſtand ein, daß mich das mir aufgetragene Amt verbindet, darüber mit zu berathſchlagen und Vorſchläge zu thun, was zum Beſten des Landes und zu Beförderung des Umlaufes vom Gelde etwa für Vorkehrungen zu machen, und erſprießliches einzurichten ſey, und daß ſich bey dieſer Gelegenheit meine Meinung nicht alle-

mal mit den Sätzen anderer vereinbaren laſſen will.

Da nun dem gemeinen Beſten ſo gar viel daran gelegen iſt, ob die Mittel, die man um ein Uebel zu heben vorkehret, ſolches auch aus dem Grunde heilen werden, oder ob zu befürchten ſey, daß das Uebel dadurch noch ſchlimmer, oder verwirrter, oder mehr eingewurzelt, oder gar die Thür zu noch gröſſern Uebeln geöffnet werde könne? So habe zu meiner eignen Beruhigung und Ueberzeugung meine Sätze und Gründe auseinander geſetzt, um die Meinung anderer zu hören, und damit man mir deſto leichter, wenn ich irren ſollte, meine Fehler zeigen könne.

Wären meine Urtheile gegründet, ſo müßte ich ſolche als Patriot und nach meiner Pflicht mit allem Ernſte und Eifer zu Beförderung des gemeinen Beſten durchſetzen, auch andre davon zu überzeugen trachten, nicht weniger ſolche auch in der Folge bey allen Gutachten und Entſchlüſſen zum Grunde legen: ſ. S. 68. Habe ich aber unrecht, ſo würde es zwar ziemlich gleichgültig und unerheblich ſeyn, wenn ich als ein einzelner Mann irrte, oder einen heterodoxen Satz behauptete; ich würde mich aber ſodann dem Staate verantwortlich machen, wenn einen ihm nachtheiligen Satz be-

behaup-

haupten, und vielleicht durch Scheingründe auch andre mir beyzupflichten verleiten wollte.

Je mehr mir überhaupt die Beförderung des gemeinen Beſten am Herzen liegt, mit deſto verbindlicherm Danke werde ich erkennen, wenn mich jemand freundſchaftlich belehren will, falls ich etwas behauptet habe, wodurch im Groſſen bedenkliche Folgen veranlaſſet werden können.

Gleiche Bewandniß hat es mit demjenigen, was ich S. 100-104. 109. 272. von dem Lüxe geſagt habe; ich behaupte nichts als unumſtößlich erwieſene Wahrheiten, ſondern zergliedere nur die Gründe, welche mich einen Satz als wahrſcheinlich annehmen machen.

Ich bin meiner Seits weit vom Lüxe entfernt, tadle ihn aber bey andern nicht, und ſehe keinen Grund, warum man auf deſſen Einſchränkung antragen ſoll. Wenn gleich einer oder der andre zu ſeinem oder anderm Nachtheil den Lüxe zu weit treibet.

Ich leſe eben in dem erſten Stücke des *Nouvelliſte Suiſſe* de 1769. p. 61. Des reflexions ſur les Loix ſomptuaires, par un Citoyen de Genève.

Es wird darin gezeigt, wie bedenklich die Leges ſumtuariæ ſind, und wie gefährlich es ſey, einen falſchen Grundſatz anzunehmen, und daraus verkehrte Mittel herzuleiten, wel-

che man, um einem Uebel abzuhelfen, anwendet; die aber, weit gefehlt, daß ſie dem Uebel helfen ſollten, nichts weiter thun, als es zu unterhalten, zu vermehren, und wohl gar noch gröſſere Uebel hervor zu bringen.

Man will, um zu verhüten, daß nicht einer oder andrer von ſeinem Vermögen einen üblen Gebrauch mache, ſich zum Hofmeiſter aller Familien aufwerfen, und ihnen vorſchreiben, was ſie thun und laſſen ſollen.

Diejenigen, welche andern gebieten, werden dadurch hochmüthig, und glauben ſich ſo viel mehr über die übrigen erhoben; die übrigen, welche auf dieſe Weiſe zurückgeſetzt werden, werden nur erbittert, und ſuchen doch ſich heimlich aufzulehnen. Der Verfaſſer dieſer Reflexionen räth dannenhero, dem Lüxe zwar ſeinen Lauf zu laſſen, hingegen zu verordnen, daß alle zum Lüxe einigermaaſſen zu rechnende Dinge gleich baar bezahlt werden müßten, und niemalen in Borg aufgenommen werden dürften; ſo daß, wenn ein Kaufmann von ſolchen Waaren, die zum Lüxe gehörten, etwas verborgen würde, er niemalen darüber Klage erheben dürfte. Eben auf die nemliche Weiſe, wie die Geſetze verbieten, einem Minorennen etwas zu borgen.

Eine ſolche Einrichtung ſcheint ſo übel nicht zu ſeyn, ob ſie gleich eben nicht von groſſem

Nutzen

Nutzen ſeyn würde. Sie würde wenigſtens verhüten, daß die Kaufleute uns die entbehrlichen Stücke nicht ſo aufdringen dürften, und mancher würde ſich lange bedenken, ehe er etwas einkaufte, wenn er es gleich baar bezahlen müßte. Die Kaufleute könnten auch die Waaren wohlfeiler geben, wenn ſie ihr ausgelegtes Geld bald zurück erhalten, und von neuen anderweitig anwenden können.

Ob eine Kleiderordnung zur Aufnahme des Landes gereichen mögte? iſt S. 277. beſonders geprüft worden, weil hier dergleichen fehlet, und ich ſchon mehrmalen das Urtheil gehört habe, daß ein Patriote billig der gar zu ſehr Ueberhand nehmenden Ueppigkeit in Kleidungen durch eine Einſchränkung Einhalt zu thun in Vorſchlag bringen müßte, ja man hat es mir wol verdacht, wenn ich mich dagegen erklärt habe. Ich trage alſo keine Scheu, die Gründe öffentlich vorzulegen, welche mich bewogen haben, bisher davon abzurathen, und in Betracht deren ich noch ferner für die Freyheit ſeyn werde, ſo lange bis man mich durch triftigere Gründe von dem Gegentheile überzeuget.

Man pflegt gemeiniglich wohlfeile Kornpreiſe als ein Glück für ein Land anzuſehen, und alles anzuwenden, um theure Preiſe zu verhüten. Ja ich erinnre mich, daß in Caſſel

vor einigen Jahren als eine Preisfrage auf-
gegeben ward, wie jederzeit gleich wohlfeile
Preiſe erhalten werden könnten? Jetzt klagt
man in ganz Deutſchland über wohlfeile Preiſe,
und über den zugleich ſchlafenden Kornhandel,
und daraus folgenden Geldmangel. Ich müßte
mich ſehr irren, ſonſten iſt klar zu erweiſen, daß
dergleichen wohlfeile Preiſe und Stillſtand im
Handel und Wandel, wie wir jetzt haben, als
ein wahres Unglück und Verluſt für ein Land
anzuſehen ſind. Da aber die gegenwärtigen
Vorfälle mehrern vielleicht Gelegenheit geben
werden, Anmerkungen zu machen, und dieſe
Frage weiter abzuhandeln, ſo habe S. 233
und 254 nur kurz die Gründe angeführt, wel-
che man in andern von der Handlung geſchrie-
benen Werken weiter ausgeführt leſen kann.

Zu Erläuterung dieſer ſo ſehr in Zweifel
gezogenen Frage mag es mir erlaubt ſeyn, hier
nur eine Berechnung einzuſchalten.

Ich ſetze den Fall, daß ein Pächter, der
eine Pacht annimmt, nach gemachtem Ueber-
ſchlage, und alle anzuwendende Koſten vorher
abgezogen, 1600 Himten Korn übrig behält,
wovon er das Pachtgeld bezahlen kann. Er
pachtet zu einer Zeit, da das Korn 27 mgr.
gilt, er alſo daraus 1200 Rthl. löſen kann;
Er überſchlägt, daß der Preis im folgenden
Jahr

Jahr aber etwas fallen und nur auf 24 mgr. kommen mögte; da er alsdenn doch noch 1066 Rthl. 24 mgr. löſen kann, ſo lobt er 1000 Rthl. zum Pachtgelde aus, in der Hoffnung, im erſten Jahr 200, und im folgenden, wo nicht eben ſo viel, doch wenigſtens 66 Rthl. 24 mgr. baaren Vortheil zu haben.

Jetzt fallen die Preiſe unvermuthet, und ihm werden im erſten Jahr 21 mgr. geboten; er würde alſo nur 933 Rthl. 12 mgr. löſen, mithin ſchon 66 Rthl. 24 mgr. zuſchießen müſſen. Er weigert ſich, dafür das Korn wegzugeben, und leihet lieber ein Capital zu Bezahlung des Pachtgeldes auf, in der Zuverſicht, daß im folgenden Jahr die vorigen theurern Preiſe wieder eintreten werden.

Uebers Jahr bietet man ihm für die nun zweyjährige Ernte 15 mgr. Er würde alſo überhaupt nur 1333 Rthl. 12 mgr. löſen, ſtatt daß er wenigſtens auf 2400 Rthl. gerechnet hatte. Er lacht darüber, da er Credit genug hat, das Pachtgeld abermals aufgeliehen zu erhalten, und da er bey der geweſenen ſchlechten Ernte, und weil viel Korn nach England, Frankreich und Italien geführt wird, voraus ſehen will, daß die Preiſe binnen einem Jahre bis auf 1 Rthl. kommen würden.

Im

Im dritten Jahr müßte er nun billig löſen:

Das Pachtgeld vom erſten Jahr zu	1000	Rthl.
Das Pachtgeld vom zweyten Jahr	1000	=
Zinſen auf den Vorſchuß vom vorigen Jahre =	50	=
Das Pachtgeld vom dritten Jahr	1000	=
Zinſen auf den Vorſchuß vom erſten Jahr =	50	=
Desgleichen vom zweyten =	50	=
Und auf die vorigjährige Zinſe =	$2\frac{1}{2}$	=
An Bodenmiethe, weil er den Vorrath in ſeinen Gebäuden nicht laſſen können, auch Umſtecherlohn = =	$57\frac{1}{2}$	=
Der dreyjährige Profit, wozu er ſich für die übernommene Gefahr Hoffnung macht, würde nach dem erſten Anſchlage 600 Rthl. gebracht haben, wovon nur die Hälfte anrechnen will mit =	300	=
Ueberhaupt	3510	Rthl.

Statt deſſen hat er durch Mauſefraß, durch Eintrocknen, durchs Hin- und Wiedertragen, und vielleicht durch Unachtſamkeit ſeiner Leute, an dem alten Vorrath einen Bodenverluſt von 200 Himten.

Im letzten Jahre hat er eine ſchlechte abſchlägige Ernte gehabt, und behält zum Verkaufen

kaufen nur 1400 Himten übrig; ſein ganzer Vorrath beſteht alſo aus 4400 Himten. Er muß ſolchemnach, wenn er einigen Vortheil bey der Pacht haben ſoll, jetzt für jeden Himten ſchon 28 bis 29 mgr. löſen; ja wenn er auch nur ohne Schaden bleiben, und ſeinem gehofften Vortheil von 600 Rthlr. ganz entſagen will, doch 27 mgr. haben.

Man bietet ihm ſtatt deſſen 18 mgr., und er muß, da es ihm an Geld und Bodenraum fehlt, er auch keine Hoffnung zu einem theurern Preiſe ſieht, den Vorrath dafür weggeben. Er löſet alſo nur baar 2200 Rthl. und hat, ſeinen gehofften Gewinſt von 600 Rthl. abgerechnet, einen wirklichen Verluſt von 1010 Rthl., welche er baar zuſchießen muß; oder vielmehr, er bleibt von denen vorhin aufgenommenen Summen ſo viel ſchuldig, welches er auch noch künftig zu verzinſen hat.

Hätte er dagegen bey der Pacht jährlich ſeiner Hoffnung gemäß 200 Rthl. Vortheil gehabt, ſo hätte er ſolche gleich wieder an ſeinem Ort an Handwerker, Taglöhner und ſo weiter ausgegeben: Sie wären nach dem erſten Fall §. 90 bald weiter aus einer Hand in die andre gegangen, und hätten den Unterhalt von vielleicht hundert und mehr Familien befördert, welche jetzt alle durch den Abgang leiden.

Ein

Ein gleiches gilt auf alle, ſo Güter haben, deren Einnahme in Korn beſteht. Man hat einmal ſeinen Ueberſchlag gemacht auf eine gewiſſe Einnahme, und das mehrſte iſt ſchon voraus beſtimmt; bleibt die Einnahme zurück, ſo tritt der §. 149 erwehnte Fall ein.

Mit allen Ackersleuten und Bauren hat es faſt gleiche Bewandniß: Sie müſſen ihren ſtets ſich gleich bleibenden Zins, ihre Gefälle, ihre Abgaben aus dem Korn oder aus dem Vieh löſen. Wohlfeile Kornpreiſe machen auch das Vieh wohlfeil. Wenn ſie von beyden das zu erübrigende wohlfeil und unter dem Preis losſchlagen müſſen, ſo erhalten ſie noch nicht ſo viel, wie ſie abzutragen haben. Sie ſind alſo ſchlimmer daran, wie jener Pächter, weil ſie keinen Vorſchuß thun, und ihr Korn nicht auf beßre Zeiten zurück legen können. Sind hingegen die Preiſe theurer, ſo legen diejenigen, welche mehr löſen, als ſie brauchen, ſolches nicht bey, ſondern bringen es auf andere Weiſe in den Umlauf; diejenigen, welche alſo Korn kaufen müſſen, bezahlen es mit wenigern Bedruck theuer, weil mehr Geld rullirt, mithin ihnen nicht ſchwer fällt, das zum Ankauf nöthige Geld auf die eine oder andere Art zu erwerben. Bey wohlfeilen Preiſen hingegen, da keiner etwas verdient und erübrigt, kann ihnen auch Niemand etwas zu löſen geben,

ben, und auch nur das wohlfeile zu bezahlen, drückt ſodann mehr, und macht die Armuth größer.

Jeder Ackersmann iſt als ein Fabricant anzuſehen, kann er ſeine Waaren theuer anbringen, ſo verzehrt er mehr, und kann andre neben ſich ſubſiſtiren machen, fallen ſeine Waaren im Preiſe, ſo geht er ſelber zu Grunde, und andre, welche von ihm leben müſſen, werden auch arm.

Eine andre mich vornemlich bey meinem Amte intereſſirende zweifelhafte Frage, von der beſten Art öffentlicher Anlagen, habe S. 240 und 253 erwogen; Ich habe mir darüber bereits im dritten Theil S. 222 das Urtheil anderer ausgebeten, und um mich zu rechtfertigen, daß mehrere mir beypflichten, ſey es mir erlaubt, eine mir merkwürdig geſchienene Stelle aus dem *Beliſaire* anzuführen.

„ Tant que l'impôt ſera multiplié, vague, „ et compliqué, comme il eſt, la regie quoique l'on faſſe, en ſera trouble et frauduleuſe; „ il faut donc le ſimplifier. Que la Loi qui „ le reglera ſoit préciſe et inalterable; que le „ tribut lui même, ce beſoin de l'Etat, ſoit „ égal, aiſé, naturel; qu'il ſoit un, qu'il ſoit „ appliqué à des biens réels et ſolides, réglé „ par leur valeur, et le même par tout. Le

„ tribut

„ tribut par exemple que l'heureuſe Sicile a)
„ payoit avec joie aux Romains; celui dont la
„ douceur fit adorer Céſar dans les Provinces
„ de l'Aſie. b) La fraude n'aura plus à ſe re-
„ fugier dans un dedale tenebreux d'Edits ab-
„ ſurdes et bizarres. c) L'Evidence même
„ du droit en marquera les limites; et en ceſ-
„ ſant d'être arbitraire, il ceſſera d'être odieux.„

Die achte und letzte Abtheilung ſoll einige Regeln beſtimmen, wie wir unſre Ausgaben einzurichten, und darunter eine Ordnung zu beobachten haben. Ich habe dabey nichts neues zu ſagen gewußt.

In dem künftigen Stücke werde mich weiter bemühen, andre nützliche im gemeinen Leben ihre Anwendung findende Materien abzuhandeln.

Hannover, auf Oſtern 1769.

a) Omnis ager Siciliæ decumanus.

b) Pro omni copia vel inopia vberius vel anguſtius vectigal exactum eſt.

c) Les Empereurs avoient mis des impôts ſur l'urine, la pouſſiere, les ordures, cadavres, la fumée, l'air, l'ombre et *quæ alia*, dit *Tacite*, *exactionibus illicitis nomina publicani inuenerant*.

Otto von Münchhauſen.

Der
Hausvater
in ſeiner Wirthſchaft.

Erſte Abtheilung.

Einleitung.

J'aurai au moins l'honneur de l'avoir entrepris.

La Fontaine.

§. 1.

Man kann einen jeden Hausvater aus einem dreyfachen Geſichtspunkte betrachten. 1) Wenn ihm die Verwaltung eines aufgetragenen Amtes oblieget; 2) Wenn er eigene Güter zu verwalten hat; 3) Wenn er ſich nunmehro ſelbſt gelaſſen iſt.

Auf den erſten Fall laſſen ſich keine allgemeine Regeln weiter geben, als daß ein jeder die Pflichten auf das genaueſte und als ein ehrlicher Mann ausüben muß, welche die Natur des ihm aufgetragenen Amts erfordert, ſo, daß er von ſeinem Betragen zu jederzeit Gott und einem jedweden Rechenſchaft geben könne.

Worauf ein Hausvater 2) bey Verwaltung ſeiner Güter zu ſehen hat, davon handelte vornemlich der erſte und dritte Theil.

 Jetzt

Jetzt habe ich mir vorgenommen, abzuhandeln, was 3) ein jeder, wenn er ſich blos ſelbſt gelaſſen iſt, zu beobachten habe.

§. 2.

Ich nenne einen Menſchen ſich ſelbſt gelaſſen, independant, (§. 1) in ſo weit er in ſeinen Handlungen Niemanden als ſein eigenes Gewiſſen zum Richter erkennet, (§. 13) und den ganzen Umfang, worin ſich ein Hausvater in dieſem Betrachte befindet, ſeine Wirthſchaft, Ménage.

Wem ein Amt anvertrauet worden, der muß ſich richten, theils nach der Perſon und nach der Denkungsart desjenigen, der ihm ſolches aufgetragen hat; theils nach der Natur derer nach Beſchaffenheit des Amts ihm obliegenden Geſchäfte; theils nach der Denkungsart dererjenigen, mit denen er zu ſchaffen hat.

Wer Güter zu adminiſtriren hat, ſoll darauf achten, wie ſolche gehörig im Stande erhalten, und ſo gut wie möglich genutzt werden. In den übrigen zur kleinen Wirthſchaft gehörenden Stücken ſieht ſich aber ein Hausvater als unabhängig an; Er ſchreibt ſich ſelber blos die Regeln vor, wie er ſolche einrichten will; Ein jeder folget darunter ſeiner Denkungsart und Gemächlichkeit; und ſo manche Privatwirthſchaft, ſo manche unterſchiedene Einrichtung. Ich werde alſo verſuchen, in wie weit ſich einige allgemeine Grundſätze beſtimmen laſſen, welche billig ein jeder Hauswirth befolgen, und wornach er die Anwendung auf die übrige einzelne Fälle machen muß.

§. 3.

§. 3.

Ein Menſch mag ſich ſo frey und unabhängig, wie immer möglich, anſehen, ſo muß er doch ſeine Handlungen allemal nach gewiſſen Regeln einrichten.

Wenn wir auch unſern natürlichen Trieben und unſerer Eigenliebe ſchlechterdings folgen, und uns über alles erheben, ſo bleibet unſere Abſicht doch, daß wir des Lebens mit mehrerer Gemächlichkeit genieſſen, und uns unſere Tage ſo angenehm wie möglich machen wollen; dies kann nicht geſchehen, ohne uns die Nebenmenſchen, mit denen wir zu thuu haben, zu verbinden, und ſolche mit in unſer Intereſſe zu bringen; es beruhet alſo darauf, was für Maasregeln wir dabey beobachten ſollen. Indem wir unſern Endzweck ganz verfehlen würden, wenn wir blos unſern ſinnlichen Begierden nachhangen, und ein jeder vor ſich in den Tag hinein leben wollte, woraus alsdenn ein hobbeſianiſcher Staat, nemlich ein allgemeiner Krieg, Bellum omnium aduerſus omnes, entſtehen würde.

§. 4.

Dieſemnach wird billig eine Anweiſung erfordert, was für eine Denkungsart und Syſtem wir überhaupt annehmen ſollen, um unſere Handlungen darnach einzurichten. (§. 3.)

Ein Menſch, wenn er ſicher gehen will, muß nach einem gewiſſen Syſtem handeln; dieſes Syſtem bildet ſich ein jeder nach ſeinem Temperament und nach ſeinen Umſtänden, und dies nennen wir den Character eines Menſchen. Sobald nun ein Menſch ſyſtematiſch und ſeinem Character gemäß zu Werke

gehet, und ich kenne ſeinen Character, ſo kann man allemal mit ihm fertig werden. Wenn man nur einen Geitzigen als geitzig; einen Verſchwender als üblen Wirth; einen Ehrgeitzigen als ſtolz betrachtet. Ein jeder muß aber ſeinen Character auch wiederum nach gewiſſen Regeln ſo mäßigen, daß bey denen gar unterſchiedenen und mannigfaltigen Characteren der Menſchen dennoch am Ende eine überein paſſende Vermiſchung herauskomme: dies nenne ich, ein jeder Menſch muß fromm ſeyn, und hievon wird die nächſte Abtheilung handeln.

§. 5.

Obgleich ein jeder Menſch ſich gern als den Vornehmſten anſiehet, und dahin es zu bringen ſich bemühet, daß viele ſich nach ihm richten und von ihm abhangen ſollen, ſo braucht es gleichwol nicht viel Erfahrung, um ſich zu überzeugen, daß man ſich zugleich als Mitglied einer ganzen Geſellſchaft betrachten, und in allen Handlungen ſich nach ſeinen Mitbürgern bequemen müſſe.

Viele, ſich in eine Geſellſchaft einlaſſende, Menſchen wünſchen, ein geruhiges und angenehmes Leben neben einander zu führen, (§. 3) dies kann nicht geſchehen, wenn nicht ein jeder das Seinige zur Bequemlichkeit der übrigen beyträgt, oder patriotiſch denket, und hievon wird die dritte Abtheilung handeln.

§. 6.

Wenn nun ein jeder erſt überhaupt fromm und patriotiſch denken gelernet hat, ſo fällt es leichter, die Anwendung auf einzelne Fälle zu machen, und ſich ein Syſtem zu entwerfen, wie er die unterſchiedenen Zweige in ſeiner Wirthſchaft einrichten ſoll.

Ich

Ich befürchte, daß meinen Leſern beym erſten Anblick zum Theil lächerlich fallen werde, wenn ihnen ſage; ſie ſollen ihre kleine Wirthſchaft ſyſtematiſch einrichten. Der eine wird denken, es werde doch artig herauskommen, wenn er ſeine Küche künftig ſyſtematiſch beſtellen und ſyſtematiſche Küchenzettel machen ſolle. Ein anderer wird lächelnd ausrufen: es werde ihm doch fein ſtehen, wenn er einen ſyſtematiſchen, und der Ordnung im Ganzen gemäß zuſammengeſtückten, Rock tragen würde. Ein dritter wird hinzufügen, es ſolle ihm wundern, ob der Hausvater auch wol werde ſyſtematiſch eſſen oder ſchlafen lehren. Gleichwol werde ich von dieſen allen ſyſtematiſch handeln; Verweiſe aber meine Leſer darauf, die Abhandlungen ſelber zu leſen, und alsdenn zu beurtheilen, ob ſie einigen Gebrauch davon machen können, und ob ſie ſelbſt ſo nöthig wie ich finden, nach gewiſſen beſtändigen Grundſätzen ihre Handlungen einzurichten, um nicht in dasjenige zu verfallen, was wir Chimeren nennen; nemlich, wenn wir in gewiſſen Fällen nach willkührlich, ohne Zuſammenhang angenommenen, unrichtigen Sätzen ürtheilen oder verfahren. Meine Abſicht iſt daher nicht ſowol zu zeigen, was ein Hausvater bey jedem einzelnen Fall in ſeiner Wirthſchaft thun und vornehmen ſolle; ſondern ihn nur ſyſtematiſch denken zu lehren, damit er ſich nach ſeinen Umſtänden ſelber einen Plan machen und in allen einzelnen zweifelhaften Fällen mit Gewißheit entſchlieſſen könne.

Quel voyons nous le plus heureux des hommes?
Celui qui fait les rêves les plus beaux.

Les Charmes de l'illuſion.

Zwote Abtheilung.

Der fromme Hausvater.

Modeſte en ſes diſcours & ſimple dans ſes moeurs.
La pieté jamais ne connut ſes fureurs,
Et ſa noble candeur, même quand on l'offenſe,
Aux yeux les plus pervers prouve ſon innocence.

La Place Trag. de Tamerlan.

§. 7.

Ich nenne denjenigen Hausvater fromm, Probus, *L'Homme de bien*, (§. 4) der alle Handlungen mit einer Ueberlegung zu Beforderung der Ordnung im Ganzen vornimmt *).

Zu einer andern Zeit werde ich vielleicht ausführlicher zeigen, daß, wenn wir auf die um uns vorgehende Begebenheiten und Veränderungen Acht geben, alles wie eine Kette aneinander hange; Eine jede Bewegung findet den Grund in den vorhergehenden, und enthält zugleich den Grund zu den folgenden.

Wir Menſchen befördern durch unſere Handlungen neue Bewegungen, und finden, daß, indem wir die

*) Ich nehme hier das Wort fromm in einem etwas weitläuftigern Verſtande als gewöhnlich, und verknüpfe nach dem gegebenen Character gewiſſer Maaſſen damit, was wir ſonſt einen rechtſchaffenen, redlichen, Mann nennen; daher es nicht durch Pius überſetzen können. Jenes Wort hat mir aber zu Ausdrückung meines Begriffs geſchickter geſchienen.

die Handlungen auf die eine Weiſe einrichten, die darauf folgende Veränderungen mehr dem großen Endzweck gemäß ſind, als wenn wir auf eine andere Art handeln würden.

Einige Exempel werden dieſes klärer machen.

Strax erbet ein ſchönes, von ſeinem Vater angefangenes, Haus, wovon den Bau zu vollführen dieſen ein frühzeitiger Tod behindert hat; Jedermann glaubt und hoffet, der Sohn werde das Gebäude vollenden: Man ſagt, es wäre Schade, wenn er nicht das Project des Vaters ausführte, da der Plan untadelhaft und die Handwerker bey einander, die vornehmſten Koſten auch ſchon angewendet wären, und auf dem Gute ein Wohnhaus nicht entbehrt werden kann; der Sohn auch ſelber ſich auf dem Gute einzurichten und zu wohnen gedenket. Der Sohn kehrt ſich aber an alle Erinnerungen nicht; er iſt noch zu flüchtig, um ernſtliche Betrachtungen anzuſtellen, was zu Beförderung der Ordnung im Ganzen, mithin zu ſeinem Beſten gereichet. Er verreiſet, verſpielet, und verſchwendet das von dem Vater nachgelaſſene und zum Bau beſtimmete Geld auf eine ſchlechte Weiſe, und ohne ein wahres Vergnügen davon zu haben. Die ſchon angeſchafften Materialien wurden vergriffen und Preis gegeben. Er wendete nicht mal ſo viel an, daß das Dach dicht gemacht wurde; Es regnete aller Orten durch, und wie er nach zehn Jahren endlich zur Erkenntnis kam, war im Hauſe bereits vieles wieder verfaulet, und er mußte tauſend Thaler anwenden, wo er gleich zu Anfang mit ein paar hunderten zukommen können.

Titius erbete von ſeinem Vater ein ſchönes Gut: Er kam eben von Frankreich, und hatte noch die Bil-

der von lauter prächtigen Pallästen im friſchen Gedächtniß. Es kam ihm niederträchtig vor, ein nach der alten Weiſe eingerichtetes Haus zu bewohnen, welches ſchon von Vater, Großvater, und Eltervater bewohnt worden, ob es gleich ſonſt ſtandveſt und zur Haushaltung bequem eingerichtet war. Er ließ ſofort einige der beſten Baumeiſter kommen, und ſich Riſſe und Modelle zu einem neuen Hauſe machen. Der Platz, wo das alte Gebäude geſtanden, war ihm zu enge und nicht bequem genug. Es wurde beſchloſſen, das neue dahin zu ſetzen, wo die Haushaltsgebäude ſtanden, zumalen dieſe auch alt und enge in einander gepreßt waren, und der ganze Hof ein prächtiges Anſehen erhalten mußte, wenn alle Haushaltsgebäude regulär und in einer Symmetrie aufgeführet würden. Titius hatte nicht ſo viel Gedult, lange Ueberſchläge zu machen. Der Platz zum neuen Gebäude mußte gereiniget und der Anfang zum Bau gemacht werden: Jedermann lobte und bewunderte das neue Haus, worin Pracht, Ordnung, Bequemlichkeit, und Schönheit verbunden waren; Ihm wurde geſchmeichelt, wie ein jeder ſeinen Geſchmack und Anordnung lobte; Er ward aufgemuntert, noch hie und da etwas nachzubeſſern und hinzuzuſetzen, um ſeine Freunde noch mehr von ſeinem Verſtande, Einſicht, und Geſchicklichkeit zu überzeugen.

Das Gebäude kam nun unter Dach und Fach, und die zur Wohnung für ihn und ſeine Familie beſtimmte Zimmer waren vollendet. Aber, wie er jetzt den Ueberſchlag macht, koſtete ihm das, größten Theils noch erſt auszubauende, Haus allbereits ſechzig tauſend Thaler, da er ſolches mit zehn tauſend Thaler aufzuführen ſich Hoffnung gemacht; und wollte er

die

die übrigen zum Staat und für Fremde beſtimmte Zimmer ausführen, auch wie er angefangen hatte, und ein ſo prächtiges Gebäude zu erfordern ſchien, mit gehörigen Meublen auszieren, würden noch kaum vierzig tauſend Thaler hingereicht haben.

Jetzt fing er erſt an Ueberlegungen anzuſtellen, und die begangene Thorheit einzuſehen, auf einem, kaum eine Tonne Goldes werthen, Gute, eben ſo viel an ein Wohnhaus zu wenden, welches den Nachfolgern nur zur Laſt gereichte, und, da es im Grunde nicht wohl verwahrt war, allſchon hin und wieder anfing zu ſinken, und anſehnliche Reparationskoſten zu erfordern. Bey dem allen war an die nothwendigen Haushaltsgebäude noch gar nicht gedacht; Es fehlte an dem Nothwendigen; das Vieh hatte keinen Platz; Man konnte wegen Mangel des Raums nicht backen noch brauen, und mußte koſtbares Brod und Bier zukaufen. Titius grämte ſich darüber, und ſtarb aus bloſſem Gram.

Sein Nachbar Mardolfus ſahe den Fehler ein; Er war gezwungen auf ſeinem neu erhandelten Gute, welches die vorigen ſchlechten Wirthe gänzlich verfallen laſſen, neu zu bauen: Er machte alſo bey den Haushaltsgebäuden den Anfang; verſäumte aber gleichwol von den eigentlichen Koſten einen Ueberſchlag zu machen, und ließ ſich durch einen nur ins Große gehenden Baumeiſter verleiten, dieſe Gebäude ſehr groß und prächtig anzufangen; Zum Glück für ſeine Kinder übereilte ihn der Tod, wie er erſt zwey Gebäude vollendet hatte, und auch dieſerwegen hatte er ſich bereits in Schulden ſetzen müßen. Sein älteſter Sohn nahm das Gut an, und hatte mehr Ueberlegung, er konnte aus dem einen, zum Pferdeſtall

beſtimmten, Flügel mit geringen Koſten ein ganz bequemes Wohnhaus machen, und fand für die wenige auf dem Gute zu haltende Pferde den erforderlichen Raum in dem andern, eigentlich dem Kuhvieh angewieſenen, Flügel.

Hortulanus legte einen artigen Garten an, zierte ihn mit einer Menge ſchöner und nützlicher Gewächſe aus, bewunderte darin täglich bey ſeinem Spaziergängen die Schätze der Natur, und fand daran in ſeinen zunehmenden Jahren ein unſchuldiges Vergnügen. Sein ihn beerbender Vetter, welcher ſchon lange von des Oheims Vermögen Meiſter zu ſeyn gewünſcht, und mit Wiederwillen angeſehen hatte, daß dieſer ſo viel auf eine in ſeinen Gedanken unnütze Sache, wie ein ſolcher Garten, verwendete, hatte zugleich gegen dieſen Garten einen Haß geſchöpft; kaum hatte der Oheim die Augen zugethan, ſo wurde ſofort verboten, das mindeſte weiter an den Garten zu wenden, aus Furcht, daß ihm ſo viel entgehen mögte, welches er lieber zu andern unnützen Ausgaben verwenden wollte, die ihm nur Unruhe und kein wahres Vergnügen erweckten. Der gute Gärtner ward, weil er ihm zu koſtbar ſchien, abgeſchafft; arme Leute, welche bishero in dem Garten ihr Tagelohn verdient hatten, waren ohne Brod; der ſchöne Garten verfiel in wenig Jahren, und leiſtete ſo wenig Nutzen als Vergnügen; Es fehlte in der Haushaltung an dem nöthigen Gemüſe, die Bäume trugen nicht weiter Obſt, und jedermann hielt unverantwortlich, ein ſolches Stück eingehen zu laſſen, welches einzurichten, ſo viele Koſten und lange Jahre erfordert hatte, und deſſen Unterhaltung jetzt kaum merkliche Koſten erforderte, welche durch den zu hoffenden Nutzen reichlich erſetzt wurden. Hila=

Hilarius erbte von ſeinem Vater ein anſehnliches Vermögen; Er hatte guten natürlichen Verſtand, und dabey einen friſchen, ſtarken Körper, ſo, daß er dem Vaterlande auf alle Weiſe nützliche Dienſte leiſten können. Statt deſſen verſchwendete er ſeine Mittel liederlicher Weiſe; Er brachte ſeine Zeit nur in ſchlechter liederlicher Geſellſchaft zu, und mattete ſeinen Leib durch allerley übertriebene Ausſchweifungen und durch die ſich zugezogene üble Krankheiten ſo ab, daß er nach einigen Jahren in dem kläglichſten Zuſtande lebte, und da er kaum zu leben anfangen ſollen, auf die traurigſte Art ſein Ende nahm.

Wer auf dergleichen täglich um uns vorfallende Exempel Acht giebt, wird von ſelbſt überzeugt werden, wie ſehr daran gelegen ſey, daß wir unſre Handlungen mit einer Ueberlegung ſo einrichten, daß wir keine widrige Folgen davon befürchten dürfen, vielmehr jedesmal einen gewiſſen Endzweck vor Augen haben, und hoffen können, daß die durch unſre Handlungen veranlaßte Veränderungen der Ordnung gemäß ſeyn werden.

§. 8.

Ich ſage wohlbedächtlich, daß alle Handlungen zu Beförderung der Ordnung im Ganzen abzielen ſollen. (§. 7)

Es iſt nicht genug, wenn wir hie oder da lobenswürdige Handlungen vornehmen; wenn wir in gewiſſen Fällen gewiſſenhaft ſind, bey andern Gelegenheiten uns hingegen ſtrafbar bezeigen, und tadelhaft werden. Z. E. Strenuus iſt ſehr aufmerkſam, bey andern alles Böſe zu tadeln und zu ſtrafen; Er will alle Welt tugendhaft wiſſen; Er verfolget diejenigen

nigen auf das äußerſte, welche in ſeinen Gedanken laſterhaft ſind; Er iſt in allen Handlungen vorſichtig, nichts vorzunehmen, womit er andern anſtößig werden könnte; dabey läßt er es aber bewenden. Er unterläßt das Gute, welches er ſtiften könnte; Was Wohlthun ſey, weiß er nicht; Seine Strenge wird oft zur Härte oder gar zu einer Unbarmherzigkeit und Grauſamkeit. Seine Handlungen beſſern alſo nicht allein nicht, ſondern erbittern und verhärten andere vielmehr.

Titubans begeht heute die lobenswürdigſten Handlungen; Morgen ſäuft er ſich toll und voll, und begeht Thorheiten; Uebermorgen erzählt man von ihm grauſame Handlungen; Niemand erkennet ihn alſo für fromm.

§. 9.

Um aber alle Handlungen nach einem Endzweck einzurichten, wird auch eine Ueberlegung erfordert. (§. 7)

Wir pflegen denjenigen einen guten ehrlichen Mann zu nennen, welcher ſo ſchlecht und recht für ſich weglebt; nichts Böſes eben vornimmt, aber auch weiter nicht bedacht iſt, was Gutes zu ſtiften.

Stax lebt ſtill und eingezogen auf ſeinem Gute; Er nimmt ſein Hausweſen ziemlich in Acht, läßt aber das mehrſte auf ſeine Bediente beruhen, welche den beſten Herrn an ihm haben. Er bekümmert ſich nicht darum, ob er eben von ſeinem Gute alles bekommt, was er davon erhalten ſollte, noch weniger, wie er ſolches hie und da anſehnlich verbeſſern und ſeine Einnahme vermehren könnte.

Er

Er kommt faſt nicht aus dem Hauſe, weil ihm alles, was ihn in ſeiner gewöhnlichen Lebensart ſtöhret, unangenehm iſt; Er ſieht daher nicht einmal gern Gäſte; Erhält er aber Beſuch, ſo iſt er ganz freundlich, wiewol gezwungen; Er erzählt die Heldenthaten von ſeinen Hunden und Pferden; Man muß anhören, wie viel Pferde er in ſeinem Leben gehabt, und an wen, und wie theuer er ein jedes verkauft habe. Jedermann kommt überein, Stax ſey ein guter ehrlicher Mann, und das iſt auch alles.

§. 10.

Sollen wir jetzt alle Handlungen mit einer Ueberlegung zu Beförderung der Ordnung im Ganzen vornehmen: (§. 9) So iſt eben ſo nothwendig zu wiſſen; ſowol, worin dieſe Ordnung im Ganzen beſtehe; als wie wir etwas zu deren Beförderung beytragen können.

Hierin iſt es, worin die mehrſten Menſchen fehlen, und warum ſo viele widerſprechende Handlungen vorfallen.

Ein großer Theil der Menſchen lebt wie ein Stax (§. 9) ſtille vor ſich weg, ohne mal einen Begriff zu haben, was eine Ordnung im Ganzen ſey.

Ein noch größerer Haufen folget blos ſeinen ſinnlichen Begierden, und ſucht nur ſolche zu ſättigen.

Bey andern beſtimmt ihre Eigenliebe und Ehrgeitz alle Handlungen.

Andere, welche in Bedienungen ſtehen, ſind blos bedacht, durch Ausführung der Befehle ihrer Herren, wenn ſie ſolche gleich im Herzen als ungerecht erkennen, ſich in deren Gunſt zu beveſtigen.

Viele

Viele denken nur darauf, ſich einen großen Ruhm zu erwerben, und ihren Namen unſterblich zu machen; Es würde niederträchtig gedacht ſeyn, wenn ſie lange vorher überlegen und prüfen wollten, ob ſie ſich ſolches durch erlaubte Mittel erkaufen. Gelehrte grübeln oft ihre ganze Lebenszeit auf theoretiſche, am Ende nicht beſſernde noch erbauende Wahrheiten.

Ich nenne einen ſolchen Unterricht, wie wir durch unſre Handlungen die Ordnung im Ganzen befördern ſollen, das Recht der Natur. Wir haben nemlich gewiſſe ſinnliche Begierden und Neigungen mit andern Thieren gemein. Wir haben aber eine Eigenliebe voraus, nach welcher wir die Ordnung in der Kette derer uns angehenden Veränderungen ſo eingerichtet wünſchen, wie wir es für uns ſelbſt am beſten glauben. Wir haben ferner eine Ueberlegungskraft, nach welcher wir prüfen können, auf welche Weiſe die Ordnung in der Kette derer auf einander folgenden Abwechſelungen befördert oder geſtöhrt werden dürfte. Wir haben endlich auch einen freyen Willen, um uns ſelbſt zu beſtimmen, in wie weit wir unſern ſinnlichen Begierden blindlings folgen, oder einer Ueberlegung Platz geben, mithin unſere Handlungen ſo einrichten wollen, wie wir es der Ordnung am gemäßeſten halten.

Wollen wir Menſchen uns nun ſelbſt als vernünftige Kreaturen anſehen, und von den unvernünftigen Thieren unterſcheiden, ſo ſind wir verpflichtet, alle Handlungen zu prüfen, und ſo einzurichten, wie wir ſie der Ordnung im Großen gemäß halten, und dieſes um ſo mehr, da blos von dieſer Ordnung unſere wahre Beruhigung und Zufriedenheit abhanget.

§. 11.

§. 11.

Denn wenn wir alles recht erwegen, ſo hanget unſere Zufriedenheit nicht ſowol davon ab, daß alle um uns vorfallende und uns angehende Begebenheiten eben ſo ausfallen, wie wir es wünſchen oder begehren; ſondern vielmehr, daß wir uns in alle Vorfälle zu finden wiſſen.

Jenes, nemlich daß alle Begebenheiten ſo ausfallen ſollten, wie es ein jeder wünſchet, iſt unmöglich, weil unſere Neigungen und Begierden ſo gar unterſchieden und widerſprechend ſind, und nicht alles da iſt, um die Begierden jedes einzelnen Menſchen zu ſättigen; Sondern jeder Menſch iſt da, um etwas zu Beförderung der Ordnung im Ganzen beyzutragen, wenn es auch mit deſſen gröſter Beſchwerde und mit unangenehmen Empfindungen geſchiehet. S. Hausv. III. Theil S. 8. Des Marmontels Beliſaire bildet uns einen ſolchen vortrefflichen Character eines Mannes ab, der bey den gröſten Widerwärtigkeiten ſich in ſeiner innerlichen Zufriedenheit nichts ſtöhren läßt, allemal auf das Ganze ſieht, mithin auch im Unglück groß und beneidens werth bleibt.

§. 12.

Eben ſo wenig iſt es nöthig, daß alle Menſchen überein handeln, wenn ſich nur ein jeder nach ſeinen Umſtänden beſtrebet das ſeinige zu Beförderung der Ordnung im Ganzen beyzutragen, und keine Handlungen ohne Ueberlegung vorzunehmen. (§. 4)

Es beſtehet eben darin eine Vollkommenheit im Ganzen, daß die Rollen ungleich ausgetheilt ſind. Es gehört mit zu der Ordnung, daß die Menſchen

auf verſchiedene Art denken und handeln. Ein jeder muß nach ſeinen Umſtänden bey allen Handlungen einen gewiſſen, auf die Ordnung im Ganzen abzielenden, Endzweck haben, und nichts vornehmen, wodurch er der Ordnuug zuwider handeln, oder dieſelbe gar ſtöhren würde. Gewöhnen wir uns an dergleichen Ueberlegungen, ſo werden wir eher als durch irgend eine andere Vorſtellung und Gründe von üblen Handlungen abgehalten werden. Stellet z. E. jemand, der der Völlerey und Schwelgerey ergeben iſt, ſolche Prüfungen an, ſo wird er finden, daß ſein Endzweck iſt, ſich lange und viel gütlich zu thun, und gewiſſer eingebildeter Vergnügen auf mehrere Jahre zu genieſſen, und daß er alſo zur Zeit ſich des Ueberflußes enthalten müſſe, weil er dadurch ſich entweder einen ſchnellen Tod oder ein ſieches elendes Leben zuzieht.

Kann man einen Menſchen, welcher ſich heßlichen Ausſchweifungen ergeben hat, erſt dahin bringen, daß er Ueberlegungen anſtellet, wie unnütz er die Zeit verſchwendet, da er auf nichts anders denkt, als wie er ſeine Begierde ſättigen könne; daß ſein eingebildetes Vergnügen einen abgematteten ausgemergelten Körper nachläßt; daß er ſich die eckelhafteſten Krankheiten zuzieht; daß er andere Perſonen unglücklich macht; daß er ſich in wenig Jahren in denen Umſtänden ſehen werde, wo er andern ein Eckel, ſich ſelber aber eine Laſt und wol gar ein Greul iſt: So muß er nothwendig überzeugt werden, wie unvernünftig und thöricht ein Menſch handelt, welcher ohne alle Prüfung blos ſeinen ſinnlichen Begierden auf eine mehr denn viehiſche Art mit rechtem Vorſatze nachhanget.

§. 13.

§. 13.

So nöthig es iſt, ſeine Handluhgen zu Beförderung der Ordnung im Ganzen einzurichten, ſo nothwendig iſt es auch, daß wir von Zeit zu Zeit Prüfungen über unſere Handlungen anſtellen, ob wir nemlich dabey bis dahin auf einen gewiſſen Endzweck und auf die Ordnung geſehen haben, und ob die Folgen unſerer Erwartung und der Ordnung gemäß geweſen ſind; Oder aber, ob uns dieſe nicht vielmehr anrathen, unſre Handlungen oder unſre Lebensart künftig zu ändern.

Wir pflegen von einem Menſchen, welcher ohne Ueberlegung handelt, und niemalen auf die Folgen ſiehet, zu ſagen: **Er lebe in den Tag hinein;** Nemlich, er legt einen Tag nach dem andern zurück, ohne ſich zu bekümmern, wie? noch weniger daran zu gedenken, wie die folgenden ſeyn werden? und dies iſt ungefehr, wie ein jedes Vieh auch lebt.

Stellen wir nun eine Prüfung an, und wir müſſen von unſern eigenen Handlungen das Urtheil fällen, daß ſolche der Ordnung im Ganzen nicht gemäß geweſen, ſo erfolgt dasjenige, was wir das Gewiſſen nennen; Wir ſehen nemlich die böſen Folgen, welche wir uns durch unſre Handlungen vorſetzlich zugezogen haben, voraus, oder wir empfinden ſolche wol ſchon gar zu unſerm Misvergnügen. Wir glauben, ein jeder ſehe uns als einen ſchlecht handelnden Menſchen an, und haſſe uns. Sehen wir denn keine Auswege, um die uns in der Ordnung bevorſtehende Folgen zu vermeiden, ſo erfolget ein unruhiges Gewiſſen, die Scham, und endlich gar eine Verzweifelung.

Das Gewiſſen wird nun nie unruhig werden, und wir werden noch weniger in Verzweiflung gerathen, wenn wir uns einmal gewöhnen, unſre Handlungen ſo vorzunehmen, daß allemal ſolche der Ordnung im Ganzen gemäß ſind, wenigſtens daß wir derſelben vorſetzlich nicht zuwider handeln, und wenn wir ja einmal aus Uebereilung, Unvorſichtigkeit, Schwachheit oder Mangel der Einſicht eine Handlung vornehmen, welche unſer Gewiſſen bey angeſtellter Prüfung tadelt, daß wir uns in der Folge für alle dergleichen ähnliche Handlungen deſto ſorgfältiger hüten, und uns mit allem Ernſt beſtreben, den begangenen Fehler auf andere Weiſe zu erſetzen, auch nie weiter aus Thorheit oder Vorſatz gegen die Ordnung zu handeln. Es iſt eine der größten Qualen, wenn wir uns ſelbſt der begangnen Handlungen ſchämen müſſen.

§. 14.

Zween Einwürfe werden mir vermuthlich gemacht werden.

1) Der Menſch ſey zu ſchwach, und ſeine Einſichten wären zu ſehr eingeſchränkt, um die Ordnung im Ganzen zu überſehen.

2) Wenn der Menſch noch ſo ſehr bemüht wäre, die Ordnung zu befördern, ſo entſtünden ſolche Vorfälle, welche wir nicht voraus ſehen können, und die der Ordnung zuwider zu ſeyn ſchienen.

Der erſte Einwurf iſt leicht zu wiederlegen; denn daraus, daß wir uns in unſern Urtheilen leicht betriegen oder fehlen, auch nicht alles überſehen können, folget noch nicht, daß wir deswegen die uns beywohnende Beurtheilungskraft gar nicht anwenden, und uns als vernünftige Menſchen zu bezeigen, aufhören

hören ſollen. Vielmehr ſollen wir dieſe Warnung daraus nehmen, daß wir deſto vorſichtiger in unſern Urtheilen zu Werke gehen, und deſto fleißiger Prüfungen anſtellen, und wenn wir uns einmal einen Plan gemacht haben, ſolchen nicht blindlings befolgen, ſondern von Zeit zu Zeit auf die Folgen Acht haben müſſen, ob unſer Plan auch wirklich der Ordnung gemäß ſey?

Im übrigen bleibt es nach dem zweyten Einwurf allemal andem, daß wir Menſchen die Ordnung nicht ganz überſehen, mithin daß oft ſolche unerwartete Vorfälle eintreten, die der Ordnung zuwider zu ſeyn ſcheinen.

Wir thun aber zu unſerer Beruhigung genug, wenn wir unſre Handlungen ſo einrichten, wie wir ſie der Ordnung gemäß halten, und wenn wir übrigens mit einem Pope glauben, daß alle Vorfälle, zu denen wir nichts beytragen können, und welche nicht von uns abhangen, zur Ordnung im Ganzen gehören. Dieſe beſteht nicht in einer ununterbrochenen, nach unſerer Einſicht, ganz regelmäßigen, Folge der Dinge, ſondern in einer ſteten Abwechslung. Unſre Pflicht iſt, uns nach denen Vorfällen, die um uns vorgehen, zu richten; wir können aber nicht verlangen, daß ſich alles nach uns richten, und ſo ausfallen ſoll, wie es uns gelegen iſt.

Gehen gleich neben uns ſolche Veränderungen vor, die der Ordnung im Anfang zuwider ſcheinen, und ſie gleichwol befördern, ſo dürfen wir deswegen doch nicht vorſetzlich ſolche Handlungen vornehmen, welche wir der Ordnung entgegen erkennen, in der Hoffnung, daß die dadurch entſtehende Verwirrung der

Ordnung gemäß ſeyn werde, oder zu deren Beförderung gereichen könnte.

Zween Hauswirthe hatten allen Fleiß an die Beſtellung ihres Ackers gewandt, und ein Jahr lang Tag und Nacht gequälet, in der Hoffnung, nach der gewöhnlichen Ordnung eine reiche Ernte zu thun; Sie ſahen dazu die gewiſſeſte Hoffnung vor ſich, waren eben im Begriff, die erſtern Früchte ihres Fleißes einzuſammlen, und machten bereits die Berechnung, wie viel ſie davon zu ihrer Haushaltung gebrauchen mögten, und was ſie noch würden verkaufen können. Auf einmal zernichtete ein plötzliches grauſames Hagelwetter ihre ganze Hoffnung, und ſchlug die geſammten Früchte in die Erde. Der erſte, Trepidus, wußte ſich gar nicht zu finden, er glaubte jetzt alles verlohren, hielt ſich für den unglücklichſten Menſchen heulte mit Frau und Kindern den ganzen Tag über den erlittenen Verluſt, klagte ſolchen allen Nachbaren, bat ſolche um Brot, verkaufte ſein Vieh, weil er kein Futter hätte, und begehrte, daß ihm alles, was er andern ſchuldig wäre, nachgelaſſen werden ſollte. Indem er nun ſein Land nicht gehörig beſtellte, ſo gerieth er wirklich in Schulden, und ſein ganzer Hof kam in Verfall, den er nach vielen Jahren mit dem erlittenen Hagelſchlage entſchuldigte.

Der andere, Unverzagt, ging, wie das Hagelwetter kaum vorbey war, mit allen Hausgenoſſen auf das Feld; ſammlete das wenige zurückgebliebene ſorgfältig, und hob es zur Futterung auf, pflügte ſein Land mit Hülfe guter Freunde um, ſäete noch wieder hinein, um ſein Vieh den Winter durch erhalten zu können, ſchränkte ſeine Haushaltung ein. Er fand gute Freunde, die ihm das nöthige Korn vorſtreckten, auch

auch Geld liehen, um die nothwendigſten Ausgaben beſtreiten zu können; die übrigen, welche Geld an ihm zu fordern hatten, bat er, ein Jahr Gedult zu haben. Er blieb in guten Umſtänden, und wußte nach einem Jahre nichts von dem erlittenen Schaden.

Würde man aber nicht einen jeden Hauswirth auslachen, welcher unter dem Vorwande, es mögte ein Hagelwetter ſeine Hoffnung vereiteln, ſein Land unbeſtellt liegen läßt, oder nur auf gerathe wohl beſäet, ohne den gehörigen Fleiß an die Beſtellung zu wenden?

Mutius hatte die oben §. 7 angeführte Exempel gehört; Er ward gezwungen, auf ſeinem Gute ein neues Wohnhaus zu bauen. Er machte alſo genaue Ueberſchläge, wie viel er daran verwenden könnte und wollte; Er erkundigte ſich auf alle mögliche Weiſe nach der wohlfeilſten Art zu bauen, und überlegte mehr als ein Jahr lang, wie er ein bequemes Gebäude aufführen könnte, welches nach ſeinen und des Guts Umſtänden eingerichtet wäre, ſo daß an dem nothwendigen nichts fehlte, und gleichwol kein Stein überflüßig angebracht würde.

Da er ſelber ein Bauverſtändiger war, ſo glückte es ihm, ein Gebäude zu vollenden, welches von allen Kennern der Ordnung, Gemächlichkeit, Schönheit und Zierlichkeit wegen bewundert wurde, und bey welchem die ſtrengſten Richter nichts auszuſetzen wußten.

Kaum hatte er das ſchöne Haus recht bewohnt, als ein liederlicher Bedienter von ihm die Nacht beſoffen zu Hauſe kommt, mit dem Licht unvorſichtig umgeht, und ein Feuer veranlaßt, wodurch dies Meiſterſtück wieder verzehrt wird.

Ein anderer würde hier durch einen ſolchen Verluſt auf das empfindlichſte gerührt ſeyn, und die un-

ſonſt angewandte Koſten und Mühe bedauert haben: Mutius aber behielt ſein geſetztes Weſen, er freuete ſich, daß er mit den Seinigen noch, ohne Schaden zu nehmen, der Gefahr entronnen, und bey dem Schrecken ſo weit gegenwärtig geblieben war, daß er die Papiere, woran ihm gelegen geweſen, zuſammen raffen und retten können, als das einzige, welches er der Gewalt der Flammen entriſſen hatte. Er gedachte nicht weiter an das, was er verlohren hatte, ſondern bedauerte nur ſeine Bediente, denen ihre Haabſeligkeiten verbrannt waren. Inſonderheit bekümmerte ihn der Bediente, welcher den Brand veranlaßt hatte, und darin umgekommen war, deſſen künftiges Schickſal ihn beunruhigte. Er machte ſich Vorwürfe, ob er nicht, wenn er weniger gelinde gegen ihn geweſen, ihn vom Saufen abhalten und den Zufall verhüten können. Er bauete ein neues Haus auf, und war nicht zufrieden, ſolches nach dem vorigen, allgemein gebilligten, Modelle wieder einzurichten, ſondern prüfte ſeinen ganzen Riß nochmals auf das genaueſte, wo etwa noch Fehler und Unvollkommenheiten übrig geweſen, um ſolche bey dem neuen Bau zu beſſern.

Mögten wir uns doch überwinden können, in ähnlichen Fällen gleich großmüthig und edel zu handeln, und uns in alle Vorfälle, die wir nicht vermeiden können, zu ſchicken. Die Regel bleibt alſo allemal: „Zu prüfen, was der Ordnung gemäß ſeyn möge, „und unſre Handlungen darnach einzurichten, niemals „aber mit Gewalt auf unſern Plan zu beſtehen, ſon„dern uns in Umſtände und Zeit zu ſchicken, und „darnach unſern Plan zu ändern,“ und dies iſt,

was

was wir vorſichtig wandeln heißen, oder unſern Wandel vorſichtig einrichten.

§. 15.

Aber, wird man ſagen, es könne im Groſſen nichts helfen, wenn einer allein ſeine Handlungen der Ordnung im Ganzen gemäß einrichte; denn die mehrſten Menſchen lebten in den Tag hinein (§. 13) und wüßten von keiner Ordnung, mithin vereitelten ſolche bald unſern guten Willen und unſre beſten Vorſätze; wir müßten uns alſo nach ſolchen richten.

Wir müſſen uns freylich nach denenienigen Menſchen, die um uns ſind, richten, wie ich in der Folge noch weiter zeigen werde; allein nicht ſo, daß wir, wenn ſie fehlen oder irren, an ihren Fehlern und Irthümern Antheil nehmen, ſondern vielmehr, daß wir uns ſichern, damit uns ſolche nicht ſchaden. Dieſen Endzweck erlangen wir am beſten, wenn wir ſyſtematiſch und der Ordnung gemäß vorſichtig wandeln. (§. 14)

Der größte Haufen fehlt gemeiniglich und handelt gegen die ihm gegebene Vorſchriften und Geſetze, eben weil er ohne Syſtem denket. (§. 4) Daraus folget aber nicht, daß ein jeder ihrem Exempel blindlings folgen, und ſich gleicher Strafen und Verantwortungen ausſetzen ſolle. Vielmehr werden die Exempel anderer uns am beſten zum Nachdenken und zu Erforſchung der Ordnung bewegen können, wenn wir ihre Fehler, und die böſen Folgen, welche ſie ſich dadurch zuziehen, einſehen.

Geſetzt, es wohnte jemand an einem Ort unter lauter zankſüchtigen, unerträglichen Leuten, welche

ſich täglich zanken, ſtreiten und ſchlagen: Soll er deswegen eben ſo zankſüchtig werden, und ſich täglich mit ihnen herumprügeln; oder wird er nicht lieber alle Gemeinſchaft mit ihnen zu vermeiden ſuchen, und ſich hüten, daß er ihnen keine Gelegenheit zum Streit gebe.

Rubicola hat Nachbaren, welche insgeſammt ſchlechte Wirthe ſind, und den Ackerbau nicht verſtehen, mithin davon nicht dasjenige ernten, was der Boden tragen könnte: Soll Rubicola deswegen ſeinen Acker auf gleiche Art beſtellen, oder denkt er nicht lieber, wie er Verbeſſerungen anbringen könne? Er gedenkt nunmehr auf Verbeſſerungen, und macht hie und da neue Einrichtungen; Seine Nachbaren verdrießt es, daß er klüger ſeyn will, als ſie; Sie vereinbaren ſich gegen ihn, ruiniren das Gemachte, und verabreden ſich, daß ſie ihm nicht geſtatten wollen, etwas neues anzufangen. Wird Rubicola, wenn es ihm ein Ernſt iſt, und wenn er erkennet, daß er ſeine Umſtände merklich verbeſſern könne, ſich daran kehren, und ſeinen Nachbaren nachgeben? oder iſt nicht vielmehr ihm zu rathen, daß er nunmehr mit doppeltem Eifer auf Ausführung ſeines, der Ordnung im Ganzen gemäßen, Plans beſtehe, und ſeine Nachbaren dahin bringe, daß ſie ihm darin nicht weiter hindern können? Er thut das letztere; der Vortheil, den er von ſeinen Verbeſſerungen hat, iſt augenſcheinlich; Seine Nachbaren kommen davon ſelber überein, ſchämen ſich, und folgen ihm nach.

So ſoll ein frommer Hausvater in allen Fällen nie durch die Irthümer anderer ſich hinwegreiſſen laſſen, ſondern vielmehr durch ſein, in die Augen leuchtendes, Exempel andere Irrende zu beſſern, und mit

auf

auf den rechten Weg zu leiten trachten, welcher der Ordnung gemäß iſt.

§. 16.

Indem wir erkennen, daß alle um uns vorgehende Veränderungen wie eine Kette an einander hangen, ſo bemerken wir auch, daß keine Bewegung vorgehe oder unterhalten werde, wenn nicht eine wirkende Urſache vorher vorhanden iſt. Sobald wir in einem Körper eine Bewegung wahrnehmen, iſt nothwendig, daß etwas da ſey, welches die Bewegung wirke. Nun nehmen wir den Zuſammenhang nicht allein bey denen neben uns auf unſerer Erdfläche vorgehenden Begebenheiten wahr, ſondern wir erkennen ſie auch im Groſſen durch alle unendliche Weltgebäude, und werden dadurch allgemählig auf den Schluß geführt, daß auch eben ſowol eine Urſache ſeyn müſſe, welche dieſe Bewegung von ſo vielen Körpern von erſtaunlichem Umfange, wirket, erhält, und fortpflanzt, und dieſe Urſache oder dieſes Allerhöchſte Weſen nennen wir GOTT.

Es fällt hier zu weitläuftig, dieſen Beweis für das Daſeyn dieſes allerhöchſten Weſens, welcher meines Bedünkens der ſtärkſte iſt, in ſeiner Stärke vorzutragen; Ich ſetze auch voraus, daß lauter Leſer habe, welche daran nicht zweifeln; Wenigſtens erfordere mit, als eine Eigenſchaft von einem frommen Hausvater, daß er dies allerhöchſte Weſen erkenne und verehre.

§. 17.

Ich erfordere demnach, daß ein frommer Hausvater auch GOTT erkenne; nemlich, daß

er ihn als den Grund aller Bewegungen anſehe, und ihm alle diejenigen Eigenſchaften beylege, welche ſich von dem allerhöchſten Weſen gedenken laſſen.

Wir erlangen eigentlich keine Begriffe, als durch eine in unſern Sinnen gewirkte Empfindung; Eine ſolche Empfindung ſetzet voraus, daß ein Körper eine Bewegung in unſerm Körper gewirkt habe. GOtt aber, als ein unendliches Weſen kann nicht als ein eingeſchränkter Körper von uns empfunden werden. Indem wir nun eine Sache nicht unmittelbar empfinden, ihr Daſeyn aber aus denen folgenden Bewegungen oder aus den Wirkungen erkennen, ſo ſchlieſſen wir nach der Aehnlichkeit von dem Bekannten auf das Unbekannte.

Nun erkennen wir aus denen Handlungen unſers eigenen Körpers, daß etwas von demſelben unterſchiedenes ſeyn müſſe, welches die Bewegungen darin wirket, und welches wir eine Seele nennen: Wir lernen weiter aus der Erfahrung, daß die Seele alle um und neben ihr vorgehende Veränderungen überſehen, und ſich vorſtellen, auch neue Bewegungen wirken, ja gar die Entſtehung neuer Körper beſchlieſſen und veranlaſſen könne, und hieraus ſchlieſſen wir auf die Eigenſchaften des Allerhöchſten Weſens. Wie aber unſere Seele nur eingeſchränkt und unvollkommen iſt, alſo haben wir billig Urſache uns zu hüten, daß wir dasjenige, was bey uns wirklich Schwachheiten ſind, dem Höchſten Weſen nicht als eine Vollkommenheit beylegen.

Wir ſehen z. E. daß Menſchen, wenn ſie von andern gute Handlungen ſehen, ſolche beſonders erkennen

nen und belohnen, und verlangen alſo, daß GOtt unſre oft nur nach einem willkührlichen Zwang und nach ſelbſt angenommenen, der Ordnung im Ganzen vielmehr zuwider laufenden, Regeln eingerichteten vermeintlichen guten Werke beſonders belohnen, ja wol gar andern, denen wir unſre gute Werke abgeben, ſolche zu Gute kommen laſſen ſolle.

Wenn wir andern Menſchen, auf die Fürſprache anderer, oder auf eine bezeugte, oft nur geheuchelte, Reue gleich vergeben, ſo bilden ſich einige ein, daß wenn ſie nur einen Menſchen von ſeinen begangenen Fehlern losſprechen, ſo ſey auch GOtt gezwungen, ſie ihm zu vergeben, oder laſſe ſich wenigſtens durch die Fürbitte eines andern, den wir als Patron annehmen, bewegen, einem an ſich unwürdigen Menſchen zu verzeihen.

Wenn wir gewohnt ſind, beſondere Lieblinge anzunehmen, und für ſolche mehr als für andre zu thun, ja jene ſelbſt zum Nachtheil anderer, die es beſſer verdienen würden, zu begünſtigen, ſo ſcheuen wir uns nicht, GOTT als ein ſolches deſpotiſches Weſen anzuſehen, welches um einen oder andern zum Liebling ſich auserwählten Menſchen zu begnadigen, die Ordnung im Ganzen ändern mögte, da wir lieber zu unſerer Demüthigung erwegen ſollten, welch ein unendlich kleines Pünctgen ein einzelner Menſch gegen das ganze unermeßliche Weltgebäude ausmacht.

GOTT bleibt das allervollkommenſte Weſen, welches, indem es den Grund von allen Bewegungen enthält, und dies ganze Weltgebäude erſchaffen und in Bewegung gebracht hat, die Bewegung darin erhält, und noch eben ſo geſchäftig als bey der erſten Schöpfung ſich bezeigt, mithin die äuſſerſte Ordnung be-

befördert; folglich auch nichts lieben kann, als was zu Erhaltung des groſſen Endzwecks, nemlich zu Beförderung der Ordnung im Ganzen, das ſeinige beyträgt, und wenn wir alle Pflichten erfüllt haben, wozu uns die Vorſicht in unſerm Umfange beſtimmt hat, ſo können wir uns nicht anders als unnütze Knechte anſehen, wir haben gethan, was wir zu thun ſchuldig waren. Eine beſondere Belohnung dafür zu hoffen, oder oft durch unſer Gebet an GOTT gleichſam abzutrotzen, iſt eine Folge von unſerer übertriebenen Eigenliebe; inſonderheit wenn wir dabey, wie gemeiniglich zu geſchehen pflegt, auf unſere Gemächlichkeit und Nutzen allein ſehen: Nicht als wenn es dem Allerhöchſten Weſen unmöglich wäre, uns unſere Bitten zu erfüllen, ſondern weil es für eine ſo elende Kreatur, wie der Menſch in Vergleichung gegen das Ganze iſt, oft zu verwegen iſt, zu verlangen, daß GOtt, um ſeine Begierden zu ſättigen, etwas unmittelbar beytragen ſolle.

GOTT, als das vollkommenſte Weſen, kann nicht anders, als die größte Ordnung lieben; Er erhält alles nach ſeiner nicht genug zu bewundernden Weisheit und Allmacht in ſeiner Ordnung. Alle ungeheure Weltkörper vollführen ihren Lauf nun ſeit ſo vielen tauſend Jahren mit der äuſſerſten Genauigkeit, ſo daß wir ſolchen auf Minuten und Secunden voraus berechnen. Wir Menſchen thun in dieſe Ordnung, ſo zu reden, nur einen Blick, und dennoch ſchmeicheln wir uns nur gar zu gern, als wenn alles um unſerntwillen gemacht wäre. Wir ſehen uns als vornehme Herren an, zu deren Dienſt allein GOtt eine unzählbare Anzahl der größten Weltkörper dargeſtellt habe; So als wenn ein Uferaß oder Ephemera,

mera, wenn es aus dem Waſſer ſich auf wenige Minuten in die Luft erhebet und umher flattert, glauben wollte, das Waſſer und alles was umher ſtehet, wovon nur der allergeringſte Theil von ihm erblickt wird, ſelbſt die Fiſche in dem Waſſer, denen es den Augenblick wieder zur Speiſe dienet, wären blos um ſeinetwillen und zu ſeinem Dienſte da.

§. 18.

Ich erfordere auch 2) daß ein frommer Hausvater gleichfalls GOTT verehren ſolle. (§. 16)

Wir Menſchen ſind gewohnt, gegen andere Mitmenſchen, deren ihr Stand, ihre Handlungen, ihre Geſchicklichkeit, ihre Klugheit, beſonders merkwürdig ſind, gewiſſe Merkmale einer Ehrfurcht oder Achtung an den Tag legen: Was für Ehrfurcht ſind wir alſo nicht demjenigen Weſen ſchuldig, welches wir als unendlich, als das Vollkommenſte, und als den Urheber und Erhalter alles desjenigen, was da iſt, anſehen.

Wie wir übrigens GOTT recht erkennen und verehren ſollen, ſolches lehren die Pflichten der Religion. Nur iſt übel, daß die verſchiedene Religionsverwandte nicht überein kommen können, ſondern ſich oft über Nebendinge gar zu leicht zanken, woher denn die leider nur gar zu häufigen Verächter der Religion Gelegenheit nehmen, alles zu verwerfen oder zu tadeln.

Ein frommer Hausvater unterſcheidet ſorgfältig 1) ſolche Sätze, welche ein jeder, der den Namen eines Chriſten führet, nothwendig glauben und annehmen muß, 2) gewiſſe Nebenſätze, welche von jeden Religionsverwandten auf eine andere Art ausgelegt, und von einigen als Hauptartikel des Glau-

bens

bens angeſehen, von andern hingegen wol gar verworfen werden; wohin z. E. das Fegefeuer rechne, 3) die äuſſerlichen zum Gottesdienſt gehörigen Gebräuche.

Ich ſetze voraus, daß ein frommer Hausvater von den erſtern gewiß ſey, ſo wird er einem jeden gern erlauben, von den Sätzen der zwoten Art zu glauben, welche er will, ohne ſich deswegen in einen Streit einzulaſſen, noch weniger andere zu verketzern oder zu verfolgen, welche einer andern Meinung ſind. Es iſt kaum glaublich, daß die Bekenner einer bekannten Religion alle diejenigen offenbar verfluchen und verdammen mögen, welche nicht alle in ihrer Kirche gelehrte Sätze blinderlings annehmen; da doch die geſcheueteſten unter ihnen ſelbſt das wenigſte davon glauben, ſondern ſich ſelber über ihre Einfalt luſtig machen.

In der That iſt der Religion nachtheilig, daß man Sätze dieſer Art als von der größten Wichtigkeit anſieht, und daraus Hauptgrundſätze des Glaubens macht. Es iſt einem jeden, der dergleichen glaubt, ſolches gern zu gönnen, wenn man nur nicht das weſentliche einer Religion, nemlich eine wahre Frömmigkeit, darüber gar zu oft aus den Augen ſetzte, und ſich zu ſehr an Nebendinge hielte. Am lächerlichſten iſt, wenn diejenigen, welche dergleichen Sätze lehren, nur gar zu gern, wie wir es nennen, andere bekehren, nemlich bereden mögen, zu bekennen, daß ſie die von ihnen gelehrte zweifelhafte Sätze als richtig und wahr erkennen.

Was endlich 3) die zum äuſſerlichen Gottesdienſt gehörende Gebräuche betrifft, ſo ſind ſolche mehr willkürlich, und könnten vielleicht zum Theil anders eingerichtet werden, oder unterbleiben. Wir Menſchen

ſind

ſind aber einmal an gewiſſe Gebräuche und Ceremonien überhaupt gewohnt. Ein Landesherr ſetzet an ſeinem Hofe gewiſſe Courtage an, und verlanget, daß alsdenn alle zu ſeinem Hofſtaat gehörende erſcheinen, an beſonderen Freudentagen Gallakleider anlegen, auch dem einmal angenommenen Hofceremoniel ſich gemäß bezeigen ſollen. Wenn nun einer unter den Hofbedienten öffentlich ſich über dies Ceremoniel aufhalten, bey keiner Gelegenheit ſich zeigen, den Fürſten vielmehr bey aller Gelegenheit verachten, und vorſetzlich gegen deſſen Befehle handeln würde; ſo würde man ſich von einem ſolchen Menſchen ſicher verächtliche Begriffe machen, und der Fürſt würde ſein Betragen zu ſeiner Zeit mal ahnden.

Iſt es nun nicht weit ſtrafbarer, wenn wir uns zu gut oder zu großmüthig halten, durch gewiſſe öffentliche Bezeugungen zu erkennen zu geben, daß wir ein allerhöchſtes Weſen erkennen, und eine gewiſſe Achtung oder Verehrung dagegen hegen? Nicht eben als wenn Gott eben dadurch vollkommener würde, oder ein ſolches Wohlgefallen daran haben mögte, daß wir uns dadurch ein Verdienſt machen können. Genug, daß der äußerliche Gottesdienſt einmal eingeführt iſt, und die Bande der Geſellſchaft erhält. Es gewinnen aber diejenigen keinen Vorzug, welche keinen Gottesdienſt verſäumen, ſondern ſich eine heilige Pflicht daraus machen, ſolchen jedesmal von dem erſten Anfange bis zum letzten Ende beyzuwohnen. Man darf eben nicht allemal denenjenigen einen Vorwurf machen, oder als eine Miſſethat zurechnen, welche aus triftigen Urſachen zu Zeiten den Gottesdienſt abzuwarten behindert werden, und indeſſen durch Abwartung ihrer Berufsgeſchäfte doch

etwas zu Erfüllung der Ordnung beytragen: Von ſolchen hingegen, welche von der Religion und dem Gottesdienſt öffentlich mit Verachtung ſprechen, oder darüber wol gar Spott treiben, und ſich dadurch als große Geiſter bewundert machen wollen, kann man ſich allemal nachtheilige Begriffe machen, und ſie als gefährliche Leute anſehen, für welche man ſich billig hütet. Denn erkennen und lieben ſie eine Ordnung im Ganzen, ſo werden ſie auch wenigſtens wünſchen, daß ein vollkommenes Weſen ſey, mithin denenjenigen, welche deſſen Exiſtenz annehmen, nicht mit Verachtung begegnen, auch den äußerlichen Gottesdienſt der Ordnung nicht zuwider halten, wenn ſie ſich gleich von der Nothwendigkeit nicht überzeugen könnten.

Iſt aber ihre Meinung, ein höchſtes Weſen um deswillen abzuleugnen, damit ſie gar keine Ordnung erkennen, ſondern nur in den Tag hineinleben können, ſo werden ſie billig als der menſchlichen Geſellſchaft gefährliche Friedensſtöhrer betrachtet, gegen welche niemand ſicher iſt, mit welchem wenigſtens ein frommer Hausvater ſich in vertrauliche Freundſchaft einzulaſſen, Scheu tragen, und ſie vermeiden wird. Denn nach dem Ausſpruche eines weiſen Redners des Cicero: Hoc ſentio, niſi in bonis amicitiam eſſe non poſſe, und ein anderer weiſer Heide, der Seneca, erkannte ſchon: Nulla ſine Deo mens bona eſt.

§. 19.

So nothwendig eine wahre Frömmigkeit an der eine Seite iſt, (§. 11) ſo ſehr hat ein frommer Hausvater ſich für die Abwege in Acht zu nehmen, in welche wir nur gar zu leicht verfallen,

len, als da ſind, Scheinheiligkeit, Heucheley, (§. 20) Schwärmerey, (§. 21) Verfolgung, (§. 22) Aberglaube. (§. 23)

Ich nenne Scheinheiligkeit, La fauſſe devotion, wenn jemand durch Annehmung einer äußerlichen Frömmigkeit und einer genauen Beobachtung des Gottesdienſtes ſich bey andern ein beſonders Anſehen und Achtung erwerben will, ohne ſich um die wahren Pflichten der Frömmigkeit zu bekümmern. Dergleichen Scheinheilige, Des faux dévots, ſind mir allemal verdächtig, und gemeiniglich hat man Urſache, ſie zu fürchten, weil ſie gar zu gern unter dem Schein der Heiligkeit ihren wahrrn Charakter zu verdecken pflegen; die Franzoſen ſagen, Un franc bigot, & un franc ſcélérat ſont couſins germains.

Ambroſius unterredet ſich alle Morgen, wenn er aufſteht, eine Stunde mit ſeinem Gott, wie er ſich auszudrucken pflegt; Er erzählet dieſes allen Leuten, und verbietet insbeſondere ſeinen Bedienten, daß Niemand, ehe er rufe, zu ihm kommen dürfe, wenn auch die wichtigſten Geſchäfte vorfielen; Er verriegelt die Thüren. Man klopfte einſtmals an, er hörte nicht. Man rief ihm zu, ſeine Frau liege im letzten, und wünſche ihn noch zu ſehen. Er blieb unempfindlich, weil er lieber gehört hätte, daß ſie ſchon wirklich todt ſey. Sein andächtiges Gebet war vollendet, ſo rief er, ob jemand vor der Thür geweſen ſey, und ſchmälete, warum man ihn geſtöhrt habe. Kam man zu ihm, ſo lagen die Gebetbücher auf ſeinem Tiſche oben an, und man konnte an ihrem Schmutze erkennen, daß er die gewöhnlichen von andern entworfenen Morgen- und Abendgebete mehrere

hundert mal nachgeleſen habe, ohne vielleicht oft zu wiſſen, was er leſe oder bete, und ohne die Regel Chriſti zu bedenken, daß man nicht plappern ſolle, wie die Heiden, welche meinten, ſie würden erhört, weil ſie viel Worte machten.

Wenn Ambroſius ſich zu Tiſche ſetzte, ſo ſchlug er ſeine Augen bald zur Erden, bald verdrehete er ſie gen Himmel; Er bewegte ſeine Lippen, damit ein jeder erkennen könne, was er bete. Wenn ſich die andere Geſellſchaft ſchon ſetzte, betete er noch wol eine Minute nach, endigte alsdenn mit einer tiefen, eine beſondere Demuth anzeigenden, Verbeugung, und warf andern wol gar mit Bemerkung eines daran genommenen Aergerniſſes ihr kurzes Gebet vor.

Gieng man in die Kirche, ſo war Ambroſius einer der erſten. Er hielt für eine Todſünde, den Gottesdienſt zu verſäumen; Er ſang alle Geſänge mit einer verſtellten Andacht und Aufmerkſamkeit und lauter Stimme mit, wenn ſich ſie gleich auf ſeinen Stand gar nicht ſchickten. Ob er gleich in den beſten Umſtänden ſich befand, und von keinem Leiden was wußte, ſang er doch, gleich ſeinen Nachbaren, ſehr andächtig den Geſang; „Sollen, HErr, des Eyfers Ruthen, „auf mich ſchlagen Tag und Nacht; Sollen, gleich „den Waſſerfluthen, meine Thränen ſeyn geacht? „Meine Thränen, welche flieſſen, ſich wie Waſſer„ſtröme gießen; Aengſten Herz, Gemüth und Sinn. „Seufzen hat mir ausgeſogen, Meinen beſten Le„bensſaft; Thränen ſind wie Waſſerwogen, Aus „den Augen hingerafft: Pfützen naß ſind meine „Betten ꝛc.„ Wurde gebetet, ſo ſchloß er die Augen, damit ihn nichts in der Andacht ſtöhrte. Betrat der Prediger die Kanzel, ſo ſetzte er ſich ſo, daß

er ſolchen unverwandt in den Augen haben konnte, damit ihm kein Wort entfalle. Er ſchlug keinen Spruch in der Bibel nach, weil er ſolche ohnehin faſt auswendig wußte; betete aber jeden angeführten Spruch ziemlich laut nach, damit ſeine nebenſitzende Nachbaren ja merken mögten, wie gut er in der Bibel bewandert ſey. Sahe man ihn des Mittags darauf in Geſellſchaft, ſo ſprach er nur gar zu gern von der Predigt, blos um damit zu pralen, daß er die Predigt faſt von Wort zu Wort wiederholen, und über alles, was der Geiſtliche geſagt hatte, ſein Urtheil fällen, oder Anmerkungen machen konnte.

Dieſes wäre alles gut und lobenswürdig geweſen, wenn des Ambroſius übriger Lebenswandel damit übereingeſtimmet hätte. Man beſchuldigte ihn aber eines unleidlichen Hochmuths; Er ſahe andere mit einer Verachtung an; Gedachte auf nichts, als wie er ſeinen Eigennutz wol gar durch unerlaubte Wege und mit Vervortheilung anderer erfüllen mögte. Um ſeinen Endzweck zu erreichen, gebrauchte er unerlaubte Ränke, und hatte man mit ihm etwas zu verkehren, ſo mußte man ſich für ihn mehr als für einen Juden in Acht nehmen. Er verfiel endlich in einen Geitz, und endigte ſein Leben auf eine ſchlechte Art, ſo daß er nicht mit derjenigen Beruhigung ſtarb, welche man bey einem frommen Chriſten vermuthen ſollen.

Brigitta iſt, wie Ambroſius, eine eifrige Kirchengängerin: Sie verſäumet keine Betſtunde, ſie ſchreibt in der Kirche alle Predigten nach, bringt ſie zu Hauſe ins reine, ſchlägt alle Sprüche nochmals nach, unterzeichnet die ſie am mehrſten rührende, oder ſchreibt ſie auf Zetteln, welche ſie in die Gebetbücher legt. Sie lieſt den ganzen Tag nichts als geiſtliche Bü-

cher. Sie arbeitete zwar freilich nicht; aber wie könnte ſie auch vor allem Kirchengehen und Leſen zum Arbeiten kommen? zumalen ſie von andern Betſchweſtern fleißige Beſuche annimmt, oder ihnen ſolche giebt, um geiſtliche oder andächtige Unterredungen und Betrachtungen anzuſtellen, und wol gar Betſtunden zu halten; Sind dieſe vollendet, ſo ziehen dieſe andächtige Perſonen mit einer läſternden Zunge ihre Nebenchriſten ſo gut durch, als die roheſten Weltmenſchen immer thun können. **Portia** hatte einſtmals das Unglück, die Brigitta auf eine unſchuldige Weiſe zu beleidigen; dieſe konnte nicht vergeſſen, daß man ſich an eine ſo heilige Perſon vergreife. Sie ſtieß alle mögliche Scheltworte aus, zeigte eine mit einer wahren Chriſtin nicht übereinkommende Rachgier, und man predigte ihr vergebens, daß wir denenjenigen, die uns beleidigten, vergeben müſſen. Dies iſt der Character der Scheinheiligen:

Fache t'on un dévot, c'eſt Dieu qu'on faché
en lui.
Ces Apôtres du tems, qui des prémiers
Apôtres,
Ne nous font point reſſouvenir
Pardonnent bien moins, que nous autres.

Mad. Deshoulieres.

§. 20.

Heuchler (§. 19) hingegen nenne ich diejenigen, welche ſich nur fromm ſtellen, um diejenigen, denen ſie ſich gefällig machen wollen, zu hintergehen, und von ſich beſſere Vorſtellungen zu erwecken, als ſie verdienen.

Hyp-

Hyppolitus ſuchte bey Hofe eine Bedienung; Er hörte, daß der Miniſter ein frommer gottesfürchtiger Mann war; Er wußte, daß

Pour reuſſir en quelque affaire.
Il eſt aujourd' hui neceſſaire
D'être fourbe & d'être bigot.

Rich. poeſ.

und daß er alſo ſein Glück nicht machen würde, wenn man hörte, daß er ruchlos lebte; Er beſchloß daher, auf eine Zeitlang die Rolle eines frommen Menſchen anzunehmen; Er erkundigte ſich, in welche Kirche der Miniſter ging; Er ſtellte ſich ſo, daß dieſer ihn ſehen mußte, oder wenn dieſer die Kirche verfehlte, ſo erzählte er ihm, daß er darin geweſen wäre; Er brachte die Rede auf geiſtliche Materien und Bücher, und ſprach davon, als wenn er das größte Vergnügen daran fand. Er wolte gern in einem andern der angeſehenſten Häuſer einen freyen Zutritt haben, er wußte, daß die Wirthin der Gottesfurcht beſonders ergeben war; Hyppolitus ſpielte gegen dieſelbe eine gleiche Rolle, und gewann ſie, daß ſie ihn für ein Muſter der wahren Frömmigkeit hielte. Er konnte ſeinen wahren Character doch nicht lange verſtellen, und ein jeder haßte und fürchtete ihn.

Heuchler ſind alſo nicht ſo gefährlich als die Scheinheiligen, weil jene nur in einzeln Stücken heucheln, und leichter zu erkennen ſind, auch einen weniger ſchädlichen Character haben.

§. 21.

Auf eine angenommene Scheinheiligkeit oder Heucheley folget gemeiniglich eine **Schwärmerey**, (§. 19) da man durch Annehmung abgeſchmackter Meinungen und beſonderer Glaubenslehren

lehren ſich einen Vorzug zu erwerben, mithin ſolche weiter auszubreiten, und ſich Anhänger zu erwerben bemühet iſt.

Es iſt unglaublich, wie weit vernünftige Menſchen in dieſem Stücke ſich durch ihre Eigenliebe und Eitelkeit verleiten laſſen. *St. Evremont* hat den Einfall:

> Il faut de l'incroiable, il faut du fabuleux.
> Pour les Héros & pour les belles.

Man kann dies aber überhaupt von allen Menſchen ſagen. Wir behaupten gar zu gern abſtracte Meynungen, und ſuchen da Geheimniſſe und Wunder, wo keine zu ſuchen wären; ſo daß faſt keine abgeſchmackte Meinung weiter erdacht werden kann, welche nicht bereits ihre Vertheidiger gefunden hat, die ſie ſo reitzend vortragen können, daß ſie Anhänger gehabt haben; Ja, daß oft der Irrthum die Wahrheit auf viele Jahre verdrenget hat. Ein frommer Hausvater ſiehet aber auf das Weſentliche, und wird ſich hüten, daß er dergleichen Schwärmern kein Gehör gebe, noch ſich durch ihren äußerlichen Reitz blenden laſſe.

Man kann billig die mehrſten geſtifteten geiſtlichen Orden mit zu den Schwärmereyen rechnen, da die Stifter beſondere Regeln und Lehren erdacht; ſich eine ſtrenge Lebensart auferlegt, anbey wunderbare und zum Theil lächerliche Gebräuche eingeführt haben, wozu alle in den Orden tretende verbunden, und dadurch im Grunde abgehalten werden, etwas zu Beförderung der Ordnung im Ganzen beyzutragen, da ſie eigentlich unnütze Glieder der Republik werden.

Eine ſolche der Natur zuwider laufende Lebensart kann GOTT ſo wenig gefallen, daß er vielmehr nach ſeiner Weisheit ein Mißfallen daran haben muß.

Eine der abgeſchmackteſten Schwärmereyen, welche jemals öffentlichen und großen Beyfall gefunden haben, iſt die Secte der Herrenhüter, welche in unſern Tagen ſo viel Aufſehen erwecket, und noch ihre Anhänger hat, ob ſich gleich klar zu Tage legt, daß die Erweckung einer wahren Frömmigkeit und eines durchgehends untadelhaften Lebens, nur zum Deckmantel gebraucht werde, um die wahren Abſichten der Stifter und Vorſteher zu verbergen, welche war, ſich zu kleinen Regenten aufzuwerfen, viele Unterthanen zu haben, welche von keiner andern Obrigkeit abhangen, und lauter reiche Leute an ſich zu ziehen. So daß man dieſe Secte mit Recht die proteſtantiſchen Jeſuiten nennen mögte, die allemal in dem Staate, wo ſie ſind, als demſelben höchſt nachtheilig und ſchädlich anzuſehen ſind, da ſie keine Obrigkeit und keine Abhängigkeit erkennen, mithin nichts zum Beſten des Staats beytragen, vielmehr ſich nur als das Ganze anſehen; Anbey ſich mit Nachtheil anderer Unterthanen zu bereichern, ihre Secte zu erweitern, und überhaupt blos ihr eigen Beſtes zu befördern trachten; Mitlerweile gleichwol unter dem Vorwande ſich in einem Staate einzuniſteln wiſſen, daß ſie anſehnliche Summen baares Geld und eine große Anzahl neue Unterthanen hinein brächten, mithin das Land dadurch bevölkerten und bereicherten. Da doch ein kleiner Staat in einem größern, welcher von ſeinem Vermögen nichts zum Beſten der übrigen rulliren läßt, vielmehr ſolche ausſauget, und deſſen

Mitglieder dem Ganzen nicht zu Hülfe kommen, wol aber von ſolchen aufgewartet ſeyn wollen, allemal gefährlich iſt.

§. 22.

Eine Scheinheiligkeit oder Schwärmerey wird gemeiniglich von dem Geiſte der **Verfolgung** (§. 19) begleitet. Es iſt uns nemlich nicht genug, daß wir einen Satz behaupten, und Proſelyten zu machen ſuchen; ſondern, wenn wir alle Mittel zu ihrer Bekehrung angewandt haben, und ſie uns nicht folgen wollen, ſo werfen wir auf ſie einen Haß, plagen und unterdrücken ſie bey aller Gelegenheit, verketzern ſie, und dulden ſie wol gar nicht neben uns, als ſolche Kreaturen, welche den Erdboden zu bewohnen, nicht wehrt wären.

Wir Menſchen ſind gar zu geneigt, Sätze, die wir annehmen, als die reine Wahrheit anzuſehen, und die entgegen geſetzten Meinungen als grobe Irthümer verdächtig zu machen und zu verketzern. Man bedenket nicht, wie ein **Haller** ſagt:

Wir irrren alleſammt, nur jeder irret anders.

Trägt ein anderer etwas neues vor, welches Beyfall zu finden ſcheint, ſo verdrießt uns, daß einem Fremden ein Ruhm beygelegt werden ſoll, den wir ſelber gern uns anmaßen mögten; Wir befürchten, daß unſer eigener Ruhm, oder gar unſer Intereſſe dabey leiden mögte. Wir halten uns alſo nicht dabey auf, das Gute zu erheben, was der andere ſtiften könne, ſondern wir klauben und grübeln, ob wir nicht hie oder da in unſers Gegners Sätzen einen Irthum oder einen heimlichen Gift entdecken können;

Wir verſtümlen und verdrehen die Sätze des andern, um uns das Anſehen zu geben, daß wir mehr Klugheit beſitzen, und die Sache beſſer einſehen, von andern aber den Verdacht zu erwecken, daß ſie ketzeriſche und gefährliche Lehren vortragen.

Alle Kenner bewunderten z. E. das Werk des MONTESQUIEU de l'Eſprit des Loix; ſo glaubten verſchiedene, daß ſie keine größere Helden werden könnten, als wenn ſie ſolches tadelten, und der Welt zeigten, daß der Verfaſſer ſich hie und da nicht recht ausgedruckt, oder zweifelhafte Worte gebraucht habe, die einer doppelten Erklärung fähig wären.

Ein **Marmontel** läßt den Beliſaire die beſten Regeln reden, welche ein Land recht glücklich, die Menſchen tugendhaft, und die Regenten zu Menſchenfreunde machen; Anbey aber den Aberglauben ſtöhren, einen blinden Gehorſam verwerfen, die Menſchen ohne Vorurtheile der Ordnung im Ganzen gemäß denken und handeln lehren, mithin in der Folge dem Anſehen der Geiſtlichkeit nachtheilig ſeyn mögten; So dichtet man ihm gottloſe und ruchloſe Sätze, des impietés an, und unterdrückt ſein, billig allen Menſchen zum Nachleſen zu empfehlendes, Buch als ein Werk, welches betriegeriſche, vermeſſene und beleidigende Stellen enthalte, und ärgerlich, ketzeriſch und gottlos ſey.

Ich befürchte faſt, daß kein beſſeres Schickſal haben werde, da mein Vortrag wol nicht allen Leſern gefallen kann; Ich bevorworte aber, daß nicht als ein Geiſtlicher, ſondern als ein Philoſoph dieſe Materie nicht ganz zu ergründen, ſondern nur einige allgemeine Anmerkungen anzuführen, zum Endzwecke gehabt habe, welche zu Bildung eines frommen Haus-

vaters

vaters beytragen. Niemand wird daraus folgern, daß ich dieſes zu Bildung eines guten Chriſten hinreichend hielte. Ich ſetze billig voraus, daß ein jeder ohnehin wiſſe, was dazu erfordert werde, und worauf ein Chriſt noch überher zu ſehen habe.

Doch, wenn es nur dabey bleibt, daß wir blos die Sätze von andern ſchriftlich widerlegen, und mit einem Wortkriege endigen, ſo iſt weiter nichts gefährliches dabey; denn, indem das Publicum Gelegenheit hat, die beyderſeitigen Gründe zu prüfen und gegen einander zu halten, ſo behält ein jeder Dritter Freyheit, wem er Beyfall geben will. Wir laſſen es aber ſelten dabey, ſondern der Geiſt der Verfolgung bringt gemeiniglich mit, daß wir alle möglіche Mittel, ja ſelbſt Gewalt anwenden, um andere diejenige Meinung annehmen zu machen, welche wir unſerm Intereſſe gemäß halten. Der Vorwand, daß wir andere zu Annehmung des rechten wahren Glaubens zu bewegen, nach unſerm Gewiſſen und als Chriſten verbunden ſind, dienet nur zum Schein, um unſere intereßirte Abſichten beſſer zu verbergen, und mehrere Gewalt zu Unterdrückung anderer gebrauchen zu können. Die Exempel, welche uns die Hiſtorie aufzeichnet, was für Marter, Grauſamkeiten und Verfolgungen Chriſten von Chriſten ausſtehen müſſen, ſind zu ausſchweifend, und widerſtehen zu ſehr aller geſunden Vernunft, um deren einige allhie anzuführen.

Was muß wol ein Heide, Jude oder Türke von den Chriſten denken, wenn er höret, wie ſie ſich unter einander verketzern, verdammen, verfolgen und auf die grauſamſte Art begegnen; da ſie an der andern Seite von der Sanftmuth, Demuth und Verträglichkeit lehren.

Ein

Ein frommer Hausvater bemerkt ſich indeſſen dergleichen Exempel, wenn er etwa in die Hände ſolcher gerathen ſollte, welche ihn bereden wollten, ſich zu ihren Glaubenslehren und Gebräuchen zu bekennen, oder wie wir uns auszudrucken pflegen, von Religion zu ändern, damit er ſich vor ſolche in Acht nehme, welche, wie man ſagt, in Schaafpelzen einhergehen, und unter allerley gleißnerſchen Reden und Scheingründen, oder was das ſchlimmſte iſt, unter Verſprechung zeitlicher Vortheile und Belohnungen ihre Religion anzupreiſen trachten.

Bey Vernünftigen wird diejenige Religion den Vorzug behalten, welche am mehrſten die Majeſtät und Allmacht des Allerhöchſten Weſens erhebet, deſſen Anſehen am wenigſten mit andern theilet, uns ungebundene Hände läßt, alle unſere Handlungen auf eine Gott gefällige Art der Ordnung im Ganzen gemäß einzurichten, und der Welt weſentlich nützlich zu ſeyn: Wobey ich nicht nöthig habe, denen von Menſchen eingeführten, oft abgeſchmackten und lächerlichen Gebräuchen und Satzungen mich gemäß zu erzeigen, ſolche, als zur Erlangung der Seeligkeit nothwendige Stücke anzuſehen, mit ſehenden Augen blind zu ſeyn, ja gar zu befürchten, daß ich, wenn ich vernünftig denke, und an den Thorheiten anderer einen gegründeten Zweifel äußere, mit Feuer und Schwerdt verfolget, verketzert und in den Bann gethan werde: Welche mich nicht zwinget, zu glauben, daß ich für meine begangene Fehler durch willkürliche, mir von Menſchen auferlegte, Kaſteyungen büßen könne, oder daß deren Vergebung von der Losſprache eines andern oft im Grunde noch gottloſern Menſchen abhange.

Ein

Ein frommer Hausvater läßt ſich alſo nicht von andern irre machen, er verfolget und verdammet aber auch andere nicht: Wir müſſen nicht zu voreilig im tadeln oder verdammen anderer ſeyn, uns an andern nicht ärgern, aber auch alle Gelegenheit vermeiden, wodurch wir andern anſtößig und zum Aergerniß werden. Wir können gewiſſe Gebräuche willkürlich und überflüßig halten, aber auch andern gönnen, wenn ſie ſolche als weſentliche Stücke der Religion anſehen, und in deren genauer Befolgung eine Beruhigung ſuchen; denen wir uns alſo nur ärgerlich machen würden, wenn wir ſie auslachen oder ausſpotten wollten, wenn ſie es gleich im Grunde verdienen mögten.

§. 23.

Endlich haben wir uns noch für den **Aberglauben** in Acht zu nehmen. (§. 19)

Unter dem Worte Aberglauben, Superſtition, verſtehen wir eigentlich eine jede Art von äußerlichem Gottesdienſt, wodurch wir unſere Ehrerbietigkeit auf eine verkehrte, oder lächerliche, auch wol gar ärgerliche Weiſe zu erkennen geben. Z. E. wenn wir GOtt einen Gefallen zu thun glauben, da wir unſern Leib martern oder geißeln.

Wir gebrauchen aber dieſes Wort auch in einem weitläuftigern Verſtande, und verknüpfen mehrere Begriffe damit, als

2) Wenn wir die Ehrerbietung, welche wir **GOtt** allein erzeigen ſollten, auch gegen andere Perſonen und Dinge erweiſen; ſo wie die Wilden in Amerika den Teufel anbeten, damit er ihnen nicht ſchaden ſolle.

3) Wenn wir nichtswürdige Stücke oder Todtenknochen als beſondere Heiligthümer aufheben und verehren.

4)

4) Wenn wir gewiſſe verborgene Kräfte als Wirkungen des Teufels auslegen, oder gar Bündniſſe mit demſelben und Hexereyen zugeben.

5) Wenn wir gewiſſe blos zufällige Begebenheiten als Vorboten zukünftiger Folgen betrachten, und darauf bauen; Clelie glaubte z. E. daß ihr oder ihrem Hauſe ein großes Unglück bevorſtehe, wenn jemand von den Gäſten am Tiſche von ungefehr Meſſer und Gabel kreuzweiſe legte. Jodel hätte ſich nicht ſelb dreyzehnte an einen Tiſch zum Eſſen geſetzt, aus Furcht, er müſſe in dem Jahre ſterben. Emmers war überzeugt, daß ein umgeworfenes Salzfaß bey Tiſch ein noch größeres Unglück nach ſich ziehe, und glaubte ſchon gefährlich, ſich von einem andern Salz reichen zu laſſen. Wenn Nimrodt des Morgens auf die Jagd gieng, und es begegnete ihm ein altes Weib, welches freundlich grüßte, ſo kehrte er als ein vorſichtiger Mann gleich um, damit er einen ihm ſicher bevorſtehenden Unfall vermeide.

6) Wenn wir durch abergläubiſche Mittel allerley Krankheiten heben, oder die Fruchtbarkeit bey unſern Früchten auf dem Felde befordern wollen. Z. E. da man gegen das Fieber ein Zettel, worauf ſtillſchweigend an einem gewiſſen Tage allerley Charactere und Namen geſchrieben worden, einſchlucken läßt.

7) Wenn wir durch gewiſſe Gelübde GOtt zu zwingen glauben, daß er uns unſere Bitte erfüllen ſolle. Rahel wünſchte ein Kind zu haben, ſie that ein Gelübde, im Felde einen Altar aufzurichten, und betete alle Tage davor eine Stunde kniend mit großer Andacht, in der veſten Zuverſicht, GOtt müſſe ſich durch ihr Gebet erweichen laſſen; ſie ſtarb aber ohne ihren Wunſch erfüllt zu ſehen.

Aller=

Allerley dergleichen Arten von Aberglauben ſind thörigt, eitel, abgeſchmackt, lächerlich, und werden zu Zeiten ſtrafbar. Ein frommer Hausvater hat alſo billig einen Ekel und Abſcheu davor, ſonſt aber wird kein großes Uebel dadurch angerichtet; Sie verrathen nur bey denenjenigen, welche darauf bauen, einen ſchwachen Verſtand, wenig Religion und eine ſehr mäßige Ueberlegungskraft, nebſt einem großen Grade von Einfalt und Leichtgläubigkeit. Oft haften auch die erſten von den Kinderwärterinnen angenommenen falſchen Begriffe und Vorurtheile zu tief bey uns.

Ein Hausvater hütet ſich insbeſondere für ſolche Arten von Aberglauben, wodurch er in der Landwirthſchaft auf eine ihm nachtheilige Art eingeſchläfert werden kann. Wenn er nemlich ſich auf die Wirkung abergläubiſcher Mittel verläßt, und darüber die wahren Mittel zu rechter Zeit anzuwenden verſäumet.

Z. E. in einigen den heiligen Viet zum Patron habenden Gegenden ſäet ein jeder den Lein auf deſſen Namenstage am 15ten Junius, in der Hoffnung, daß dieſer gute Heilige den Saamen in ſeinen Schutz nehmen, und das Wachsthum des Flachſes ſegnen ſolle. Nun iſt zwar in mehrern Betracht für viele Gegenden vortheilhaft, eben um dieſe Jahrszeit den Lein zu ſäen; Es können aber ſchon einige Tage vorher, wegen der vortheilhaften Witterung ſehr bequem dazu ſeyn, dahingegen, wenn man Vietstag erwartet, das Land entweder zu trocken wird, oder ein Regen einfällt; Wenigſtens iſt unvernünftig, wenn man dem guten, ehrlichen, längſt vermoderten St. Viet ein Vermögen zutrauet, die Fruchtbarkeit zu be-

befördern, als welche von dem allerhöchſten Weſen allein abhanget.

So finden ſich in jeder Gegend ſolche Perſonen, welche das Vermögen zu beſitzen ſich rühmen, durch abergläubiſche Mittel allerley Krankheiten zu heilen; geſtohlne oder verlohrne Sachen nachzuweiſen; Zufälle bey Menſchen und Vieh zu heben. Leichtgläubige Perſonen können uns Stunden lang mit erbaulichen Hiſtörchen von dergleichen wunderbaren Wirkungen unterhalten, und ſetzen ihr Leben bey der Wahrheit ſolcher Geſchichte: Erkundiget man ſich aber nach allen Umſtänden, ſo iſt niemalen der rechte Grund, wo die Verblendung und Betriegerey ſtecket, unterſucht worden.

Man hat alſo Urſache, Perſonen, welche dergleichen Wirkungen hervorzubringen ſich rühmen, als offenbare Betrüger anzuſehen, die uns nur um unſer Geld beſchneuzen wollen, wie ſie denn auch gemeiniglich ihre Kunſt ſehr hoch zu ſchätzen pflegen.

Von den abergläubiſchen Mitteln ſind die ſogenannten Sympathetiſchen zu unterſcheiden, da mittelſt wirklich angewandter Mittel durch einen verborgenen Zuſammenhang eine unerwartete Wirkung hervorgebracht wird; wiewol dergleichen Mittel gemeiniglich mit abergläubiſchen Handgriffen verbunden ſind. Z. E. daß man ſie an einem Freytage ſtillſchweigend und heimlich gebrauchen, ein Meſſer mit drey Kreuzen bey ſich tragen, gewiſſe Worte dabey ausſprechen müſſe, und ſo weiter.

On peut impunement, pour l'interêt du ciel
Etre dûr, ſe vanger, faire des injuſtices;
De la devotion c'eſt la l'eſſentiel.

M. Deshouil.

Dritte Abtheilung.

Der Hausvater ein Patriot.

Res autem ipſæ ita deducendæ diſponendæque ſunt, vt quam proxime accedant veritatem.

Scaliger.

§. 24.

Ein jeder handelt eigentlich nur für ſich, und denket auf ſeine Gemächlichkeit und Bequemlichkeit. In vielen Fällen müſſen wir uns aber, eben um unſerer Gemächlichkeit Willen, nach unſern Nachbaren richten, und uns denen überhaupt gemachten Verfügungen mit unterwerfen, mithin das Beſte der ganzen Geſellſchaft durch gewiſſe gegen ſie zu beobachtende Pflichten befördern: dies nennet man, wir müſſen **patriotiſch**, oder als **Patrioten** denken.

Um mehrere Gemächlichkeit und Sicherheit zu genieſſen, verbinden ſich viele Menſchen in eine Geſellſchaft, und verabreden ſich wegen gewiſſer unter einander zu beobachtender Pflichten. Wer alſo ein Mitglied von einer Geſellſchaft abgeben will, muß ſich auch die Pflichten, welche dieſelbe von ihm fordert, gefallen laſſen, und thut es gern, wenn er erkennet, wie genau das Intereſſe des Ganzen mit eines jeden Privat-Vortheile verknüpft iſt. Dies iſt, was wir **die Liebe zum Vaterlande** nennen.

Billig ſollten wir bey allen unſern Handlungen unſer Augenmerk vornemlich auf das Ganze, und auf die

die Beförderung des gemeinen Beſten, oder der Wohlfahrt anderer richten, wenn es auch mit Hintanſetzung unſers eigenen Beſten und unſerer Güter geſchehen müßte. Geben wir aber auf dasjenige, was in der großen Welt vorgeht, genaue Acht, ſo werden wir bald überzeugt werden, daß ein jeder für allen Dingen auf ſein eigen Beſtes, auf ſeinen Nuzzen, und auf ſeinen Privat-Vortheil ſiehet, wenn es auch mit Gefahr des gemeinen Beſten geſchähe. Wir befördern dies nur in ſo weit, wir wir ſelber davon größern Nutzen zu ziehen, und unſre Umſtände zu verbeſſern hoffen können. Wir ſind gute Patrioten, wenn es uns was einbringt; wir ſtreben für das gemeine Beſte, wenn unſer Vermögen vermehrt wird. Sobald wir unſer eigenes Beſtes befördern und uns großen Vortheil ſchaffen können, ſo ſchadet es nicht, wenn das Ganze gleich in Gefahr geſetzt wird. Ob dieſes recht oder unrecht ſey, laſſe ich dahin geſtellet ſeyn, genug, es geſchiehet, und man wird es ſchwerlich hindern. Ich will alſo meinen Vortrag lieber auf dasjenige einrichten, was geſchiehet, als eine Moral predigen, welche meinen mehrſten Leſern eckelhaft fallen, und nie in Ausübung gebracht werden dürfte.

Ein kommandirender General will ein Corps in eine gefährliche Gegend ſchicken, um dem Feinde eine Diverſion zu machen; Er trägt jemanden auf, daſſelbe auf dem Marſche mit Furage zu verſehen. Dieſer macht einen Accord, nach welchem er an der einen Seite, wenn die Lieferung glücklich geht, einige tauſend Thaler gewinnen; an der andern aber, wenn die Furage ihm weggenommen würde, ſo viele tauſende von dem ſeinigen zuſetzen würde; So wird

dieſer natürlicher Weiſe ſich zuerſt von ſeinem Gewinnſte zu verſichern trachten, ſollte auch das Corps darunter leiden, oder die Expedition gar mit Verluſt einiger tauſend Mann rückgängig gehen. Man wird ihm vergebens vorſtellen, daß er auf das Beſte der ganzen Armee, ja des ganzen Landes ſehen, und betrachten ſollte, daß die Ehre des commandirenden Generals und das Leben ſo vieler braver Leute davon abhange. Er wird antworten: dieſe wären da, um ihm Leben und Unterhalt zu geben; Er habe den Contract gemacht, nicht um ſich Ruhm zu erwerben, daß er eine Armee ſo treu- und ehrlich mit Lebensmitteln verſehen habe, noch weniger mit dem commandirenden General die etwa aus dem glücklichen Erfolge zu hoffende Palmen zu theilen, ſondern blos um Geld zu machen; wenn er das ſeinige verliere, gebe ihm niemand etwas wieder; er habe nicht mal Dank dafür, und würde vielmehr von andern, die das Handwerk beſſer verſtünden, ausgelacht werden.

Dies iſt gleichwol das Verhalten, wie wir zu Werke gehen, wenn wir als Patrioten handeln. In neuern Zeiten iſt ein Recht der Convenienz eingeführt worden, welches die übrigen gemeiniglich überwieget, und auch bey einzelnen Perſonen oft ſeine Anwendung findet.

In der Hiſtorie wird das Lob von einigen verewiget, welche ihr Gut, Blut und Leben willig zum Beſten des Vaterlandes aufgeopfert haben; dies iſt aber ein trockner Nachruhm, womit wir und die unſrigen ſchlecht gebeſſert werden. Verdienen nicht diejenigen mehr Ruhm, welche ſich zu erheben wiſſen, mehr Theile des Ganzen an ſich zu ziehen, ein großes Vermögen zuſammen bringen, und ſo viel nachlaſſen,

daß

daß ihre Nachkommen mehrere Jahrhunderte in den blühendſten Umſtänden leben können? Alles im Umlaufe ſeyende Geld muß ein jeder anſehen, als wenn es keinen Herrn habe, und was er davon an ſich bringet, muß er als für den Staat gewonnen betrachten; denn es hätten ſonſt andere außer dem Staat ſolches an ſich ziehen mögen.

§. 25.

Ein Patriot unterſcheidet ſich alſo von einem Publiciſten und Politicus.

Wenn ein Patriot vorzüglich auf ſich ſelber ſiehet, ſo ſiehet hingegen ein Publiciſt oder Staatsmann, (L'Homme d'état) blos auf das Intereſſe und die Erweiterung des Staats, dem er vorgeſetzt iſt, wenn es auch zum Nachtheil und mit Unterdrückung anderer geſchehen müßte. Nach meinen angenommenen Erklärungen kann ich alſo behaupten, daß ein Staatsmann und ein Patriot nicht zuſammen beſtehen können. In der Hiſtorie ſind aber die Exempel großer Staatsmänner nicht rar, welche, indem ſie mit unermüdetem Fleiß für das Beſte und die Erweiterung des Staats arbeiten, ſich doch dabey ſelber auch nicht vergaßen, ſondern als gute Patrioten ein anſehnliches Vermögen zuſammen- und ihre Familie empor brachten, und dieſes iſt lobenswürdig; Denn die mehrſten Menſchen haben ein geringes Vermögen, und es fehlt ihnen an Gelegenheit, ſolches zu vermehren, und die Ihrigen aufzuhelfen; Viele ſind noch wol dazu gezwungen, das wenige, was ſie haben, zuzuſetzen. Wenn alſo nicht diejenigen, welche die Gelegenheit dazu haben, als Patrioten handeln und ſich zu bereichern trachten wollten, ſo müßte endlich alles verarmen.

Ein Politicus iſt hingegen fein; Er kehrt den Mantel nach dem Winde; Er ſucht ſich alle Umſtände, alle Vorfälle zu Nutze zu machen; Er verbindet ſein Intereſſe mit dem Beſten des Staats, dem er vorgeſetzt iſt, und das Intereſſe von dieſem mit den Abſichten der Nachbaren. Indem er andere auf eine geſchickte Art glauben macht, daß er für ihr Beſtes arbeite, ſo befördert er die Aufnahme ſeines Staats und ſein eigenes Beſte. Es kann alſo niemand ein großer Publiciſte oder Staatsmann ſeyn, ohne zugleich ein Politicus zu ſeyn. Ja, ein jeder Patriot ſoll billig auch im kleinen ein Politicus ſeyn, und indem er ſein Beſtes zu befördern trachtet, ſich wenigſtens ſo ſtellen, als wenn ihm das gemeine Beſte am Herzen liege, und daß er ſich wirklich beeifere, den Flor, den Ruhm, und die Aufnahme der Nation, von welcher er ein Mitbürger iſt, zu befördern, und von dieſer Seite werde ich hier einen Patrioten betrachten.

Im engern Verſtande ſetzet *Donati* in ſeinem Werke, L'Homme d'Etat, die Eigenſchaften eines Patrioten auseinander: Sein größtes Verdienſt, ſagt er, muß die Liebe zum Vaterlande ſeyn; Er hat keine weitere Abſichten, als das gemeine Beſte, dieſes unterdrückt bey ihm alle Nebenbetrachtungen. Würde er dieſes einmal aus den Augen ſetzen, ſo verlöhre er zugleich den Titel eines Patrioten. Er iſt bereitwillig, den Gemächlichkeiten eines Privat-Lebens zu entſagen, ſobald als es die Wohlfahrt des Vaterlandes erfordert. An den bürgerlichen Uneinigkeiten nimmt er nicht weiter Theil, als um das Feuer zu dämpfen, und an den innerlichen Unruhen, um die Aufruhr Erweckende zu unterdrücken; Er ergründet

ihre Ränke, vereitelt ihre Vorſchläge, und wiederſetzt ſich mit Nachdruck allen ihren Unternehmungen; Er ſucht in dem Herzen eines jeden eben den patriotiſchen Eifer zu erwecken, welcher das ſeinige belebet. Alles dieſes aber blos aus Liebe zum Vaterlande, ohne die mindeſte Abſicht auf ſeine eigene Umſtände.

So ſollte ein Patriot wol ſeyn, aber wie viele giebt es deren, und wo trift man ſie an?

§. 26.

Es verbinden ſich viele unter einen Staat, um mehr Gemächlichkeit und mehr Sicherheit zu genießen, und ſich unter einander den Beſitz und ruhigen Genuß ihres Vermögens zu verſichern. (§. 24) Zu Erlangung dieſes Endzwecks wird erfordert, daß ein jeder, der ſich als ein Mitbürger zu dieſen Staat gerechnet wiſſen will, ſich vornemlich zu dreyerley bequemen muß.

1) Er muß ſich denen im Staat beliebten Einrichtungen und Geſetzen unterwerfen.

2) Er muß das ſeinige zu den öffentlichen Anlagen beytragen.

3) Er muß ſich in einigen Stücken einſchränken.

Es kann überhaupt keine Geſellſchaft beſtehen, wenn ſich nicht alle Mitglieder verabreden, daß ſie in gewiſſen ähnlichen Fällen alle überein handeln wollen; daraus entſteht eben im Ganzen eine Uebereinſtimmung und Ordnung. Wenn ein jeder für ſich handeln will, und keiner weiß, weſſen er ſich zu ſeinen Nachbaren verſehen darf; wenn ein jeder eine Furcht und Mißtrauen gegen die übrigen hegen muß; ſo erfolget nothwendig eine Unordnung. Wenn ich

alſo oben geſagt habe, (§. 7) ein Hausvater müßte ſeine Handlungen der Ordnung im Ganzen gemäß einrichten, ſo wird eben dieſe Ordnung von ihm erreichet, wenn er in denen Fällen, wo er ausdrückliche Vorſchriften zu gewiſſen Handlungen vor ſich hat, ſolche genau befolget; Indem er gewärtigen kann, andere werden in ähnlichen Fällen ein gleiches beobachten.

§. 27.

Ein Patriot muß ſich alſo 1) denen in einem Staate beliebten Einrichtungen und Geſetzen unterwerfen.

Es treten zu viele Fälle ein, da ein jeder ſich einen beſondern Plan macht, wie er die Ordnung im Ganzen befördern wolle; wenn nun ein jeder ſeinen beſondern Plan verfolgen würde, dürfte eine Unordnung zu befürchten ſeyn. Zwar würde die Unordnung nicht ſo groß ſeyn, wenn ein jeder ſich einen ordentlichen Plan, und deutliche Begriffe von einer Ordnung machte; Da aber die wenigſten Menſchen deſſen fähig ſind, ſo würde ohne ordentliche Vorſchriften ein jeder ſeinem Eigenſinn, ſeinen natürlichen Trieben, und ſeinen intereſſirten Abſichten folgen, oder man würde ſich oft in Verlegenheit finden, was man thun oder laſſen ſollte.

Dieſes macht verſchiedene Arten von Geſetzen und Gebräuchen nothwendig, unter welchen viele vielleicht ihrer Natur nach willkührlich ſind, oder anders ſeyn oder gar unterbleiben könnten. Genug, wenn man darin einmal übereingekommen iſt, ſo muß ein jeder ſich darnach richten.

Ich will nur ein paar Exempel anführen. Die bey Errichtung eines Teſtaments vorgeſchriebenen

So-

Solennitäten ſind willkührlich; Es ſcheint natürlicher, wenn uns einmal nachgelaſſen wird, eine Einrichtung zu machen, wie es mit unſerm Vermögen nach dem Tode gehalten werden ſolle, daß einem jeden auch erlaubt ſeyn müſſe, ſeine Willensmeinung ſo kurz wie möglich zu entwerfen, und auf eine jede ihm gefällige Art zu erklären. Gewiſſe Betrachtungen haben aber glauben machen, daß es der Ordnung gemäßer ſey, wenn die Erbfolgen nach denen allgemeinen angenommenen Geſetzen geſchähen, ohne daß auf einzelne Fälle beſondere Diſpoſitiones gemacht würden; Man hat alſo nöthig erachtet, die Errichtung der Teſtamente zu erſchweren. Jetzo muß ſich ein jeder, der ein gültiges Teſtament errichten will, die vorgeſchriebenen Solennitäten entweder gefallen laſſen, oder zufrieden ſeyn, daß ſeine Erbſchaft nach denen allgemeinen, in Erbfolgen gegebenen, Vorſchriften vertheilt werde. Er kann ſich nicht darüber beſchweren, daß er, wenn ihm anders daran gelegen iſt, daß ſein Wille erfüllet werde, Notarien, Zeugen und Richter zu Hülfe nehmen, und ſo viele Unkoſten anwenden muß. Die Erben können ſich nicht beklagen, wenn ſie einer Erbſchaft verluſtig gehen, weil das zu ihrem Beſten errichtete Teſtament nicht die erforderliche Eigenſchaften hat.

Bey uns in Deutſchland muß eine Heyrath vor dem Altar von einem wirklichen Geiſtlichen vollzogen werden: In Holland geſchieht die Vollziehung auf dem Rathhauſe vor dem Magiſtrate. Ein Deutſcher muß ſich in Holland nach den dortigen Gebräuchen, und ein Holländer bey uns nach unſern Geſetzen richten.

Ein Patriot erkundiget ſich alſo genau nach den Landesgeſetzen und Einrichtungen, und befolget ſolche.

§. 28.

Ein Patriot muß auch 2) zu den öffentlichen Anlagen beytragen. (§. 26)

Kein Staat kann ohne öffentliche, von den Mitbürgern zu ſammlende Anlagen und Unkoſten beſtehen. Der Endzweck iſt, eine gemeinſchaftliche Ruhe und Sicherheit zu befördern; dieſe erfordern gewiſſe Vorkehrungen und Vertheidigungsanſtalten, und dieſe können ohne Koſten nicht beſtritten werden. Die Koſten tragen billig diejenigen, welche zu deren Anwendung Anlaß geben, oder Nutzen davon haben. Es ſcheint alſo, daß allgemeine Laſten billig mit gleichen Schultern und verhältnißmäßig getragen werden müſſen. Es kann aber dies Verhältniß nicht genau beobachtet werden. Vielmehr gehört es zum Beſten eines Staats, und zu Vermehrung deſſen Macht und Reichthums, wenn einige Mitbürger gewiſſe Vorzüge und Freyheiten vor andern genieſſen, und auf ihre Freyheit trotzen, wenn nur ihre Anzahl nicht zu ſehr anwächſt, und wenn ſie nicht zu viel Macht bekommen.

Iſt es erlaubt, hier eine politiſche Anmerkung einflieſſen zu laſſen, ſo dürfte Frankreich in dem letztern Kriege noch weit mehr gelitten haben, und viel ärmer und erſchöpfter geworden ſeyn, wenn es von einem jeden Einwohner alles baare Geld ohne Unterſchied herausziehen, und außerhalb Landes zu Fortſetzung des Krieges anwenden können, welchen ausführen zu können, man alle mögliche Quellen herbey ſuchen mußte; Da aber viele geiſtliche Güter in Frankreich

ſind,

ſind, über deren Vermögen das Miniſterium nicht ſo frey beſtimmen konnte, ſo blieb allemal noch eine Summe baaren Geldes zurück im Umlaufe, welche nicht angegriffen wurde, ſondern das Leben im Lande erhielt.

Ein Patriot wird alſo nicht neidiſch, wenn er Mitbürger neben ſich ſieht, welche größere Freyheiten genießen als er; Er übernimmt die Laſten, welche ihm nach den angenommenen Grundgeſetzen obliegen, und ſucht ſich nicht davon zum Nachtheil anderer zu befreyen; Genießt er aber gewiſſer Freyheiten, ſo macht er davon zum Schaden der Mitbürger keinen Mißbrauch, und wird auch darauf nicht übermüthig.

§. 29.

Ein Patriot muß ſich auch 3) in einigen Stükken einſchränken. (§. 26)

Es iſt nöthig, daß, um im Ganzen gewiſſe Freyheiten und Gemächlichkeiten zu verſchaffen, einige Mitglieder ſich in gewiſſen Fällen einſchränken. Dies iſt was wir die Policey nennen. Damit z. E. diejenigen, welche des Nachts auf der Straße gehen müßen, mit Bequemlichkeit gehen und ſehen können, müßen auch die übrigen, wenn ſie gleich die Straßen nicht betreten wollen, beytragen, um Leuchten zu erhalten, und die Straßen zu reinigen.

In Schweden verbietet man, Kutſchen und Pferde zu halten, und ſucht eine gute Policey darin, daß man einen jeden einſchränkt, zu Fuße zu gehen.

Zu einer andern Zeit wird man vielleicht mal darauf verfallen, denenjenigen Prämien und Freyheiten zu verſprechen, welche Kutſchen und Pferde halten, weil dadurch mehr Leben an einem Orte erweckt, und

ſo vielen hundert Handwerksleuten Arbeit, Brodt und Unterhalt verſchafft, auch ſo viele Kutſcher unterhalten werden; die darauf zu wendende Koſten anbey im Lande bleiben, alſo nicht ſchaden; dahingegen es nachtheilige Folgen hat, wenn man vielen Einwohnern durch ein Verbot oder Einſchränkung plötzlich ihren Unterhalt entzieht, und die Anzahl der Armen oder Bettler vermehrt.

§. 30.

Muß ſich nun ein Patriot dergleichen Einſchränkungen und Geſetzen unterwerfen, ſo ſchickt ſich für ihn nicht, über die allgemein beliebte Einrichtungen öffentlich zu urtheilen oder gar ſie zu tadeln.

Es ſcheint allemal derjenige Staat der glücklichſte und mächtigſte zu ſeyn, welcher die wenigſten Geſetze hat, und deſſen Mitbürger am wenigſten eingeſchränkt werden, wenigſtens in gewiſſen Fällen die mehrſte natürliche Freyheit zu genießen glauben, wenn ſie auch in einigen ſehr eingeſchränkt ſind. Deswegen pflegt man dafür zu halten, daß in einem monarchiſchen Staat weniger Leben, Verkehr und Handlung ſey, als in einer freyen Republik.

Wir Menſchen ſind überhaupt geneigt, uns ſelbſt und andern Zwang aufzulegen, und es iſt daher nicht zu verwundern, wenn die größten Staatsleute auf ſo mannigfaltige Arten von Einſchränkungen verfallen, woran im Grunde gemeiniglich mehr ein Privatintereſſe, als das gemeine Beſte Antheil hat.

Indeſſen, wenn dergleichen Einrichtungen gemacht ſind, ſo müſſen ſie befolgt werden. Zudem können zu Zeiten verborgene Urſachen, welche man nicht allgemein bekannt machen dürfen, eine Einſchränkung recht-

rechtfertigen, welche uns ſehr überflüßig zu ſeyn ſcheint. Es iſt aber nichts mehr gebräuchlich, als daß bey ſolcher Gelegenheit ein jeder tadeln und ſeine Klugheit zeigen will, wodurch es denn zu Zeiten geſchieht, daß gegen eine gute, oder an ſich unſchädliche Verfügung im Publico ein Mißtrauen erweckt, und dieſelbe eben dadurch ſchädlich gemacht wird: Wie denn Exempel bekannt genug ſind, da durch das von einzelnen erſt bezeugte Mißfallen ein allgemeiner Aufſtand erregt worden.

Es iſt nichts vollkommenes in der Welt; bey den beſten Einrichtungen bleiben Mängel; wenn man der Mängel wegen eine Sache gleich verwerfen will, ſo bleibt nichts übrig. Ein Patriot beruhigt ſich leicht in ſolchen Fällen, wenn von andern etwas beſchloſſen worden, wenn er nur keinen Antheil daran nimmt.

§. 31.

Noch mehrere Vorſicht hat ein Hausvater anzuwenden nöthig, wenn er zu einer erſt zu machenden Einrichtung ſeinen Rath oder Gutachten geben ſoll.

Es iſt ein allgemeiner Fehler, daß wir Menſchen gar zu gern tadeln, und wenn wir einzelne Misbräuche wahrnehmen, uns dabey aufhalten, auch gleich auf einen Vorſchlag denken, wie ein ſolcher Mißbrauch durch eine dagegen zu gebende Verordnung oder einzuführende Einſchränkung gehoben werden könne. Kommt nun dergleichen Vorſchlag vor einem Hausvater, den man für einen wahren Patrioten hält, ſo kann es leicht geſchehen, daß er eine neue Einſchränkung veranlaſſet. Ich erinnere mich unter andern eines merkwürdigen Exempels. Ein Freund von

von mir, (den ich als einen wahren Patrioten hoch ſchätze, und deſſen Einſicht ich verehre; der es mir alſo nicht übel nehmen wird, daß ich ſein Exempel hier anführe) kam vom Lande in die Stadt, und klagte, daß der Kornmangel und die Theurung von Tage zu Tage zunehme; daß ſo viel Korn mit dem Branteweinbrennen unnützer Weiſe verbraucht werde, und daß, wenn dagegen nicht bald Vorkehrungen gemacht würden, eine Hungersnoth zu befürchten ſey. Dies gab Gelegenheit zu weitern Nachfragen; es ſtimmten mehrere überein, und man verbot das Branteweinbrennen von im Lande gewachſenem Korn. Jetzt äußerte ſich, daß der befürchtete Kornmangel nicht allgemein, ſondern nur in der Nachbarſchaft des Freundes war; daß er zudem nicht mal weſentlich exiſtirte, ſondern nur daher befürchtet worden, weil ein jeder ſeinen Vorrath verborgen und im Preiſe gehalten hatte, um eben die Preiſe mehr ſteigen zu machen. Es that ſich in den mehrſten Gegenden ein Ueberfluß von Korn hervor; Er durfte nicht zum Branteweinbrennen genommen werden: Die Eigenthümer mußten ihn alſo erſt wohlfeil außer Landes verkaufen, die Branteweinbrenner mußten ihn den Käufern für fremd Korn theuer wieder abkaufen, und Rocken, welcher ſonſt nur eine halbe Stunde zu holen geweſen wäre, mußte viele Meilen weit verfahren werden; Andere Branteweinbrenner fuhren ihr Korn außer Landes ſpatzieren, und lieſſen ſich an dem Grenzort, wo ſie durch einen andern Weg zurück kamen, einen Schein geben. Verſchiedene Amtsunterbediente, da ſie dieſe Misbräuche ſahen, und wie ſehr die vergebene Fuhren drückten, gaben den Brennern Scheine, daß ſie fremd Korn genommen hätten;

doch

doch dieſe mußten theuer bezahlt werden, und es war eine neue Auflage. Ueberhaupt wurde dadurch veranlaßt, daß viel Korn den Eigenthümern liegen blieb, welches ſie zum Schaden endlich wohlfeil losſchlagen mußten; Viele Branteweinbrenner legten ihre Blaſen nieder, es entgieng ihnen alſo der Vortheil; ſie verlohren den Dünger und die Zuzucht am Vieh. Dagegen wurde fremder Brantewein hereingeführt, es gieng dafür eine anſehnliche Summe baaren Geldes außer Land, und unſere Nachbaren gewannen auch in dieſem Stücke.

Dies einzige Exempel kann zur Warnung dienen, was für unerwartete Folgen eine an ſich höchſt nützlich und nothwendig ſcheinende, und Anfangs von einem jeden gebilligte Verfügung haben könne. Siehe Hausv. Th. II. S. 433. 610.

Verordnungen werden gegeben, um Mißbräuche zu heben; nun iſt die Regel bekannt, Inventa lege, invenitur fraus; Man braucht nur ein neu Geſetz zu geben, ſo ſinnet ein jeder, um neue Ausflüchte und neue Mißbräuche zu erfinden. Niemand bemühet ſich, den Endzweck des Geſetzes zu erfüllen, ſondern vielmehr es lächerlich zu machen. Man hat in dem letztern Kriege anmerken wollen, daß in denen Zeiten, wo am wenigſten Aufſicht geweſen, wo am wenigſten auf Beobachtung guter Policey-Geſetze geſehen werden können, eben am wenigſten darwieder gehandelt worden, und zu einer ſtrengen Aufſicht und harten Strafen gewohnte Unterthanen haben bey allen Kriegsdrangſalen ſich faſt glücklicher geſchätzt, als zu Friedenszeiten; Ja man erzählt von einer gewiſſen Gegend, daß die Unterthanen, wie die Zeitung des Friedens dahin erſchollen, recht betrübt geworden, weil

nun

nun wieder auf genaue Beobachtung der unendlichen Arten von Einſchränkungen und Acciſen geſehen, und ſie den Plagen ſo vieler zur Aufſicht beſtellter hungriger Bedienten von neuen ausgeſetzt werden würden, für deren Grauſamkeiten ſie ſich mehr fürchten müßten, als für die Drangſale eines billigen Feindes.

Der eben angeführte Krieg giebt mir Gelegenheit zu einer andern patriotiſchen Anmerkung: Dieſer Krieg, die benachbarten zahlreichen Armeen, die beſtändigen Durchmarſche, die ſtarken Lieferungen, der außerordentliche Aufwand, die ſchlechten Erndten, der Mangel aller Aufſicht, lieſſen alle Jahr eine Theurung und Hungersnoth befürchten; dennoch fehlte es niemalen. Die Preiſe ſtiegen, das Korn ward geſucht; Niemand aber klagte, es entſtand kein Mangel, und ein jeder war zufrieden. In Friedenszeiten befürchtet man gleich bey ſteigenden Preiſen ein Unglück, man macht allerley Verbote und Zuſchläge; und eben alsdenn entſteht ein Mangel, man hört ein allgemeines Wehklagen, und der Umlauf des Geldes, als das Blut des Körpers, geräth plötzlich in eine Stockung, wovon ſich der Körper auf lange Zeit nicht erhohlt. Ich bemerke dies zur Warnung für die Hausväter, welche ſich durch die mindeſte anſcheinende Gefehr verblenden laſſen, um Zuſchläge zu ſchreien, und welche als Patrioten darunter zu handeln vermeinen.

Die eben gemachte Anmerkung, daß höchſt nützlich ſcheinende Vorkehrungen ganz andere Folgen und Wirkungen haben können, als man davon erwarten ſollen, erinnert mich noch eines andern Exempels: Es iſt in verſchiedenen Ländern Gold und Silber, auch Juwelen zu tragen verboten worden, weil dafür baar Geld aus dem Lande, und ſo viel von dieſen Metallen

fallen verlohren gehe; Die Abſicht davon iſt gut, wenn das dafür bisher aus dem Lande gegangene Geld darin bliebe, und wenn diejenigen, die dafür bisher Geld ausgegeben haben, nunmehro ſolches auf andere Weiſe zum Beſten des Staats anwendeten.

Aber was geſchieht? diejenigen, welche bisher geſucht haben, ſich in einem bebrämten, gut ausgeſuchten Kleide bewundern zu laſſen, wollen auch hinführo nicht ſchlechter ſeyn, ſondern noch weiter Proben ihres guten Geſchmacks geben, und vor andern am Hofe ſich hervor thun; Jenes Verbot von reichen Zeugen hat alſo Gelegenheit gegeben, allerley koſtbare geblümte und gewürkte Sammite und Seidenzeuge, und andere Zierathen von Blumen, Stahl und Seiden zu erfinden; welche koſtbarer fallen, als ein reich geſticktes oder bebrämtes Kleid, in dem man noch immer einen innerlichen Werth hat; welches man länger trägt, und wovon man am Ende noch allerley Gebrauch machen kann. Jetzt geht mehr Geld zum Lande heraus; die bunten Kleider ſind von keiner Dauer, und man behält einen Lappen, den man zu nichts brauchen kann. Statt der Juwelen trägt man Zierathe von Stahl und Perlen, welche auch koſtbar und von keiner Dauer ſind.

In denen Fällen, wo wir Misbräuche durch neue Verfügungen hemmen wollen, ſoll man ſich das Sprichwort zur Warnung dienen laſſen, daß man keine Tieger herbey rufen müſſe, um uns anblaffende Hunde abzuwehren.

Es ſcheint alſo für einen wahren Patrioten gefährlich, in dergleichen Fällen einen Rath zu geben, wenn er das Ende nicht abſehen kann: Denn iſt der Erfolg nicht nach Wunſch, ſo hat man Verantwortung

davon; und geräth hingegen die Sache, ſo erwirbt man ſich ſelten Ruhm. Unterdeſſen iſt es nicht übel, daß es jederzeit Patrioten giebt, welche, um ſich einen großen Namen zu machen, dergleichen auf gerathewohl unternehmen, weil ſonſt viel Gutes unterbleiben würde. Andern, welche mehr die Ruhe lieben, und die Gefahr fürchten, iſt es hingegen nicht zu verdenken, wenn ſie keinen Antheil daran nehmen, ſondern andern den Ruhm oder die Verantwortung allein überlaſſen. C'eſt le tableau effrayant de ces difficultés, qui rend l'homme ſage ſi reſervé ſur l'article des conſeils; ſagt Helvetius De L'Eſprit. T. II. p. 301.

§. 32.

Es können aber Fälle eintreten, da ein Patriot nach gewiſſen Umſtänden verbunden iſt, Theil an einer bedenklichen Sache zu nehmen, und ſich vor, oder darwider zu erklären.

Ein Hausvater kann in Bedienung ſtehen, welche ihn verbindet zu ſprechen;

Es entſtehen zu Zeiten Factionen, wovon die eine eine Sache wünſchet, die andere aber ſolche mit aller Macht zu hintertreiben trachtet. Was ſoll alsdenn ein Hausvater für einen Weg einſchlagen, wenn er nicht umhin kann, ſich für die eine oder andere zu erklären? Das natürlichſte iſt wol, daß er die Meinung annehme, welche er am mehrſten der Ordnung im Ganzen und dem Beſten des Landes gemäß hält. Es iſt aber zu bedenken, daß ſolche nicht allemal die Oberhand behält, da gemeiniglich ein Privatintereſſe die Haupttriebfeder iſt, und diejenigen, denen deſſen Ausführung beſchwerlich gemacht wird, ſolches gern rächen,

rächen, und andere, welche ihnen im Wege geweſen, verfolgen; dieſer ihre Meinung mit den Farben eines Eigenſinnes, einer Diſputierſucht, eines Eigendünkels, eines Privathaſſes, verdächtig machen, und ihre Partie durch allerley Wege vergrößern, mithin ihren Satz durchſetzen, und über jene ihr Hohngelächter haben, daß ſolche mit allen ihren guten Abſichten zurück ſtehen, und ſich noch wol gar als Leute, denen es an genugſamer Einſicht und Kenntniß fehle, verachtet ſehen müſſen.

Dergleichen Exempel ſind zwar in den Geſchichten am häufigſten unter Staatsleuten bekannt; da Miniſter, welche ihrem Fürſten treu und dem Beſten des Landes gemäß gerathen, aber anbey zu ehrlich und aufrichtig gedacht haben, durch böſe Intrigen von ſolchen, welche ihre intereſſirte Abſichten, oder ihren unerſättlichen Hochmuth ausführen wollen, weggebiſſen worden, ihr Vaterland verlaſſen, und wol gar das Leben einbüſſen müſſen. Es geſchieht aber auch zu Zeiten in ſolchen Ländern, wo ein jeder Patriot als Patriot zu ſprechen Recht hat, ja wol gar verbunden iſt, des Vaterlandes Beſtes gegen diejenigen, welche ſolches in Gefahr ſetzen, zu vertheidigen, daß er Verdruß und Verantwortung hat, wenn er ſich gegen ſolche auflehnet, welche mächtiger ſind: Wie denn dergleichen Exempel aus den neuern Zeiten einem jeden erinnerlich ſind; da man in den öffentlichen Blättern mit dem größten Vergnügen die triftigſten Vorſtellungen geleſen, welche gewiſſe Gerichte ihrem Landesherrn mit einem patriotiſchen Eifer und einer edelmüthigen Freyheit zu wiederhohltenmalen übergeben haben, wenn ſie gleich voraus wußten, daß ſie ſich dadurch Verfolgung, Verluſt

des Dienſtes, Gefängniß und Verweiſungen zugezogen.

Nach ihrem Exempel werden wahre Patrioten, wenn ſie keine Zuſchauer bleiben können, ſondern in dergleichen Fällen Theil nehmen müſſen, ſorgfältig prüfen, was nach ihrer Einſicht und nach den dermaligen Umſtänden die Ordnung im Ganzen und des Vaterlandes Beſte zu erfordern ſcheinet, und dieſes zu behaupten, werden ſie ſich durch keine Gefahr, durch kein Verſprechen, durch keine Nebenabſichten, durch keine Furcht, durch keine Freundſchaft abwendig machen laſſen. Sie werden alsdenn nicht zufrieden ſeyn, eine Meinung obenhin anzunehmen, ſondern ſie müſſen die Gründe, welche ſie dazu bewegen, auf das überzeugendſte andern vorſtellen, und auf ſolche Art ausführen, daß ſie von demjenigen, was ſie ſagen, weder gegen den Fürſten, noch gegen ihre Widerſacher, noch gegen einen jeden dritten Gehel haben dürfen.

Sie müſſen blos auf das Weſentliche ſehen, und alles perſönliche, alle Nebenabſichten bey Seite ſetzen. Sie müſſen nicht verlangen, daß jemand ihnen folgen und ihre Meinung annehmen ſolle, weil es ihre Meinung iſt, ſondern weil ein jeder, der ſeine Vernunft gebrauchen und der Sache nachdenken will, auf die nemlichen Gründe verfallen müßte: Sie müſſen ſich bemühen, die Zweifel, welche man gegen ihre Gründe machen könnte, zu erforſchen, zu heben oder zu widerlegen. Sie müſſen auf alle Mittel und Gründe denken, wodurch diejenigen, welche ſie auf dem Irrwege zu ſeyn glauben, herum gebracht, und von denen zu befürchtenden widrigen Folgen überzeugt werden können. Sie müſſen aber andere blos

durch

durch Gründe überzeugen, und ſich nie ſo weit hernie- der laſſen, daß ſie in Intrigen hineingehen, ſich be- ſondere Anhänger machen, und eine Nebenfaction er- richten.

Zwar iſt aus der Politik bekannt, daß in Ländern, wo eine jede neue Veränderung von vielen erſt beliebt werden muß, wegen des verſchiedenen Intereſſe meh- rerer Stände, faſt nie eine Verbeſſerung zu Stande kommen würde, wenn nicht diejenigen, welche ſolche in Vorſchlag bringen, ſich erſt Anhänger zu erwecken, und einen Stand durch Verſprechungen und Verblen- dungen dahin zu bringen wüßten, daß er ſeinem wah- ren Intereſſe manchesmal ſchnurſtracks entgegen ſtimmete.

Meines Bedünkens gehört dies aber für einen Staatsmann und Politicus, nicht aber für einen bloßen Patrioten, welcher nach dem ihm beygelegten Character gerade ausgehet, und alles, was ihm einen Vorwurf, auch nur von dem geringſten Grade der Falſchheit erwecken kann, vermeidet. Die Zufriedenheit, welche man darüber empfinden kann, ſeine Meinung durch zweydeutige Mittel durch- geſetzt zu haben, ſcheint auch mit der Beruhigung nicht in Vergleich zu kommen, welche man, da man nachgeben, oder gar Verfolgung erdulden müſſen, alsdenn genieſſet, wenn die Folgen, diejenige Mei- nung, welche wir behaupten, rechtfertigen, und jetzt die Verantwortung auf die fällt, welche uns un- terdrückten. Haben wir denn nicht das Vergnü- gen gehabt, etwas durch unſern Rath zum Beſten des Vaterlandes beyzutragen, ſo behalten wir unſer Gewiſſen frey, wenn wir unſern Namen auch nicht hergeben, um ihm zum Nachtheil zu handeln, ſon-

dern einem jeden betheuren können, daß wir keinen Antheil an der Sache haben.

Wenn alle Staatsmänner nach dieſer Vorſchrift handelten, und ſich, wenn ſie ſehen, daß der größte Haufe durch den Strom weggeriſſen wird, und ihre Kräfte der Ueberſchwemmung zu hindern nicht mehr hinreichen, bey Zeiten, ohne die Folgen zu erwarten, überwinden und zurück ziehen könnten, würden nicht ſo viele über Ungnade, Verfolgung und ſo weiter klagen.

Ein Staatsmann wird mir aber auch hier die Einwendung machen; Man dürfe nicht allemal ſo vorſichtig handeln; Man müſſe nicht hoffen, daß die Folgen eben ſo ſchlimm ſeyn werden; Der Menſch mache ſich gern unnöthige Sorgen und Zweifel; Wenn eine Sache nur angefangen ſey, gehe ſie oft beſſer als man meinen ſollen; Ja die Vorſchläge, welche man Anfangs am bedenklichſten gehalten habe, geriethen manchmal am beſten.

So ſprechen freilich Politici, und ein Patriot gönnet ihnen auch gerne darnach zu handeln, läßt ſich aber nicht leicht verleiten, einen Weg zu gehen, wo er nicht ebene Bahn vor ſich ſieht, wenigſtens die vorkommende Dorn und Dieſteln leicht zur Seite biegen kann; Es ſchröcket ihn ab, wenn er vor ſich einen unüberſteiglichen Felſen erblickt, und zweifelhaft iſt, ob er bey Fortſetzung des Weges Wegweiſer finden werde, welche ihn geſund hinüber und zurück führen, ohne Schaden zu nehmen.

Im übrigen findet auch hier ſtatt, was ich oben §. 14 geſagt habe; Es iſt gefährlich, wenn wir uns durch die Hoffnung einſchläfern laſſen, daß ein bedenklich ſcheinender Schritt in der Folge weniger Ge-

fahr

fahr haben könne. Bey dem allen geſchieht es zu Zeiten, daß eben dadurch das gemeine Beſte befördert wird, wenn einige mit mehrerer Herzhaftigkeit handeln; Ein Patriot iſt auch als Patriot zu Zeiten gezwungen, durchzugreifen. Er muß aber ſodann gewiſſe Gründe und eine Wahrſcheinlichkeit vor ſich haben, die ihn rechtfertigen, und von dem, was ſeltener geſchieht, kann man keine Regel hernehmen.

§. 33.

Von einem wahren Patrioten wird noch erfordert, daß er für ſein Vaterland eine gewiſſe Liebe und Zuneigung haben ſolle.

Es wird aber ſchwer ſeyn, von dieſer Liebe und Zuneigung, Attachément, eine deutliche Erklärung zu geben, wenn wir nicht ein Beſtreben darunter verſtehen, mehrere Menſchen neben uns aufzuhelfen, und in beſſere Umſtände zu ſehen, um durch ſie in der Folge unſere eigene Umſtände zu verbeſſern, und uns mehrere Gemächlichkeit und Sicherheit zu verſchaffen.

Nicht ſelten wird ein eitler Ruhm, eine Begierde ſich einen großen Namen zu erwerben, oder viele Clienten zu haben, unter dem Namen einer Liebe zum Vaterlande verdeckt.

Die Exempel von ſolchen Patrioten, welche ſich, ohne alle Nebenabſichten, und ohne den mindeſten Vortheil davon zu haben, für die Aufnahme des Vaterlandes bemühet haben, blos um die Ordnung im Ganzen zu erfüllen, und das Vaterland blühend zu ſehen, ſind gar zu rar, um davon einen Beweis überhaupt zu nehmen, da ich die Menſchen nehme, wie ſie ſind, nicht etwa, wie ſie ſeyn könnten. (§. 23)

Oreſtes hat in einer wenig bebaueten Gegend ein Gut von weitem Umfange, aber von geringem Ertrage, weil die Gegend nicht bevölkert iſt, und alles Verkehr fehlet; Es liegt faſt alles Land wüſte, weil es an Menſchen mangelt, die die Arbeit verrichten, und weil er, da kein Fluß und keine große Städte in der Nachbarſchaft ſind, dasjenige, was er bauet, nicht los werden, und bey dem Mangel an baarem Gelde keine Käufer finden kann.

Oreſtes thut dem Fürſten den Vorſchlag, in dieſer Gegend eine neue Stadt anzubauen, und einen Canal bis zu dem nächſten großen Fluß drey Meilen lang zu ziehen; Er vermag den Prinzen, jährlich eine gewiſſe Summe dazu zu beſtimmen; Er ſelbſt bauet gleich Häuſer, damit die Arbeitsleute Wohnung hätten; Er ſorgt für ihren Unterhalt; Er giebt denenjenigen, welche ſich anbauen wollen, Holz, Steine und Kalch umſonſt; Er thut ihnen allen möglichen Vorſchuß; Er ſpart keinen Fleiß, um allerley Künſtler und Handwerker herzu zu rufen. Er erwirbt ſich den Ruhm eines wahren Menſchenfreundes, und Vaters des Vaterlandes; Sein Ruhm erſchallet aller Orten; Jedermann drängt ſich zu, um unter einem ſo liebreichen Herrn zu wohnen. Er hat das Vergnügen, in wenig Jahren eine neue Stadt aufgebauet und den ganzen Bezirk fruchtbar zu ſehen. Man richtete ihm zu Ehren in der Stadt ſein Bildniß auf, und rühmte in der Unterſchrift ſeine beſondere Liebe zum Vaterlande. Der Hauptnutzen aber, den Oreſtes von ſeiner Liebe zum Vaterlande hatte, war, daß der Bezirk, den er vorhin kaum auf ein paar tauſend Thaler genutzt hatte, ihm jetzo zwanzig tauſend Thaler ein-

einbrachte, und er hatte nicht über vierzig tauſend Thaler angewandt.

Ein Land kann alſo diejenigen, welche ihre Gemächlichkeit ſuchen, und um ſolche zu erlangen, viel Geld anwenden, allemal als Freunde des Vaterlandes anſehen, welche man feyren und verehren muß. Sie ſuchen nun ihre Gemächlichkeit entweder darin, daß ſie gern was leckers eſſen und andern vorſetzen mögen, oder daß ſie, um gemächlich zu wohnen, viel bauen, oder daß ſie einen Vorzug darin ſuchen, ſich von vielen Bedienten aufwarten zu laſſen; So geben ſie allemal, wenn man ihnen die Freyheit läßt, vielen Einwohnern Unterhalt und bringen Geld in den Umlauf.

Es iſt alſo nicht politiſch gehandelt, wenn man dergleichen Freunde des Vaterlandes einſchränkt, taxirt und mit unter die Laſten zieht, da man lieber, um deren mehrere herein zu ziehen, ihnen mehrere Freyheiten zugeſtehen, und ihnen noch Geld zugeben ſollte. Das gemeine Urtheil iſt unrichtig, wenn man unbillig hält, daß deßgleichen Schlemmer, die ihr Geld ohnedem verſchwenden, frey durchgehen, und der ohnehin genugſam geplagte gemeine Mann für ſie die Laſten mittragen ſolle; Denn es iſt wol ſehr gleichgültig, ob ſie von ihren Einkünften jährlich etwas gewiſſes ſelbſt in die öffentlichen Caſſen liefern, oder ob ſie andern Landesunterthanen ſo viel Geld geben, damit dieſe es dahin tragen. Der Hauptvortheil beſteht darin, daß wir dem größten Haufen, welcher allemal das mehrſte zahlen muß, Gelegenheit ſchaffen, woher er das zu zahlende Geld nehmen kann.

Mithin kann man von denenjenigen, welche das mehrſte Geld im Lande ausgeben, und der größten

Anzahl von Menſchen Unterhalt verſchaffen, als die beſten Patrioten anſehen, welche die mehrſte Liebe zum Vaterlande durch weſentliche Proben äußern. Die übrigen, welche nur in Worten und in der Theorie eine Liebe dagegen äußern, werden ſich nie eine beſondere Achtung erwerben, und das Vaterland wird ſeltener von ihrer Liebe eine Empfindung und Nutzen haben.

§. 34.

Eine gleiche Bewandniß wird es mit der Regel haben, „ daß ein Patriot die gemeine Wohl„ fahrt ſeiner Mitbürger befördern müſſe. „

Man hält dieſe für eine der Hauptpflichten eines Patrioten. Cicero ſagt, man werde dadurch den Göttern gleich: Homines ad Deos nulla re propius accedunt, quam ſalute hominibus danda. Aber wie befördert man am beſten die Wohlfahrt anderer? Handelten und dächten alle Menſchen überein; lieſſen ſie ſich ordentlich führen, wie ein treuer Hirte ſeine Heerde zu rechter Zeit aus und in den Stall treibt, und ſie zu jeder Tageszeit nach Beſchaffenheit der Witterung auf die ihnen bequemſte und geſundeſte Weide leitet, auf dem Stall aber mit Futter verſorgt; ſo könnte ein getreuer Patriote ſich eine eigene Heerde wählen, und auf deren Wohl bedacht ſeyn. Wer läßt ſich aber ſo führen? Ein zu einem Hirten über ſeine Heerde beſtellter Geiſtlicher, welcher die Seelenwohlfahrt als das Vornehmſte prediget, findet faſt alle Sonntage Gelegenheit ſich zu ereifern, daß ihm niemand folge, ſondern daß ein jeder auf Abwege herum irre. Iſt es aber nicht mal möglich, einen kleinen Haufen in gewiſſen Stücken in Ordnung zu erhalten,

halten, deren Beobachtung ihnen in den lebhafteſten Farben um ihres zeitlichen und ewigen Beſten willen zum öftern anempfohlen wird; Was kann denn wol ein Menſch zum Beſten aller Mitbürger beytragen?

Ich handele als ein Patriot; ich glaube, daß man diejenigen, welche in einer Ordnung und Uebereinſtimmung handeln ſollen, zuförderſt ordentlich, ſyſtematiſch und übereinſtimmend denken lehren ſolle: Werden viele Mitbürger meinen Vortrag leſen? Wie geringe wird die Anzahl dererjenigen ſeyn, welche ſich daraus erbauen? Und darf ich mir wol ſchmeicheln, daß ein einziger dadurch werde gerührt und überzeugt werden, ſein Syſtem zu ändern, und künftig alle Handlungen der Ordnung gemäß einzurichten?

§. 35.

Doch es iſt ja ein Land vor andern glücklich und blühend. Dies rührt von dem Fleiße ſeiner Einwohner her; es muß alſo ein jeder Patriot das ſeinige dazu beyzutragen, und andere aufzumuntern bedacht ſeyn.

Wir ſehen täglich neben uns Exempel, daß Familien empor kommen, und ſich durch ihren Fleiß bereichern. Die Geſchichte lehret uns mehrere Städte kennen, welche ſich gleichſam aus dem Staube erhoben haben, und jetzt die blühendſten Handelsſtädte ſind, z. E. Amſterdam und Altona. Ja, wer weiß nicht, daß die Länder, in welchen anjetzo Künſte, Wiſſenſchaften und Handlung am mehrſten blühen, vor dieſen in gar keinen Betracht gekommen ſind, ſo wie hingegen andere Länder gefallen ſind.

Aber wie macht man ein ganzes Land blühend, und welches ſind die beſten Mittel, es beſtändig in blühendem

hendem Zuſtande zu erhalten? Mir iſt kein Exempel aus der Hiſtorie bekannt, da ein ganzes Land durch ſtrenge Geſetze und eine genaue Aufſicht und Anordnung abſeiten der Regierung plötzlich blühend gemacht, und die ganze Denkungsart von allen Einwohnern auf einmal umgekehrt wäre. Sonſt würden die monarchiſchen und deſpotiſchen Länder, wo die mehrſten Einſchränkungen gemacht werden, am erſten in Aufnahme kommen, wovon man das Gegentheil ſiehet.

Die Erfahrung lehret vielmehr, daß die größten Oerter ſich erſt allgemählig aufgeholfen haben. Oft iſt nur eine einige fleißige Familie, welche einem ganzen Ort Leben giebt, und die Exempel werden rar ſeyn, da blos die von dem Landesherrn gemachte Anordnungen eine gute Wirkung gehabt haben, vielmehr wird man mehrmalen bemerken, daß dadurch eher das zu hoffende Gute gehindert worden.

So viel iſt einmal gewiß: Geſetzt, ein Ort ſoll aus ſeiner bisherigen Schläfrigkeit in Aufnahme kommen, dazu muß allemal ein Anfang gemacht werden, und dieſes muß von einzelnen Mitbürgern geſchehen; dieſe müſſen aufgemuntert werden; Es wird ſie aber kein Zwang, keine Freyheit, kein Verſprechen, keine Einſchränkung, kein Verbot dazu aufmuntern, wenn ſie nicht deutlich ihren Vortheil vor Augen ſehen, und ſich ſelbſt dadurch reich und glücklich zu machen hoffen. Sie werden auch von der andern Seite nie ihren Endzweck erreichen, noch empor kommen, wenn ſie nicht zugleich mehrere Mitbürger in ihr Intereſſe ziehen, welche jene noch mehr aufgeholfen zu ſehen wünſchen, indem ſie merken, daß ſie von ſolchen ihren Unterhalt haben, mithin ihre Umſtände verbeſſern.

Die

Die Hinderniſſe aber, warum dergleichen Perſonen, welche zur Aufnahme des Staats beytragen können, ſo ſelten empor kommen, ſind mancherley.

1) Treiben dieſelben oft Anfangs ihren Eigennutz zu weit, und bemühen ſich nicht genugſam, ihre Nachbaren zu gewinnen. Daher kommt denn

2) Daß der Brotneid die Nachbaren zu ſehr gegen ſie aufbringt. Ich habe dieſes in Städten mehrmalen bemerkt; Erweitert ein Bürger ſeine Handlung, ſieht man ſeine Umſtände täglich beſſer werden, und daß ſein Reichthum ſich vermehrt; ſo ſieht man ihn ſchon nicht mehr als ein Mitglied an, welches durch ſeine erworbene Mittel, und indem es ſolche unter die übrigen Mitbürger rulliren läßt, den Reichthum der ganzen Stadt vermehret; ſondern man betrachtet ihn als einen Blutſauger, welcher den übrigen Mitbürgern die Nahrung vor dem Maule wegnimmt, und diejenigen, welche nicht ſo ſtark in Vorſchuß ſind, an den Bettelſtab bringt und banquerot macht; Iſt er dabey gegen die Vorgeſetzte nicht höflich und freygebig genug, ſo verfolgt man ihn auf alle Weiſe, und ſucht ſeinen Stolz zu dämpfen; Hat ein ſolcher, wie es öft zu gehen pflegt, ſeine kleine Schwachheiten und Eigenſinn, ſo greift man ihn von ſolcher Seite am leichteſten an, und ſucht ihn lächerlich, verachtet, verdächtig oder gefährlich zu machen. Vornemlich, wenn er unglücklich genug iſt, ſich die Obrigkeit, oder deren Befreundte und Anhänger zu Feinde zu machen.

In Summa, jemand braucht an einem Ort nur in Aufnahme zu kommen, ſo hat er alles gegen ſich, und man bedenkt ſelten, daß durch Unterdrückung ei-

nes ſolchen, wenn er auch wirkliche Fehler begeht, der ganze Ort leidet. Dahero denn

3) Ein Mitbürger dieſer Art ſelten, ſo wie ſich gehört, unterſtützt wird. Man pflegt zu ſagen: Es ſey nur ein einiger, was es dem Ort für Vortheil ſchaffen könne, ob ſolcher in Aufnahme komme, und zwanzig andere Bürger unterdrückt würden? Weil man ſie nicht alle auf einmal reich ſehen kann, läßt man ſie lieber alle arm, und entzieht demjenigen, der mehrere reich machen könnte, den nöthigen Beyſtand; am wenigſten, daß man auf eine Aufmunterung überhaupt gedenken ſollte.

Will man endlich 4) zur Aufnahme des Landes die Hand bieten, ſo werden die rechten Mittel und Wege verfehlt. Z. E. Man glaubt gemeiniglich, einem Ort aufzuhelfen, wenn man neue Manufacturiers herein zieht; und dieſes iſt ſehr gut, wenn dadurch den übrigen Einwohnern mehrere Bequemlichkeit verſchafft, mehr Geld ins Land gezogen, viele Leute ernährt, Handel und Wandel empor gebracht, und der Abſatz von Landesproducten befordert wird.

Damit ſich aber alsdenn vielleicht zwanzig hungrige Fabrikanten, welche ſchon mehrere Orte der Armuth wegen verlaſſen haben, kümmerlich ernähren können, ſoll ſich ein ganzes Land einſchränken. Ein jeder Einwohner darf nicht mehr kaufen, wo er will, und wo er die beſten und wohlfeilſten Waaren bekommt; ſondern er wird gezwungen, von jenen ſchlechtere Waaren theurer zu kaufen. Da er jetzt um ſich deſſen zu entziehen, eben noch mehr bewogen wird, das Fremde vorzuziehen, ſo geht durch den Schleichhandel mehr Geld als vorhin aus dem Lande; Denen Kaufleuten im Lande wird die Nahrung

und der Verdienſt entzogen, die Nachbaren aber werden bereichert. Handel und Wandel werden geſtöhrt, und oft kommt dazu, daß den Landeseinwohnern der freye Abſatz ihrer Landesproducte außer Landes, wo ſie ſolche theuer los werden können, unterſagt wird; ſie werden gezwungen, dieſe den Fabrikanten nach dem von ihnen ſelbſt willkührlich zu ſetzenden geringen Preiſen halb hinzuſchenken, und die daraus verfertigten Waaren zu einem überſetzten Preiſe wieder einzukaufen.

Dergleichen Aufmunterungen machen die Mitbürger vielmehr verdrießlich und mißmüthig; die Hiſtorie wird wenige Exempel aufweiſen, daß einem Lande dadurch aufgeholfen wird, wenn man mehrere Unterthanen arm macht, um einige Arme mehr auf jener Koſten zu erhalten.

In dem letztern Kriege lebten gewiſſe deutſche Provinzen, wo ſonſt der größte Zwang war, recht auf, ſo lange dieſer aufhörte; und in denen Gegenden, wo alles vermiſcht durch einander liegt, mithin dergleichen Zwang nicht eingeführt werden kann, iſt oft das mehrſte Leben; Es finden ſich allda die mehrſten Fabriken; Es circulirt mehr Geld, und es kommt eher etwas Gutes zu Stande, als wenn man ſolches mit Gewalt einführen will. Es kommt in dergleichen Fällen auch vieles bey den Einwohnern auf dem Glauben und das Vertrauen an, und beydes wirkt kein Zwang.

§. 36.

Da ich die Hinderniſſe erwehnt habe, welche die Einwohner eines Orts abhalten können, ihr Vaterland in Aufnahme zu bringen, ſo wird man von mir erwarten, daß ich auch die Vortheile

theile erzähle, wodurch ſie dazu aufgemuntert werden können. Ich werde deren einige nach einander anführen.

„ 1) Wer ſeinen Ort in Aufnahme bringen „ will, muß denſelben nicht allein lieben; er „ muß heftig für ihn eingenommen ſeyn.“

Wer für eine Sache oder für eine Perſon heftig, avec un enthouſiasme, eingenommen iſt, wünſcht ſie vollkommner und verſchönert zu ſehen, und trägt gern dazu bey. Eine bloſſe Liebe entdeckt nur die wirkliche vermeintliche Vollkommenheiten, und veranlaßt, daß wir uns daran ergötzen, und nur ſuchen, Nutzen davon zu haben.

Burrhus hat ein ſchönes Gut; er liebt es als ſeinen Geburtsort, und weil ſchöne Jagden da ſind. Er wohnt allda mit dem größten Vergnügen; und mag keinen andern Ort leiden. Er läßt aber alles wie es iſt, und wendet nichts an Verſchönerungen.

Narciſſus kauft ein Gut, und iſt gezwungen zu bauen; Er legt zugleich einen neuen Garten an, und fängt an, die zwiſchen den Ländereyen der Bauren zerſtreuet herum liegende Grundſtücke des Guts auszutauſchen, und ſich zu arrondiren. Seine Arbeit gefällt ihm; Er wird allgemählig für den Ort eingenommen. Sonſt mogte er die Winter nicht auf dem Lande zubringen, und ſprach von dem Landleben bey langen Abenden als von der traurigſten Sache, welche kein Menſch aushalten könne; Jetzt fiel ihm nicht weiter ein, den Ort des Winters zu verlaſſen. Er ſann vielmehr ohn Unterlaß darauf, wie er ihn auf alle Weiſe verſchönern und angenehmer machen, auch ſich auf den Winter Zeitvertreibe verſchaffen könne;

Er

Er bauete ein Reithaus, ein Gebäude zum Billeard und andern kleinen Spielen, und wendete ſeine Einkünfte, welche er ſonſt in der Stadt und auf Reiſen verzehrt hatte, dazu und zu Vergrößerung des Gartens, auch Anlegung neuer Spatziergänge und anderer neuer Werke an: Je ſchöner der Ort wurde, je größer ward bey ihm die Begierde, ihn noch ſchöner zu machen, und ſeines Namens Gedächtniß zu ſtiften. Unter andern entſchloß er ſich, einen großen mit Kieſelſteinen und Buſchwerk über und über bedeckten, bisher unbrauchbaren, Ort von einigen hundert Morgen artbar zu machen. Er verſammlete dazu drey hundert Tagelöhner und Arbeiter, und bemühte ſich, um ſeine übrige Projecte auszuführen, die beſten Künſtler und Handwerker an ſich zu ziehen; dieſe verheyratheten ſich, bezogen die für ſie im voraus erbaueten Häuſer, und bevölkerten den Ort, welcher, da er vorhin aus wenigen alten verfallenen Strohhüten beſtanden hatte, jetzt einem artigen kleinen Städtgen glich; indem die von ihm gebrauchten Arbeiter ihren Verdienſt anwendeten, und unter einander umlaufen lieſſen; da alſo dieſer beſtändig aus einer Hand in die andere gieng, und das von ihm unter die Arbeiter gebrachte Leben unter die übrigen Einwohner der Gegend fortgepflanzt wurde, ſo lebte ein jeder gut, und viele wurden reich; wer von ihm etwa vierzig Thaler an Tagelohn einnahm, rechnete ſeine Einkünfte durch den öftern Umſatz ſchon wenigſtens auf das doppelte, und auf ſolche Weiſe kam ein ſchlechter Ort in Flor, den vorhin ein jeder für traurig und unangenehm hielte, und welcher alle Vorzüge blos dem Fleiße und der Kunſt zu danken hatte. Jetzt kam der Landesherr zu, und verlangte, daß

Narciſſus von einem ſo ſehr verbeſſerten Orte mehr in die Steuren geben ſollte, da man neue Einnahmen in den Caſſen nöthig habe, könne er von ſeinem Ueberfluße, den er doch verbaue, wol jährlich ein anſehnliches ſteuren. Er hatte gut vorſtellen, daß er vielmehr eine Belohnung verdiene, daß er ſein Geld, welches er von andern Gütern außer Landes einnehme, allhie verzehre und in den Umlauf bringe, auch Gelegenheit gebe, daß das Land eine größere Anzahl neuer und bemittelter Einwohner erhalte. Zum Unglück hatte Narciſſus verſchiedene Neider bey Hofe; unter andern einen von den Hofbedienten, welcher das Gut gern kaufen wollen, und gar nicht vergeſſen konnte, daß jener einen ſo vortheilhaften Handel gemacht habe. Des Narciſſus Vorſtellungen fanden kein Gehör, man verlangte vielmehr, daß auch die Cataſtra von den Unterthanen nachgeſehen, und ihre Beyträge geſteigert werden ſollten. Dies machte die Einwohner ſtutzig und mißmüthig; Narciſſus bekam einen Widerwillen gegen den Ort, und zog auf eines der übrigen Güter, welches im Grunde weit ſchöner und angenehmer war. Er nahm die mehrſten ſeiner Arbeiter, welche ſich nicht zu ſehr angebauet hatten, wieder mit; die übrigen hatten keinen fernern Verdienſt, indem er nichts weiter anwenden ließ; Seine, ſonſt allda verzehrte, Einkünfte entgiengen dem Lande nicht allein, ſondern er ließ ſich auch gar die Einkünfte dieſes Guts nachſchicken; Die Einwohner lebten noch einige Jahre von dem bisherigen Verdienſte, verzehrten aber allgemählig ihren Vorrath; nach zwanzig Jahren waren ſie alſo wieder ſo arm wie vorhin, und die ganze umliegende Gegend wehklagte jetzt, welche von jenen mit gelebt,

und ihre in die öffentlichen Caſſen zu erlegende Abgaben daher genommen hatte. Man empfand alſo in den Caſſen einen merklichen Abgang, und das neue Miniſterium war ſehr unzufrieden über diejenigen, welche den Narciſſus vertrieben hatten. Er war aber nicht zu bewegen, den Ort wieder zu betreten.

§. 37.

Die zwote Eigenſchaft eines Patrioten iſt, „ daß er alles ſchöner und vollkommener in ſeinem Vaterlande finden muß. “

Wie wir Menſchen gar zu gern gegen unſer eigenes Intereſſe handeln, ſo iſt es auch ein allgemeines auf die mehrſten Menſchen ſich fortpflanzendes Vorurtheil, daß nichts ſchön, brauchbar oder wohlſchmeckend ſey, was nicht theuer iſt, und aus der Ferne kommt. Dieſes Vorurtheil hat insbeſondere für uns Deutſche viele nachtheilige Folgen, denn

1) gefällt ſich ſelten Jemand in ſeinem Vaterlande, oder an ſeinem Geburtsort; Es iſt ihm daſelbſt zu enge, zu gewöhnlich, zu ſchlecht; Er verzehrt alſo ſeine aus der Gegend gezogene Einkünfte an einem fremden Ort; Er unternimmt große koſtbare Reiſen, bringt alſo das Geld nicht allein aus dem Umlaufe, ſondern macht noch wol gar Schulden, und muß nachher kümmerlich im Vaterlande leben.

2) Will ein ſolcher ſich ſein Gut oder ſeinen Geburtsort ſodann noch erträglich machen, ſo geſchieht es mit koſtbaren aus der Fremde verſchriebenen Auszierungen und Hausrath.

3) Wenige Bemittelte können ſich auf ihren Gütern zugeben. Sie verknüpfen gewiſſe Vorzüge mit der eitlen Ehre, ihren Namen mit einigen leeren Ti-

teln, und den Körper mit reichen oder bebrämten Kleidern, und etwa einem Stern und Bändgen auszieren zu können.

Hemon hat große weitläuftige Güter, welche ihm jährlich über fünf und zwanzig tauſend Thaler einbringen; das eine davon iſt von ſeinem Vater prächtig gebauet und ausgeziert worden. Es fehlt ihm nichts, was zur Gemächlichkeit und zu einem angenehmen Leben erfordert wird. Das Gut liegt in einer ſchönen angenehmen Gegend an einem ſchiffreichen Fluß, nicht weit von einer großen Stadt; Er kann alle Lebensmittel gut, bequem, geſchwind und wohlfeil haben. Er hat die ſchönſten Jagden; Sein Vater hat eine kleine Stüterey angelegt; In der Nachbarſchaft iſt gute umgängliche Geſellſchaft. An Beſchäftigungen fehlte es nicht, wenn Hemon ſich der Aufſicht ſeiner weitläuftigen Güter, und der Vorſorge ſeiner Unterthanen annehmen, auf ſeine Wirthſchaft achten, und ſich übrigens mit dem Umgange ſeiner Hausgenoſſen und benachbarten guten Freunde begnügen laſſen wollen. Er würde es auch wol gethan haben; Seine Gemahlin aber, Antigone, war aus einem großen Hauſe und in der Stadt erzogen. Es war ihr nicht genug, ab und an, Zuſprüche zu erhalten oder zu geben, ſie war gewohnt, täglich Viſiten zu geben und anzunehmen; Es kam ihr in ihrem Hauſe öde vor, weil ſie darin nicht, wie bey ihrem Vater, das Vorzimmer voller Curtiſans und Schmeichler ſahe. Sie rechnete des Abends nach, wo ſie nun in der Stadt in einer großen Aſſemblee, oder auf einem Ball, oder in einer Opera zubringen, und in welchem Hauſe ſie an einer großen Tafel von vierzig bis ſechzig Perſonen ſoupiren können. Sie ſchlief bey ihrer kleinen

nen Geſellſchaft von ſechs guten Freunden ein. Sich des Abends um eilf Uhr aus Mangel der Geſellſchaft ſchon zu Bette legen zu müſſen, hieß ſie den Tag zur Nacht machen. Es ward ihren Ohren unerträglich, daß ſie täglich das Geſchrey der Hüner und des übrigen Federviehes, und das Gebölke der Kühe hören, und dagegen des Geräuſches und Gepraſſels derer vorbeypaſſirenden Karren und Wagen, und des Geheuls derer verſchiedenen Ausrufer in der Stadt entbehren mußte. Es kam ihr gar zu eckelhaft vor, daß ihr Mann mit einer Einnahme von fünf und zwanzig tauſend Thaler blos Herr von ſeinen Gütern heiſſen, und gar keine Ehrentitel führen ſollte; Sie machte bey ihrem Vater leicht aus, daß der Mann mit Verſprechung eines großen Titels und geringen Gehalts nach Hofe berufen ward, mit der Erlaubniß, ſein Vermögen in der Stadt mit mehrer Unbequemlichkeit zu verzehren. Um ihm gar Gelegenheit zu geben, einen Theil ſeines Vermögens zuzuſetzen, ſchenkte ihm der Fürſt einen großen Platz zum Hauſe, und gab ihm alle Materialien frey. Er ward allgemählig verleitet, zu Erbauung eines Pallaſtes einige neunzig tauſend Thaler anzuwenden, und einen großen Staat zu führen; ſeine Einkünfte reichten nicht mehr zu, und er mußte jährlich Schulden machen. Die ſchönſten auf den Gütern gefundenen Holzungen wurden niedergehauen, und nebſt einigen von den Gütern zu trennenden Grundſtücken verkauft.

Hätte Hemon in der angefangenen Lebensart fortgefahren, und ſeine Einkünfte im Vaterlande verzehrt, ſo hätte er ſich jährlich neue Bequemlichkeiten und Veränderungen verſchaffen, ſeine Güter verbeſſern, das Vaterland in Aufnahme bringen, von ſei-

nen Einkünften zum Beſten der Kinder jährlich etwas beylegen, und ſeine Tage in Ruhe endigen können.

Ueberhaupt iſt es ein Glück für die Fürſten, daß die Begüterten ſich nicht glücklich glauben, wenn ſie nicht dienen. Frankreich würde einen Mangel an Officiers haben, wenn nicht einmal das Vorurtheil eingeführt wäre, daß ein jeder von Adel Soldat geweſen ſeyn, und zu deſſen Beweiſe das rothe Bändgen mit dem Ludwigs-Orden tragen müßte.

Daß jemand in ſeinem Vaterlande Dienſte nimmt, kann ſeine gute Urſachen haben, um an denen zu machenden Einrichtungen mit Theil zu haben, und das Beſte ſeiner Güter und der Seinigen beſorgen zu können. Hingegen ſcheint es widerſprechend, wenn diejenigen, welche artige Güter und Einkünfte haben, und auf ihren Gütern ſelbſt einen kleinen regierenden Herrn vorſtellen, wenigſtens in einer Unabhängigkeit vergnügt leben können, allen dieſen Vorzügen entſagen, und ſich in der Ferne bey einem kleinen Herrn in Dienſten geben, welcher oft ſelber wieder bey einem größern Fürſten Dienſte zu nehmen gezwungen iſt, und von den Einkünften ſeines Landes manchesmal nicht ſo viel übrig hat, worüber er frey beſtimmen kann, als jene bey ihm zuſetzen.

4) Indem wir nur dasjenige kaufen wollen, was koſtbar und aus der Ferne iſt, verſäumen wir unſere eigene, oft einen Vorzug habende, Landesproducte. Zur Aufnahme eines Landes würde ſehr gereichen, wenn ein jeder Patriot mehr ſuchte, dasjenige was ſeine Gegend oder ſein Vaterland ſelbſt hervor bringt, vorzuziehen.

Wenn wir z. E. uns für eine Ehre ſchätzen, uns in Zeugen zu kleiden, welche von eigener Landes Wolle und

und im Lande ſelber verfertigt ſind. Wenn wir uns ſchimpflich halten, da wir am Orte ſelber gute Kälber und Hammel ziehen, daß wir aus einer entfernten Gegend Fleiſch mit größern Unkoſten verſchreiben; in der Einbildung, daß es zärter, fetter, anſehnlicher oder wohlſchmeckender ſey. Statt deſſen ſollte jeder Hausvater bedacht ſeyn, und darauf künſtlen und nachſinnen, wie er ſeine Schäfereyen verbeſſern, beſſere Wolle ziehen, und der ſeinigen die Feine von der ſpaniſchen geben könne; Oder aber, ob er etwas zur Aufnahme der Fabriken beyzutragen, und ſolche in Ruf zu bringen im Stande ſey; Oder wie ſich die Viehzucht und die Weiden verbeſſern laſſen, und das zu ſchlachtende Vieh bequemer gemäſtet werde.

5) Wenn man ſich allen Hausrath aus Frankreich, Engelland oder Holland kommen läßt, ſo kommen die Künſtler und Handwerker nie empor.

§. 38.

Aus dem Angeführten ziehe ich zur dritten Eigenſchaft für einen Patrioten die Regel, „daß „er ſeine Landesleute nie um deswillen verachten „ſolle, weil er bey andern Nationen größere „Vorzüge findet; ſondern er muß ſie vielmehr „derer bey andern bemerkten Vorzüge theilhaftig „machen.“

Wir Deutſche ſind nicht ſelten ſo geſinnt, daß wir, wenn wir fremde Länder geſehen haben, alles dorten vollkommener finden, und unſre Landesleute als dumme einfältige Leute verachten, welche nichts begreifen können; Da doch im Grunde die deutſche Nation zu allen Arbeiten und Erfindungen weit geſchickter iſt, wenn ſie nur angeführt und unterſtützt wird. Ja, man

merkt an, daß viele der berühmteſten Meiſter in Engelland, Frankreich und Holland Deutſche von Geburt ſind; ſie können ſich aber dort beſſer empor helfen, erhalten ihre Waaren theurer bezahlt, und finden geſchwindern Abſatz.

Wenn ein Uhrmacher bey uns die beſten Uhren macht, welche an Genauigkeit und Dauerhaftigkeit die engliſchen übertreffen, ſo wird er ſchwerlich Käufer finden, wenn er nicht London darauf ſetzt, und ſeinen Uhren die Merkmale einer engliſchen Arbeit giebt.

Ein Reiſender, welcher fremde Oerter ſieht, ſollte alſo ſich nicht begnügen, dort alles Schöne zu bewundern, und ſich Adreſſen zu bemerken, durch welche er das ihm gefallende verſchreiben und nachkommen laſſen kann: Vielmehr ſollte er ausforſchen, worin die Handgriffe und Vortheile beſtehen, warum Fremde beſſere, oder doch mehr gefallende, und mehr ins Auge leuchtende, Arbeit verfertigen, damit er ſolche ſeinen Landesleuten lehren, und ihnen Anleitung geben könne, ihre Arbeit zu verbeſſern. Unſern Handwerkern fehlt es gemeiniglich nur an Modellen und an Anführern, und daß ihnen jemand ihre Arbeit bezahlt.

Ein Patriot gönnet alſo den Verdienſt lieber ſeinen Landesleuten, um das Geld im Lande zu erhalten, wenn ſie auch gleich das Façon der Ausländer, welches gemeiniglich blos durch ihre Fantaſie und Eigenſinn gerechtfertiget wird, nicht ſo genau treffen und nachmachen können.

Dieſe Regel iſt freylich nicht allgemein zu verſtehen, und leidet bey vielen Sachen eine Ausnahme; Ein Patriot ſucht ſie aber ſo gemein, wie möglich, zu machen.

§. 39.

§. 39.

Mit der vorigen Regel muß noch eine vierte Eigenſchaft eines Patrioten verbinden. „ Er „ muß die Landesgebräuche ſchön finden. “

Ich finde dieſe Regel um einer zwiefachen Urſache willen nothwendig; Eines Theils, damit er nicht etwa die guten Landesgebräuche verwerfe, aus der Urſache, weil er bey andern andere Gebräuche bemerkt habe; Andern Theils, damit er nicht verleitet werde, von andern zu voreilig und mit ſeinem Schaden, auch mit Verluſt des Landes ihre Gebräuche anzunehmen.

Man wird mir einwenden; Sollen wir es denn nach dieſer Regel blos bey dem alten laſſen? ſo werden alle Verbeſſerungen unterbleiben, und man wird die einmal angenommenen Vorurtheile nie ausrotten.

Allein, indem ich nur rathe, nicht zu voreilig mit Veränderungen zu ſeyn, ſchlieſſe ich nicht aus, daß man alle möglich zu machende Verbeſſerungen verwerfen ſolle; Es kommt aber hier auf einen allgemeinen Grundſatz an, ob man glauben ſolle, unſere bishero ſo viele Jahre her beobachtete Gebräuche wären gut, und es müſſe alſo, wo eine Verbeſſerung angerathen würde, erſt ſorgfältig unterſucht werden, ob es auch eine wahre Verbeſſerung ſeyn werde; Oder aber, ob wir lieber alle bisherige Gebräuche als falſch und als Vorurtheile anſehen, und daher dem erſten, der uns zur Veränderung räth, folgen ſollen. Ich behaupte alſo jenes mit gutem Grunde, und es gemahnet mich damit, als wie mit den Religionen; Ein jeder glaubt billig, daß die Religion, in welcher er erzogen iſt, die beſte ſey, und daß er übel thun würde, ohne genaue vorhergegangene Prüfung, wie-

derholte angeſtellte Unterſuchungen und Vergleichungen, auch hinlängliche, ſich nicht etwa auf Vorurtheile gründende, Ueberzeugung, zu einer andern überzugehen. Er wird ſich nicht, wenn er auch hie oder da Misbräuche wahrnehmen ſollte, deswegen die ganze Religion und alle Glaubenslehren zu verwerfen entſchlieſſen, noch weniger gleich zu einer andern übergehen, wenn ihm ſolche gleich durch Scheingründe angenehm gemacht würde.

Man beſchuldigt uns Deutſche, daß wir gern andere Nationen nachäffen und von ihnen etwas annehmen mögen; Wir fangen alſo nicht an zu unterſuchen, wie bey uns der Ackerbau getrieben werde, und ob man vielleicht nach Beſchaffenheit der Gegend und der Landesart große Urſache habe, dabey zu bleiben? ſondern wir erkundigen uns nur, wie es ein Franzoſe oder Engländer mache; wir laſſen mit großen Koſten von ihrem Ackergeräth und Handwerkszeug kommen, und wollen ſolche, ohne zu wiſſen, ob ſie brauchbar ſind, bey uns einführen; Ja wir verſchreiben wol gar Ackerverſtändige aus ſolchen Gegenden, um unſern Landesleuten Unterricht zu geben. Wir bringen mehrere Jahren mit leeren Verſuchen zu, ſetzen unſere Güter in Unordnung, und ſind froh, wenn wir es am Ende wieder auf dem alten Fuß laſſen können, ohne gar zu merklichen Schaden zu leiden. Ich verweiſe den Leſer hier auf die ſchon im erſten Theil S. 381 gegebene Warnung. Ich ſchreibe dieſes in Franken auf einer in der Abſicht, um ökonomiſche Entdekkungen zu machen, dahin vorgenommenen Reiſe. Ich befinde mich in einer Gegend im Itzgrunde, welche, wenn ſie nicht unter die ſchönſten in Deutſchland gehört,

hört, dennoch gewiß eine der fruchtbarſten iſt. Der Ackerbau und der Fleiß der Einwohner ſcheint dort auf das äußerſte getrieben zu ſeyn. Man ſieht kein Winkelchen unbebauet. Jeder Acker muß im Jahre doppelte Ernten geben. So wie der Rocken, oder, wie man dort ſpricht, das Korn heute geſchnitten iſt, wird es wenigſtens Morgen ſchon eingefahren; ſogleich folgt der Pflug, und nach wenig Tagen ſieht man den Acker ſchon wieder mit Rüben grün bewachſen, wovon das Kraut und die Rüben im Herbſt und Winter dem Vieh Nahrung geben; Oder man ſäet Gerſten und Wicken darauf, welche nach wenigen Wochen grün abgeſchnitten und verſuttert werden. Im folgenden Frühjahr wird der nemliche Acker mit Gerſten, und neben demſelben auch mit Klee beſäet; Dieſer wächſt, nachdem die Gerſte abgemehet worden, heran, wird im Herbſt noch einmal abgegraſet, und giebt inſonderheit im folgenden Frühjahr, da das Land brach liegen ſollte, eine treffliche Futterung für das Vieh. Man fängt mit Anfang des Mays, wenn das Frühjahr gut geweſen, oft ſchon an, dieſen Klee abzugraſen, oder wie wir in Niederſachſen ſagen würden, abzumehen; Im Julius mehet man ihn abermals. Ein Fränkiſcher Acker, welcher etwas mehr, als ein Hannoverſcher Morgen ausmacht, iſt bey guten Jahren zu Ausfutterung eines ſchweren Ochſens hinreichend, zumalen Gras neben durch gefuttert wird. Iſt die Witterung im Sommer etwas feucht und fruchtbar, mehet man den zuerſt abgegraſeten Klee noch wol zum drittenmal. So wie dieſer im Julius zum letztenmal abgegraſet worden, bleibt noch Zeit genug übrig, das Feld drey bis viermal zu pflügen, zu düngen und zu brachen; Die verfaulende, noch

ſaftige,

ſaftige, Wurzeln vom Klee gereichen mit zum Dünger, und man ſäet im Herbſte Rocken oder Weitzen.

Werden ja in die Brach ſtatt des Klees Kartoffeln, Kohl, Burgunderrüben oder Steckrüben gepflanzt, ſo ſteckt oder ſäet man Salat, Bohnen, Vietzbohnen, Kürbis und Gurken darzwiſchen, um allemal doppelten Nutzen davon zu ziehen. Das zwiſchen durch aufwachſende Unkraut ziehen geringere Leute auf, waſchen es, und futtern ihr Vieh damit.

Ein Dienſtbote arbeitet von 4 Uhr des Morgens bis Mittags 12; des Nachmittags von 1 Uhr bis 7, alſo vierzehn Stunden lang. Nach einigen Ruheſtunden müſſen die Knechte zu gewiſſen Zeiten in der Nacht um 12 Uhr ſchon wieder in den Wald fahren, und Holz hohlen, des andern Tages aber dem ungeachtet die Feldarbeit fortſetzen. Dagegen erhalten ſie 15 bis 16 fl. Fränkiſch, das iſt 12½ bis 13 Rthl. und eine Magd 7 bis 8 fl. ſchlecht Geld zu Lohn, dabey gar geringe Koſt, nemlich zweymal in der Woche ein Pfund friſch oder ½ Pfund geräuchert und gepeckelt Fleiſch, und die übrige Zeit Mehlſuppen und Mehlklümpe oder Klöße, nebſt der Erlaubniß, ſo viel Waſſer zu trinken, wie ſie wollen.

Das Beackern des Feldes geſchieht blos mit Ochſen; Zween Ochſen müſſen einen ſchweren Pflug in ziemlich ſteifen, ſchweren, ſteinigten und bergigten Acker von des Morgens früh um 4 Uhr bis Abends 7, ſo lange wie die Leute arbeiten, alſo 12 bis 14 Stunden lang ziehen; Sie werden, wenn das Feld ſehr trocken und bindend iſt, am Abend recht müde, aber nicht matt noch ſteif, und arbeiten des folgenden Tages doch wieder fort.

Vier

Vier Ochſen fahren in einem Tage über 24 dortige Summer, das iſt ſo viel wie 80 braunſchweigiſche Himten, alſo 3840 Pfund ſchwer nürnberger Gewicht, oder über 32 Hannoverſche Centner, durch Berg und Thal drey Meilen weit und wieder zurück.

Bey aller Arbeit kriegen ſie nichts, als im Sommer Klee und Gras, und im Winter Heu, dabey wöchentlich Salz. Sie arbeiten bis ſie ſieben Jahr alt ſind, und werden zuletzt etwa ſechs Wochen nur mäßig gebraucht, und ſodann noch 8 bis 12 Wochen ohne alle Arbeit aufgeſtallet; da denn ein recht guter Ochſe bis 14 Centner wiegt, die Höhe von fünf Kalenberger Fuß bis ſechs Schuh vier Zoll erhält, und zu 70, 80, 90 bis 100 Rthlr. verkauft wird, nachdem die Preiſe hoch ſind. Man hat aber den mehrſten Vortheil bey Ochſen mittler Größe *), welche zu einige 70 bis 90 Rthl. das Paar eingekauft, und nachdem ſie einige Monate gebraucht, und fett gemacht worden, mit einem Gewinnſt von 30, 40 bis 60 Rthl. gleich wieder verkauft, und ſo das ganze Jahr durch abgewechſelt werden. Man findet, wenn ſie nicht ſo gar

*) Wie ich eben gegenwärtig war, wurden zwey paar fette Ochſen verkauft, ſolche waren zu Petri mager, ein paar zu 100, und das andere zu 70 Rthl. eingekauft; Man hatte die ganze Frühlingsbeſtellung damit verrichtet, und ſeit Johannis waren ſie gemäſtet worden. Für jene wurden, weil das Vieh eben wohlfeil im Preiſe war, 140, und für die letztern 110 Rthl. bezahlt, alſo auf jedes Paar 40 Rthl. gewonnen; die erſtern ſchätzte man zu 8 Centner Fleiſch von 100 Pfund jeden. Jedes Centner verkauft der Schlächter um 10 fl. Er löſet alſo aus dem Fleiſch von beyden 160 fl., das übrige muß aus dem Talg, der Haut und dem Eingeweide erfolgen, welches man bey einem guten Ochſen überhaupt auf vier Centner oder 400 Pfund rechnet.

gar ſchwer ſind, eher Käufer; ſie nehmen alsdenn eher und beſſer zu; erfordern nicht ſo viel Futter; die Gefahr iſt nicht ſo groß; Man ſetzt ſein Capital öfterer um; der öftere Profit iſt am Schluſſe des Jahrs beträchtlicher, und auf dieſe Weiſe erhält man ſeinen Acker umſonſt, ja mit einem Vortheil und einer baaren Geldeinnahme beſtellt, da auf die bey uns mit vieler Gefahr und Koſten zu haltende Pferde ein todtes, am Ende verlohren gehendes, und mit vielen Nebenunkoſten verknüpftes, Capital gerechnet werden muß.

Wenn ich nun dieſe und andere mehrere vortheilhafte Einrichtungen mit einem blos bewundernden und zu Neuigkeiten geneigtem Auge betrachtete, ſo würde mit der Vorſtellung zurück reiſen, daß die Niederſächſiſche Wirthſchaft gar nichts nutze, und daß ich meine Güter weit über das doppelte verbeſſern könnte, wenn die Haushaltungen nach der hieſigen Landesart einrichtete; Ich würde ſchon im voraus berechnen, wie viel Vortheil ich mir machen könnte, wenn blos die nach unſerer Wirthſchaft anzuwendende unnütze Koſten erſparte; wenn drey Spann Pferde abſchafte, deren Unterhalt man jetzt bey uns auf 12 bis 1500 Rthl. rechnet, und dagegen 20 Ochſen von meinem ohnedem zu haltenden Viehſtapel zum Ziehen brauchte, wovon alle viertel Jahr wenigſtens 6 mit 150 bis 200 Rthl. Vortheil verkaufte, auch daher jährlich mehrern und beſſern Miſt gewönne.

Der anſcheinende Vortheil würde noch mehr in die Augen leuchten, da mir zugleich der Vorſchlag aus dem Sammler geſchieht, daß man das Land am beſten mit dem in ſteinern Gefäßen aufgefangenen und bis zur Digeſtion aufbehaltenen Urin und Miſt des

Viehes

Viehes düngen könne, wenn ſolcher nachher in Fäſſer gefüllt, mit Waſſer vermiſcht, und mittelſt angeſchrobener Schläucher über das Feld hergeſprützet würde; Man könne ſodann das nach unſerer niederſächſiſchen Gewohnheit in den Miſt zu ſtreuende Stroh erſparen, und vielmehr die dem Vieh unterzuwerfende Streuung, nachdem die darin geſammlete fette Materie, mittelſt darüber zu gießendem Waſſer, gleichſam ausgelauget worden, doch noch als Miſt verkaufen.

Ich leſe aber eben, da ich darüber nachdenke, ein Sprichwort: Dans tout ce que vous faites, conformez vous au gout de la ſage antiquité. (*Haukiou Choaan*. Hiſtoire chinoiſe T. IV. p. 162.) dies bewegt mich nachzudenken; Gleichwie man hier in Fraken Urſache gefunden hat, den Ackerbau auf dieſe Art einzurichten; ob alſo nicht meine Vorfahren guten Grund gehabt haben, nach dem daſigen Grund und Boden, und der dortigen Landesart eine andere Einrichtung zu machen? Nachdem ich nunmehro überlege, was für Vortheil ich von der gegenwärtigen Einrichtung meiner Güter genieße; Was ich würde anwenden müſſen, wenn gewiſſe Veränderungen einführen wolte; Was vor Hinderniſſe mir im Wege ſtehen würden; Wie ſehr der zu hoffende Vortheil in der Folge eingeſchränkt und vermindert werden mögte, und was ich in andern Zweigen der Einkünfte dadurch für einen Abgang erleiden könnte? So mache den Schluß; ſo ſehr ich Urſache habe, die fränkiſche Einrichtung nach der Landesart zu loben, und ſo wenig Gelegenheit finde, Verbeſſerungen darin anzurathen; ſo wenig Gelegenheit werde mir übrig bleiben, etwas davon bey mir in Niederſachſen nachzumachen. Zumal

mal allda die Witterung viel rauher, der Sommer kürzer, und der Erdboden weniger fruchtbar iſt.

Man erlangt hier in Franken die vermeintliche größere Fruchtbarkeit des Landes unter andern mit durch die ſchmalern Beete; denn die Furchen werden nur vier kalenbergiſche Schuh weit auseinander gemacht, und tief ausgepflüget, die daraus kommende Erde wird über die Beete geworfen, welche ohngefehr von drey Schuh breit bleiben; es kommt alſo auf ſolche ſo viel höhere Krume zu liegen, mithin können die Wurzeln des Korns beſſer darin faſſen und tiefer unter ſich treiben. Die Beackerung in ſchmale Beete iſt aber eine verdrießliche, langweilige, folglich Zeit und Koſten verſpillende, Arbeit; das Land kann nicht ſo ordentlich durcheinander gearbeitet und vermiſcht werden; die Egge thut wenig oder gar keine Wirkung, wie denn der ausgeſtreuete Saamen durchgehends untergepflüget und nicht zugeegget wird; Die Walzen kann man gar nicht gebrauchen; Die reifen Früchte müſſen mit der Hand geſchnitten werden; Das Unkraut vermehrt ſich ſtärker, und kann nicht ſo ausgerottet werden; Da in den Furchen nichts oder wenig wächſt, ſo liegt in der That allemal der vierte Theil des Ackers öde, und die übrigen drey Viertel tragen doch nicht ſo viel, wie ſie billig tragen ſollten, da der daſige Erdboden auch im Grunde von vorzüglicher Güte, und die Gegend außerordentlich fruchtbar iſt.

Ich kann mir alſo nunmehro die im erſten Theile S. 512 wegen der ſchmalen Beete gethane Anfrage ſelber dahin beantworten, daß man in Gegenden, wo nicht beſondere Bewegungsgründe dazu rathen, bey ihrer Einführung allemal in der Zeit und in den Ko-

ſten

ſten verlieren wird. Es iſt aber zu weitläuftig, hier alle, dabey in Betracht kommende, Umſtände anzuführen; Ich habe nur bey dieſer Gelegenheit die beſondere Anmerkung gemacht, daß ich bey den Landeseinwohnern erſt lange vergeblich mich nach der rechten Urſache erkundigen mußte, welche den Gebrauch der ſchmalen Beete rechtfertigen ſollte; Die mehrſten Haushälter gaben unrichtige oder unzulängliche Erklärungen an, und verſchiedene begnügten ſich mit der Entſchuldigung, daß dieſer oder jener die in Niederſachſen geſehene breite Beete habe einführen wollen, man hätte aber bald wieder die alte Landesgewohnheit angenommen. Endlich gab ein aus Niederſachſen hinberufner Haushalter mir Gelegenheit, nachzuforſchen, was die ſchmalen Beete rechtfertige *).

§. 40.

Unter die Landesgebräuche, welche ein jeder Patriot in ſeiner Gegend billig ſchön finden ſoll, rechne fünftens auch „ gewiſſe von alters hergebrachte Trachten, Kleidungen und Ceremonien.“

G Ver-

*) Ich wollte von meiner Reiſe etwas neues mit nach Hauſe bringen, und nahm eine in Franken gebräuchliche Graſsſenſe mit, weil mir deren Geſtalt vorzüglich gefiel; Man fragte aber gleich, ob ſolche für ein Kind ſeyn ſollte, denn ſie war für einen ſchweren weſtphäliſchen Arm viel zu ſchwach, klein und leicht; und als bey mir ein Kerl nur einmal damit anſetzte und mehen wollte, brach der Baum faſt beym erſten Hiebe entzwey; Und ich habe in der Folge bemerkt, daß, obgleich die Leute in Franken viel beſchäftigter ſcheinen, und mehrere Stunden in der Arbeit ſind, als bey uns, dennoch von unſern Einwohnern mehrere und ſtärkere Arbeit beſchickt wird.

Verſchiedene Oerter haben noch von undenklichen Jahren ihre alte Kleidungen beybehalten, welche meines Bedünkens allemal etwas ehrwürdiges haben. Die alten hie und da beybehaltenen Gebräuche haben gemeiniglich auch etwas, das ſie rechtfertiget. Ich halte alſo nicht allein unſchicklich für einen Patrioten, wenn er gegen dergleichen Gebräuche ſich auflehnet, oder, wie wir zu ſagen pflegen, declamiret, ſondern es haben auch die neu einzuführenden Moden gemeiniglich etwas gefährliches. Ich werde davon in der Folge noch weiter handeln.

§. 41.

Ein Patriot muß ſich 6) „richtige Begriffe „von der wahren Glückſeligkeit machen.“

Die mehrſten Theorien gehen blos darauf hinaus, daß ein jeder Menſch ſich glücklich zu machen ſuchen müſſe; wir nennen den glückſelig, dem es nach ſeinem Kopf gehet, und der dasjenige erhält, was er ſich eben zur Zeit zu beſitzen wünſcht. Erhalten wir dieſes nicht, oder wird uns vielleicht dasjenige, was wir zu beſitzen vermeinten, entriſſen, ſo klagen wir über Unglück, und daraus erkläre ich, warum die mehrſten Menſchen ihre Handlungen ſo wunderlich und widerſprechend einrichten. Machte ein jeder ſich von dem wahren Glück richtige Begriffe, ſo würden alle Menſchen ſich mehr zu Beforderung einer allgemeinen Glückſeligkeit bearbeiten, und alsdenn wären mehrere für ihre Perſon glücklich, und es würden ſich ſehr wenige über ein vermeintliches Unglück beſchweren.

Ich kenne niemanden, der in meinen Gedanken das wahre Glück beſſer beſtimmet, als der Engländer

der **Pope** in dem Eſſai ſur L'Homme, *Epitre* IV. deſſen genauere Prüfung ich allen meinen Leſern empfehle.

Er zeigt, daß in der ungleichen Austheilung der ſogenannten Glücksgüter auf dieſer Welt eben der Grund zu einer allgemeinen Glückſeligkeit liegt: Daß Geſundheit, ein friedfertiges Leben, und ein nothdürftiges Auskommen allein die drey wahren Glücksgüter ſind, welche dieſen Namen verdienen; daß das Glück nach einem blinden Eigenſinn ſich oft gegen Gottloſe eben ſo freygebig erzeige, als gegen Fromme; daß aber die Glücksgüter alle Annehmlichkeit verlieren, wenn wir ſie nicht verdienen: daß alles, was wir böſe nennen, entweder nur in unſerer Einbildung bös ſey, oder es durch unſern Misbrauch und üble Anwendung auf eine Zeitlang werde: daß GOtt um gewiſſer angenommener Lieblinge willen nicht die in der Natur gelegten Grundgeſetze alle Augenblick aufheben, und das ganze Weltgebäude in Unordnung bringen werde: daß die allerklügſten nicht überein dächten, alſo alle Menſchen nach dem nemlichen Syſtem nicht gleiche Vorzüge genieſſen könnten.

Ein Patriot ſetzt eine wahre Zufriedenheit in dem rechten Gebrauch derer Glücksgüter, welche ſich ihm darbieten; nicht in einem ängſtlichen Beſtreben nach denenjenigen, die ihm entzogen werden. Er muß ſich aller Glücksgüter und Vorzüge würdig machen, und deren keine muthwillig von ſich ſtoſſen; Er muß aber auch nicht ſich einbilden, daß alle Glücksgüter nur mit einem gewiſſen Stande, oder mit einer gewiſſen Lebensart verbunden ſind, ſondern ein jeder lebe in ſeinem Stande vergnügt. Ein Grobſchmidt muß ſich nicht glücklicher glauben, wenn er nun ein Klein-

ſchmidt; denn ein Gürtler; nachher ein Goldſchmidt; darauf ein Goldarbeiter; folgends ein Jubelierer, und endlich ein Banquier werden könnte: Er muß aber auch als Grobſchmidt es nicht dabey bewenden laſſen, wenn er ein gutes Hufeiſen machen, und damit ſo viel erwerben kann, um ſich und ſeine Kinder kümmerlich hinzuhalten. Nein! er muß zugleich ſich bemühen, alles, was er verfertiget, mit einem rechten Fleiß geſchickt zu machen, ſo, daß ein jeder bewogen wird, ſeine Werkſtädte zu beſuchen, und ſich nicht allein das nothwendige, ſondern auch überflüßige Dinge bey ihm machen zu laſſen; in der Abſicht, um mehrere Gemächlichkeit zu genieſſen, ſeine Frau und Kinder beſſer unterhalten zu können, und ihnen etwas nachzulaſſen; Sollte er auch darüber, um der Arbeit vorzukommen, manche unruhige Nacht haben, und ſo viel Stunden länger im Schweiß vor der Schmiedeeſſe zubringen und den ſchweren Schmiedehammer führen.

§. 42.

Ein Patriot ſucht alſo 7) „ keine Glückſeligkeit in einer völligen Ohnabhängigkeit, ſondern, wie er ſich bemühe, und ſich gegen andere verpflichtet mache, um ſich dagegen andere wieder zu verpflichten. “

Jener alte Philoſoph nannte denjenigen den Glückſeligſten Menſchen, welcher am wenigſten nöthig hätte, zu dienen, noch ſich bedienen zu laſſen. Auf dieſe Weiſe dürften wir nur wie Diogenes uns in ein Weinfaß legen, oder ein jeder vor ſich, wie ein Einſiedler, in ſeiner Hütte leben, ohne uns um unſere Nachbaren zu bekümmern, noch weniger darauf zu ge-

gedenken, daß noch andere Länder und Welttheile ſind. Wir würden aufhören, vernünftige Menſchen zu ſeyn, und die Welt würde bald nachlaſſen, zu ſeyn, was ſie iſt.

Je mehr Leben und Verkehr unter uns iſt; jemehr wir Umgang unter einander haben, deſto mehr Bewegungen und Veränderungen gehen vor, mithin wird auch die Ordnung im Ganzen vermehret; dieſes kann aber nicht geſchehen, wenn wir nicht den Beyſtand von andern Menſchen ſuchen, und um dieſen zu erhalten, muß ſich ein jeder wieder um anderer willen, und zum Beſten anderer bemühen, dadurch erhält ein Staat Leben, und wird was wir nennen blühend.

Man ſtelle ſich eine Geſellſchaft von zwey hundert Familien an einem Ort vor, wovon eine jede vor ſich lebt, und keine ſich um die übrigen bekümmert. Eine jede beſtellt ihren Garten und Acker vor ſich, hält ihr Vieh, ſchlachtet es, und bereitet die Felle ſelber, macht ſich Linnen, nehet ſich wie ein Liefländiſcher Bauer oder Corſicaner aus den Schaffellen Röcke und Mützen, umwindet die Beine ſtatt der Strümpfe mit alten Lappen von Linnen; ſchneidet ein Stück aus der Haut von einem Pferde, biegt ſolche, weil ſie noch feucht iſt, um den Fuß in Form eines Schuhes zuſammen und ſchnürt ſie zu; So wird der Ort von dieſen zwey hundert Familien nicht gebeſſert ſeyn, und man wird nicht wiſſen, ob deren zwanzig oder mehrere da ſind; dergleichen Mitbürger, welche eine Ohnabhängigkeit von allen Mitbürgern ſuchen, ſind mehr ſchädlich als vortheilhaft.

Man ſtelle ſich hingegen nur funfzig beſtändig in Bewegung ſeyende, und ſich nicht allein unter einan-

der beyſtehende, ſondern auch auswärtige Hülfe ſuchende, und andern dienende, Familien vor; ſo geben ſolche gleich Leben.

Andere werden ihnen nicht dienen, ohne Gefälligkeiten und Belohnungen zu erwarten; ſollen ſie aber an andere austheilen, ſo müſſen ſie ſich auch wieder befleißen, von andern einzunehmen. Jemehr man ſich andere verpflichtet machen will, deſto mehr Mühe muß man ſich geben, ſich in den Stand zu ſetzen, oder ein ſolches Vermögen zu erlangen, daß man ſich einen jeden, den man braucht, verbindlich machen könne.

Wenn ein Begüterter ſich nicht auf das Nothwendige einſchränket, ſondern ſich mehr hervorzuthun bemühet, ſo macht er ſich ſo viele Tagelöhner verpflichtet, denen er Unterhalt giebt; Er kauft den Nachbaren Lebensmittel, jung Vieh, und was er ſonſt nöthig hat, ab; So viele Handwerker leben von ihm; Andre ernährt er durch Spinnen; die zur Arbeit ungeſchickte verdienen Botenlohn, und ſo weiter.

So kann eine mit einigem Anſtande auf dem Lande lebende Familie ſchon einer Gegend von ziemlichem Umfange Leben geben.

§. 43.

Dieſemnach iſt die **achte** Eigenſchaft eines Patrioten, „ daß er ſich nicht auf das Nothwendige einſchränke, ſondern immer mehr zu erlangen ſuchen ſolle.“

Einer kann als ein frommer ehrlicher Mann ſich auf das Nothwendige einſchränken, ſoll er aber als ein Patriot dem Staate nützlich ſeyn, ſo muß er immer trachten, mehr einnehmen zu können, um mehr auszugeben.

Iſt

Iſt jemand zufrieden, wenn er ſein kümmerliches Auskommen hat, und bemühet ſich nicht, wie er ein mehreres erhalten könne, um ſich mehrere Gemächlichkeit zu verſchaffen, ſondern ſchränkt ſich auf alle Weiſe ein, ſo erkennet ihn das Publicum nicht als ein würdiges nützliches Mitglied, ſondern verachtet ihn, weil er ihm mehr zur Laſt fällt, als nützlich iſt.

Es iſt ein Glück für diejenigen, welche geringe Einkünfte haben, auch keine Mittel vor ſich ſehen, mehr zu erlangen, daß ſie ſich einſchränken, und mit dem Nothdürftigen fertig werden lernen. Sie müſſen aber noch immer für Augen haben, ob ſie nicht durch neuen Fleiß und Verdoppelung ihrer Kräfte ein mehreres erwerben können. Ohne daß überhaupt eine ſolche Habſucht zum Grundſatze angenommen wird, verfallen wir in eine Schläfrigkeit, und ein Staat, deſſen Mitglieder insgeſammt ſchläfrig ſind, kann unmöglich empor kommen; Niemand wird auf Verbeſſerung ſeiner Güter, auf neue Fabriken, auf Artbarmachung des Landes, auf Erweiterung der Handlung, und ſo weiter gedenken; Niemand würde ſich bemühen, die Landesproducte zu vermehren und zu verbeſſern; Indem aber einige anfangen, das überflüßige zu ſuchen, wiſſen andere davon Nutzen zu ziehen, und bemühen ſich, noch mehr Ueberflüßiges hervorzubringen.

Es kann alſo für ein Land nichts nachtheiliger ſeyn, als wenn ſich ein jeder auf das Nothwendige einſchränket, und diejenigen haben ſehr unrecht, welche dieſes unter dem Namen der Frugalität anempfehlen wollen. Der Handwerksmann bleibt ſodann ohne Verdienſt, und die wieder von ihm lebende, würden

verlieren; Der Bauer kann nichts zu Gelde machen, und in den Städten iſt alles todt.

§. 44.

So wie wir uns mehr zu begehren gewöhnen, werden wir auch **neuntens** „anfangen, unſern „Fleiß zu verdoppeln.„

Wer ſich nicht weiter auf die Nothdurft einſchränken will, und doch nicht ſo viel hat, um ſich das Ueberflüßige anzuſchaffen, ſinnet auf allerley Mittel und Wege, um ſich eine größere Einnahme zu verſchaffen, damit er auch mehr ausgeben könne. Dieſes iſt, was wir die Indůſtrie nennen. Ein jeder verdoppelt ſeine Kräfte; wendet gern mehrere Zeit und Mühe an; entſagt gewiſſen Zeitvertreiben; ſetzt wol gar ſeine Geſundheit und Leben in Gefahr, ſinnt auf neue Moden, Erfindungen und Kunſtſtücke: Nicht, um blos zu leben, ſondern um beſſer oder wol gar wollüſtiger zu leben. Ein jeder Patriot trägt alſo zu Aufhelfung der Indůſtrie bey ſeinen Landesleuten gern alles bey. Entweder, daß er Künſtlern und Handwerkern, wenn ſie gute, obgleich im Grunde entbehrliche, Arbeiten verfertiget haben, ſolche abkaufet; Oder daß er ihnen Anleitung zu neuen Modellen und Vortheilen giebt; oder daß er, wenn er z. E. einen Schrank nöthig hat, ſich nicht etwa mit einem ſchlechten, von ſchlichten Brettern zuſammen gefügten Kaſten behilft, ſondern ſolchen zierlich ausarbeiten läßt, damit die Schreiner und Schlöſſer längere Arbeit daran haben, und mehr Tagelohn verdienen; Oder daß er ferner auch ſeine übrige Mitbürger in den Geſchmack leitet, daß ſie glauben, keiner könne fertig werden, wenn er nicht von dergleichen im Lande verfertigten Arbeiten aufweiſen kann.

§. 45.

§. 45.

Es gehöret dieſemnächſt 10) für einen Patrioten, „daß er in ſeinem Lande Handel und Wan„del zu befördern ſuche.“

Wenn die Einwohner ſich nicht weiter auf das Nothwendige einſchränken, ſondern auch überflüßige Sachen haben wollen, ſo werden einige erfordert, welche es ihnen zuführen. Wenn wiederum andere Mitbürger Werke der Indüſtrie verfertigen, ſo müſſen auch einige ſeyn, die ihnen ſolche abnehmen und an andere wiederum ausbringen. Es kann als ein Grad der Indüſtrie gerechnet werden, daß ſich Menſchen finden, welche, in der Hoffnung eines zu machenden Gewinſtes, ſich oft mit Gefahr einen Vorrath von allerley mehrentheils entbehrlichen Stücken auf eine Zeitlang anſchaffen; nicht, um ſie ſelber zu gebrauchen, ſondern um ſie auszubieten, und andere zu verführen, um ſolche ihnen wieder abzunehmen, und dadurch den Unterhalt dererjenigen zu befördern, welche dieſe Waaren verfertiget hatten. Daraus entſtehet alsdenn, was wir **Handel** und **Wandel** nennen. Nemlich der eine kauft, was er nöthig hat, ein, und andere ſuchen wieder zu verkaufen; der eine giebt Geld aus, und der andere bemühet ſich, Geld einzunehmen, damit er etwas habe, das er wieder ausgeben könne.

Jedermann kommt überein, daß Handel und Wandel die Seele eines Landes ſey, oder wie wir es nennen, **das Commerz**; wenn es nemlich nicht allein unter Landesunterthanen, ſondern auch mit Auswärtigen, jedoch zum Vortheil des Landes, geführt wird: Es fehlt auch in allen Ländern nicht an Anſtalten, um

es zu befördern, und auf eine vortheilhafte Art in Aufnahme zu bringen; die mehrſten Anſtalten pflegen aber mehr ſchädlich als beförderlich zu ſeyn.

Oft fängt man einen Handel klein an, er breitet ſich allgemählig mehr aus, und erſtreckt ſich endlich ins Große. Sobald man ſich von dem einmal Erworbenen ſicher glaubt, ſagt **Montesquieu**, wagt man es ſchon weiter, um noch mehr zu erwerben, weil wir ein großes Vertrauen in unſer Glück zu ſezzen pflegen.

Ueberhaupt ſcheint es faſt, daß man in unſern Zeiten ganz neue Grundſätze in Anſehung der Handlung annehmen wolle. Ehedem ſuchte man alle Gelegenheit, mit Nachbaren einen Handel einzuleiten; Man ſchloß Handlungstractaten, und verband ſich, fremde Waaren anzunehmen; Man ſchickte ſein Geld weg, und erhielt durch die dritte oder vierte Hand welches wieder. Jetzo aber fürchtet ein jeder Staat, dadurch zu viel Geld zu verlieren, und hält ſich alſo gerathner, wenn er auf Beybehaltung des erworbenen Geldes arbeitet, und alle Mittel entfernet, welche davon etwas aus ſeinen Gränzen wegführen mögten, in der fehlſamen Hoffnung, ſeinen Geldvorrath von Jahren zu Jahren noch weiter zu vermehren. Daher erfolgen ſo vielfältige Einſchränkungen und Verbote fremder Producte und Waaren, welche um deſto bedenklicher werden, wenn ſie den Landesherrn ſelber Gelegenheit geben, Handel zu treiben. **Montesquieu** erläutert dieſen Satz durch das Exempel des Kayſers Theophilus; dieſer bemerkte, daß ein Schiff auf Rechnung ſeiner Gemahlinn Theodora beladen war, ließ es alſo verbrennen, und verwies der Gemahlinn, wie die armen Unterthanen ihren

Lebens-

Lebensunterhalt gewinnen könnten, wenn ſie ihre Nahrung treiben wollte.

Der Handel großer Herren veranlaßt gemeiniglich Monopolia, welche ein dem Lande vortheilhaftes Commerz vertreiben und unterdrücken; und wenn der Fürſt einen Handel anfängt, folgen andere in Anſehen ſtehende, und noch mehr gierige Bediente, und ſuchen eben auch Privatvortheile, wodurch das Publicum unterdrückt wird.

Sobald hingegen der rechte Handlungsgeiſt bey einer Nation Platz gewinnet, nehmen die Einwohner gleich eine andere Denkungsart an, und ein jeder wird mehr auf Sparſamkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Vergnüglichkeit, Klugheit, Wirthſchaft und Vorſicht geleitet.

So lobenswürdig und nützlich es alſo für einen jeden Hausvater ſeyn kann, wenn er ſich auf die Handlung legt, und einen Handel anfängt, ſo gefährlich pflegt es zu ſeyn, wenn er ſich gelüſten läßt, auf ſeine Koſten Fabriken anzulegen, oder Manufacturen anzufangen, wenn er nicht entweder ſelbſt das Werk verſtehet, und mitarbeitet, oder aber ein Kaufmann iſt.

Bey allen Fabriken beruhet es darauf, daß man gute und vorzügliche Waaren um wohlfeile Preiſe liefere, und alsdenn hinlängliche Abnehmer habe.

Wer nun nicht ſelber mitarbeitet, noch die Vortheile der Arbeit kennet; nicht beſtändig bey den Arbeiten gegenwärtig ſeyn, den Arbeitern nicht auf die Finger ſehen, und ſie anweiſen oder tadeln kann; Wer ferner nicht weiß, wie er ſeine Waaren geſchickt an den Mann bringen, und damit Umſchläge machen, oder fremde Kaufleute ihm ſolche abzunehmen

ver-

verbinden ſolle; wird ſchwerlich eine Anſtalt dieſer Art mit Vortheil ausführen. Diejenigen, welche dergleichen unternehmen, verſchwenden gemeiniglich ihr Geld unnützer Weiſe, und handeln ſchlecht und unverantwortlich für ſich und die ihrigen. Wenn gleich das Publicum ſie nicht tadeln, ſondern vielmehr mit Lobſprüchen erheben wird; da ſolches nur auf ſeinen Vortheil ſiehet, und allemal bey dergleichen Anſtalten gewinnet, indem eine Summe Geldes aus des einen Vermögen in vieler Hände kommt, und indeſſen viele Menſchen von den neuen Anſtalten leben. Ein anders iſt, ob ein Patriot einem Künſtler oder Handwerker, deſſen Fleiß er ſiehet, und der ſich gern aufhelfen will, dem es aber an dem Nothwendigen fehlet, mit Vorſchuß an Hand gehet.

Man hat allemal Urſache, ein Mistrauen in ſolche Künſtler oder Handwerker zu ſetzen, welche ſich ſelber anbieten, um gegen einen anſehnlichen Vorſchuß neue vortheilhafte Anſtalten zu machen. Hingegen kann ein junger angehender von Mitteln entblößter Meiſter oft ohne einen Vorſchuß nicht aufkommen; Die Erfahrung lehret, daß ſolche mit einer geringen Summe oft aufgeholfen werden, und ihre Verbindlichkeit gegen ihre Wohlthäter ſtets erkennen; da jene vielleicht glauben, daß ſie dem Lande eine Gefälligkeit gethan haben, den Vorſchuß anzunehmen und unter die Leute zu bringen, mithin nie an eine Bezahlung gedenken.

Wenn Einwohner eines Orts auf die Indüſtrie gerathen, oder künſtliche Arbeiten verfertigen, und ſich durch ihren Fleiß hervorthun, ſo müſſen ſie vorgezogen und aufgeholfen werden. Wenn man aber

zu Aufhelfung der Induſtrie und zu Anlegung neuer Fabriken Fremde herein ziehet, ſo geräth es ſelten.

§. 46.

Bey dieſen Umſtänden kann ich zur **eilften** Eigenſchaft annehmen, „daß ſich ein Patriot „nicht gegen den Lüxe erklären darf.“

Wir nennen den **Lüxe** in einem Staat, wenn die Einwohner ſtets auf neue Erfindungen denken, um Geld auszugeben. Ich weiß kein deutſches Wort auszufinden, um den Lüxe in ſeinem völligen Verſtande auszudrucken. Alle Politici zanken ſich darum, ob der Lüxe einem Staate vortheilhaft ſey oder nicht? Ich glaube, daß man mit Unterſcheid darauf antworten ſoll, und faße alſo die Regel ſo, daß ein Patriot ſich nicht gänzlich gegen ihn erklären darf; Meine Meinung iſt aber auch nicht, daß er ſich ihm ergeben ſoll. Nur wird hier ſchwer ſeyn, eine Mittelſtraße zu finden.

Eigentlich tritt der Lüxe ein, ſobald wir uns nicht aufs Nothwendige einſchränken, ſondern vorſeßlich allerley Aufwand zu unſerer Bequemlichkeit und Vergnügen ſuchen; Er iſt alſo der Gegenſatz von der Frugalität. (§. 43). Nun kann ein Staat nicht beſtehen, wenn alle Einwohner frugal leben, und ſich blos mit dem Nothwendigen behelfen wollen. Der Lüxe an ſich iſt alſo nicht zu verwerfen, ſondern nur deſſen Misbrauch.

Die Einwohner, welche den Lüxe lieben, denken auch auf Wege, um ſolchen ſättigen zu können. Sie werden ſich alſo mehr auf die Induſtrie legen, und dadurch kommt das Commerz empor.

Neh-

Nehmet hingegen alle Neigung zum Lúxe weg, ſo haben wir eine ohnmächtige, ſchläfrige, nichts bedeutende Republik.

Ein Staat, deſſen Einwohner ſämmtlich dem Lúxe ergeben ſind, kann blühend ſeyn, und ſich erheben, nicht aber ein ſolcher, deſſen Einwohner zur Frugalität angehalten werden.

Der Fehler liegt mithin darin, wenn der Lúxe zu einem ausſchweifenden Laſter wird, welches man Lúxurie nennet; wenn nemlich die Einwohner ſtatt ſich auf die Indůſtrie zu legen, blos weichlich, üppig, und faul werden, nicht weiter arbeiten mögen, ſondern ſich dem Müſſiggang ergeben, und ihr Geld den Nachbaren ſchicken, mithin ihr Land arm machen. Alsdenn beruhet es aber blos darauf, das Uebertriebene zu mäßigen, und die Einwohner wieder auf den Geiſt der Indůſtrie zu leiten; will man eine ſolche Nation, um ſie zu ändern, von dem Lúxe auf einmal auf die Frugalität leiten, ſo wird das Mittel gefährlicher und ſchlimmer, als das Uebel ſeyn; Ein Hausvater hütet ſich vor alle Abwege, er treibt den Lúxe nicht ſo weit, daß er ihm ſchädlich ſey, hütet ſich auch mit hineinzugehen, wenn er ſiehet, daß ſeine Nachbaren ausſchweifen; unterläßt aber auch nichts, was er zur Aufnahme ſeiner Landesleute dienlich hält.

Ich kenne eine Provinz, wo man vor einigen Jahren mit der äuſſerſten Ordnung und Strenge darauf ſahe, daß die Unterthanen zur Mäßigung und zu Vermeidung alles Ueberfluſſes angehalten wurden. Man geſtattete den Bauren z. E. nicht, auf Sonn- und Feſttägen ſich zu erluſtigen; Es ward ſtrenge verboten, bey Kindtaufen und Begräbniſſen den Gäſten

Bier

Bier oder Brantewein vorzuſetzen: Wein und Kaffee wurden auf dem Lande gänzlich unterſagt. Wer ſich nur im mindeſten verdächtig machte, ward von dem Fiſcal auf das ſtrengſte verfolget, und man ſaugte die Einwohner durch das Strafen bis auf den letzten Heller aus. Keiner durfte ſich unterſtehen, von ſeinen Landesproducten etwas auſſerhalb Landes zu verkaufen und ſo weiter; Es zeigte aber der Erfolg bald, daß keine gefährlichere Grundſätze angenommen werden können, um der Aufnahme eines Landes zu hindern, und alle Einwohner traurig, misvergnügt, ſchläfrig und wiederſpenſtig zu machen. Da ſie ſahen, daß ſie zu nichts gelangen konnten, und daß ihnen die Hände auf alle Weiſe gebunden wurden, ſo ſetzten ſie ihre Sachen auch auf nichts, und die Provinz, welche nach ihrer Lage eine der reichſten und glücklichſten ſeyn konnte, ward arm, ohnmächtig und ſchläfrig.

Einiger Maaßen paſſet hieher das Gleichniß einer für das Beſte ihres lieben Kindes beſorgten Mutter. Sie läßt ſolches, damit es nicht Schaden nehme, nicht aus den Augen; Es darf ſich nicht an die Luft wagen, damit es ſich nicht verkälte; Alle geſunde und harte Speiſen werden ihm verboten, es darf ſich kaum halb ſatt eſſen, um den Magen nicht zu überladen; und wenn der Körper durch Entziehung des nothwendigen geſchwächt wird, ſo giebt ſie ihm die ſtärkſten, ihn vollends ſchwächenden Arzeneyen, führt durch heftige Purganzen die wenigen übrigen guten Säfte vollends ab, und verbietet alle Bewegungen und Umgang mit Fremden, wodurch die Kräfte des Leibes und Gemüths noch wieder hergeſtellet werden könnten.

§. 47.

§. 47.

Man kann ſich ſolchemnach einen Hausvater als einen, die Aufnahme des Landes befördernden, Patrioten nicht wohl vorſtellen, wenn man ihm nicht 12) „ gewiſſe Hauptneigungen und „ Paſſionen beyleget.“

Man pflegt gemeiniglich gegen alle Paſſionen zu predigen und ſie zu verwerfen; Eine Republik von lauter Mitbürgern ohne Hauptneigung, und die überein denken, iſt eben ſo viel, als eine Geſellſchaft von lauter Frugalen; (§. 43) Beyde können nicht beſtehen.

Wenn alle Menſchen überein dächten, ſo bekümmerte ſich keiner um den andern. Die Verbindung in einem Staate wird dadurch unterhalten, daß wir theils freywillig den Beyſtand von andern ſuchen, theils in die Nothwendigkeit geſetzt werden, in gewiſſen Fällen andere um ihre Hülfe zu bitten, und dieſes wird eben durch die verſchiedenen Hauptneigungen der Menſchen befördert. Der eine muß hierauf verfallen, der andere auf eine andere Sache, dadurch entſtehet eine, zum Beſten des Staats gereichende, Mannigfaltigkeit und Abwechſelung. Ein jeder iſt ſodann auf ſeiner Hut, daß ihm die Schwachheit anderer nicht ſchade, ſondern er ſucht ſich ſolche zu Nutze zu machen.

Selbſt die allerthörigtſten Leidenſchaften können zu Beforderung der Ordnung im Ganzen beytragen; Sie ſind wenigſtens nicht weiter ſchädlich, als für diejenige, welche ſich dadurch hinreiſſen laſſen, und der Misbrauch macht ſie eigentlich allein gefährlich.

Es geht nicht an, daß wir dergleichen Hauptneigungen ganz hemmen und unterdrücken; noch weniger, daß

daß wir ſie gänzlich ausrotten könnten: Wir müſſen ſie nur einſchränken, und in ein gewiſſes Geſchick bringen, ſo, daß die Ordnung im Ganzen durch den Misbrauch nicht geſtöhret, ſondern vielmehr durch eine rechte Anwendung befordert werde. Ein jeder muß ſich hüten, daß er die Paſſion, der er ergeben iſt, nicht zu einem gefährlichen Laſter werden laſſe, und daß wir unſere Mitbürger nicht gleich tadeln oder ſtrafbar erkennen, wenn ſie unſerer Meinung nach ihrem Temperamente gemäß auf die eine oder andere Art zu weit ausſchweifen, da wir uns vielleicht in ihren Augen von einer andern Seite noch mehr vergehen.

Man predige noch ſo oft und heftig gegen den Geitz, ſo wird doch deswegen ein Geitziger ſchwerlich aufhören, geitzig zu ſeyn. Er wird ſich vielmehr noch weit mehr an andern ſtoſſen, die in ſeinen Gedanken Verſchwender ſind, oder gar in den Tag hineinleben.

In einer Republik iſt nicht ſchädlich, vielmehr der Erhaltung der Ordnung überhaupt gemäß, wenn etwa gegen hundert Verſchwender, und zwey hundert andere Bürger, welche ohne Ueberlegung fortleben, zwanzig recht Geitzige ſind, welche wieder ſammlen und zuſammen ſparen, damit andere von neuen ausſtreuen können.

Es ſcheint wol beſſer zu ſeyn, wenn alle Menſchen überein kommen, und auf eine gemäßigte Art einen Mittelweg gehen könnten; allein eines Theils bleibt dieſes bey denen verſchiedenen Temperamenten der Menſchen ein frommer Wunſch; andern Theils wäre doch noch eine Frage, ob alsdenn eine größere Ordnung im Ganzen erlangt werden würde, und ob nicht

alle Künſte und Wiſſenſchaften alsdenn in Verfall kommen mögten.

Toujours vains, toujours faux, toujours pleins
d'injuſtices.
Nous crions dans tous nos diſcours
Contre les paſſions, les foibleſſes, les vices,
Ou nous ſuccombons tous les jours.

Mad. Deshoulieres.

§. 48.

Zur Aufnahme eines Landes gereichet auch noch 13) „ daß ein Patriot viele Clienten um ſich zu „ haben ſuchet. “

Ich nenne Clienten ſolche Mitbürger, die wir uns durch Erzeigung gewiſſer Gefälligkeiten verbindlich gemacht haben.

Daß wir uns andere verbindlich machen müſſen, folget aus dem vorhergehenden (§. 41). Sucht nun ein Patriot ſich viele Clienten zu erwerben, ſo wird dadurch die Verbindung und Abhängigkeit unter den Mitbürgern vermehret. Handwerker und Künſtler werden aufgeholfen, Gelehrte werden aufgemuntert, Fremde werden hereingezogen, und hievon hanget die Aufnahme eines Landes ab.

§. 49.

Viele Menſchen ſehen noch als eine Eigenſchaft eines Patrioten an, daß er 14) „ öffentliche „ Stiftungen machen müſſe. “

Prüfet man die mehrſten dieſer Art öffentlicher Stiftungen, ſo wird ſich zu Tage legen, daß die Stifter nicht ſowol die Beförderung des gemeinen

Beſten,

Beſten, als die Verewigung ihres Namens und einen eiteln Ehrgeitz zur Triebfeder gehabt haben.

Abt vom Verdienſte S. 229 zeigt, daß bey milden Stiftungen oft verfälſchte Abſichten vorwalten. „Die ganze Anſtrengung ſeines Geiſtes,“ ſagt er von einem Stifter, „beſtehet darin, daß er denkt „und ſagt, ich vermache, und die Stärke ſeiner „Seele, daß er Geld weggiebt, was ihm nun zu „nichts mehr nützet.“

Derjenige, welcher eine milde Stiftung macht, ſorget ſo lange er lebt, daß ſolche gut angewandt, und ſeine Abſicht beſtens erreicht werde. Höchſtens erhalten die Erben im erſten Grade das Werk noch in guter Ordnung; den übrigen Nachfolgern verdrießt ſchon, daß ſie Koſten zu Unterhaltung eines Werks hergeben, oder Mühe anwenden ſollen, wovon ſie keine Verdienſte haben.

Lucullus ließ ein prächtiges Waiſenhaus bauen, damit aber ein jeder auch nach vielen hundert Jahren wiſſen könnte, wer dieſer verehrungswürdige Menſchenfreund geweſen; damit viele Gelegenheit haben mögten, ihn kennen zu lernen und zu bewundern, ward dieſes Waiſenhaus in einer volkreichen Stadt an einem öffentlichen Platze gebauet. Ein freier Platz auf dem Lande wäre für die Kinder gemächlicher und geſunder geweſen. Wer hätte aber alda das Gebäude eben geſehen? So aber ließ der Stifter über der Thür ſeinen Namen mit goldenen Buchſtaben, auch inwendig bey allen Zierrathen anbringen, zugleich auch ſein in Stein ausgehauenes Bildnis aufrichten: und verordnete noch überher, daß alle Jahr auf ſeinem Geburtstage an eine gewiſſe Anzahl Arme mit

einem Pomp öffentlich Allmoſen ausgetheilt werden, und ſein Name dabey genannt werden mußte, damit derſelbe ja nicht in Vergeſſenheit gerathen mögte.

§. 50.

Man pflegt gemeiniglich von einem Patrioten noch 15) zu verlangen, „ daß er befliſſen ſeyn „ ſoll, Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaften empor „ zu helfen. “

Um aber hierunter etwas mit Nutzen ausrichten zu können, wird ſchon ein in Anſehen ſtehender Patriot erfordert, welcher der Sache einen Nachdruck geben kann. Die Bemühungen eines bloßen Hausvaters werden von geringer Wirkung ſeyn.

Wir leben übrigens in denen glücklichen Zeiten, da man nicht mehr ſo ſehr auf die theoretiſchen Wiſſenſchaften ſiehet, ſondern mehr auf das practiſche gehet. Es muß von dem größten Nutzen ſeyn, daß nunmehr auch Gelehrte ſich um die Künſte und Handwerker bekümmern, und ſolche in ordentliche Syſteme bringen. Worin nachzufolgen, ich billig einen jeden, der dazu Gelegenheit hat, aufmuntere.

Wie elend, winklicht, unbequem und ſchlecht eingerichtet waren nicht die Gebäude, ſo lange man ſich um keine Regeln bekümmerte, ſondern die Aufführung eines Gebäudes blos der Phantaſie eines Mauer- oder Zimmermeiſters überließ, und wie viel hat nicht die Baukunſt gewonnen, ſeit dem man ſie zu einer Wiſſenſchaft gemacht hat, welche auf hohen Schulen ordentlich gelehret wird. Es wäre zu wünſchen, daß unſer gewöhnliches Fuhrwerk erſt gleiches Schickſal haben mögte.

Noch

Noch vortheilhafter ſcheint zu ſeyn, wenn mehrere Patrioten darauf ſehen, daß unſere niedere Schulen auf einen andern Fuß geſetzt werden könnten.

Nach unſerer Einrichtung müſſen die Bauerkinder von dem ſechſten bis zum funfzehnten Jahre 8 Jahr lang in die Schulen gehen, und es wird darauf ſtrenge geſehen, daß ſie die zur Schule beſtimmte Stunden nicht verſäumen dürfen, wenn ſie auch bey einem ſchlechten Schulmeiſter ihre Zeit noch ſo übel anwenden, und oft von ihren Eltern zu nothwendiger Arbeit beſſer gebraucht, und dem Staate nützlich werden könnten; Sie kommen oft eben ſo dumm wieder aus der Schule, wie ſie hineingekommen ſind, und das mehrſte beruhet darauf, ob ſie am Ende einen Prediger finden, der ſich das wahre Beſte und Heil ſeiner Beichtkinder angelegen ſeyn läßt, und ſich Mühe giebt, die rechten Glaubenslehren ihnen begreiflich zu machen und ans Herz zu ſchärfen; die übrigen auswendig gelernten zum Theil unverſtändlichen Fragen aus dem Catechismus werden bald vergeſſen, wenigſtens ſcheinen zu deren Erlernung keine acht Jahr erforderlich. Wäre es nicht zuträglicher, wenn auch in den niedern Schulen mit der Jugend die Hauptgründe des Ackerbaues, eine allgemeine Kenntniß der Welt, der Geſtirne und des Himmelslaufes tractiret würde. Eine Abwechſelung muntert die Jugend auf, und macht ſie fähiger mehr zu lernen; Sie würde dadurch auf richtige Begriffe geführet, und die bey dem gemeinen Mann eingewurzelte ſchädliche Vorurtheile könnten eher ausgerottet werden.

§. 51.

Endlich kann ein Patriot ſich noch andere verbindlich machen, und dem Vaterlande nützlich

werden, wenn er 16) „denenjenigen, welche „zu deſſen Aufnahme beytragen, Premien aus„theilet.“

Dergleichen Premien ſind anjetzo mehr wie ſonſt gebräuchlich, und es iſt faſt keine Provinz, keine gelehrte Geſellſchaft, wo dergleichen nicht ausgetheilt werden. Sie ſind nun allemal nützlich und löblich, ich ſehe aber nicht, daß ſie den großen Nutzen haben, den man ſich davon vorſtellen ſollte. Man ſollte nemlich glauben, daß nicht ſowol der Gewinſt, als vielmehr die Begierde, ſich der Welt nützlich zu erzeigen, und der Ehrgeitz, ſich in der Welt berühmt und bewundert zu machen, und ſeinen Namen ausgebreitet und verewiget zu ſehen, mehr kluge und einſichtsvolle Leute aufmuntern würde, denen aufgeworfenen Fragen mit Fleiß nachzudenken, und gründliche Antworten einzuſenden; Wie oft aber wird nicht geklaget, daß entweder gar keine, oder doch nur unvollkommene Beantwortungen eingelaufen wären. Mehrentheils iſt man gezwungen, in Ermangelung eines beſſern, einem ſehr ſeichten Aufſatz den Preis zuzuerkennen, und wie oft lieſt man nicht, daß der wiederholt ausgebotene Preis, weil keine Auflöſung eingekommen ſey, ganz zurück genommen werde.

Prüfet man auch die wirklich gekrönte herausgekommene Preisſchriften, ſo wird unter der ungeheuren Menge derſelben kaum eine beträchtliche Anzahl übrig bleiben, von denen man ſagen kann, daß dadurch nützliche in das gemeine Beſte einen Einfluß habende Wahrheiten entdecket, oder nur in ein hellers Licht geſetzt worden; und von wie wenigen läßt ſich rühmen, daß dadurch nützliche Maſchinen oder

Hand-

Handgriffe gelehret ſind, welche man mit Nutzen nachgemacht und eingeführt hat.

Ich ſelber habe dergleichen Premien ausgeboten, aber ſchon in der Vorrede zum dritten Theile geklagt, daß keine brauchbare Beantwortungen einliefen, welche Klage ich hier wiederholen muß, ohne Gelegenheit zu haben, durch Austheilung eines Preiſes meine Willfährigkeit zu zeigen. Ich werde dadurch abgeſchreckt, noch neue Preiſe auszubieten, wie ſonſt mein Vorſatz war.

Fuire la gloire & l'ambition,
Se plaire en ſa condition,
Jamais en vain ne ſe repaitre,
D'aucun eſpoir n'être bercé.
Rendre content & toujours l'être,
C'eſt le parti le plus ſenſé.

Panard.

Vierte Abtheilung.

Der Hausvater ein Politicus.

Sans regarder comme on conduit,
La barque de la republique,
Vivre en repos dans ſon reduit,
Et bien regler ſon domeſtique.
Voila le bon eſprit.

Panard.

§. 52.

Ich habe ſchon oben (§. 24) erkläret, was ein Politicus ſey, und daß billig ein jeder Patriot ein Politicus ſeyn müſſe.

Wir nehmen aber dieſes Wort in verſchiedenem Verſtande, und begreifen darunter ſehr verſchiedene Character. Bald nennen wir einen falſchen Menſchen einen rechten Politicus, wenn er andere fein hintergehen und betriegen kann; Bald einen ſolchen, der durch feine Liſten andere in ſein Intereſſe ziehet, und zu erhalten weiß, was er will; Bald wieder einen ſolchen, der, wie ſich die Umſtände ändern, heute ſo, morgen anders iſt; Bald einen andern, der die politiſche Verfaſſung eines Staats gut einzurichten verſtehet; als in welchem Verſtande La Beaumelle ſaget: La Politique ſeule peut rendre l'homme heureux, parce qu'elle ſeule peut forcer à l'être. *Mes Penſées* p. 1.

Die

Die Politik gehet allemal auf beſondere Fälle, und lehret uns, in ſolchen Fällen alle Umſtände zu Rathe zu ziehen, den Mantel nach dem Winde zu kehren, und dasjenige zu wählen, was wir in unſerm Zuſtande, unſerm eigenen Beſten am gemäßeſten halten.

§. 53.

Da die Politik blos lehret, was nach den gegenwärtigen Umſtänden uns am zuträglichſten ſcheine (§. 52), ſo können wir dabey nicht allemal auf die Ordnung im Ganzen ſehen, und nicht wohl allgemeine Regeln geben. Wir werden vielleicht bald darauf in einem ähnlichen Fall das Gegentheil zu thun uns gerathener finden.

Eine eigentliche Politik beruhet alſo mehrentheils auf Problemen, und läßt ſich nicht wohl auf allgemeine Sätze bringen. Ein jeder muß ſeine eigene Perſon, diejenigen mit denen er zu thun hat, und überhaupt alle ihm eben vorkommende oder noch zu vermuthende Umſtände zu Rathe ziehen; daraus aber, daß er in dem gegenwärtigen Fall ſo gehandelt habe, nie urtheilen, daß er bey jeder vorkommenden Gelegenheit eben daſſelbige thun müſſe; noch weniger, daß er andern rathen könnte, das nemliche zu thun.

§. 54.

Zur Politik wird der Verbeſſerungsgeiſt oder die Projectenmacherey gerechnet, wenn wir nemlich befliſſen ſind, Plane oder Vorſchläge zu neuen Einrichtungen und Verbeſſerungen zu entwerfen.

Obgleich mehrere vorher entworfene neue Plane und Modelle zu einem neuen Gebäude Gelegenheit geben, ein veſtes und bequemes Haus aufzuführen, und

obgleich manche gute Verbeſſerung unterbleiben würde, wenn nicht mehrerley Vorſchläge geſchehen, mithin ein jeder neuer Vorſchlag etwas Gutes zu haben ſcheinet; indem er wenigſtens Gelegenheit giebt, weiter nachzudenken und zu prüfen, ob auch etwa auf andere Weiſe eine Verbeſſerung anzubringen ſey? So finde ich doch für einen Patrioten nichts gefährlicher, als die Projectenmacherey, und man hat gemeiniglich Urſache, alle ſogenannte Projectenmacher verdächtig zu halten. Unter hundert derſelben wird kaum einer ſeyn, von dem man ſagen könne, daß ſeine Abſichten lauter wären, und daß er allein zum Augenmerk habe, ein Land blühend und die Unterthanen glücklich zu machen. Die Hauptabſicht eines Projectenmachers iſt, ſich ein Verdienſt zu machen und bey dem Fürſten einzuſchmeicheln; die mehrſten Projecte gehen alſo im Grunde darauf hinaus, um dem Fürſten neue Quellen und Wege zu zeigen, wie er von dem Vermögen der Unterthanen, und von dem im Lande umlaufenden Gelde ein mehrers an ſich ziehen, und in ſeine Kaſſen flieſſen machen, mithin die Unterthanen mehr einſchränken, und ihre Laſten vermehren könne.

Niemand wird leicht ſo einfältig ſeyn, ſeinem Herrn Vorſchläge zu thun, daß er Geld anwenden ſoll, um ſeine Einnahme zu vermindern, und das Land freyer und glücklicher zu machen; indem er voraus wiſſen kann, daß er ſich Verantwortung und Ungnade zuziehen werde.

Am allerſchlimmſten iſt es, wenn ein Hausvater ſich ſelbſt Projecte macht, wie er ſeine Güter verbeſſern wolle: Es wird dazu große Behutſamkeit erfordert, wie im I. Theil S. 381 gezeigt worden. *La*

Beau-

Beaumelle ſagt: L'Etat le plus riche, le plus redoutable, le plus heureux, ſeroit celui, dont tous les membres ſeroient aſſez hardis pour faire ſans ceſſe des projets, & dont le Chef ſeroit aſſez éclairé, pour n'en faire aucun, ou pour n'adopter que les bons. Er betrachtet daher die Projectenmacher comme des fous ou des fripons.

§. 55.

Ein guter Politicus pflegt gern zu ſchmeicheln, nemlich alles dasjenige gut zu heiſſen und mit Lobſprüchen zu erheben, was andere, die von höherm Stande ſind, vornehmen oder behaupten.

Es iſt dies eine nur gar zu gewöhnliche Art von Politik; Wir Menſchen ſuchen überhaupt Freunde und Bewunderer, und glauben dazu um ſo mehr Recht zu haben, je mehr wir erhaben ſind, oder je größer unſere Eigenliebe iſt. Ein vornehmer Mann, der in ſeinen Gedanken viel gutes und lobenswürdiges ſtiftet, verlanget auch billig, daß man ſeine Talente erkennen, und ein gewiſſes Erſtaunen über die Größe ſeines Geiſtes bezeugen ſoll. Es kitzelt ihn alſo, ſo oft er dergleichen Lobſprüche und beyfällige Urtheile höret; Es gefällt ihm, wenn andere ſeine Handlungen loben, und er muß ſolche, die ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, als ſeine Freunde anſehen, mithin bedacht ſeyn, wo er ihnen Gefälligkeiten erzeigen kann.

Hingegen muß er nothwendig gegen andere, welche verwegen genug ſind, über ſein Verfahren zu kritiſiren oder ſolches gar zu tadeln, als falſche, neidiſche, ſchlecht denkende, Feinde, einen Widerwillen ſchöpfen, und ſie durch billige Verfolgung und Ahndung zum Nachdenken und zur Reue bringen.

Hievor

Hievor fürchtet ſich billig ein jeder, und man wünſcht vielmehr ſein Glück zu machen, alſo glaubt ein jeder ſich zum ſchmeicheln gezwungen.

Ich halte aber, daß für einen wahren Patrioten gefährlich und unanſtändig iſt, wenn er gegen ſolche, die über ihn erhaben ſind, und einen Einfluß auf das Ganze haben, und bey denen er bemerkt, daß ſie auf Irrwegen ſind, welche dem gemeinen Beſten nachtheilig fallen und üble Folgen haben könnten; Wenn er, ſage ich, alsdenn ſeine Meinung nicht gerade und der Wahrheit gemäß herausſaget, da er darum gefragt wird.

Je größer und mächtiger vielmehr derjenige iſt, mit dem man zu thun hat, deſto mehr Urſache hat ein Patriot, ſich zu bemühen, ob er ihn nicht durch billige, ſeinem Character gemäße, Vorſtellungen herum bringen und zur Erkenntniß durch eigenes Nachdenken bewegen kann.

Erhitzen ſich gleich in dergleichen Fällen große Geiſter anfangs über einen nicht erwarteten Widerſpruch, ſo werden ſie doch in der Folge gemeiniglich erkennen, daß ſie denenjenigen mehrere Achtung ſchuldig ſind, welche ihnen die Wahrheit ins Geſicht zu ſagen keinen Hehl haben, als ſolchen, die durch Schmeicheleyen ſie auf unrechten Wegen fortgehen machen.

Die mehrſten Menſchen verſehen es aber damit, daß ſie zu unrechter Zeit, oder auf eine verkehrte Art, oder in einzelnen Fällen, welche von keinen Folgen ſind, widerſprechen; Oder aber, daß ſie durch ihren Widerſpruch zu erkennen geben, daß ſie nur tadeln, um des andern Anſehen zu vermindern, und ihr eigenes zu erheben.

Wir

Wir werden leicht erzürnt, wenn uns andere widerſprechen; nicht ſo leicht aber, wenn uns andere nur auf den Weg weiſen, die Gründe einzuſehen, welche uns ſelbſt von unſern Fehlern überführen; Am wenigſten nehmen wir übel, wenn andere uns Einwendungen machen, zugleich aber uns überzeugen, daß ihre Abſicht nicht ſey, unſerm Ruhme zu hindern, ſondern vielmehr uns für die Fehltritte zu warnen, welche unſern Ruhm wankend machen würden.

Wer einen andern widerlegen will, muß in deſſen Paſſion und Hauptneigung hineingehen, und ſich ſolche zu Nutze machen, nicht aber ihr zuwider handeln. Fürchtet man auch eines andern Zorn zu ſehr, ſo kann man ſchweigen; wie aber ſoll man durch ſein beyfälliges Urtheil jemanden in einem ſchädlichen Irthum ſtärken.

§. 56.

Eine Hauptpflicht eines politiſchen Hausvaters iſt, daß er auf die künftigen Fälle und auf die zu vermuthende Veränderungen voraus ſieht, und darnach ſeine Maasregeln nimmt.

Man rechnet dies eigentlich zu der von jedem Hausvater anzuwendenden Klugheit. Die Klugheit lehret aber, ſich in alle gegenwärtige Fälle zu finden, und die Politik, was für Fälle wir voraus zu vermuthen haben, und wie wir Nutzen davon ziehen können.

Tienot muthmaßet wahrſcheinlich, daß bald eine Veränderung in dem Miniſterio vorgehen, und einer an das Ruder kommen werde, der ſein Feind iſt; Er wendet alle Mittel an, die ihm die Politik eingiebt, um ſich mit ſeinem Feinde vorher zu verſöhnen, damit er künftig an ihm einen Patron habe, oder ſeine Feindſchaft wenigſtens nicht fürchten dürfe.

Sagar urtheilt aus denen in ſeiner Nachbarſchaft gemachten kriegeriſchen Anſtalten, und aus politiſchen Gründen, daß ſich in der Gegend ein Krieg anſpinnen und bald ausbrechen werde. Er hat einen ſtarken Vorrath von Korn auf ſeinen Gütern liegen, die Klugheit heißt ihn alle vorkommende Umſtände nach den Regeln der Politik prüfen, ob die Gegend, wo er wohnt, Gefahr laufe, verheeret und ausfuragirt zu werden, und ob er wohl thun mögte, aus dieſer Beſorgniß ſeinen Vorrath wohlfeil zu verkaufen, und ſich forderſamſt davon loszumachen; Oder aber, ob er wagen dürfe, ihn in der Hoffnung liegen zu laſſen, um ſein Korn bey denen nachherigen Lieferungen an die Armeen theuer los zu werden.

Manlius wünſcht ein nahe bey ſeinem Gute belegenes anſehnliches Pertinenz an ſich zu bringen; der jetzige Beſitzer will es nicht miſſen, er ſchmeichelt alſo auf alle Weiſe dem künftigen vermeintlichen Erben, und ſucht ſich ihn verbindlich zu machen, in der Hoffnung, daß er ihn demnächſt bereden wolle.

Flondor ſieht voraus, daß eine Familie bey Hofe empor kommen und eine anſehnliche Erbſchaft thun werde; er heyrathet geſchwind eine Tochter daraus, um dadurch ſein Glück zu machen.

§. 57.

Ein jeder begüterter Hausvater ſoll ſich auch billig die politiſche Verfaſſung ſeines Vaterlandes und der benachbarten Länder bekannt machen.

Indem er wegen ſeiner Güter als einem Theil vom Ganzen ein gewiſſes Intereſſe dabey hat, und wenigſtens ihm unanſtändig iſt, in denen um uns vorgehenden Hauptveränderungen unwiſſend zu ſeyn, und,

da

da andere ſich davon unterreden, nicht mit einſprechen zu können; Oder wenn man von einer neuen Veränderung höret, nicht zu wiſſen, wie dieſe mit den vorhergehenden zuſammen hange. Z. E. Einer erzählt von einem vorgefallenen hitzigen Gefechte, und ein dritter wundert ſich, wer den Krieg angefangen habe, und wo der Krieg geführt werde.

Wir leſen daher politiſche Zeitungen, und machen uns die politiſche Hiſtorie bekannt.

Am nöthigſten iſt, die politiſche Verfaſſung und innere Einrichtung ſeines eigenen Landes zu kennen, indem ein Hausvater darnach in verſchiedenen Fällen ſeine Maaßregeln nehmen, und ſich in Verwaltung ſeiner Güter darnach richten muß.

§. 58.

Zur Politik eines Hausvaters rechne noch, daß er ſich um die Handlung bekümmere.

Ich habe ſchon im II. Theil in der Vorrede Seite XXXI. und in der Abhandlung ſelber S. 611 u. f. mit mehrern Gründen gezeiget, wie nützlich es bey uns ſeyn würde, wenn wir uns mehr auf die Handlung legten. Es iſt bekannt genug, welche Vortheile die Engländer genieſſen, da ſich auch die Vornehmſten von ihnen mehr der Handlung befleißen. Es iſt zwar wahr, ihre Colonien geben ihnen bequemere Gelegenheit, große Reichthümer zu gewinnen. Bey unſerm geringen Vermögen wäre aber zu wünſchen, daß wir auch die geringen Vortheile, welche wir uns machen können, nicht verachteten. Doch Montesquieu will, daß ſich die Handlung für den Adel in einem monarchiſchen Staate gar nicht ſchicke, und das eben die Gewohnheit in England am mehrſten beygetragen habe,

habe, um die monarchiſche Regierungsform zu entkräften. Derowegen erhält man in Frankreich den Adel aus einer Staatsmaxime bey dem Wahn, daß ſich der Handel für dieſen Stand nicht ſchicke, weil es ſonſt dem Könige bey dem geringen Solde an Officiern fehlen würde; daher als jemand vor einigen Jahren die vom Adel in dem Tractate: *La nobleſſe commerçante*, zur Handlung aufzumuntern ſuchte, wurden die darin enthaltenen Grundſätze bald von einem andern in dem Werke, *La nobleſſe militaire ou le Patriote françois* wiederleget; welche beyde nebſt zween andern gleich darauf 1756 veranlaßten Tractätgen: *La nobleſſe commerçante ou oubiquiſte*, und *La Nobleſſe oiſive*, geleſen zu werden verdienen.

Wir ſind in Anſehung unſerer Güter nichts anders als Kaufleute, welche ihre Waaren beſtändig umſetzen, und nach den Umſtänden, bald im Großen, bald aber Stückweiſe handeln. Wir können uns, wenn wir die Grundſätze der Handlung nicht verſtehen, und uns von einem klügern überraſcht ſehen, in einem Handel oft ein paar hundert Thaler Schaden thun; hingegen, wenn wir den rechten Augenblick treffen, wenn wir losſchlagen oder an uns halten müſſen; oder wenn wir die rechten Käufer treffen; oder wenn wir eine vortheilhafte Gegend ausmachen, in welche wir unſern Handel erweitern; ſo verbeſſern wir nicht ſelten unſere Einkünfte auf eine beträchtliche Art.

Wir halten uns aber zu vornehm, um unſere Handlung ſelber zu führen; wir überlaſſen unſere Laden und Waarenlager gemeiniglich ſo zu reden an unerfahrne Ladendiener und Verwalter, welche keine Begriffe vom Buchhalten und vom Handel überhaupt, noch von dem Geldumſatze insbeſondere haben, mithin

ſehr

ſehr zufrieden ſind, wenn ſie die vorräthigen Waaren einiger maaßen losſchlagen. Sie wiſſen aber keine Bilanz zu ziehen, und verſtehen nicht, wie ſie unſere Waarenlager erweitern, das Benöthigte auf die vortheilhafteſte Art eintauſchen, und mit jedem einzunehmenden Thaler weiter auf eine billige Art wuchern können.

Ein rechter Kaufmann, der nicht bey ſeiner Handlung auf die allerkleinſten Vortheile Acht giebt, wird ſchwerlich empor kommen, und alſo iſt es kein Wunder, wenn ſo wenig Begüterte ihre Umſtände verbeſſern.

Es verdiente demnach wohl der Mühe, daß jemand ein ordentliches Handlungsſyſtem für angeſeſſene und begüterte Landwirthe ſchriebe, woraus ein jeder Landwirth ſich belehren könnte, wie er ſich beym Korn- Vieh- und Wollhandel, auch beym Geldwechſel zu verhalten habe.

Lobenswürdig und Nachahmenswürdig iſt, daß man jetzt in der Stadt Hamburg eine eigene Handlungsakademie errichtet hat, worin junge Leute, auch ſolche, welche ſich eigentlich nicht der Handlung widmen, in allen in die Handlung einſchlagenden, und im gemeinen Leben ihren Nutzen habenden, Wiſſenſchaften unterrichtet werden. Es iſt zu wünſchen, daß man auch auf hohen Schulen darin nachfolgen möge.

§. 59.

In gleichem Betrachte ſoll ſich ein jeder auch billig von der Münzverfaßung einen Unterricht und Kenntniß zu erhalten befleißen.

Es iſt dieſes bey der gegenwärtigen verworrenen und verderbten Münzverfaſſung in Deutſchland noth-

wendiger wie ſonſt; da faſt ein jeder Kreis ſeinen beſondern Münzfuß hat, und niemand recht weiß, woran er ſich halten ſoll.

Wir können das Geld nicht anders anſehen, als eine Waare, womit wir unſere Waaren vertauſchen, um wieder andere benöthigte Waaren eintauſchen zu können.

Ich ſetze den Fall, wir wollen eine Waare einhandeln, welche nach Ellen ausgemeſſen wird, ſo gilt es gleich viel, und macht in der Waare keinen Unterſcheid, ob wir uns ſolche nach pariſer Stäben, nach engliſchen Yards, nach brabander Ellen, oder nach hamburger Ellen zumeſſen laſſen; wir müſſen nur verſichert ſeyn, daß z. E. ein Stück Stoff, welches wir unaufgemacht annehmen, auch wirklich die Anzahl von Stäben oder Ellen enthalte, welche das daran gehangene Zeichen verſpricht, ſo daß wir ſolche nach dem Maaße des Käufers, der uns die Waare wieder abnimmt, reduciren, und ihm auf Glauben verſichern können, er werde nach der in ſeinem Lande gebräuchlichen Elle, ſo viel wiederum ausmeſſen können.

Es gilt alſo auch gleich, ob ich meinen Verkäufer in einer Münze bezahle, worauf 12, 18, 20 oder 24 eine feine Mark ſtehet; Indem er aber ſeinen Handel darauf ſchlieſſet, um in einer gewiſſen Stückzahl eine Mark feinen Silbers zu haben, damit er an einem andern Ort ſeinen Handel fortſetzen könne, und er findet nicht ſo viel, ſo iſt er verkürzet, und ſucht ſich gewiß in dem nächſten Handel ſeines Schadens wieder zu erholen.

Ein Kaufmann ſieht auf alle mögliche kleine Vortheile, welche er ſich in ſeinem Handel machen kann, und ſo werden wir auch nicht verhüten, daß ein Kauf-

mann

mann ſich zu Nutze macht, wenn er durch Umwechslung einer Art Münze gegen andere etwas zu gewinnen Gelegenheit hat. Alle Verordnungen können die Sache ſelber nicht hindern, ſondern dasjenige Land iſt dabey am glücklichſten, und gewinnet, welche dergleichen Umſetzungen mit einem wahren Gewinnſt am innerlichen Werth treibet. Dieſes geſchiehet nun gemeiniglich bey denen, welche den höchſten und gewiſſeſten Münzfuß haben, mithin am zuverläßigſten den Ueberſchlag machen können, daß ſie bey der Münze, welche ſie eintauſchen, gewiß wenigſtens ſo viel an innerlichem Werth wieder zurück erhalten, wie ſie weggeben, und daß ſie ſich nicht etwa durch ein äußerliches Blendwerk verführen laſſen.

Inſonderheit ſind die Gold- und Silbermünzen als zwo unterſchiedene Waaren anzuſehen, welche ohne Unterlaß eine gegen die andere umgeſetzt und eingetauſcht werden. Dieſen Gold- und Silberhandel zu ſtöhren, iſt unmöglich. Deutſchland empfindet noch den gar beträchtlichen Schaden, den es dadurch leidet, da man dem Golde ein beſtändiges Verhältniß gegen Silber ſetzen, und dadurch zuwege bringen wollen, daß eine z. E. zu fünf Thaler ausgemünzte Goldmünze jedesmal in der Handlung mit einer zu fünf Thaler ausgemünzten Silbermünze alpari, und nie mehr noch weniger gelten ſolle. Die Erfahrung lehret leider nun im Reiche zum größten Bedrucke der Handlung und des Publici, wie wenig dieſe Abſicht zu erreichen iſt. Billig ſollte ein jeder Staat dem Exempel von Hamburg folgen, wo man nach denen jedesmaligen Umſtänden vor eine Zeitlang veſtſetzet, wie viel eine jede Goldmünze gegen Silber, als den richtigſten Münzfuß, gelten ſolle: Sobald man aber

merket, daß ein Nachbar Misbrauch davon macht, und zu ihrem Nachtheil entweder ihr Silbergeld gegen Gold auswechſelt, oder zu viel Silbergeld herein bringet, um das Gold wegzuholen, wird der Werth von dieſem ſofort erniedriget oder erhöhet.

Ueberhaupt wäre es vielleicht zur Aufnahme eines Landes zuträglich, wenn man ſich bey allen Münzveränderungen nach der Stimme großer Kaufleute, und nach dem Exempel der Handelsſtädte mehr richtete, als daß man das oft nur anſcheinende Privatintereſſe einer Provinz zum Augenmerk nimmt.

Indem aber ein aufmerkſamer Hausvater von dieſem Geldhandel einige Kenntniß hat, wird er bey jedem vorhabenden Handel ſorgfältig überlegen, ob er ſolchen auf Gold oder Silbergeld ſchlieſſen ſoll, und ob er ſich etwa durch Annehmung einer gewiſſen Münzſorte beſondere Vortheile ſchaffen könne. Denn jeder Kaufmann, der ſein Intereſſe verſteht, ſucht gern das ſchlechteſte wegzugeben, und den etwa dabey zu machenden Vortheil für ſich zu behalten.

Habe ich aber eine gewiſſe Münzſorte, und dagegen an andere Zahlung zu thun, ſo zahlet man jene nicht ohne Unterſchied weg, ſondern überlegt billig, ob man ſich auch durch deren Umwechslung vorher eine neue Einnahme zuwege bringen könne, ſollte es auch nur ein pro Cent oder noch weniger ſeyn.

Dieſe Vorſicht iſt in unſern Tagen deſto nöthiger, da in mehrern Ländern bald eine Münzſorte vor der andern geſucht, bald aber auch abgewürdiget, oder gar verrufen wird, weil man glaubt, davon zu viel zu haben, und damit nicht ſo viel, als mit einer andern Münzſorte ausrichten zu können. Dergleichen Abwürdigungen werden inſonderheit nothwendig, wenn

eine ſchlechte Münze ſich einſchleichet, und ein jeder Hauswirth kann dagegen nicht genug auf ſeiner Hut ſeyn. Denn, wenn ſich eine Münze eingeſchlichen hat, hat deren Verrufung, wie Montesquieu zeigt, verſchiedene gefährliche Folgen, V. L'Eſprit des Loix L. XXII. Cap. X. Ohngefehr verhält es ſich damit, als wenn ein Kaufmann einen großen Vorrath von Korn liegen hat, aber findet, das ſolches im Gewicht und der Güte nicht ſo gut ſey, als dasjenige von ſeinen Nachbaren, oder wie er es ſonſt wol gehabt hat. Er macht alſo ſolches öffentlich bekannt, und ſucht den Vorrath nur bald möglichſt von ſeinem Boden mit dem größten Verluſt los zu werden; da er Gelegenheit hätte, mit eben dieſem Korn ſeinen Handel ohne Verluſt fortzuſetzen und zu wuchern, wenn er gleich, da er davon einige Fuder zu Saatkorn, oder um feines Mehl zu mahlen, gegen beſſer Korn umtauſchen will, einigen Schaden leiden, und Aufmaaße geben muß.

Adhuc ſuperſunt multa, quæ poſſim loqui,
Et copioſa abundat rerum varietas,
Sed temperatæ ſuaues ſunt argutiae.

Phædr.

Fünfte Abtheilung.

Der geſtrenge Hausvater.

Il ne lui inſpira jamais que l'indulgence pour le paſſé, la vigilence pour le préſent, & une ſeverité impoſante pour tous les crimes à venir.

Marmontel Beliſaire.

§. 60.

Man kann ſich nicht leicht einen Hausvater vorſtellen, der nicht oft mehrere, oft weniger unter ihm ſtehende, oder von ihm abhangende, Perſonen mit einer gewiſſen Strenge zu Beobachtung ihrer Pflichten anhalten muß: Es wird alſo nicht überflüßig ſeyn, ihn auch aus dieſem Geſichtspuncte zu betrachten.

Ich nenne insbeſondere denjenigen geſtrenge, ſtrenuus, der gegen diejenigen, welche von ihm abhangen, wenn ſie nach ſeiner Vorſtellung ihren Pflichten nicht recht nachkommen, mit einer Härte, und allenfalls mit empfindlichen Strafen verfährt. Es ſey nun, daß er gewiſſe Bediente zu Ausführung ihrer Geſchäfte anzuweiſen hat; Oder er hat ſeine eigene Kinder aufzuerziehen; Oder es wird ihm die Aufſicht über eine fremde Jugend anvertrauet; Oder es iſt ihm die Direction bey Ausführung eines Geſchäfts übertragen; Oder er commandirt als Befehlshaber einen Haufen Soldaten; Oder er achtet als Seelſorger

ger ſich verbunden, für das Beſte ſeiner Zuhörer zu ſorgen; Oder er muß als eine Gerichtsperſon in ſeinem Bezirke auf Recht und Gerechtigkeit ſehen; Oder er iſt endlich einem ganzen Lande vorgeſetzt.

Ein Geſtrenger unterſcheidet ſich alſo von einem Gerechten; dieſer liebt, alle ſeine Handlungen den Rechten gemäß einzurichten, auch dieſelbe bey andern befördert zu ſehen, er hält ſie aber noch nicht mit einer Strenge zu deren Beobachtung an.

§. 61.

Die Abſicht eines geſtrengen Hausvaters iſt alſo, oder ſoll ſeyn, vorzüglich einen jeden zu Beobachtung ſeiner Pflichten anzuweiſen, ſodann aber auch diejenigen, welche ihren Pflichten zuwider handeln, zu beſtrafen.

Billig ſollen wir Menſchen, wenn wir einmal wiſſen, was zu unſerm Beſten gereicht, oder was die uns Vorgeſetzte von uns begehren, ſolches ſchlechterdings befolgen: Wir ſind aber von Natur oft widerſpenſtig, und eine bloße Anweiſung iſt uns nicht hinreichend, ſondern wir wollen zu deren Beobachtung mit einer Strenge zu Zeiten angehalten ſeyn. Daher iſt das bekannte alte Sprichwort entſtanden: Oderunt peccare boni virtutis amore, oderunt peccare mali formidine pœnæ.

§. 62.

Wenn wir gegen unſere Pflichten handeln, ſo geſchieht es entweder aus Verführung, oder aus Unachtſamkeit und Nachläßigkeit, oder aber aus einer vorſetzlichen Bosheit.

Eine Verführung nennen wir, wenn man der Anweiſung ſolcher Perſonen folget, die uns von dem rechten

rechten Wege und von unſern Pflichten abwendig machen.

Tullius hat nothwendige Amtsgeſchäfte zu verrichten, er iſt auch fleißig dabey beſchäftiget: Fugax aber kommt zu ihm, und ſchlägt ihm vor, mit in Geſellſchaft zu gehen, und ſich lieber einen vergnügten Abend zu machen: Tullius vergißt den Augenblick, daß ſeine Arbeit keinen Aufſchub leide, und geht mit, ſo ſagt man, Fugax habe ihn verführt.

Flavius hat Geld in Verwahrung, welches einem andern gehört: Orgaſtes beredet ihn zu einem Spiel, wobey er eine große Summe verliert. Er weiß ſolche nicht zu ſchaffen, und greift das bey ihm in Verwahrung gegebene Geld an; ſo entſchuldiget er ſich, Orgaſtes habe ihn verführt.

Lindor will nicht trinken; Sein Freund Bibax aber muntert ihn erſt durch allerley luſtige Reden auf, und nöthiget ihm darauf ein Glas nach dem andern hinein, bis er berauſcht wird, ſo wirft er des andern Tages dem Bibax vor, daß er ihn verführt habe.

Eine bloße Unachtſamkeit folget aus dem Mangel unſerer Ueberlegung, wenn wir etwa nicht genug darauf denken, was wir zu thun haben, und alſo ſolches unterlaſſen; Oder aber, wenn wir die Folgen von demjenigen, was wir vornehmen, nicht genug prüfen, und daher Handlungen ausüben, von denen wir bey dem mindeſten weitern Nachdenken erkennen, daß wir ſie unterlaſſen ſollen.

Criſpin iſt ein ſolcher unachtſamer Bedienter; Er iſt von dem beſten Willen; Er bezeigt eine Reue, wenn er etwas unrechtes angefangen hat; Er thut, um ſich ſeinem Herrn gefällig zu machen, hundert Gänge; Er lauft, aber ohne recht zu wiſſen, oder

zu überlegen, was er holen und ausrichten will. Sein Herr erinnert ihn wiederholt, etwas herauf zu holen, er ſchämt ſich es vergeſſen zu haben, lauft geſchwinde wieder hinunter, hat aber, ehe er herunter kommt, ſchon vergeſſen, was er machen wollen; endlich fällt ihm ein, daß er Gläſer holen ſollen, und will durch die Geſchwindigkeit den Fehler erſetzen, bleibt aber in der Eile unterwegens mit dem Ermel hangen, und wirft den Korb mit Gläſern hin; nunmehr fürchtet er ſich vor der Strafe und verkriecht ſich. Sein Herr wartet eine geraume Zeit vergebens, und findet endlich die Scherben.

Eine vorſetzliche Bosheit hingegen entſtehet alsdenn, wenn jemand wohl erkennet, was er zu thun hat, ſolches aber nach angeſtellter Ueberlegung vorſetzlich unterläßt, und hingegen mit Wiſſen und Willen Handlungen ausübt, von denen er erkennet, daß er ſich dadurch ſtrafbar macht, und dieſes ſind die ſchlimſten: Eines theils, weil ſie zugleich auf Scheingründe bedacht ſind, um ihr Verfahren zu rechtfertigen; andern theils, weil ſie gemeiniglich andere mit zu verführen pflegen, mithin mehrere bös machen, um auf ſolche die Schuld zu ſchieben.

§. 63.

Wir fehlen entweder durch Unterlaſſung des Guten, nemlich ſolcher Pflichten, die uns obliegen; Oder aber durch Ausübung des Böſen, nemlich ſolcher Handlungen, die im Grunde böſe und ſtrafbar ſind.

Das erſtere iſt zwar gemeiniglich nicht ſo ſtrafbar wie das letztere: Es kann uns aber auch die Unterlaſſung unſerer Pflicht zum größten Nachtheil gereichen:

Ein General wird mit einem Corps commandirt, um die Bewegung des Feindes zu beobachten, und da der Feind ſich ſehen laſſen mögte, ihm entgegen zu gehen und ihn aufzuhalten; Er vermuthet aber nicht, daß der Feind in dieſe Gegend kommen würde, weil er ihn noch nicht findet, verſäumet alſo, die nöthigen Patrouillen auszuſchicken; der Feind merkt es, ſchleicht ſich herum, ſchneidet ihn von der Hauptarmee ab, und ſetzt den commandirenden General in Verlegenheit. Eine Nachläßigkeit wird demnach allemal ſtrafbarer, wenn ſie von vorſetzlichen unrechten Handlungen begleitet wird.

§. 64.

Wenn wir andre Menſchen wegen übler Handlungen ſtrafen, ſo haben wir zur Abſicht, ſie entweder wegen des vergangenen zu züchtigen, oder aber auf das künftige zu warnen; Oder auch bey den übrigen einen Eindruck zu erwecken, daß ſie ſich an dem Exempel der geſtraften ſpiegeln.

Billig ſollte man bey den Strafen und deren Erkennung mehr auf das Zukünftige ſehen, als auf das Vergangene und nicht wieder Herzuſtellende. Gemeiniglich aber werden wir finden, daß ein Uebelthäter nur wegen der begangenen That geſtraft wird, ohne darauf zu ſehen, ob er auf das künftige in ſeiner Denkungsart gebeſſert werde oder nicht. Bey den Zuſchauern pflegen die Strafen ſelten den Eindruck zu haben, den man von ihnen erwarten ſollte: die mehrſten ſehen ſolchen gleich einem zu ihrem Zeitvertreibe angeſtellten Schauſpiele zu, und beluſtigen ſich daran; Gar ſelten wird ſich einer die Lehre daher nehmen, daß er ſich vor dergleichen Handlungen wol in Acht

nehmen wolle, um nicht ähnliche Strafen zu verdienen. Ein Dieb geht täglich Galgen vorbey, und weiß, daß ſolche aufgerichtet ſind, um Diebe darin zu hangen; ja er hat wol ſelber daran jemanden, der geſtohlen hatte, vom Leben zum Tode bringen ſehen; dennoch fürchtet er ſich deswegen keinen Augenblick, einen vorhabenden Diebſtahl auszuüben.

§. 65.

Ich ziehe daraus den Schluß, daß es, um eine gute Ordnung zu beobachten, nicht ſo ſehr darauf ankomme, daß eine jede unrechte Handlung auf das äußerſte geahndet und mit der größten Schärfe beſtrafet werde, ſondern, daß ein jeder von denen von ihm auszuübenden Pflichten überzeuget, und bey ihm ein beſtändiges Beſtreben, recht zu handeln, unterhalten werde.

Ueberhaupt muß in allen unſern Handlungen eine Ordnung beobachtet werden. Wenn nun andere unter uns ſtehen, auf deren Handlungen wir ſehen ſollen, ſo müſſen wir darauf achten, daß ein jeder von denen ihm obliegenden Geſchäften hinlänglich unterrichtet werde, und erkennen lerne, zu welchem Endzweck er geſetzt ſey. Wir müſſen ferner andre dahin zu bringen uns bemühen, daß ſie die größte Beruhigung in Abwartung ihres Berufs ſuchen, und alles, was demſelben zuwider iſt, vermeiden.

Wenn aber ein einzelner einmal der Ordnung und ſeinen Pflichten zuwider handelt, wirſt ſolches nicht gleich alle Ordnung über den Haufen. Es wäre vielmehr zu Zeiten zu wünſchen, daß gewiſſe Verbrechen weniger unterſucht würden, indem ſie durch eine weitläuftige Unterſuchung dem Namen nach weiter bekannt

werden,

werden, und denenjenigen, welche ſonſt nichts davon gewußt haben, Gelegenheit geben, ſich weiter darnach zu erkundigen, und ſie in der Folge ſelber auszuüben: So, daß man oft ſagen mögte: Ich wußte nichts von der Luſt, wenn das Geſetz nicht geſagt hätte, laß dich nicht gelüſten.

Manchesmal wird man auch beobachten, daß eine weitläuftige Unterſuchung eines Verbrechens mehr Unordnung und Verwirrung veranlaſſet, als das Verbrechen ſelber.

§. 66.

Wenn es alſo auf die Unterſuchung und Beſtrafung eines Verbrechens ankommt, müſſen wir mehr auf die Folgen, als auf das Verbrechen ſelber ſehen; den Verbrecher nicht ſo wol zu beſtrafen als auf das künftige zu verbeſſern ſuchen; und einen Unterſchied unter ſchwere und leichte Verbrechen machen.

Ich nenne ſchwere Verbrechen, wenn dadurch die Ordnung im Ganzen geſtöhret, und mehrere Perſonen auch in der Folge unglücklich gemacht werden. Z. E. Wenn einer ein Feuer anlegt, welches alle Häuſer des Orts angreift, und eben ſo viel unglückliche und arme Einwohner macht; Wenn jemand falſch Geld münzet, wodurch er für ſich einen unerlaubten Vortheil ſucht, aber auch alle diejenigen, die ſolches unwiſſend annehmen, in Schaden und Gefahr ſetzt.

Ein Verbrechen iſt leicht oder gering, wenn die Handlung ſelbſt zwar der Ordnung im Ganzen zuwider iſt, aber weiter keinen Einfluß auf andere Menſchen hat, noch weniger die mindeſten Folgen nach

ſich

ſich zieht. Z. E. Stax erzürnt ſich über ſeinen Nachbar, und ſchilt ihm den Puckel voll; dieſer hört es erſt geduldig an, wie Stax aber nicht nachläßt, ſo prügelt er ihn tapfer ab: dieſer erkennet, daß er die Schläge verdient und ſich ſelber zugezogen habe, geht geruhig nach Hauſe, ſchläft aus, und verträgt ſich des andern Tages mit ſeinem Nachbar. Der Richter erfährt erſt nach langer Zeit von ohngefehr dieſen Vorfall, er ärgert ſich, daß der zu Anmeldung dergleichen frevelhaften Verbrechen beeidigte Voigt des Orts die That nicht ſofort angezeigt habe; Er ſchmälet mit demſelben, und drohet ihn als einen Eid- und Pflichtvergeſſenen Menſchen ſelbſt zu beſtrafen; Jene beyde müſſen am Amte erſcheinen; Sie entſchuldigen ſich zwar, daß ſie ſich längſt vertragen hätten, dies iſt aber nicht genug; Stax hat geſcholten, und die ganze Nachbarſchaft in Unruhe geſetzt; der Nachbar hätte klagen ſollen, und hat ſich ſelber zum Richter gemacht; dergleichen Frevel muß beſtraft werden, denn dadurch wird das richterliche Anſehen geſchwächt, und dem Richter entgehen die Gebühren. Dies iſt noch nicht genug, es muß erſt klar ſeyn, was für Scheltworte Stax ausgeſtoßen hat, und ob der andere etwa zuerſt geſcholten habe, denn ſo müßte er theils als Anfänger des Streits, theils wegen des Schlagens beſtraft werden. Der Richter findet auch nöthig, den Punct zu unterſuchen, ob das Schlagen auf der öffentlichen, zwiſchen beyden Häuſern hergehenden, Straßen geſchehen ſey oder im Garten, desgleichen was für ein Inſtrument dazu genommen, wie viel Schläge, und ob ſie auf den Rücken, oder auch gar auf den Kopf angebracht worden, auch ob Stax blutrünſtig geweſen. Um alles recht klar zu haben,

ben, muß auch erforſchet werden, wie der vorige Lebenswandel beyder Leute beſchaffen geweſen, und ob man ſich zu ihnen dergleichen Handlung verſehen können. Zu dieſem Ende erhält der Voigt Befehl, alle nebenwohnende Nachbaren zu Ablegung ihres Zeugniſſes vorzufordern. Dieſe, denen die Sache nichts angehet, müſſen gleichwol dafür, daß der Voigt ſie mit ſeinem Zuſpruche beehret, ihm die Citations-Gebühren, und für die ihnen eingelieferte ſchriftliche Erlaubniß oder Vorladung, um am Amte zu erſcheinen, die Gerichts-Gebühren bezahlen; Einige entſchuldigen ſich gegen den Voigt, daß ſie deſſelben Tages nicht zu Hauſe geweſen, alſo nichts von der Sache wüßten, folglich auch nicht nöthig haben würden, zu erſcheinen. Der Richter nimmt übel, daß ſie ſeinen Befehlen nicht gehorſamet, ſetzt ſie in Strafe, und fordert ſie anderweitig bey doppelter Strafe; Sie müſſen erſcheinen, um dem Richter ſelbſt zu ſagen, daß ſie nichts wiſſen; Man hält ſie von ihren Haushaltsgeſchäften ab, und nöthiget ſie noch dazu, für die Ehre vor der Amtſtube zu erſcheinen, abermals Unkoſten zu bezahlen.

Da auch die übrigen ſich entſchuldigen, daß ſie bey dem Anfange des Streits nicht zugegen geweſen, und blos nur am Ende von ferne geſehen oder gehört hätten, das Stax Schläge bekommen habe; vermuthet der Richter mit Recht, daß ſie ſich zuſammen vereinbahrt hätten, aus Partheylichkeit die Wahrheit zurück zu halten, und verlanget, daß ſie ihre Ausſagen eidlich beſtärken ſollten. Ein paar gewiſſenhafte weigern ſich deſſen, und werden, weil ſie zu Steuer der Wahrheit nicht mal einen Eid ſchweren wollen, ins Gefängniß verwieſen, müſſen alſo auch dafür Unkoſten bezahlen.

Am

Am Ende kommt nichts weiter heraus, als daß Stax geſcholten hat, und geſchlagen worden, und daß beyde geſtraft werden. Einige wollen glauben, der Richter habe nicht ſowol die Erforſchung der Wahrheit zur Abſicht gehabt, als die Gerichtsgebühren zu häufen; Von einem gewiſſenhaften Richter läßt ſich aber dergleichen nicht gedenken, vielweniger glauben; dahingegen mancher Richter in guter Abſicht eine Sache weitläuftig macht, die freylich abgekürzt werden könnte, und man hält die Klarmachung gewiſſer Nebenpuncte zu Erläuterung der Hauptſache leicht nothwendig, die übergangen werden könnten.

§. 67.

Mit Strafen ſoll man ſo ſparſam als immer möglich ſeyn, ſonderlich in geringen Verbrechen.

Schwere Verbrechen müſſen billig nach gewiſſen Umſtänden hart geahndet werden, aber in geringern Verbrechen beſſern die Strafen ſelten. Wir müſſen für eine allgemeine Ordnung ſorgen, und die gemeinſchaftliche Sicherheit befördern, mithin zu verhüten trachten, daß beyde ſo wenig wie möglich geſtöhrt werden. Es iſt alſo nützlich, wenn wir ein jedes Mitglied von der Geſellſchaft, wozu wir uns rechnen, überzeugen können, was das gemeine Beſte erfordere, und was für Gefahr derjenige ſich zuziehe, welcher vorſetzlich die gemeine Ruhe ſtöhret; dieſes erreicht man aber nicht durch Strafen, vielmehr wird man bemerken, daß in einem Bezirke, wo die Obrigkeit am härteſten mit Erkennung und Ausübung der Strafen iſt, die mehrſten Ausſchweifungen vorgehen. Die gezüchtigte werden bald an die Strafen gewohnt, fürchten ſich nicht weiter davor, und wagen es immer

darauf los, ob ihre böſe Handlungen auch ruchtbar werden.

Man ſagt von Soldaten, welche ſchon einige mal durch die Spiesruthen gejagt worden, daß ihnen der Puckel nach einer gewiſſen Zeit ordentlich jucke, und daß ſie des Peitſchen ſo gewohnt werden, wie ein anderer ſich an das Aderlaſſen gewohnen kann.

Die Herrſchaften, welche gar zu ſtrenge mit ihren Dienſtboten verfahren, und ſolche über die geringſte unrechte Handlung auf das ſchärfſte anfahren, ja wol gar prügeln, oder andere Züchtigungen gebrauchen, ſind ohne Ausnahme am ſchlechteſten bedient; Ihre Dienſtboten werden bey ihnen nicht beſſer, ſondern ſchlimmer; dieſe ſetzen es vorſetzlich darauf, daß ihre Herrſchaft ſich über ſie ärgern ſoll, und gehen nicht weiter, als wohin ſie mit Gewalt getrieben werden.

Eltern, oder diejenigen, denen die Erziehung der Jugend anvertrauet worden, können nicht unverantwortlicher handeln, als wenn ſie Kinder zu ſtrenge halten. Man findet ſelten, daß ein ſtrenge erzogenes Kind gut einſchlägt; Sie werden dadurch erſt boshaft und tückiſch (§. 82). Ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß ich einſtmals einen meiner Spielcameraden beklagte, daß er ein Vieh von Hofmeiſter hätte, der ihn ohne Unterlaß mit Stockſchlägen und Ohrfeigen tractirte; dieſer antwortete lächelnd, daraus mache er ſich nichts mehr; Ohrfeigen thäten nicht weh, und Schläge riebe er ab. Er gedachte alſo auf keine Beſſerung, ſondern gab gern ſeinen Puckel zum beſten, wenn er nur den Hofmeiſter ſo weit ärgern konnte, daß er krank ward und ſich zu Bette legen mußte.

Am

Am mehrſten richte ich hier mein Augenmerk auf Gerichtsperſonen, welchen die Aufſicht über die Bewohner des platten Landes aufgetragen iſt, welche wir unter dem Namen der Unterrichter begreifen. Dieſe ſtellen ſich den Bauren gemeiniglich wie das dummeſte Vieh vor, der blos durch Schläge und andere Leibesſtrafen, gleich einem Eſel, wohin er ſoll, getrieben werden muß. Sie ſehen ſich ſelber als mächtige Herrn und große Potentaten an, und machen ſich eine Ehre daraus, wenn ſie nur einen ſchwachen Mitmenſchen plagen und züchtigen können. Will er ſich nicht gleich unterwerfen, oder iſt er wol gar verwegen genug, ſich ihren vielleicht im Grunde ſtrafbaren Abſichten zu wiederſetzen, ſo wird er als ein Aufwiegler und Rebelle bey allen Gelegenheiten verfolget, und muß ſeinen Vorwitz theuer genug büßen. Will er Gegenvorſtellungen thun, ſo wird er mit dem Namen eines Raiſonneurs belegt, und man befürchtet, alles richterliche Anſehen zu verlieren, und ſich zu viel zu vergeben, wenn man erlauben wollte, zu ſprechen, und ſeine Nothdurft etwas umſtändlicher vorzutragen, als es der, mehrere Einſicht habende, Richter nöthig erachtet; da man einen Bauren, der die Rechte nicht erlernt hat, unmöglich übel nehmen kann, wenn er ſich nicht alſofort findet, noch einige Vorurtheile zeiget, und alles hervorſucht, was etwa den Richter bewegen könnte, ſeine Meinung zu ſeinem Beſten zu ändern.

Ich erinnere mich, daß bey einem Landgerichte ein Bauer zur Strafe geſchrieben war, weil er auf der Amtſtube, da ihm ein ihm nicht gefallendes Urtheil publicirt ward, ſich die Worte entfallen laſſen: das könnte er ſo nicht annehmen, ſondern wollte es erſt

weiter ſuchen. Im Grunde hatte er nichts weiter geſagt, als er wolle appelliren; Man legte es aber als eine ſtrafbare Drohung und Trotz aus, und er ſollte deswegen Strafe geben.

Die mehrſten Leſer werden vielleicht denken, der Hausvater ſey ein feiner Lehrer; Es würde eine luſtige Haushaltung geben, wenn er alle Strafen aufheben wolle; Man mögte doch wol mal den Fall ſehen, wenn der Bauer nicht weiter geſtraft würde, und wenn er ungeſcheut thun könne, was er wolle.

Ich habe aber ſelber einige zwanzig Jahre lang die Aufſicht über Aemter gehabt. Ich kam an einen Ort, wo die Einwohner ihrer Widerſpenſtigkeit wegen berühmt waren, wo mein Vorgänger die ſchwerſten Strafen verhängen müſſen, und ſie doch nicht zwingen können. Ich brauchte gleich alle mögliche Gelindigkeit; man glaubte, nun würde alles vollends über und über gehen, wenn dieſe bösartige Leute ſähen, daß nichts weiter geahndet würde; Eine Folge von ſechs und zwanzig Jahren aber zeigt das Gegentheil. Ich ſuchte gleich die Liebe und das Zutrauen derer mir anvertrauten Leute zu erwerben. Ich gab ihnen zu erkennen, daß ich da wäre um ihrentwillen, und um ihr Beſtes zu befördern, und daß ich ſie nicht da glaubte, um meinetwillen und um mich zu ernähren. Ich ſprach mit ihnen freundlich und vertraut, und erlaubte ihnen frey zu ſprechen. Ich ließ einen jeden und zu jeder Tagesſtunde vor mir kommen. Mich deucht, es iſt unbarmherzig und unverantwortlich gehandelt, wenn ein Bauer wol mehrere Meilen weit gegangen iſt, und ſeine Arbeit verſäumt hat, um mal ſeine Obrigkeit zu ſprechen, und Troſt zu ſuchen, und er muß ſich wol gar mit Ungeſtüm abweiſen laſſen,

weil der Herr Amtmann den Tag niemand ſehen oder ſprechen will, oder weil Poſttag iſt, oder weil es nach Tiſche iſt, da er ſchon genug hält, den Morgen mit den dummen Bauren zu verderben, oder weil er Geſellſchaft bey ſich, und mit derſelben eben ein Glas Wein in der Hand hat, oder am Spieltiſche ſitzt.

Noch anſtößiger iſt, wenn der Richter niemanden anders als an den Gerichtstagen, und zwar in den wenigen alle Woche dazu beſtimmten Stunden vor ſich laſſen will, und alsdenn wol gar verlangt, daß ein jeder die Ehre noch dazu mit Gelde bezahlen muß.

Durch ein freundliches Betragen richtet ein Richter mehr aus, als durch alle Strafen. Ich werde noch täglich durch die Erfahrung überzeugt, daß andere durch ihre Strenge und durch ihr hartes unbarmherziges Verfahren, und durch das Anſehen, welches ſie ſich geben wollen, dasjenige nicht ausrichten, was ich mir durch die Gelindigkeit und durch einen liebreichen Umgang auszuwirken getraue. Machte eine Gelindigkeit böſe Leute und beförderte ſie Ausſchweifungen, ſo hätte ſich nach zwanzig Jahren bey mir die Wirkung davon gewiß zeigen müſſen; dagegen habe vielmehr bemerkt, daß eine nach der Gelindigkeit gebrauchte Schärfe die Einwohner alſobald wieder halſtarrig und unruhig macht.

§. 68.

Sind alsdenn ja Strafen zu verhängen nöthig, ſo ſoll man den gelinden den Vorzug geben.

Montesquieu zeigt ſchon den Vorzug der gelinden Strafen, und daß da, wo ſie gebräuchlich ſind, die Einwohner eben ſo ſehr dadurch gerührt werden, als in andern Ländern durch die ſtärkſten.

Die Menſchen ohne alle Strafen zu leiten, wäre eine Unmöglichkeit; Diejenigen, welche vorſetzlich nach Strafen ringen, müſſen nothwendig gezüchtiget werden. Wenn ein Reuter einem eigenſinnigen Pferde blos den Willen läßt, und den Zügel frey giebt, ſo wird es bald Meiſter werden, und ihn abwerfen; Setzt er ihm die Sporen beſtändig in die Ribben, oder ſchlägt beſtändig darauf los, ſo wird er es in kurzer Zeit gar toll machen. Hält er es ſtets im Zügel, ſo wird es harmäulig.

Weiß er aber den Zügel mit einer Gelindigkeit ordentlich zu führen, ſo muß das Pferd dahin gehen, wohin er es haben will. Will es einmal den Verſuch machen, die Hand wegzuſtehlen und Meiſter zu werden, und er theilt alsdenn unvermuthet einen gelinden Schlag aus, oder druckt den Schenkel an, ſo bringt er das Pferd gleich wieder in einander.

Man findet mehrmalen, daß Pferde, welche auf Reitbahnen gar zu genau nach den Regeln abgerichtet werden ſollen, darüber ſtetiſch, wild, und unbrauchbar werden.

Auf eine ähnliche Art verhält es ſich mit den Menſchen; Eine auf friſcher That angebrachte geringe Strafe iſt oft von der vortrefflichſten Wirkung; Es kommt aber nicht darauf an, ob ſie eben ſehr heftig und empfindlich ſey, ſondern nur, daß ſie auf die rechte Art und zu rechter Zeit angebracht werde. Wir haben ein deutſches hieher paſſendes Sprichwort: Allzuſcharf macht ſchärtig.

Eine mäßige Züchtigung von einem gelinden Richter wirkt mehr Eindruck und ſchafft mehr Furcht, als die heftigſten Verfolgungen von einem Richter, den ſeine Untergebene einmal als einen kleinen Tyrannen erkennen.

Ein gar merkwürdiges Exempel im Großen ſehen wir an Rußland, wo jetzo die gelinden Züchtigungen von weit beſſerer Wirkung ſind, als die vorhin dort eingeführte Strafen, welche ihrer Härte wegen berühmt waren.

Ein unruhiger Menſch ſtellt zu Zeiten gegen ſeinen Feind eine Injurien-Klage an, in der Hoffnung, daß derſelbe in ſtarke Strafe geſchrieben werden und Schaden haben ſoll; Siehet er aber, daß der Richter die Injurie nicht ſo ſtrafbar anſieht, und nur eine geringe Strafe erkennen wird, ſo ſchämt er ſich, bedaurt ſeine Wege und Mühe, und ſetzt die Klage nicht weiter fort.

Ein boshaft geſinnter injuriirt zu Zeiten ſeinen Nachbar, gegen den er einen Haß gefaßt hat, um ſich an ihn zu rächen, und mißt die Rache nach der Strafe ab, die der Richter darauf zu erkennen pflegt; er ſteht alſo die ihm dafür zu erkannte Strafe gern aus, zumal, wenn, wie bey uns gebräuchlich iſt, die Bruchregiſter auf den Landgerichten öffentlich verleſen werden, und alle umſtehende die von ihm ausgeſprochene Schimpfworte hören, auch ſich wol gar darüber ergötzen.

Einem ſolchen tückiſchen Menſchen kann es ordentlich verdrießen, wenn der Richter die von ihm erfundene oder gebrauchte Schimpfworte nicht mal als ehrenrührig erkennen will, und nur gering ahndet; ihm hingegen ſeine böſe Abſicht verweislich vorhält.

Ich habe mehrmalen bemerkt, daß böſe zankſüchtige Leute, ſo lange ſie ernſtlich beſtraft wurden, ſtets von neuen Zank anfingen, und alle Jahr in Strafe geſetzt werden mußten: Sobald ich aber anfing, ihnen mit Verachtung zu begegnen, und ſie mit bloßen

Verweiſen abzufertigen, und ihre Thorheit ihnen lebhaft vorzuhalten, giengen ſie in ſich, ſchämten ſich, und lebten in Ruhe.

Mir ſind Exempel vorgekommen, daß der Kläger ſich freuete, daß der Beklagte in die Unkoſten verurtheilt werden ſollte, wie ich aber ſolche ſchenkte, gieng der Kläger mit den Worten weg: warum habe ich denn geklaget? Es war ihm alſo nicht genug, für ſeine vermeintliche Beſchimpfung Genugthuung zu haben, ſondern der andere ſollte auch in Unkoſten geſetzt werden.

Wenn die Gemüther ſo unruhig ſind, daß keine Vermahnung Eindruck macht, ſo habe ich auch ſelten die Strafen wirkſam gefunden, wenigſtens habe ich auch ſodann mit gelinden Strafen mehr als mit härtern ausrichten können.

Noch eine Anmerkung habe ich gemacht. Wenn Herrſchaften ſich gleich in alle unter ihren Bedienten entſtehende Zänkereyen miſchen, und die ſchuldigen ſchwer beſtrafen, ſo wird nie unter den Bedienten eine Einigkeit ſeyn, ſie werden ſich täglich zanken und verklagen. Hat man einen Bedienten im Hauſe, der durch keine Vermahnung Friede zu halten zu bewegen iſt, ſo iſt das beſte, ihn wegzuſchaffen; Denn hat einmal ein anderer Gelegenheit gegeben, daß jener gezüchtiget worden, ſo ruhet er nicht, bis er ſich wieder gerächt oder gegen den andern einen dritten aufgewiegelt hat, ſo daurt das Zanken ins unendliche, und man muß täglich einen Mittelsmann abgeben.

§. 69.

Billig ſoll ein Richter, wenn er Strafen erkennen will, ſich ſelber erſt prüfen.

Wenn

Wenn wir erwegen, wie leicht ein Menſch fehlen kann, zu welchen Fehltritten die klügſten und gröߥ ten Leute fähig ſind, und wie oft man ſich ſelbſt zu unrechten Handlungen verleiten laſſen; ſo ſollten wir billig gegen unſern fehlenden Nächſten mehr Nachſicht und Mitleiden gebrauchen. Wir ſehen aber leicht in deſſen Augen einen Splitter, und des Balkens in unſern eigenen Augen werden wir nicht gewahr. Wenn wir einige Gewalt haben, ſo plagen wir gar zu gerne andere. Wie würde es aber bey manchem Richter ausſehen, wenn diejenigen, welche er hart verfolget, auf eine Zeitlang zu Richtern über ihn und ſeine Handlungen geſetzt würden, und wenn ſie dieſe nach eben dem Fuß, wie er mit ihnen verfahren iſt, unterſuchen und ahnden dürften?

Ein Richter glaube nicht, daß ſeine Fehler den Augen derer ihm untergebenen verborgen bleiben; Es ſehen ſo viele Hunderte auf ihn, und unterreden ſich zum öftern von ihm und ſeinen Handlungen; Er kann alſo leichter was überſehen, da er über ſo viele Hunderte die Aufſicht führt.

Ein Prediger, der den Zuhörern die beſten Lehren auf die angenehmſte Art vorträgt, wird nicht den Eindruck erwecken, wenn er nicht durch ſein Leben und Wandel erbauet. So muß auch ein Richter mit guten Exempeln vorgehen, und bedenken, daß er Menſchen vor ſich hat, die ſo gut fehlen können, wie er ſelber fehlt.

§. 70.

Die mehrſten Richter werden ſich damit ſchüzzen, daß ſie einmal Verordnungen und Vorſchriften vor ſich haben, und ſolche befolgen müſſen.

Sie haben aber auch die zehn Gebote; wie würde es aber ausſehen, wenn jedesmal, da der Verdacht gegen ſie entſtünde, daß ſie dawider gehandelt haben, die ſchärfſte Unterſuchung gegen ſie angeſtellet würde? Alle Verordnungen müſſen billig beobachtet werden, und ein jeder Richter muß darüber halten; Er kann aber auch zugleich auf die Abſicht einer Verordnung ſehen, und wie ſolche am leichteſten zu befördern iſt; und ſo wird er finden, daß dieſe oft zu erhalten ſteht, ohne bey den bloßen Buchſtaben einer Verordnung zu bleiben. Ich will dies mit ein paar Exempeln beweiſen, die mir aus dem letztern Kriege erinnerlich ſind: Es kam ein Befehl, binnen gewiſſen Tagen eine Anzahl Recruten zu liefern, mit der Drohung, daß, wenn eine Obrigkeit ſäumig ſey, und an dem benannten Tage nicht alle Recruten abgeliefert haben würde, man ſich an ſie halten, und auf ihre eigene Koſten Execution ſchicken wollte. Ein jeder wollte ſeinen Dienſteifer zeigen, und nicht gern Execution haben, ſuchte alſo mit dem größten Bedruck des Landes nur die Anzahl Leute zuſammen zu bringen und zu ſtellen, ohne zu bedenken, ob ſie dienſttüchtig waren, und von den Höfen entbehret werden könnten: Ich allein ließ es darauf ankommen; diejenigen, welche ſich am beſten zu Recruten ſchicken, waren eben zum Dienſt der Armee auf Reiſen abweſend, und kamen vor dem geſetzten Tage nicht zu Hauſe. An der einen Seite erforderte der Dienſt der Armee brauchbare Leute zu ſtellen, welche das Gewehr tragen konnten; an der andern mußte man darauf ſehen, daß die Höfe im Stande erhalten, und mit zur Arbeit tüchtigen Leuten beſetzt blieben. Ich konnte beyde Endzwecke, ohne daß die Aemter im mindeſten gedruckt wurden,

wurden, erreichen, wenn meine Recruten acht Tage ſpäter ſtellte; Ich erwartete alſo gelaſſen die Execution, verpflegte ſolche, ſuchte meine Recruten mit Gemächlichkeit zuſammen zu bringen, bezahlte gern die Unkoſten, um nur die Beruhigung zu haben, daß denen mir anvertrauten Unterthanen eine wahre Erleichterung verſchafft worden.

Bey einer andern Gelegenheit wurde eine Anzahl Fuhren verlangt, um Furage viele Meilen weit zur Armee zu fahren. Es zeigte ſich aber Gelegenheit, daß mit dem dritten Theil von Koſten das doppelte von Furage weit geſchwinder an Ort und Stelle geſchafft werden konnte. Die Leute, welche fahren ſollten, blieben alſo zu Hauſe, und erſparten alle Koſten, da ſie ſonſt zehn Tage und länger abweſend ſeyn und ihren Ackerbau verſäumen müſſen. Dennoch koſtete es Mühe, diejenigen, welche die Direction der Fuhren hatten, abzuhalten, daß ſie nicht dem allen ungeachtet auf Stellung der Fuhren beſtunden.

§. 71.

Man findet daher auch Exempel, entweder, daß aus dem Cabinette in der beſten Abſicht nach der Theorie Verordnungen erlaſſen werden, welche in der Ausübung gar nicht Statt finden, und wol gar widrige Wirkung nach ſich ziehen würden: Oder aber, daß man lange Zeit auf Beobachtung einer alten Verordnung ſtrenge beharret, da doch alle Umſtände längſt ſchon angerathen haben, die Verordnung aufzuheben. Oder es werden zu Zeiten gegebene Verordnungen bald wieder aufgerufen oder moderiret, oder ſie gerathen in Vergeſſenheit.

Zu dem erſten Fall kann ich ein ſchon oben erwehntes Verbot des Brantweinbrennens rechnen (§. 31), und den zweyten erläutert am beſten die, nach dem Sully ſeit 1598 verbotene Ausfuhr des Getreides in Frankreich, wogegen das ganze Land viele Jahre ſeufzen und wehklagen mußte, ehe es deren Aufhebung erlangen konnte, da doch nun ein jeder von denen dadurch gewirkten glücklichen Folgen überzeugt wird.

Ein Unterrichter kann alſo wirklich eine Ungerechtigkeit begehen, wenn er gar zu ſtrenge auf Beobachtung einer Verordnung halten will, von der er billig nach der ihm beywohnenden Kenntniß der Gegend voraus urtheilen kann, daß ſie keinen Beſtand haben werde: Genug, wenn er nur die eigentliche Abſicht aller Verordnungen, nemlich eine gute Ordnung, beobachtet, und durch ſein eigenes Exempel denen ihn untergebenen gut vorgehet.

Der gemeine Mann ſieht mehr auf das Leben und Wandel derer ihm vorgeſetzten, und erforſchet ihre Handlungen genauer, als man glaubt; Er merkt bald, wenn ſie die Tugend lieben, und Laſter haſſen; dies hat bey ihm mehr Eindruck, als wenn ſie einzelne unrechte Handlungen zu Zeiten rügen, und dagegen zu andern Anlaß geben.

§. 72.

Es hat ſchon Montesquieu angemerkt, daß wir gegen gewiſſe Verbrechen zu ſtrenge ſind.

Er erinnert, daß drey Verbrechen mit dem Feuer beſtraft würden, von denen das erſte, nemlich die Zauberey gar nicht exiſtirte; das zweyte, nemlich die Ketzerey vielen Zweifel und Einſchränkung unterworfen; und ein drittes unnatürliches oft dunkel ſey, oder lieber vergeſſen werde.

Ich

Ich habe oben erinnert, ob bey uns unter andern die gegen Haus- und Wilddiebe geſetzte Strafen nicht zu Zeiten eine Milderung zulaſſen mögten.

Verſchiedene Handlungen, die einem geringen Menſchen als große Verbrechen zugerechnet werden, werden von Vornehmern ungeſcheut begangen, und wol gar als eine Artigkeit und Anſtändigkeit angeſehen. Ich erinnere mich, daß ein einſtmals in einem ſolchem Falle in Inquiſition gerathener geringer Ehemann befragt ward, was er zu ſeiner Entſchuldigung anführen könnte? und er ſchützte ſich damit, er hätte nicht geglaubt, daß dieſe That eine ſo große Sünde wäre, da ſie von Vornehmern und Geringen geſchähe. Die Richter zweifelten alſo bey Sammlung der Stimmen, ob ihm, daß er in einer unüberwindlichen Unwiſſenheit ſich befinde, nicht billig zu Erleichterung der Strafe gereichen müſſe, und es geſchahe auch.

§. 73.

Bey alle dem muß ſich aber ein Richter in Acht nehmen, daß er nicht zu willkührlich verfahre, und ſich dadurch ſelbſt ſtrafbar mache, oder Verantwortung zuziehe.

Wir Menſchen handeln gar zu gern nach gewiſſen Vorurtheilen, und folgen unſern natürlichen Hauptleidenſchaften; Handlungen, die dieſem zuwider lauſen, ſehen wir als Hauptverbrechen an, und andere, welche unſere Abſichten befördern, ſuchen wir möglichſt zu entſchuldigen.

Cornelius freuet ſich, wenn die Einwohner fleißig zuſammen kommen und ſich beluſtigen, denn ſo ſetzt

ſetzt er mehr Bier und Brantewein ab. Moroſus glaubt, daß bey allen ſolchen Zuſammenkünften nur Unordnungen vorgehen, und daß billig ſey, ſolche zu ſtöhren; Er geſtattet alſo gar keine öffentliche Zuſammenkünfte; er hört, daß die jungen Mädgens des Winters ſich wol aus zwey oder drey Häuſer mit ihren Spinnrädern verſammlen, um nicht einzuſchlaſen, ſogleich ſieht er in ſeinen Gedanken auch ſo viele junge Kerls mit ihnen verſammlet, und was unter ihnen vorgeht, befiehlt alſo alle Verſammlete in Verhaft zu nehmen.

Nero fährt gern bequem, er beſorgt auf das genaueſte, daß die Straßen in ſeinem Bezirk in gutem Stande erhalten werden; andere Stücke der Policey, welche vielleicht mehr einer Beſſerung gebrauchten, überſieht er.

Antonius ſtraft ſcharf, wenn Nachbaren ſich ſchelten und in Unfrieden leben, und überzeugt ſie, daß wir als Chriſten denen, die uns beleidigen, vergeben ſollen: Er heget aber in ſeinem Herzen gegen alle, die ihn beleidiget haben, einen tödtlichen Haß, er äußert ſolchen zwar nicht öffentlich, ſucht ſich aber heimlich bey aller Gelegenheit zu rächen.

Der andächtige Gellius geſtattet den Einwohnern nicht, daß ſie am Sonntage etwas in ihren Haushaltungsgeſchäften vornehmen dürfen, und ſtrafet ſie nach der Sabbaths-Ordnung. Sie finden dieſes hart, und beſtraften ihn lieber, da er faſt alle Sonntage Gäſte bittet, mit ſolchen ein gut Glas Wein trinkt, und des Nachmittags beym Spiel zubringt, welches ihnen weniger erlaubt ſcheint, als wenn man nützliche Arbeiten vornimmt. Er iſt unerbittlich, wenn eine Weibsperſon unglücklich genug iſt, von ihrem un-

unerlaubten Umgange einen lebendigen Zeugen her- vorzubringen. Man will den Umgang, den er mit ein paar bey ſich habenden ledigen Perſonen hat, ver- dächtig halten; Er iſt aber vorſichtig, daß kein Be- weis folget.

Der ehrwürdige Melanchton prediget fleißig ge- gen die Verſchwendung und Ueppigkeit, er findet das Tanzen eine Todtſünde; Er ſelbſt giebt Gelegenheit, vieles von ſeinem ſchmutzigen Geitze zu erzählen, er trinkt ſich bey ſeinem Patron, wenn es ihm nichts koſtet, gern einen Rauſch, und findet das Spiel ſehr erlaubt, denn er ſpielt glücklich.

§. 74.

Ein Unterrichter muß ſich überhaupt als einen Vorſprecher, Beſchützer, und Vater des ihm anvertraueten Bezirckes anſehen, nicht als ei- nen Fiscal oder Zuchtmeiſter.

Der gemeine Mann auf dem platten Lande iſt in der That übel daran, und höchſtens zu beklagen; Ein jeder plaget und zwacket ihn; Wen er nur er- blickt, von dem muß er glauben, daß es ſein Feind ſey, wenn er nicht durch Umwege ihre Freundſchaft zu erwerben gewußt hat. Der Seelſorger ſucht die Gebühren zu erhöhen, und wenn einer aus Gutheit mehr giebt, ſo muß er befürchten, daß es, wie wir ſagen, ins Kirchenbuch angeſchrieben, und dermal- einſt eine Gerechtigkeit daraus hergeleitet wird.

Die Schulbediente haben bey ihrem gemeiniglich geringen Gehalt alle Urſache zu ſorgen, wie ſie ihn et- was verbeſſern können; wollen ſich die Einwohner widerſetzen, ſo muß es die Schuljugend entgelten.

Die Landreuter, Impoſt- Contributions- und Li- centbediente haben ſo geringe Beſoldungen, daß ſie

blos von denen ihnen zu gebenden Penſionen, oder aber von Confiſcationen, Denunciations- und Strafgebühren leben müſſen.

Zwiſchen den Jagd- und Forſtbedienten und den Einwohnern pflegt ein beſtändiger Krieg fortzudauren. Die Vögte werden als eine beſtändige Geißel angeſehen, und ſind recht darauf beeidiget, die Unterthanen zu quälen. Die Beamten müſſen nach ihren Pflichten unermüdet dafür ſorgen, wie ſie die Gerechtſame und Einnahme der Cammer vergrößern und den Unterthanen neue Laſten aufbürden können. Will nun der Beamte noch dazu, wie einige in Gewohnheit haben, als ein Landreuter, Controleur, Viſitator, oder Fiscal im Amte umher reiſen, um nur zu ſehen, wie er hie oder da jemand betreffe, den er in Schaden und in Strafe bringen könne, ſo verliert er alles Anſehen und Liebe, und macht ſich eben ſo verhaßt und anſtößig, wie jene. Bey ſolchem Betragen muß der Unterthan nothwendig ein Mistrauen in alles dasjenige ſetzen, was ſein Beamter ſagt oder vornimmt, daß es ihm zum Nachtheil geſchehe und um ihn zu fangen. Dem Unterthan bleibt alſo keine weitere Hülfe übrig, als Rath und Beyſtand bey den Advocaten zu ſuchen, und durch dieſe ihre Klage mit großen Koſten und oft nicht ohne Gefahr an die Oberrichter zu bringen.

Setzte ſich der Beamte ſtatt deſſen in den Ruf, daß er in allen billigen Stücken als ein Vater für ſeine Kinder ſorge, ihre Gerechtſame als der beſte Sachwalter verfechte, und ſie gegen männiglich beſchütze, ſo würden unzählige unnütze Klagen und Beſchwerden unterbleiben, viele Sachen würden in der Kürze abgethan werden, es erfolgte mehr Ordnung;

die

die Unterthanen würden nicht ſo ausgeſogen und mitgenommen, und der Landesherr wäre wegen der rechtmäßig zu hebenden Gefälle mehr geſichert.

§. 75.

Noch kann ein Unterrichter ſich beliebt machen, und großen Nutzen ſchaffen, wenn er die vorkommende kleine gerichtliche Klagen kurz, jedoch ordentlich und gründlich zu beyder Theile Zufriedenheit abzuthun weiß.

Mancher Richter macht ſich verdächtig, daß er dergleichen Klagen vorſetzlich in die Länge zu ziehen trachtet, um nur die Gerichtsgebühren zu vermehren; Andre verweiſen wol gar geringfügige Sachen, welche ſich, wo nicht in dem erſten, doch in dem zweyten Termin leicht abthun lieſſen, ſofort zu einem ſchriftlichen Verfahren. Es werden alsdenn bald ſechs und mehrere Decrete in einer Sache abgegeben, und ein jedes bringt ſo viel Gebühren, wie ein einzelnes mündliches Verhör.

Ein anderer Fehler beſteht darin; wenn wir zwo Perſonen von unterſchiedenen Meinungen ſehen, ſo gefällt uns gemeiniglich der eine beſſer wie der andere, und wir wünſchen, daß jener Recht haben möge, wir ſuchen alles hervor, was ihn ſchützen kann, wir freuen uns, wenn wir einen für ihn ſprechenden Umſtand oder Grund hören, wir geben ihm unſern Rath, und es ärgert uns, wenn wir ihn am Ende nicht durchhelfen können. Eben dieſes pflegt auch zu geſchehen, wenn uns zwo Parthеyen ihren Rechtsſtreit vortragen; Aeußern wir uns denn in deren Gegenwart, ſo erwecken wir leicht bey dem einen Theile ein Mistrauen und das Anſehen einer Partheilichkeit: Wie

wir

wir uns denn ſorgfältig hüten müſſen, daß wir nicht etwa uns gegen denjenigen erklären, der das Recht vor ſich hat.

Dies ſind die Regeln, die ich mir in ſolchen Fällen vorgeſchrieben habe: Wenn der Kläger ſeine Klage anbringt, und ſolche zu Protocoll giebt, ſo muß der Richter ſich vorſtellen, daß er Advocate ſey, und die gegenwärtige Klage zum Beſten ſeines Clienten faßen will; Er muß alſo alle die Fragen thun, welche er als Advocat thun würde, mithin nicht blos auf die Worte des Clienten ſehen, ſondern ſich bemühen, ob er von demſelben noch einige Umſtände ausforſchen kann, welche ſeine Klage beſſer begründen, alsdenn faßt er das Protocoll ſo, als wenn er ein, einem fremden Richter zu übergebendes, Libell entwerfen wolle. Findet er gleich, daß der Kläger unrecht hat, ſo darf er ihn doch nicht ſofort abweiſen, weil er ſonſt zu früh Richter agiren würde. Bey Vernehmung des Beklagten muß er gleichſam, daß er ſchon dem Kläger bedient geweſen, ſo lange vergeſſen, und bey demſelben auf gleiche Art verfahren, alsdenn ſofort Rückſicht darauf nehmen, wenn die Sache zweifelhaft iſt, wem nach der Natur der anzuſtellenden Klage der Beweis obliegen würde, damit er gleich die Sache darnach einleite, und nicht etwa den unſchuldigen Theil durch Auflegung des Beweiſes beſchwere. Dafern es nöthig wäre, wird mit der Re- und Duplik eben ſo verfahren, ſo daß er in jedem Falle eines jeden Gründe mit möglichſter Stärke faße. Endlich muß er, ohne zu bedenken, daß er für einen oder andern Theil geſchrieben habe, die Gründe von beyden Seiten gegen einander prüfen, einen Vergleich zu ſtiften ſich bemühen, und in deſſen

Ent-

Entſtehung die Klage entſcheiden, dabey aber, wo möglich, einen oder andern Grund anführen, wodurch der unterliegende Theil am leichteſten von ſeinem Unrecht überführt werden kann, oder woraus der Oberrichter, im Fall appellirt werden ſollte, ſofort von dem Zuſammenhang der Sache einen Begriff erhält, oder auch die Einſicht des Unterrichters beurtheilen kann. Die Abfaßung der Gründe in den Urtheln iſt eines der künſtlichſten Stücke, und erfordert eine Uebung; Man darf keine zweifelhafte oder Ausnahme leidende Umſtände anführen, weil ſonſt der beſchwerte Theil am leichteſten daher Gelegenheit nimmt, Gravamina zu entwerfen.

§. 76.

Noch ein hin und wieder herrſchendes Vorurtheil muß ich bey dieſer Gelegenheit erwehnen. Man glaubt nemlich, daß der gemeine Mann nichts tauge, wenn er reich und vornehm werde.

Man ſucht daher gern ihn zu unterdrücken und niedrig zu halten, auch zu hindern, damit er ja nicht reich werden möge. Dadurch lernt er ſclaviſch und niederträchtig denken, verliert alle Luſt zur Induſtrie und wird ſchläfrig.

Mirabeau nennet diejenigen barbariſch und ungerecht, welche den Fürſten bereden wollen, daß der gemeine Mann arm ſeyn müſſe: Er findet, daß dies ein hölliſcher Grundſatz ſey, der den Menſchen erſchüttere.

Mais tentez une fois de faire des heureux,
Vous ne pouvez risquer, que de l'être comme eux.

Leonard dans le Mercure de France.

Sechſte Abtheilung.

Der Hausvater ein Menſchenfreund.

Ne ſois pas le plus grand, mais ſois le plus utile,
Sois juſte, ſois ſenſible, et ſur tout genereux.

Mr. Prieur.

§. 77.

Einer der gröſten Lobſprüche, welchen wir einem Menſchen, den wir lieben oder hochſchätzen, geben, pflegt zu ſeyn: daß er ein **rechter, ein wahrer Menſchenfreund** ſey.

Man nimmt aber ſodann dies Wort in einem weitläuftigen Verſtande, und begreift auch das mit darunter, was ich einen Patrioten oder Politicus nenne. Ich nenne im engern Verſtande einen **Menſchenfreund** denjenigen, der unter ſeinen Mitbürgern ſich einige insbeſondere auswählet, denen er ſich gefällig macht, oder thätige Hülfe vor andern erzeigt. Ein Menſchenfreund wählt alſo einige, denen er Unterhalt giebt; Er erhält durch ſeine Vorſorge einige am Leben, denen es ſonſt an Verpflegung fehlen würde; Er leiſtet Nothleidenden Beyſtand; Er unterſtützet Bedrückte; Wenn er Gelegenheit hat, andere zu plagen, ſo macht er ihnen die Laſt ſo erträglich als möglich; Er ſteht mit Rath und That andern bey; Ueberhaupt, er macht ſich eine Freude daraus, ſo oft er Gelegenheit hat, andern nützlich zu ſeyn, oder ihnen eine Gefälligkeit und Hülfe zu erzeigen.

§. 78.

Ein Menſchenfreund kann unterdeſſen nicht allen dienen, und ſich nicht allen gefällig machen.

Es iſt gefährlich, wenn ein Menſch gern allen Menſchen dienen, und ſich bey allen nothwendig machen und einſchmeicheln will. Ein ſolcher dient nie recht aufrichtig, man kann ſich nicht recht auf ihn verlaſſen, und am Ende verdirbt er es oft mit den mehrſten, wo nicht mit allen. Denn, indem er einem dienet, ſo will er ſich dieſen verbindlich machen, hingegen aber auch die andern, welche gern auf gleiche Weiſe gedient ſeyn wollen, und denen er nicht helfen können, nicht erzürnen; vielmehr, wenn er auch wirklich gegen ſie arbeiten müſſen, um jenen zu helfen, ihnen doch glauben machen, daß er ihnen gern helfen wollen, daß er ihr wahrer Freund ſey, und daß es an ihm nicht liege, daß er nicht durchdringen können. Ein ſolcher mag gern an allem, was vorgehet, Antheil haben; Zu allem mit ſeinen Rath geben, damit er, wenn was Gutes geſtiftet worden, ſagen könne, daß es durch ihn geſchehen ſey, und daß man ihm dafür verbindlich ſey. Indem er ſich nun ſtellet, daß er einem jeden helfen und dienen auch alles gut machen kann, will auch ein jeder von ihm Hülfe haben, und man iſt ſelten mit ihm zufrieden.

Wir müſſen ſuchen, uns niemanden misfällig zu machen; nichts vorzunehmen, was andere mit Recht tadeln und übel nehmen können; wir müſſen alles dasjenige vermeiden, wodurch wir offenbar andere beleidigen, oder woran ſich andere ſtoſſen würden, wenn wir es auch ſonſt rechtfertigen oder als gleichgültig anſehen könnten; Es geht aber nicht an, daß

wir uns allen gleich gefällig machen könnten, daß ein jeder von uns ein gleich vortheilhaftes Urtheil fällen, und alle unſere Handlungen billigen ſoll: die Menſchen denken zu unterſchieden, was der eine lobet, tadelt der andere, und indem man allen zu Dank leben wollte, verdirbt man es mit allen.

§. 79.

Die Abſicht eines Menſchenfreundes iſt, ſich durch ſeine Handlungen eine gewiſſe Achtung bey ſeinen Mitbürgern zu erwerben.

Diderot in der Vorrede zu ſeinem Hausvater ſagt: Dans la nature de l'homme il y a deux principes, l'amour propre, qui nous rappelle à nous, et la bienveillance, qui nous repand; Ohne einen billigen Grad der Eigenliebe werden wir uns nicht leicht gutthätig gegen andere erzeigen. Derjenige, welcher ohne Syſtem ſolche Handlungen vornimmt, welche einen Menſchenfreund unzuzeigen ſcheinen, iſt nicht als ein ſolcher zu achten, und man wird ſchwerlich eine Achtung gegen einen Menſchen hegen, der ohne weitere Ueberlegung und ohne alle Rückſicht, ob ſie es verdienen, bald dieſem bald jenem Gefälligkeiten erzeiget, und vielleicht zugleich andere, die mehr ſeiner Hülfe nöthig hätten oder werth wären, hülflos läßt oder zurückſetzt.

Timontes hatte eine wichtige Bedienung zu vergeben; er trug ſie ſeinem, dieſem Geſchäfte nicht gewachſenen, Liebling auf, und ſetzte andere, die ſich verdient darum gemacht hatten, zurück: Er wollte, das Publicum ſollte ihn als einen Menſchenfreund anſehen, der denenjenigen, die er in ſeine Freundſchaft aufgenommen habe, auf alle mögliche Weiſe

helfe.

helfe. Man verachtete ihn ſtatt deſſen, und tadelte ſeine Ungerechtigkeit.

Garibaldes war ſehr mitleidig; er hörte, daß jemand ſeiner Uebelthaten wegen geſtraft werden ſollte; Ohne zu unterſuchen, ob dieſer die Strafe verdiente, erachtete er ſich als Menſchenfreund ſchuldig, ſich eines Leidenden anzunehmen; Er bat ihn alſo nicht allein von der Strafe los, ſondern ſuchte zugleich eine Gnade für ihn nach. Man nennete dieſes eine unzeitige Weichherzigkeit.

Nicomedes hat gehört, man müſſe Armen geben; Er ſteckt, wenn er aus ſpatzieren geht, in ſolcher Abſicht Geld zu ſich; Mehrere verwegene, der Allmoſen nicht nöthig habende, Bettler wiſſen die Zeit, wenn er auszugehen pflegt, und paſſen auf; Er ſchenkt ohne weitere Wahl das bey ſich habende Geld denen erſtern ihm vorkommenden weg, ja er ſchenkt mehr weg, wie er billig ſollte; Seine Taſchen werden leer; Es ſtoſſen ihm wirklich Nothleidende auf; Er muß ſie troſtlos gehen laſſen. Man nennet Nicomedes ſtatt eines Menſchenfreundes einen Verſchwender, und er macht ſich ſelbſt bey den Bettlern verächtlich.

§. 80.

Hieraus ſchlieſſe ich, daß zu dem Charakter eines wahren Menſchenfreundes erfordert werde:

1) Daß er zwar vermeidet, ſich mit Vorſatz Niemanden misfällig zu machen, aber nur wenige auswählet, denen er ſich beſonders gefällig zu erzeigen trachtet.

2) Daß er in der Wahl der letztern eine kluge Vorſicht beobachtet.

3) Daß er ſich dadurch in eine allgemeine Achtung ſetzt.

4) Daß ſich alſo Niemand ſchmeicheln dürfe, ohne gewiſſe perſönliche Verdienſte von ihm Gefälligkeiten erwarten zu können.

5) Daß er allemal überlege, indem er einem Freunde Gefälligkeiten erzeigt, ob er ſich gegen andre mehr verdiente, welche daran einen größern Anſpruch haben, verantwortlich mache.

6) Daß er gegen diejenigen, die er einmal ſeiner Freundſchaft würdig befunden hat, ſich ohne beſondere Urſache nicht ändere.

Das Publicum wird nie für diejenigen eine beſondere Achtung hegen, welche ſich allen gefällig machen wollen, und ohne Ueberlegung handeln; Die Ordnung im Ganzen erfordert, denen Hülfe zu erzeigen, welche ſich unſerer Hülfe würdig machen.

Es entſtehet eine Unordnung, und hat üble Folgen, wenn diejenigen, welche Hülfe nöthig haben, zurück geſetzt und andre vorgezogen werden. Man wird einwenden, wir Menſchen könnten nicht allemal ins Herz ſehen, und beurtheilen, ob ein jeder, der Hülfbedürftig ſcheine, auch wirklich Hülfe verdiene; Wenn wir erſt deswegen genaue Nachforſchung anſtellen wollten, würde mancher hülflos bleiben.

Ein anders iſt aber, gleich ohne Unterſcheid, dem erſten, dem beſten uns vorkommenden zu helfen; ein anders, ob wir die einem Menſchenfreunde geziemende Nachforſchung vorher anſtellen; ein anders wiederum, ob wir erſt mit einer mathematiſchen Gewißheit überzeugt ſeyn wollen, daß der andere unſerer Hülfe nöthig habe, und ob wir alle mögliche Einwendungen

dungen hervor ſuchen, um unſere Hülfe ſo lange als möglich aufzuſchieben.

Es melden ſich z. E. bey mir hundert Arme, die Hälfte darunter haben wirklich Almoſen nöthig; die andere Hälfte aber meldet ſich nur zur Geſellſchaft mit, um zu verſuchen, ob ſie von meiner Gutherzigkeit mit genießen können.

Ich kann ſie nicht alle glücklich machen, müßte alſo, wenn allen etwas geben wollte, eines jeden Antheil ſehr klein machen, und denenjenigen, welche das mehrſte verdienen, etwas abkürzen.

Soll ich ſie alle gehen laſſen, weil viele wahrſcheinlich darunter ſind, die keine Almoſen verdienen, ſo würden mich diejenigen, die wirklich bedürftig ſind, dauren.

Will ich mich erſt nach eines jeden Umſtände erkundigen, ſo ſterben indeſſen vielleicht einige der Nothleidenden, und ich brauche etwa nur dieſen Vorwand als eine Ausflucht, weil nicht gerne gebe. Und woher erhalte ich zuverläßige Nachricht? Die Zeugniſſe anderer ſind nicht allemal zuverläßig, und diejenigen, die am mehrſten klagen, und ſich am wehmüthigſten ſtellen, ſind oft diejenigen, denen das wenigſte fehlet.

Man pflegt alſo zu ſagen, es komme dabey mehr auf unſern guten Willen an, als auf die Dürftigkeit dererjenigen, die es annehmen: Indeſſen kann man in dergleichen Gelegenheiten am beſten einen wahren Menſchenfreund erkennen, wenn er aus guten mitleidigen Herzen denenjenigen, von denen er mit einer Wahrſcheinlichkeit glauben kann, daß ſie es verdienen, nach ſeinen Kräften gern beyſtehet.

Hingegen wenden diejenigen, welche nicht gern geben, zur Entſchuldigung vor, daß man nur an ſolche

geben müſſe, die es verdienen; daß ſie oft angeführt wären, da ſie ſolchen etwas gegeben hätten, die es nicht nöthig gehabt, und undankbar geweſen wären; und dergleichen mehr, damit ſie nur ihre Unbarmherzigkeit und Liebloſigkeit entſchuldigen können.

§. 81.

Das erſte und gemeinſte, wodurch ein Menſchenfreund andern ohne eigene Beſchwerde beyſtehen und ſich gefällig machen kann, iſt ein guter Rath.

Auch findet man, daß der Menſch in nichts willfähricher iſt, als andern Rath zu ertheilen, auch da ſie ſeinen Rath nicht einmal begehren, und ohne ſelbſt einmal einzuſehen, worauf es ankommt. Ich will nur ein Exempel anführen; Es braucht einer in der Geſellſchaft nur über Kopf- oder Zahnweh zu klagen, ſo iſt ein jeder mit ſeinem Rathe ſchon bereit, und weiß nicht allein ein, ſondern wol zehn Mittel, deren Gebrauch man dem Klagenden vorſchlägt. Niemand erkundiget ſich vorher, ob das Uebel aus einer Wallung im Blut, oder von einem dicken Blut, oder von verſtockten Säften, oder von gereitzten Nerven herrühre, um darnach ein, eben gegen das gegenwärtige Uebel dienendes, Mittel verordnen zu können; Man begnügt ſich, wenn man nur überhaupt einen Rath geben kann, wenn er auch zu dem gegenwärtigen Uebel gar nicht paßt, ſondern vielleicht das Blut noch mehr erhitzt oder verdickt, den Fluß noch mehr verſtockt macht, oder die Nerven noch mehr reitzt. Genug man hat einmal in einem Kopf- oder Zahnweh von ganz anderer Art ein Mittel gebraucht, oder von andern gehört, daß ihnen dadurch geholfen worden, ſo

ſoll es in jedem Fall dienlich ſeyn. Noch neulich empfohl jemand einer Geſellſchaft ein ſicheres Mittel gegen Zahnweh, welches ſo ſcharf war, daß es freylich den empfindlichen Zahn todt beißen, und die Schmerzen ſtillen mußte, zugleich aber alle geſunde Zähne angriff, mithin nicht ohne große Gefahr zu gebrauchen war.

Ein Rath ſetzt eine vorzunehmende Handlung voraus: derjenige, welcher ſolchen erfordert, iſt zweifelhaft, ob die Handlung vorgenommen werden ſoll, und will ſich von einem andern, dem er mehr Einſicht zutrauet, belehren laſſen; Er wählt alſo am liebſten jemanden, der ſich in einem ähnlichen Fall am beſten, und mit Ehren herausgezogen hat; Oder aber der andere glaubt, ohne daß er darum gefragt wird, daß er mehr Einſicht beſitze, und ſeinem Freunde vorſchreiben oder Lehren geben könne, was er zu thun habe. Will ich nun in einem ſolchen zweifelhaften Fall ſicher rathen, ſo muß ich überzeugt ſeyn, daß die Folgen, welche alsdenn, wenn mein Rath befolget wird, veranlaßt werden, mehr der Ordnung im Ganzen und des andern Erwartung gemäß ſeyn werden, als wenn das Gegentheil geſchähe.

Da nun derjenige, der den Rath giebt

1) Selten mit Zuverläßigkeit voraus wiſſen kann, wie die Folgen ausfallen, und ob ſeine Erwartungen ſicher eintreffen werden; die mehrſten Menſchen aber

2) Wenn die Folgen nicht ſo ſind, wie ſie gewollt haben, oder auch, wenn ſie durch unrechte Befolgung des Raths widrige Folgen veranlaſſen, nicht ſich, ſondern demjenigen, der den Rath ertheilt hat, die Schuld beymeſſen.

3) Ein Rath auch jederzeit auf die Ordnung im Ganzen Rückſicht nehmen ſoll; die mehrſten Menſchen aber gern ihre Handlungen ihren Privatabſichten gemäß einrichten. Daher denn

4) Ein jeder, der Rath giebt, mehr nach ſeiner Paſſion und Denkungsart räth, welche ſelten mit dem Syſtem desjenigen, der den Rath gebraucht, übereinſtimmet. Uebrigens auch

5) Die mehrſten, welche um Rath fragen, ſchon vorher, ehe ſie fragen, beſtimmt zu ſeyn pflegen, was ſie thun oder laſſen wollen, mithin nicht allemal gegen den andern rein heraus beichten, ſondern nur andre fragen, um ihre Abſichten beſchönigen und entſchuldigen, oder wenn ſie ihren Endzweck nicht erreichen, auf einen andern die Schuld geben zu können;

So ſage ich mit Recht, daß ein Menſchenfreund behutſam mit Ertheilung ſeines Raths ſeyn ſoll; ſo wie man an der andern Seite zur Regel zu geben pflegt, es ſey nicht ſicherer, als von ſolchen Rath zu begehren, die karg damit ſind, und nicht gern rathen mögen. Ich werde dieſe Sätze durch einige Exempel deutlicher machen.

Ulpianus hat mit Riroſus einen wichtigen Proceß, und nach dem Urtheile aller das klärſte Recht vor ſich, auch bereits in ein paar Inſtanzen vortheilhafte Urtheile erhalten; Riroſus, dem gar zu viel an dem Verluſt der Sache gelegen iſt, wendet das äußerſte an, um die Sache in der letzten Inſtanz noch wieder weitläuftig und den Richter zweifelhaft zu machen. Es kommt auf den letzten Spruch an; er fürchtet ſich, eröffnet ſeine Sorge ſeinem Freunde Probus, und läßt ſich verlauten, daß er mit Ulpianus einen Vergleich zu treffen wünſche. Probus

ſtellet

ſtellet darauf dieſem vor, ob er nicht bey dem mißlichen Lauf der Rechte lieber einen Vergleich eingehen wollte; Er mögte doch bedenken, daß Rixoſus, wenn er ihm alles bezahlen ſollte, zu Grunde gehen würde; daß er doch verſchiedene Scheingründe vor ſich, auch Mittel gefunden habe, das Mitleiden und die Freundſchaft der neuen Richter zu erwerben. Ulpianus frägt erſt einen andern Freund um Rath. Dieſer, Strenuus war ein das Recht liebender Mann, und dabey genau von der Sache, und daß Ulpianus das klärſte Recht vor ſich habe, unterrichtet. Er glaubte alſo, alle Richter müßten ſo rechtliebend denken wie er, und es wäre unmöglich, daß jemand die Acten nur obenhin leſen könne, ohne nicht von des Ulpianus Recht völlig überzeugt zu ſeyn; Er empfand einen innerlichen Haß gegen Rixoſus, daß derſelbe ſeinen Freund ſo lange aufgehalten, und ſo viel nichtige Ausflüchte, um die Sache weitläuftig zu machen, hervorgeſucht habe. Dieſer hatte ſich dadurch alles Mitleidens in ſeinen Augen unwürdig gemacht, und es ſchien ihm billig, daß er mit Verluſt alles des ſeinigen geſtraft würde. Strenuus rieth alſo ſeinem Freunde, von ſeinem klaren Rechte nichts nachzugeben, er würde ſich ſonſt in den Verdacht ſetzen, daß er einen ungerechten Proceß gegen Rixoſus geführt, und ſelbſt in der Rechtmäßigkeit ſeiner Sache ein Mistrauen geſetzt habe.

Der Richter zog die Sache in die Länge, in der Hoffnung, Ulpianus ſollte ſich zum Vergleich bequemen: Rixoſus fand Mittel, glauben zu machen, daß er die vortheilhafteſten und billigſten Vergleichsvorſchläge gethan habe; Man ereiferte ſich im Gerichte über jenes Halſtarrigkeit und Unbarmherzigkeit, daß

er

er dieſen ganz ausziehen wolle; Ulpianus mußte lange Jahre antreiben, ehe er ein Urtheil erhalten konnte; dies erfolgte endlich nach zehn Jahren; aber wie? Ihm ganz unrecht zu geben, dazu war die Sache zu klar; Man ſuchte alſo einige Puncte heraus, welche der Richter erſt weiter erläutert, klar gemacht und erwieſen haben wollte, und welche Gelegenheit geben können, die Sache noch zehn Jahr in die Länge zu ziehen. Ulpianus würde das Ende des Proceſſes nicht erlebt haben; er verlohr nunmehr die Geduld, und that ſelber einen Antrag zum Vergleich. Jetzt wollte Rixoſus von keinem Vergleich hören, dem nur daran gelegen war, da er keine Erben hatte, die Sache ſo lange er lebte hinzuhalten. Mit vieler Mühe wurde er endlich bewogen, einen Vergleich einzugehen, nach welchem er kaum die Hälfte von demjenigen zahlte, was er vor zehn Jahren angeboten hatte, und wovon Ulpianus ſchon ſo lange die Zinſen genießen können. Dieſer war jetzt unzufrieden über den Rath des Strenuus, und gab demſelben alle Schuld, ob er gleich auch ohne deſſen Rath den Vergleich nicht angenommen haben würde, und Rixoſus ſtichelte auf den Probus, der ihn ſchon vor zehn Jahren das doppelte durch ſeinen guten Rath ausgeben machen wollen.

Pancratz hatte eine Heirath vor, und erkannte, daß ſeine Freunde vieles dabey zu erinnern haben mögten; Er dachte alſo, wie er ſich allenfalls, wenn man ihm Vorwürfe machen wollte, und wenn die Heirath nicht gerathen ſollte, beruhigen könne. Er fragte, ohnerachtet er bereits heimlich verſprochen war, gute Freunde um Rath, aber ſolche, welche die wahren Umſtände nicht wußten, mithin ihn nach der Art, wie er ihnen die Sache vortrug, nicht abrathen konnten;

ten; Andern hingegen, welche die genaueſten Nachrichten wußten, ſuchte er ſein Vorhaben beſtens zu verbergen, aus Furcht, ſie mögten ihn abrathen. Die Heirath ward vollzogen, gerieth aber übel. Jetzt ſchob Pancratz alle Schuld auf die Freunde, die ihn zugerathen hätten, ward ihnen feind, und verkleinerte ſie gegen andere.

Jackel wollte ein Gut kaufen, er fragte einen jeden um Rath. Der eine Freund, welcher das Gut kannte, rieth ihn ſehr dazu, und zergliederte alle Vortheile, welche dasſelbe hatte.

Der zweyte, ein guter Wirth, unterſuchte den Anſchlag, und fand den Kauf auf alle Weiſe vortheilhaft.

Der dritte, ein erfahrner Haushälter, zeigte dem Jackel, was er noch vor Verbeſſerungen anbringen könne.

Ein vierter gab nicht allein den vorigen Recht, ſondern zeigte auch, daß das Gut bis anher ſchlecht verwaltet wäre, daß es ungleich höher genutzet werden könnte, und daß man ſchwerlich einen vortheilhaftern Handel würde thun können.

Man ſollte glauben, Jackel würde ſich bey dem übereinſtimmenden Urtheil von vier, den Ort gut kennenden, Freunden beruhiget haben; allein er erinnerte ſich noch anderer, welche auch den Ort kennen würden, und glaubte, er müßte auch dieſe fragen.

Er kam bey einem fünften, welcher ein Liebhaber vom Jagen war, dieſer tadelte, wie leicht zu erachten iſt, daß keine Jagden bey dem Gute wären; Jackel ſtutzte; er gieng zwar ſelber nie auf die Jagd, glaubte aber, es klünge prächtiger, wenn er ſagen

könnte:

könnte: ich habe ein Gut gekauft, wobey ſchöne Jagden ſind.

Er wandte ſich an einen ſechſten; dieſer aß gern was Gutes; Es misfiel ihm alſo, daß das Gut drey Meilen weit von einer großen Stadt entfernt ſey, daß alſo beſchwerlich fallen würde, alle Tage friſche Lebensmittel zu haben.

Ein ſiebender fand zwar, daß man dieſen Mangel durch die faſt täglich durchkommende Poſten erſetzen könne; Ihm ſchien aber die Gegend traurig, weil keine nahe Nachbarſchaft wäre, mit welcher man Umgang haben könnte.

Ein achter glaubte, daß man endlich noch Geſellſchaft finden mögte, und nannte einige ganz umgängliche Nachbaren; fragte aber, ob das Haus groß genug ſeyn mögte, um viele Fremde zu logiren.

Nun wurde Jackel ganz irre: Er gedacht zwar nicht das Gut zu kaufen, um allda zu wohnen, ſondern nur um ſein Geld ſicher anzuwenden und gut zu nuzzen; daß er alſo mehr auf ſichere Einkünfte, als auf andere Nebenbetrachtungen ſehen müſſe. Er konnte ſich nicht entſchlieſſen, den Handel zu vollenden. Ein anderer kam ihm zuvor, zahlte mehr für jenes Gut, als wofür man es ihm gelaſſen hatte, und findet jetzt noch jährlich mehr Urſache, ſich über ſeinen vortheilhaften Handel zu freuen. Jackel hingegen iſt ſo unſchlüßig geworden, daß er kein ihm anſtändiges Gut finden kann.

Unter diejenigen, welche gern Rath geben, gehört noch eine andre Art Leute, welche ſich gar zu gern in die Haushaltsgeſchäfte ihrer Nachbaren miſchen, und darin neue Einrichtungen und Veränderungen machen, ſich aber um ihr eigenes Hausweſen nicht be-

kům-

kümmern, und alles zu Grunde gehen laſſen. Man hütet ſich billig vor ſolchen.

§. 82.

Iſt es ſchwer, auf einzelne Fälle ſichern Rath zu geben: So hat ein Menſchenfreund 2) noch mehr Behutſamkeit anzuwenden, wenn er in wichtigern, mehr auf das allgemeine gehenden, Fällen einen Rath oder Vorſchläge ertheilen ſoll.

Wir dürfen ſodann eigentlich nicht als Menſchenfreunde und in Rückſicht auf einzelne Menſchen handeln, ſondern als Patrioten mehr die Ordnung im Ganzen und das allgemeine Beſte vor Augen haben. Da ſich aber wenige überwinden können, ihr eigen Intereſſe oder das Beſte ihrer Freunde dem allgemeinen Beſten nach, und alle Vorurtheile und Nebenabſichten beyſeite zu ſetzen, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn man in der Hiſtorie die betrübten Folgen von ſo vielen wiederſprechenden und übel verdaueten Rathſchlägen lieſet.

Viele würden zwar weniger von ſich ſprechen machen, wenn ſie nichts übels geſtiftet hätten. Que de Miniſtres, dont on ne parleroit pas ſans le mal qu'ils ont fait, *L'Ecole de l'homme* p. 15, und nach einer Anmerkung des Diderots, Il ne faut, qu'un ſeul homme méchant & puiſſant, pour que cent mille autres hommes pleurent, gemiſſent, & maudiſſent leur exiſtence. Aber eben deswegen wird ein Menſchenfreund in ſeinen Vorſchlägen und Unternehmen deſto vorſichtiger ſeyn, und deſto ſorgfältigere Prüfungen anſtellen, um nicht den Vorwurf zu haben, daß er durch ſein Veranlaſſen viele Unglückliche oder Misvergnügte gemacht habe.

§. 83.

§. 83.

Ein dritter Fall, worin man einen Menſchenfreund erkennen kann, iſt, wenn er andern, welche von ihm abhangen, die ihnen obliegende Laſt nicht beſchwerlicher macht, als es nöthig iſt.

Ich bemerke als einen allgemeinen, uns gewiſſer Maaßen angebohrnen, Fehler, daß wir nur gar zu geneigt ſind, andern das Leben ſauer zu machen, ſie zu plagen, und ihnen Unannehmlichkeiten zu veranlaſſen: An Statt, daß wir uns lieber in der Kunſt unterrichten ſollten, wie man ſich einer dem andern das Leben angenehmer und weniger läſtig machen könne.

Ein jeder ſucht für ſich, wie wir es nennen, glücklicher zu werden, und, wenn ihn was kränket, Erleichterung zu erhalten; Warum mögen wir aber nicht ſuchen, uns auf gleiche Weiſe andern gefällig zu machen?

Viele empfinden vielmehr ein rechtes Vergnügen, wenn ſie andere kränken; Sie bedenken nicht, daß ſie ſich im Grunde ſelber dadurch neue Laſt, Gefahr, Verantwortung und Verdruß zuziehen, deren ſie überhoben ſeyn und mit weit mehrerer Gemächlichkeit leben könnten, wenn ſie andere in Ruhe lieſſen.

Zwey Eheleute denken ſelten, wie ſie ſich einer dem andern gefällig machen, und dasjenige, was dem andern Unluſt erwecken könne, vermeiden, oder aber dasjenige, was ihnen nicht recht gefällt, durch eine Art von Sanftmuth und Gelaſſenheit abändern wollen; Ein jeder verfolget vielmehr ſeinen Weg, um ſich unter einander erſt zu betrüben, denn zu ärgern, und endlich gar zu erbittern.

Die-

Diejenigen, welche andern vorgeſetzt ſind, z. E. ſolche, denen die Erziehung einer Jugend anvertrauet wird, überlegen nicht, daß ſie Menſchen vor ſich haben, welche eben ſo viel Recht wie ſie am Ganzen haben, und ſich eben ſo gern das Leben ſüß und angenehm machen mögen. Nein, ſie ſehen ſich nur gar zu gern als große Monarchen an, und ſind bedacht, Proben ihres deſpotiſchen Regiments zu geben, mithin die von ihnen Abhangende zu mortificiren; ſie ohne Noth einzuſchränken; ihnen allerley überflüßige Geſetze vorzuſchreiben; und wenn ſie dawider handeln, niederträchtige Strafen aufzulegen. Anſtatt ihr Abſehen, ſich eine Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu erwerben, faßen die Untergebene einen eingewurzelten Haß; Sie gewöhnen ſich an die Strafen, und ſtehen ſolche am Ende gern aus, um ihre ſtrenge Regenten nur wieder zu plagen, und das Vergnügen zu haben, daß ſie ſich ärgern müſſen.

Haben wir jemanden zu beſtrafen, ſo gedenken wir nicht darauf, daß die Strafe gereichen ſolle, ihn zu beſſern; und daß wir vornemlich ſuchen müſſen, ihn zur Erkenntniß zu bringen, und daß dieſes nicht eben durch die Strenge erreicht werde. Wir freuen uns nur, daß wir an einem andern eine Strafe ausüben können, und dieſes um ſo mehr, je mehr wir glauben, daß er dadurch mortificirt werde. (§. 65)

Eucharius hat für ſeine Bediente alle Morgen wenigſtens zehn gewiſſe Beſtellungen. Er beſtellet ſolche nicht auf einmal, damit einer ſolche in einem Gange verrichten könnte; Nein, ſo mögte den andern die Zeit indeſſen zu lang werden, und er hätte keine Gelegenheit, auch die übrigen zu plagen, und am Ende zu ſchimpfen und zu drohen. Er ſchellet;

Es kommt der erſte und frägt, was er zu befehlen habe; Ihm wird befohlen, ſich nach dem Befinden eines Kranken zu erkundigen. Wenn Eucharius glaubt, er ſey weg, wird zum zweytenmal geſchellet, und da der zweyte Bediente nicht gleich bey der Hand iſt, das Schellen mit Ungeſtüm wiederholt, Eucharius geräth ſchon in Eifer, daß man ſo wenig Aufmerkſamkeit auf ſeine Perſon habe, und drohet mit wegjagen, wenn die faulen Leute nicht beſſer aufwarten würden. Der zweyte wird zum Goldſchmid geſchickt, ob das beſtellte ſilberne Service bald fertig ſey, ohnerachtet derſelbe Tages vorher ſagen laſſen, daß es erſt in vierzehn Tagen fertig ſeyn würde: der Bediente will dieſes in Erinnerung bringen, wird aber ernſtlich gebeten, nicht zu raiſonniren, ſondern zu thun, was ihm befohlen würde. Wie dieſer fort iſt, wird der dritte gefordert, und Licht zu bringen befehliget; Man hätte ihm den Brief gleich mitgeben können, er ſoll aber in einer viertel Stunde wieder kommen, und damit er nicht etwa nach ſeiner Gemächlichkeit kommen möge, wird er vorher geſchellet, um den Brief wegzutragen. Die zuerſt weggeſandte übereilen ſich nicht, weil ſie wiſſen, daß ſie gleich nach der Zurückkunft auf einen neuen unnützen Weg würden ausgeſchickt werden. Der Herr ruft drey bis viermal vergebens, bis endlich der erſte Bediente zurückkommt, und ſich ganz ermüdet anſtellet, weil er auch nach Schneider und Schuſter und ſo weiter gehen müſſen; der zweyte kommt auch zurück, und hat auf die Zuhauſekunft des ſchon ausgegangenen Goldſchmiedes warten müſſen, denn er gar nicht geſehen hat. Einen jeden läßt Eucharius erſt gehen, und ruft ſie alsdenn wieder; den einen um Gäſte zu bitten, den andern um ihm ein Glas

Waſſer

Waſſer zu holen, den dritten, um nach einen andern Kranken zu fragen, und ſo wie ſie ſich wieder melden, lauren ſchon neue Aufträge, oder vielmehr der Herr, welcher ſich keine Mühe geben mag, voraus zu überlegen, was er überhaupt beſorgt wiſſen will, ſinnet jedesmal, was er weiter befehlen will. Die Bediente lernen ihn endlich kennen, thun was ſie wollen, nehmen unter einander Abrede, einer allein beſorgt in einem Gange alle Aufträge, die, wie ſie aus der Erfahrung wiſſen, nach einander erfolgen werden, die übrigen gehen unterdeſſen vor ſich aus, oder machen dem Herrn glauben, daß ſie ausgeweſen wären, da ſie gar nicht vom Stuhl aufgeſtanden ſind.

Severus iſt ein ſtrenger Herr; Er ſagt ſeinen Bedienten nur mit halben Worten, was er haben will, damit ſie es unrecht machen müſſen, und er nur Gelegenheit hat, zu ſchelten und zu ſchlagen. Er beklagt ſich, daß er ſo üble Bediente habe, es werde nicht leicht eine Herrſchaft ſchlechter bedient ſeyn als er. Wenn die Bediente das mindeſte verſehen, werden ſie geſchimpfet, geſchlagen, und wol gar mit Füßen getreten, oder weggejaget, man macht ihnen allerley Beſchuldigungen, um das Lohn zurück zu behalten; Ein jeder ſcheuet ſich, bey ihm zu dienen, und er kriegt keine andere Bediente, als die ſonſt Niemand haben will. Wäre er weniger geneigt, ſeine Leute zu quälen, ſo würde er auch beſſer bedient ſeyn, und weniger Urſache haben, ſich zu ereifern.

Man findet viele Exempel, daß wenn zwey Collegen im geiſtlichen oder weltlichen Stande neben einander ſtehen, ſie niemalen dahin ſich bearbeiten, um unter einander Liebe und Zutrauen zu erhalten; Ein jeder bemühet ſich, um den andern mistrauiſch oder

böſe zu machen, und hat, indem der andere wieder feindſelig handelt, Unruhe und Verdruß davon; keiner mag dem andern nachgeben, ſondern ſinnet vielmehr, wie er ſich an ihm rächen, und ihn von neuen erbittern könne.

Ich habe übrigens wohlbedächtlich geſagt, daß ein Menſchenfreund ſuchen müſſe, an andern die ihnen obliegende Laſt nicht beſchwerlicher zu machen, als es nöthig iſt; Es wird alſo nicht erfordert, daß er andern die Laſt ganz abnehme, oder auf ſich nehme, ſondern er ſucht ihnen bey der Laſt alle mögliche Erleichterung zu verſchaffen, und das Leben erträglich zu machen.

§. 84.

Man erfordert 4) von einem Menſchenfreunde, daß er dienſtfertig ſey.

Wir nennen eine Dienſtfertigkeit, wenn wir gern Handlungen vornehmen, die dem andern zu Erlangung ſeines Endzwecks beförderlich ſind. Dieſes kann nun geſchehen, wenn wir einem Freunde mit einem Vorworte, da, wo wir etwas gelten, zu Hülfe kommen; Oder wenn wir das Gute, welches wir von ihm wiſſen, bekannt machen und herausſtreichen; Oder wenn wir eine jede andere Mühe, womit wir andern zu Statten kommen können, mit einer Freudigkeit oder Bereitwilligkeit übernehmen und ausrichten. Dergleichen Handlungen ſind um deſto lobenswürdiger und edler zu achten, wenn ſie mit einer Beſchwerde und ſo geſchehen, daß derjenige, zu deſſen Beſten wir uns bemühen, es gar nicht erfährt.

Hiebey iſt aber am mehrſten Vorſicht nöthig, daß wir uns nur gegen ſolche dienſtfertig erzeigen, die es

wirklich

wirklich verdienen, indem wir ſonſt andern mehr verdienten zu großen Tort thun.

Officioſus iſt in der ganzen Stadt als ein dienſtfertiger Menſchenfreund bekannt, er hat Gehör beym Fürſten, und Kredit bey den Miniſtern; zugleich beſitzt er eine beſondere Fähigkeit und eigene Gaben, eine Sache angenehm vorzuſtellen, und andere zu gewinnen; Er läßt ſich nicht abſchrecken, bemühet ſich unermüdet Tag und Nacht, und verſucht alle mögliche Mittel, bis er ſeinen Willen erreicht. Ein jeder, der was zu ſuchen hat, wendet ſich an ihn, man ſieht ihn auch ohn Unterlaß mit Vorbitten beſchäftiget. Wenn er aber funfzig ſeiner Vorſprache würdiget, ſo ſind vielleicht zwanzig unter ſolchen, für welche er ſich als Menſchenfreund billig nicht intereſſiren ſollen; Indem er dasjenige, was er für ſie erbittet, andern entziehet, die es beſſer verdienen. Ein anders iſt, wenn Officioſus, wie er eben ſo gern thut, denen Vornehmſten des Orts zu Verſchaffung oder Einrichtung einer Luſtbarkeit beforderlich iſt, wodurch er niemanden Schaden zufügt, hingegen viele erfreuet, und ſich die ganze Stadt verbindet.

§. 85.

Ein Menſchenfreund muß 5) mitleidig ſeyn, und Noth- oder Mangel-leidenden gern zu Hülfe kommen.

Wir nennen mitleidig, wenn man leicht durch die Noth anderer gerührt wird, und auf Mittel denkt, wie ihnen zu helfen ſtehe.

Die Noth- und Mangel-leidende pflegen wir unter dem Namen der Armen zu begreifen. Der Armen giebt es aber verſchiedene Klaſſen.

Recht Hauptarme ſind ſolche, welche außer Stande ſind, ſich ihren Lebensunterhalt ſelber zu verdienen. Es ſey nun, daß ſie Alters halber nicht weiter zur Arbeit fähig ſind, oder daß verſtümmelte Glieder ſie zur Arbeit untüchtig machen, oder daß ſchwere Krankheiten und Gebrechen ſie im Bette halten, da ſie übrigens von allen Mitteln entblößt ſind. Man findet aber nicht ſelten, daß dergleichen Perſonen, ſonderlich die Krüppel, unrecht den Namen der Armen verdienen, da ſie durch ihr freches Betteln von vielen Almoſen erpreſſen, und viel beſſer leben, als andere, die man als bemittelt anſiehet, wie man denn das Exempel von einem Bettler dieſer Art in England erzählet, der ſich eine anſehnliche Summe zuſammen erſpart hat, und endlich ſeine einzige Tochter einem Mylord anbietet, oder gar zur Frau giebt, weil dieſer jedesmal, wenn er dem Bettler vorbeyritt, ihm etwas mitgetheilt hatte.

Eine zwote Klaſſe machen diejenigen aus, die wir Hausarme nennen, nemlich ſolche, die nicht ganz von Mitteln entblößt ſind, aber doch nicht ſo viel haben, daß ſie ſo, wie ſie gewohnt ſind, leben, und zu allen erforderlichen Ausgaben Rath ſchaffen können, anbey aber öffentlich um Almoſen anzuſprechen ſich ſchämen. Dieſe ſind diejenigen, die billig am mehrſten Mitleiden erwecken, und deren man ſich vorzüglich annehmen ſoll: Man giebt ehender ſolchen zehnfach, welche, wenn ſie uns begegnen, kaum mal anzuſprechen wagen, und vielleicht nur durch ein Seufzen ihren Mangel zu erkennen geben, und ſtillſchweigend vorüber gehen, a's ſolchen, die mit Heulen und Wehklagen zehn und mehrere Unglücksfälle anführen, die uns zum Mitleiden bewegen ſollen. Hieher gehören

Kinder,

Kinder, welche ihre Eltern verlieren, und keine Verſorger haben, alſo nothwendig Menſchenfreunde finden müſſen, die ſich ihrer annehmen.

Zu einer dritten Klaſſe rechne ich diejenigen, denen es am Vermögen nicht fehlet, die aber doch durch verſtellte Klagen bey andern Mitleiden zu erwecken trachten, um deſto beſſer leben, oder müſſiggehen zu können. Dahin gehören diejenigen, welche ein erlittenes Unglück vorſchützen, z. E. Brand, Kriegsverheerung, lange Krankheiten; oder ſolche, welche ſich ungeſund ſtellen, z. E. taub, lahm, verwundet; Oder aber ſolche, welche die ihnen obliegende Verpflegung kranker Eltern oder Kinder vorgeben, u. ſ. w. Dieſe ſollten billig gar nicht geduldet werden, und bey niemanden Mitleiden veranlaſſen, wenn man die Verſtellung jedesmal zuverläßig wüßte.

Zu der vierten Klaſſe gehören endlich ſolche, die ſich zwar eigentlich nicht arm nennen, aber doch im Lande umherziehen, und andere dadurch, daß ſie ihnen allerley Spaß, Veränderungen, Gauckeleyen und Künſte vormachen, zu bewegen wiſſen, ihnen Lebensunterhalt zu reichen. Dieſer Art Arme ſind die gefährlichſten; wir ſind gemeiniglich am freygebigſten gegen ſie, und freuen uns oft, wenn wir unſer Geld bey ihnen verſchwenden können, da wir unterdeſſen andere wirklich arme Mitbürger darben laſſen.

Zu dieſer Klaſſe gehören mancherley Arten von Betteleyen. Z. E.

a) Solche, welche durch ſchön geſchriebene, oft auch wohl gedruckte Wünſche und Lobſchriften von uns ein Geſchenk oder Almoſen erpreſſen, und ſich für unglückliche verdorbene Gelehrte gemeiniglich ſel-

 ber

der erkennen, alſo von ihren Mäcänen um deſto freygebigern Beyſtand hoffen, je verſchwenderiſcher ſie mit ihren unverdienten Lobſprüchen gegen dieſelben ſind.

b) Solche, welche durch ihre Stimme oder Muſik uns aufzumuntern hoffen, und dafür eine Vergeltung erwarten, da wir ihnen oft Geld zugeben mögten, damit ſie nur aufhören, und unſere Ohren nicht mit falſchen Tönen ermüden. Geſtern kam einer mit einem knäternden Dudelſack; ihm folgte ein anderer mit einer kläglichen Leyer; ſolche löſete eine dritte, mit einem jämmerlichen Geheule einen Geſang unverſtändlich abſingende Landſtreicherinn ab; gleich zeigten ſich ein paar verlaufene Bergleute mit einer Zitter und Triangel; ſolche wurden von einer Bande ſogenannter Prager Studenten vertrieben. Eine Stunde nachher hörte man ein paar Waldhorniſten; darauf begehrte ein Jude Aufmerkſamkeit, um die beſondern Töne zu hören, welche er im Halſe machte. Niemanden im Hauſe war darnach zu Muthe, um Muſik zu hören, dennoch ſollte man einem jeden etwas ſchenken.

c) Solche, welche durch Vormachung allerley Gauckelpoſſen uns beluſtigen, als Poſiturenmacher, Luftſpringer, Seiltänzer, Balanceurs, Taſchenſpieler, Schattenſpieler, Marionettenſpieler, Komödianten.

d) Solche, welche allerley Seltenheiten vorzeigen, und für die Unterhaltung unſerer Neugier bezahlt seyn müſſen. Z. E. welche mit Murmelthieren und andern fremden Thieren umher ziehen.

e) Solche, welche allerley Künſte lehren wollen. Z. E. Flecken ausmachen, in Wachs pußiren.

f) Sol=

f) Solche, welche ſich blos für Reiſende ausgeben, denen es an Reiſegeld fehlet. Z. E. reiſende Handwerksgeſellen, reiſende Soldaten, reiſende Gelehrte.

Alle dieſe ſuchen nicht unſer Mitleiden zu erwecken, ſondern entweder unſern Ehrgeitz oder unſere Neugier in Bewegung zu ſetzen. Einem Menſchenfreunde wird es allemal leid ſeyn, wenn er ſeine Hülfe Bedürfende vor ſich findet, von denen er einiger Maaßen glaubt, daß ſie ſeinen Beyſtand verdienen, und ſeine Kräfte erlauben ihm nicht, ihnen, ſo wie er wol wollte, hülfreiche Hand zu bieten.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit noch ein paar Exempel anführen, wie edel und großmüthig es gedacht iſt, wenn man Nothleidenden ſelbſt mit ſeiner eigenen größten Gefahr und Beſchwerde zu Hülfe kommt. S. Marmontel Poëtique franc. T. II. p. 244.

Der angelaufene Fluß Adige in Verona nahm von der großen Brücke einen Schwibbogen nach dem andern weg, bis zuletzt nur der mittelſte Bogen ſtehen blieb, auf dem ein klein Haus ſtand, in welchem eine ganze Famille wohnte. Man ſahe dieſe vom Ufer ab in Thränen zerfließen, und mit ausgeſtreckten Händen um Hülfe ſchreien, unterdeſſen, daß die Strenge des heftigen Stroms einen Stein nach dem andern von den Pfeilern wegnahm. Bey dieſer ihnen drohenden ſichtlichen Gefahr bot der Graf Spolverini eine Summe von hundert Louis, wenn jemand wagen wollte, dieſe Unglückliche mit einem Schiffe zu retten. Ein jeder aber fürchtete die Gefahr, daß ihn entweder der gar zu ſchnelle Fluß mit fortreißen mögte, oder daß, wenn er ja glücklich genug wäre,

hinzugelangen, der, alle Augenblick den Einſturz drohende, Schwibbogen über ihn herfallen würde.

Der Zulauf von Zuſchauern ward immer ſtärker, Niemand aber wagte, ſich anzubieten; Endlich hörte ein vorbeygehender Bauer, was man begehrte, und was für eine Belohnung darauf geſetzt ſey. Ohne ſich weiter zu bedenken, ſpringet er in ein Schiff, erreicht durch heftiges Rudern die Mitte des Stroms, gelanget an den Pfeiler, und klammert ſich ſo lange an, bis daß Vater, Mutter, Kinder und die ganze Familie ſich an einem Seile in das Schiff herunterlaſſen können; Er ſpricht ihnen Herz ein, überwindet durch ſein fleißiges rudern die Gewalt des Waſſers, und bringt ſie glücklich an das Land. Hier will ihn der Graf Spolverini die verſprochene Belohnung geben, der gute ehrliche Landmann aber antwortete: „ Ich verkaufe mein Leben nicht; ich kann mit mei„ ner Hände-Arbeit mich, meine Frau und meine „ Kinder genugſam ernähren; Gebet es dieſen un„ glückſeligen, die deſſen nöthiger wie ich haben.„

Zu Nimes oder Ganges in Languedock wurde ein Detachement ausgeſchickt, um eine Verſammlung, welche die Proteſtanten heimlich hielten, zu ſtöhren; Man haſchte einen alten Mann, Namens Jean Fabre, weil er Alters halber ſich nicht geſchwind genug entfernen konnte. Sein Sohn war ſo glücklich geweſen zu entrinnen. Wie er aber erfuhr, daß ſein Vater auf die Galeeren geführt werden ſollte, meldete ſich der Sohn bey dem Befehlshaber von der den Vater führenden Bedeckung, und ſtellte ihm beweglich vor, daß er ſeinen armen kümmerlichen und mit einem Fuße im Grabe ſtehenden Vater betrachten mögte, ob es wol möglich wäre, daß dieſer die Arbeit

heit aushalten könnte; Ihm hingegen, da er jung und friſch ſey, würde es keine Mühe machen. Der zärtlich geſinnte Sohn beſchwor den Befehlshaber, daß er doch ſeinen Vater frey laſſen, und ihn in ſeine Stelle nehmen mögte, da ſie beyde einen Namen führten, würde es Niemand merken, und er betheurte, daß er das Geheimniß nicht verrathen wollte. Nach vielen wiederholten unablaſſigen Plagen wird der Sohn endlich erhört, und ausgetauſcht; Er bleibt acht Jahr zwiſchen andern Miſſethätern, ohne daß er ſich jemals beklagt oder das geringſte Misvergnügen zu erkennen gegeben hätte; bis er endlich entdeckt, und durch Vorſprache des Duc de Choiſeul, eines Menſchenfreundes, frey gegeben wird. *)

§. 86.

Die Gaſtfreyheit iſt 6) noch eine Eigenſchaft eines Menſchenfreundes.

Ein gaſtfreyer Menſch ſieht gern ſeine Freunde bey ſich; erzeiget ſich gegen dieſelben aufrichtig, liebreich, freundſchaftlich und vertraut; macht ſich ein Vergnügen daraus, einen jeden Biſſen Brodt mit ihnen zu theilen; ſucht ſich mehrere Gönner und Freunde

*) Dieſer Vorfall hat Gelegenheit gegeben zu einem 1768 in Paris mit großem Beyfall aufgeführten Drama; L'honette criminel, betitelt, wodurch ſich der Verfaßer davon, Mr. Fenouillot de Falbaire, berühmt gemacht hat. Es kann zugleich dies Exempel zu Beſtätigung desjenigen dienen, welches ich in der vorigen Abtheilung von einer gar zu großen Strenge geſagt habe. Die beyden Fabre hatten ſich bey einer verbotenen Verſammlung eingefunden; die Richter glaubten ihren Pflichten und den Geſetzen gemäß zu handeln, da ſie ſolche zu den Galeeren verdammten. Jetzt rührt die Geſchichte einem jeden, der ſie lieſet.

Freunde zu erwerben, und in den Kredit zu ſetzen, daß ſeine Freunde wiederum ſeinen Umgang ſuchen, und auch ihrer Seits in der Geſellſchaft mit ihm ein Vergnügen finden.

Zur Gaſtfreyheit erfordere ich alſo nicht, daß man alle Tage offene Tafel halten, und ſeine Gäſte auf das prächtigſte tractiren ſoll, um ſich Anſehen und einen großen Namen zu erwerben; ſondern nur, daß man ſeinen Freunden einen freyen Zutritt verſtatte, und ſie jedesmal liebreich aufnehme. Da ein Hausvater doch mit den ſeinigen eſſen muß, ſo iſt ihm angenehm, wenn ſeine Freunde dabey ſeine Gäſte ſeyn wollen, ohne ſich ihrentwegen große Beſchwerden und Koſten zu machen. So weit es ſeine Umſtände erlauben, theilt er gern andern einen Mundvoll Brodt mit, und reicht ſein Vermögen nicht ſo weit, ſo ſucht er doch von der Geſellſchaft ſeiner Freunde ſo viel möglich zu genießen. Er iſt alſo nicht allein Gaſtfrey in ſeinem Hauſe, ſondern geht auch gern aus Freundſchaft zu ſeinem Freunde.

In dieſem Betracht iſt ein Menſchenfreund der Gegenſatz von einem Leutſcheuen oder Miſantropen, und von einem Sonderling.

Jener, ein Miſantrope, ſcheuet allen Umgang; er kennet keine Freunde, ſondern ſiehet einen jeden, der zu ihm kömmt, als einen Feind an, der ihn in ſeiner Ruhe ſtöhrt, aus ſeinen Zirkeln bringet, und um deſſentwillen er ſich Gewalt anthun, und Koſten anwenden muß, die ihn ärgern; Er denkt alſo blos auf ſich, wie er ſeiner Gemächlichkeit pflegen, oder, welches eher die Eigenſchaft eines ſolchen Miſantropen iſt, wie er ungeſtöhrt in ſeinen vier Wänden grämlen, und ſich über die ganze Welt ärgern kann;

Er

Er wird des Lebens nicht froh, er kennet kaum, was Freundſchaft und Freunde erwerben ſey, und ſchätzet ſich für die größte Qual, wenn er ja einmal ſein Neſt verlaſſen und zu andern gehen ſoll.

Ein Sonderling, un homme particulier, kommt in vielen Stücken mit jenem überein, nur daß er ſich doch einige vertrauete wählet, mit denen er Umgang hat, und dieſe vermögen denn alles bey ihm, alle andere Menſchen vermeidet er, und ſieht ſie mit verächtlichen Augen an. Ein ſolcher Sonderling iſt gewiſſer Maaßen gefährlicher als ein Miſantrope, weil er oft zu ſeinen Vertraueten ſchlecht denkende und ihn übel leitende Gemüther wählet; und in ſeiner ganzen Denkungsart und in allen Handlungen was beſonders ſuchet; daher er auch gemeiniglich von allen übrigen, ausgenommen von ſeinen Lieblingen, verachtet, wo nicht gar verabſcheuet wird.

Ein gaſtfreyer Menſchenfreund ſucht nicht eben Geſellſchaft; ihm macht eine große Geſellſchaft noch weniger Vergnügen; am wenigſten ergötzet ihn, wenn er alle Tage, was man nennet, in ſauſen und ſchmauſen zubringet; Er nimmt nur gern die Geſellſchaft von guten Freunden, wenn ſie ihn beſuchen wollen, an. Er bewirbt ſich nicht, um die Anzahl ſeiner Freunde zu vermehren, ſondern nur um die Freundſchaft derer einmal erhaltenen Freunde zu unterhalten, und ſich in den Ruf zu ſetzen, daß mehrere von ihm Freund zu ſeyn oder zu werden ſich bemühen. Findet er ſodann auch ſolche vor ſich, deren Umgang eben nicht der angenehmſte iſt, und die er ſonſt nicht zu ſeiner Freundſchaft erwählen würde, ſo verachtet er ſie doch nicht, ſondern hält ſich allemal zu einer Erkenntlichkeit gegen ſie verbunden, wenn ſie ſich als ſeine

Freunde

Freunde und Gönner bezeigen. Er entſchuldiget ihre Schwachheiten, hat Gedult mit ihnen, erwartet dagegen auch von andern, daß ſie mit ſeinen Schwachheit Gedult haben, und bedenket, daß es allemal beſſer ſey, auch diejenige zu Freunden zu haben, an denen wir nichts vorzügliches bemerken, als daß wir ihnen vorſetzlich Grobheiten erweiſen ſollten.

Die Freundſchaft anderer iſt uns ſelten läſtig: hingegen können oft Fälle kommen, da man auch ſolche nöthig hat, die man ſonſt nicht ſehr achtet, und da man wünſchen ſollte, ſie nicht beleidiget zu haben.

Sobald jemand erkennet, daß er vollkommen und ohne Fehler ſey, kann er auch begehren, daß diejenigen, die er ſeiner Freundſchaft und Schutzes würdigen will, vollkommen ſeyn ſollen: So lange aber ein jeder noch Fehler und Mängel an ſich entdecket, wie billig ein jeder Menſch ſich von dieſer Seite kennen ſollte, hat er ſehr unrecht, wenn er ſo empfindlich auf die Fehler andrer iſt. Ich bemerke, daß diejenigen, welche ſelbſt den unangenehmſten Character und den verdrieslichſten Umgang haben, oder wie wir ſagen, deren Geſellſchaft am mehrſten ennuiiret, allemal am erſten auf andere was wiſſen, am ſchärfſten andre durchhecheln, und am liebſten alles übel auslegen: So wenig kennet ſich der Menſch, und ſo blind macht ihn ſeine Eigenliebe. Eben daher ſind auch wahre Menſchenfreunde, auf deren Freundſchaft und Aufrichtigkeit man beſtändig rechnen kann, ſo rar.

So geneigt nun ein Menſchenfreund iſt, die Fehler anderer zu entſchuldigen, ſo unbarmherzig und unverſöhnlich muß er gegen ſolche ſeyn, die er einmal als laſterhaft erkennet, und daß ſie nach einem Syſtem bös denken. Denn, wenn er ſich dieſen gefällig

erzeigen

erzeigen wollte, ſo würde er ſich ihrer Laſter mit theilhaftig machen, und wenn er ihren Umgang ſuchet, kann er verdorben werden. Er vermeidet alſo ſolche, und wenn er ſie nicht gänzlich vermeiden kann, ſo ſuchet er ihnen ſein Misfallen an ihrer Denkungsart nicht zu verbergen, oder wenn er ſie ja, ſo wie die Indianer den Teufel, anbeten oder ſich gegen ſie verſtellen muß, ſo geſchieht es, damit ſie ihm nicht ſchaden mögen.

In dieſem Betrachte wird ein Hausvater als Menſchenfreund das Landleben dem Stadtleben vorziehen. Er kann ſich auf dem Lande ſeine Freunde wählen; die er als Freunde gewählt hat, eine Zeitlang bey ſich behalten, und beſſer und mehr ihrer genießen; hingegen ſich der Geſellſchaft anderer eher entſchlagen, die ihm gleichgültig ſind, oder wenn er ja ſie bey ſich ſehen muß, ſo giebt eben das Landleben allerley Gelegenheiten an Hand, wodurch wir uns dergleichen Geſellſchaften weniger läſtig machen.

In der Stadt iſt man mehr gezwungen, man kann ſich ſeine Geſellſchaft ſo nicht auswählen, und indem man diejenigen, welche man vorzüglich liebt, gern bey ſich ſehen mögte, ſo muß man auch einem jeden andern den Zutritt verſtatten. Man muß ſich zu ſehr nach der an jedem Orte angenommenen Lebensart richten und bequemen, und bleibt nicht Herr und Meiſter von ſich; Auf dem Lande giebt man ſelber Geſetze, und wer zu uns kommen will, muß ſich ſolchen unterwerfen.

Man genießt alſo mehr von einem Freunde, den man vierzehn Tage auf dem Lande bey ſich ſieht, als wenn wir mit demſelben Jahr und Tag an dem nemlichen Ort in einer großen Stadt zuſammen wohnen.

§. 87.

§. 87.

Gegen die übrigen, welche nicht ſeine Freunde ſind, muß 7) ein Menſchenfreund verträglich ſeyn.

Zu der Verträglichkeit rechne ich, wenn wir diejenigen, welche nicht ſo handeln, wie wir es erwartet haben, deswegen nicht gleich haßen oder verfolgen, ſondern vielmehr durch unſere freundſchaftliche Begegniß zu gewinnen trachten.

König Heinrich der Vierte in Frankreich ſagte, er wollte ſeinen Feinden ſo lange gutes thun, bis ſie endlich müde werden würden, ſeine Feinde zu ſeyn; und ſo ſollte billig jeder Menſchenfreund denken, anſtatt, daß wir diejenigen, welche uns einmal beleidiget haben, gar zu gern zu verfolgen pflegen, und nur Gelegenheit ſuchen, unſer Müthgen an ihnen zu kühlen. Beleidiget uns jemand, der unter unſern Befehlen ſtehet, oder wenn er auch nur nicht hurtig genug in Ausübung unſerer Befehle iſt, ſo ſchimpfen und ſchmälen wir gleich, wenn wir nicht gar mit Strafen bereit ſind.

Billig ſoll ein Menſchenfreund gegen diejenigen, die von ihm abhangen, ſich ſo betragen, daß ſie an ihm den beſten Freund zu haben überzeugt werden, welcher alles Zutrauens würdig iſt, gegen welchen man für die Treue, die er an uns erzeiget, allen Gehorſam, Folgſamkeit und Liebe ſchuldig iſt. Gedächten und handelten alle Hausväter ſo, ſo würde man nicht ſo vielfältige Klagen hören, von Eheleuten über unglückliche Ehen; von Eltern über ungerathene Kinder; von Herrſchaften über böſe Dienſtboten; von einem Mitbürger gegen ſeine unruhige Nachbaren.

Mir gefällt der Gedanke eines ſchon mehrmalen angezogenen Schriftſtellers.

Je crois n'avoir point d'ennemi,
Et je puis aſſurer, qu'ami de tout le monde,
J'ai dans l'occaſion trouvé plus d'un ami.

Wer ſich einmal als ein rechter Menſchenfreund zeiget, darf keine Feinde fürchten, und wird gewiß bey jeder Gelegenheit mehr als einen Freund finden.

Jener ſagte: wenn man nur nichts nachtheiliges von mir erweiſen kann, ſo mag man übrigens alles böſe von mir ſagen, dies wird mich nie bekümmern; ein jeder muß ja einen Zeitvertreib haben.

§. 88.

So ſehr ſich ein Menſchenfreund bemühet, die Zahl ſeiner Freunde zu vermehren, ſo ſehr hütet er ſich 8) für beſondere Lieblinge, Anbringer und Augendiener.

Wir finden jederzeit Menſchen um uns, die gar zu gern von unſerer Schwachheit Gebrauch machen, und ſich durch gewiſſe uns zu erzeigende Gefälligkeiten bey uns einzuſchmeicheln und uns zu gewinnen ſuchen: Einige ſtellen ſich, ſo lange wir ihre Handlungen überſehen können, als unſere beſten Freunde, ja als wenn ſie gern Leib und Leben für uns wagten, und auf nichts anders dächten, als nur in unſerm Beſten zu arbeiten; Sobald wir aber den Rücken kehren, handeln ſie ganz anders, und arbeiten blos für ihr eigen Intereſſe, oder unterlaſſen die ihnen eigentlich obliegende Arbeit. Thun ſie ſich aber ja Gewalt an, und arbeiten einmal außerordentlich für uns, ſo wiſſen ſie ſolches ſo herauszuſtreichen, daß ſie glauben

machen, ſie arbeiten ſich in unſerm Dienſt zu Tode, und verdienen dafür außerordentliche Belohnung und Lobſprüche.

Andere ſuchen ſich dadurch in unſerer Gunſt zu beveſtigen, daß ſie uns nach dem Munde zu ſchwatzen wiſſen, und ſtets etwas neues anzubringen haben, andere verkleinern, und nichts angelegentlicher haben, als alle im Hauſe vorgehende Neuigkeiten, alle vorgefallene Worte, alle kleine Händel wieder zu erzählen: dieſe nennen wir Anbringer, Des Rapporteurs. Beyde ſind gleich gefährlich; Gemeiniglich gefällt es uns, wir machen alſo daraus unſere Lieblinge, Des Favoris, ziehen ſie andern vor, ſetzen andere mehr verdiente zurück, und vertrauen ihnen alles: dieſe machen ſich ſodann eine Ehre daraus, andern ſagen und ſie überführen zu können, daß ſie unſer Vertrauen haben, und erzählen alles wieder.

Es iſt gemeiniglich das übelſte, was einem Hausvater wiederfahren kann, wenn er ſich in den Ruf bringet, daß er dergleichen Perſonen im Hauſe zu ſeinen Lieblingen erwähle, und ihnen Gehör gebe. Es wird dadurch unter allen Hausgenoſſen ein allgemeines Mistrauen, Neid, Uneinigkeit und Unordnung erwecket; diejenigen, welche ſich am beſten verſtellen können, haben die Oberhand, die unſchuldigen werden unterdrückt und zurück geſetzt.

§. 89.

Im übrigen nimmt 9) ein Hausvater bey allen denenjenigen, welche er zu Freunden erwählet, allemal zur Regel, daß ſie einmal aufhören können, ſeine Freunde zu ſeyn, und hütet ſich, ihnen nichts zu vertrauen, wodurch ſie ihm alsdenn ſchaden können.

Der

Der Menſch bleibt veränderlich und liebt die Abwechſelung. Wenn wir alſo einen Freund noch ſo ſehr bewährt befunden haben, und alle mögliche Proben von ſeiner Aufrichtigkeit haben, ſo können doch Vorfälle kommen, die eine Kaltſinnigkeit oder gar eine Feindſchaft veranlaſſen, und man hat oft Exempel, daß dieſelben alsdenn von demjenigen, was ſie während der Freundſchaft erfahren haben, üblen Gebrauch machen, wenn es auch nur unüberlegter Weiſe und ohne Vorſatz geſchiehet; Wir müſſen daher nicht unſre Freundſchaft durch eine gar zu große Offenherzigkeit zu erkennen geben. Gegen einen Freund ſollen wir aufrichtig und ohne Falſch ſeyn, aber nicht gleich alles, was wir auf unſerm Herzen haben, anvertrauen; vielmehr auf ſolchem Fuß mit ihm umgehen, daß er, wenn er auch unſer Feind werden ſollte, uns nicht ſchaden könne.

Um die Freundſchaft übrigens beſtändiger zu machen, iſt gut, gegen ſeine beſten Freunde in dem äuſſerlichen Umgange eine gewiſſe Achtung zu behalten, und ſich nicht zu gemein zu machen. Ein gar zu freyer Umgang ſtöhrt gemeiniglich die genaueſte Freundſchaft. I'ai tenu toujours pour maxime, qu'entre perſonnes même les plus intimes, il eſt bon de conſerver quelque forme exterieure de politeſſe, ſans quoi la liberté detruit toujours l'amitié. *Le Miniſtre de Wackefield.* T. I. pag. 48.

- - - Ah qu'il eſt doux de plaindre
Le ſort d'un ennemi, quand il n'eſt plus à craindre.

Corneille.

Siebende Abtheilung.

Der Umlauf des Geldes.

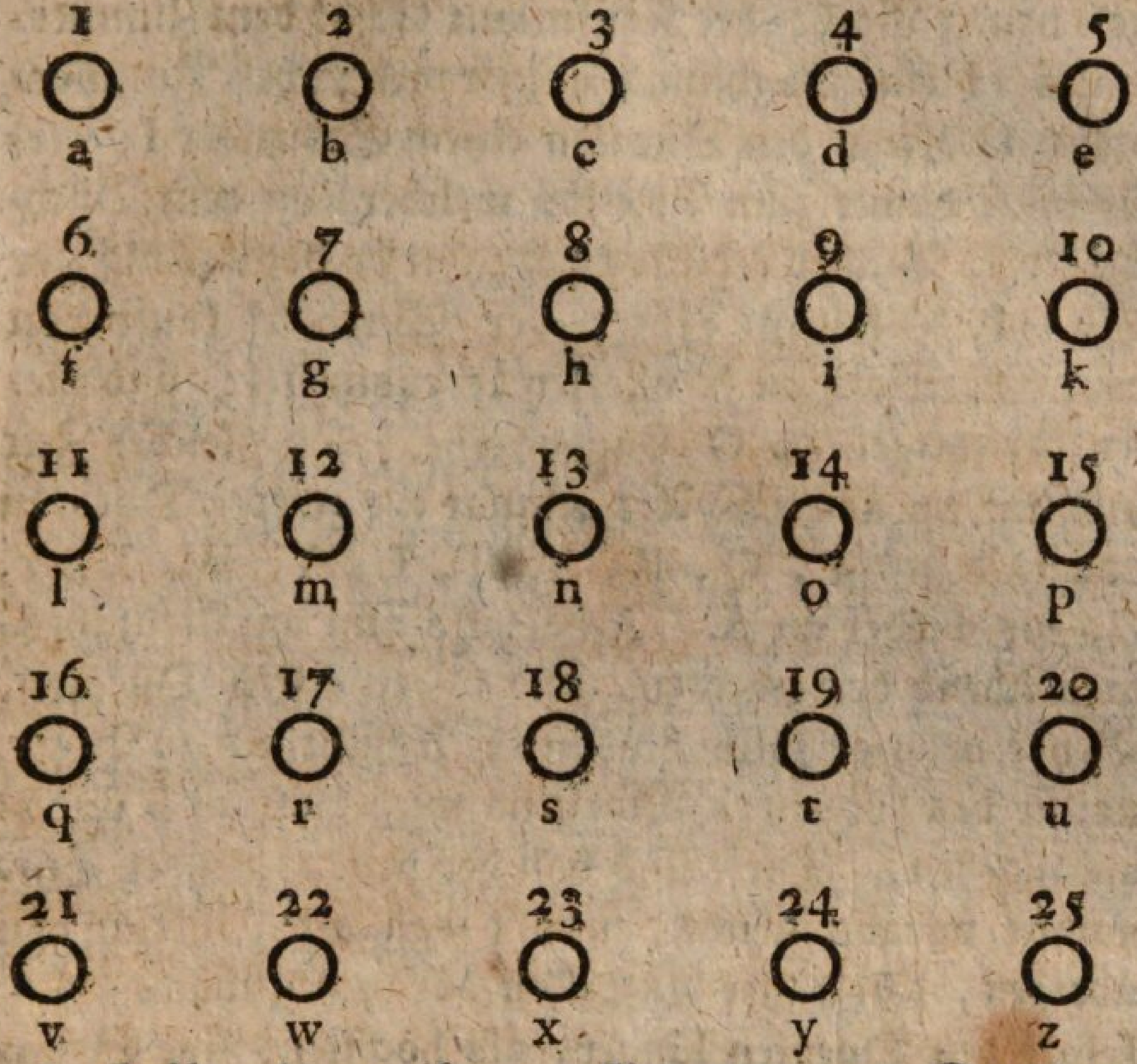
L'interêt à perverti l'uſage des biens, l'ambition les recherche, l'avarice les retient.

Car. de Theophraſte.

§. 98.

Da in einem Staate viel an einem vortheilhaften Umlauf des Geldes gelegen iſt, und ein jeder Hausvater ſich billig bemühen muß, wie er ſolchen zum Beſten des Staats und ſeiner Mitbürger befördern könne, (§. 45) ſo werde verſuchen, ob die ſonſt etwas dunkle Theorie davon auf eine Art vortragen könne, daß ſie meinen Leſern begreiflich werde. Sollte ich ſo glücklich ſeyn, meinen Endzweck zu erreichen, ſo verſpreche mir nicht geringen Nutzen davon.

Wir wollen annehmen, daß eine Geſellſchaft von fünf und zwanzig Familien in beſtändigem Verkehr zuſammen ſtehen, und täglich mit einander handeln.



I. Fall. Unter ihnen rulliren nur zwey Ducaten baar; ſie gehen aber ohn Unterlaß aus einer Hand in die andre. Ein jeder der alſo einen Ducaten hat, weiß zuverläßig voraus, daß wenn er ſolchen ausgiebt, binnen wenig Stunden der zweyte Ducaten an ihn gelanget.

Geſetzt nun, die beyden Ducaten wären am letzten Tage im Jahre an A und O gelanget: ſo haben beyde am Neujahrstage nichts angelegentlicher, als ihre Ducaten auszugeben. A ſchenkt alſo den ſeinigen an den Prediger B; dieſer bezahlt an C eine Fleiſchrechnung; der Schlächter C bezahlt an D ein erhandeltes Stück Vieh; dieſer berichtiget an E das Heu, womit das Vieh gefüttert worden; E iſt auf der Apotheke F ſchuldig; der Apotheker F kauft ſich von G ei-

nen neuen Rock; der Kaufmann G hat dem Zimmermann H eine Rechnung abzutragen; der Zimmermann H bringt den Ducaten einem Schneider I; dieſer lauft damit zum Arzt K; welcher von dem Buchführer L Bücher erhalten hat; dieſer bezahlt auf der Schenke M ſeinen Tiſch; der Wirth M kauft von dem Materialiſten N allerley Lebensmittel; und dieſer berichtiget an O Hausmiethe. Zu gleicher Zeit und auf die nemliche Art gelangt der zweyte Ducaten von O durch P, Q, R, S, T, U, V, W, X, Y, Z, bis wieder an A. A hat alſo nun am Neujahrstage Abend den zweyten, und O den erſten Ducaten. Beyde nehmen ſolche blos in der Abſicht mit zu Bette, um ſie des folgenden Morgens wiederum an B und P auszugeben. Dieſe ſind von der bevorſtehenden Einnahme voraus gewis, und haben alſo, gleich den übrigen, ſchon ihre Anſtalten darnach gemacht, daß keiner den Ducaten länger, als höchſtens eine Stunde bey ſich behält, und ſo gehet es das ganze Jahr durch alle 365 Tage. Mithin wird am Schluſſe deſſelben die Rechnung ſo lauten

a) Von A und O

Einnahme.

Vorrath — —	1 Ducaten
Einnahme von 365 Tagen täglich 1 Ducaten, alſo überhaupt	365 —
Summa aller Einnahme —	366 Ducaten

Ausgabe.

Täglich 1 Ducaten, macht überhaupt von 365 Tagen —	365 Ducaten
Die Ausgabe von der Einnahme abgezogen, bleibt Vorrath —	1 Ducaten

b) Von

Von den übrigen 23
Einnahme täglich 1 Ducaten,
alſo überhaupt — 365 Ducaten
Ausgabe, wie vorher — 365 —

Abgezogen, bleibt Vorrath ———

Folglich könnten ſich 25 Familien von zwey rullirenden Ducaten ein und alle Jahr eine jährliche Einnahme von 9125 Ducaten berechnen.

Und dieſes iſt eben der vortheilhafte, einem Lande Leben gebende, Umſatz des Geldes. Wenn nemlich ein jeder ſchon voraus bedacht iſt, wie er, ſo wie nur Geld an ihn gelanget, ſolches an ſeine Nachbaren auf eine ſolche Art ausgeben will, daß es nie aus dem Zirkel komme, damit er hoffen dürfe, daß es bald wieder an ihn gelangen werde, um daß er es von neuen ausgeben könne. (§. 140)

§. 91.

II. Fall. Geſetzt, jede der 25 Familien erlanget weiter nach und nach einen Ducaten, weil ſie aber finden, daß ſie mit zwey Ducaten die nöthige Ausgabe beſtreiten können, ſo leget ein jeder ſeinen Ducaten ſo lange hin, bis erſt der zweyte Ducaten an ihn gelanget, da er denn den erſtern ausgiebt, und den neu erhaltenen wieder hinlegt; So wird die Einnahme dadurch nicht vermehret, ohnerachtet jetzt zwölfmal mehr baar Geld wie vorhin vorhanden iſt. Ein jeder rechnet wie vorhin 365 Ducaten Einnahme; Der Unterſchied beſteht nur darin, daß ſie am Schluſſe des Jahrs ſieben und zwanzig Ducaten baaren Vorraths und Ueberſchuſſes berechnen. A und O behalten nun jeder 2, und die übrigen drey und zwanzig jeder einen Ducaten.

§. 92.

III. Fall. Es rulliren unter den 25 Familien zehn Ducaten. Beym Schluſſe des Jahrs hat A davon die Hälfte, und O hat die übrigen fünfe; Beyde laſſen ſolche im folgenden Jahre, wie im erſten Fall, täglich durch alle Hände circuliren; Mithin berechnet ſich nun jeder täglich 5 Ducaten Einnahme, und ſo viel Ausgabe, und im Jahre 1825 Ducaten, bringt von 25 Familien 45625 Ducaten; da im vorigen Fall von 27 Ducaten nur, wie von 2 Ducaten, 9125 Ducaten Einnahme erfolgte.

§. 93.

IV. Fall. Es circuliren nach dem erſten Fall 2 Ducaten; ſolche kommen alle Stunde in eine andere Hand. A giebt den vorräthigen Morgens um 6 Uhr an B, dieſer bringt ihn um 7 Uhr an C, welcher ihn um 8 Uhr an D reicht; ſo gelanget er bis Abends um 6 Uhr an O.

Der zweyte Ducaten geht gleichfalls um 6 Uhr von O an P, und ſo weiter, weil er nun durch eine Hand weniger gehet, als der vorige, ſo kommt er ſchon um 5 Uhr wieder an A. Dieſer, weil es noch ſo früh iſt, zahlt ihn noch den nemlichen Tag an B, welcher ihn nun mit zu Bette nimmt, und ſich zwey Ducaten Einnahme, ſo wie A zwey Ducaten Ausgabe anſetzt.

Den zweyten Jenner fängt B an den einen Ducaten um 6 Uhr auszugeben; er gelanget alſo Abends bis an P, dieſer berechnet ſich alſo zwey Ducaten Einnahme, und O ſo viel Ausgabe. Der zweyte Ducaten, den P angefangen hat auszugeben, kommt bis an C, und macht für dieſen doppelte Einnahme. Auf

dieſe

dieſe Weiſe kommt ein Ducaten in 25 Tagen 26 mal herum, und die 25 Familien berechnen ſich, ohne daß mehr Geld zugekommen wäre, ſtatt der vorigen 9125 nunmehr eine Einnahme von 9490 Ducaten.

§. 94.

V. Fall. Unter denen nach dem zweyten Fall circulirenden 27 Ducaten ſind verſchiedene Ruſſiſche und Päbſtliche, welche geringer am Gehalte ſind als die übrigen; da aber der Unterſchied nicht bemerkt wird, und ein jeder die Ducaten, wie ſie an ihn gelangen, wieder ausgiebt, der andere aber ſie vor voll annimmt, ſo hat dieſes keinen weitern Einfluß; eben ſo wenig, als daß einige Ducaten dadurch, daß ſie alle Tage durch zwölf Hände gegangen, und nach einigen Jahren ganz abgeſchliffen ſind, weniger am Gewichte halten, wie ſie halten ſollten.

§. 95.

VI. Fall. Man bemerkt, daß die Ducaten durch das öftere Ausgeben abgenutzt werden, und am Gewichte verlieren. Man findet überflüßig, ſich jedesmal mit wirklichem Gelde zu bezahlen; Es nimmt alſo einer, als etwa A alle nach dem zweyten Fall rullirende 27 Ducaten an ſich, uud giebt dagegen ſo viel Zeichen von Blech oder Papier aus; die übrigen kommen überein, daß ſie ſolche Zeichen ſtatt baaren Geldes unter ſich gelten laſſen wollen. Es bezahlt nun ein jeder in ſolchen Zeichen, und ein jeder nimmt ſolche vor voll an, ohne daß ſolches die mindeſte Veränderung wirkte, wenn A nur im Stande und dabey verbunden iſt, die ausgetheilte Zeichen wiederum anzunehmen, und die erhaltene Ducaten zurück zu geben, ſo oft es gewiſſe Umſtände erfordern, mit baarem Gelde zu handeln.

§. 96.

VII. Fall. A bauet auf ſeinem Gute eine Menge Korn und andere Landesproducte, und mehr, als er bey ſeinen vier und zwanzig Mitbürgern abſetzen kann, von denen er täglich nur einen Ducaten zu hoffen hat; Er leitet alſo einen Handel mit fremden Nachbaren zur Linken ein, und bringt dadurch hundert Ducaten an ſich, legt ſolche aber bey ſich nieder, und begnügt ſich nach dem erſten Fall (§. 90) täglich von ſeinen Mitbürgern einen Ducaten zu verdienen und auszugeben; ſo macht es keine weitere Veränderung, ob A hundert oder tauſend Ducaten ſich erwirbt, und ob er ſolche bey ſich liegen läßt, oder wiederum wegſchickt.

§. 97.

VIII. Fall. A giebt von ſeinen nach dem vorigem Fall erworbenen 100 Ducaten täglich, außer dem gewöhnlichen Ducaten, vier Stück an B aus; B behält ſolche den erſten Tag, wie er aber den folgenden Tag noch vier Ducaten erhält, und zugleich die Hoffnung ſieht, täglich in der Folge von A ſo viel zu erhalten, behält er die letztern vier, und giebt die erſtern vier an C; dieſer behält auf gleiche Weiſe, ſo wie die folgenden, jedesmal vier Ducaten, und giebt die andern den nemlichen Tag weiter: Nach fünf und zwanzig Tagen, wie A die letztern vier Stück ausgegeben hatte, erhält er ſchon wieder die erſtern von Z zurück, und giebt ſolche anderweitig an B. Nunmehr ſind die hundert Ducaten ſo vertheilt, daß ein jeder davon vier Stück vorräthig hat, und vier Stück täglich aus einer Hand in die andere gehen, außer der gewöhnlichen Einnahme nach dem erſten Fall.

Die tägliche Einnahme von einem jeden iſt alſo von 5, mithin im Jahr wie im dritten Fall nur von 1825 Ducaten, obgleich jetzt hundert und zwey, ſtatt zehn, Ducaten im Umlaufe ſind. Denn zwey bis ſechs und neunzig liegen eigentlich ſtets müſſig, und es iſt ſo als wenn ſie nicht da wären.

§. 98.

IX. Fall. Verſchiedene aus der Geſellſchaft erkennen in der Folge, daß ihnen zu nichts hilft, wenn ſie nach dem vorigen Fall (§. 97) am Schluſſe des Jahrs einen Vorrath von vier Ducaten behalten, ohne davon Gebrauch gemacht zu haben; ſie geben alſo ſolche gleichfalls aus; deren Nachbaren aber, an welche die Ducaten jetzt gelangt ſind, finden, daß ſie mit vier Ducaten ihre Ausgaben genugſam beſtreiten können, legen alſo die mehr erhaltene vier Ducaten zurück; ſo macht es abermals keinen merklichen Unterſcheid, ob der Vorrath unter allen vertheilt, oder nur bey einigen, oder aber bey einem ganz allein iſt.

§. 99.

X. Fall. Es fängt nunmehro an, einigen von jenen zu gefallen, daß ſie ihren Vorrath täglich vermehren; (§. 97) Wir Menſchen ſind ſo geſinnt, je mehr wir haben, deſto mehr begehren wir: Sie ſinnen alſo darauf, wie ſie ihren Vorrath noch vergrößern können, und erinnern ſich, daß ſie vorhin täglich mit einem Ducaten ausgekommen ſind; ſie ſchränken alſo ihre Ausgaben ſo ein, daß ſie von denen täglich circulirenden 5 Ducaten noch vier zurück legen, und nur einen einzigen ausgeben. Indem aber z. E. B die heute an ihn gelangende vier Ducaten an ſich behält, und nur einen davon an C gelangen läßt; ſo kann

Morgen

Morgen C an D, und D wieder an E auch nichts weiter als einen Ducaten bezahlen. Die tägliche Einnahme fällt alſo plötzlich von fünf auf einen Ducaten herunter, ohne daß der Vorrath des Geldes abgenommen hätte, blos weil durch den Eigenſinn einiger Gewinnſüchtigen der Umlauf plötzlich gehemmet, und die Ducaten, welche täglich aus einer Hand in die andre gehen ſollen, zurück gelegt werden.

§. 100.

XI. Fall. C, D und andre haben darauf gerechnet, daß nach dem achten Fall (§. 97) die tägliche Einnahme von fünf Ducaten fortdauren würde; Sie haben die Zahlungen darauf ſchon ausgelobet, und ihre ganze Einrichtung darnach gemacht; Sie gerahten alſo in die gröſte Verlegenheit, daß die gehofte Einnahme zurück bleibt; hätten ſie es voraus gewuſt, ſo hätten ſie ihre Maaßregeln darnach genommen, nunmehro aber entſteht ein allgemeines Klagen über den Geldmangel, obgleich die nemliche Summe vorräthig bleibt. Denn das Geld bleibt an einem unrechten Ort liegen, und kommt nicht in die Hände zurück, wo man darauf gerechnet hatte.

§. 101.

XII. Fall. Diejenigen, welche einmal angefangen haben zu ſparen, wollten täglich fortfahren, etwas beyzulegen; Indem ſie aber nur einen Ducaten circuliren laſſen, (§. 100) kann auch durch den Umlauf nichts weiter an ſie gelangen, und das weitere Sammlen und Beylegen hört von ſelbſten auf; Sie werden vielmehr bewogen, in der Hoffnung eines weiter zu machenden Gewinnſtes ihren geſammleten Schatz wieder hervorzuſuchen, auszuleihen und zu zerſtreuen.

§. 102.

XIII. Fall. Da durch das Sparen (§. 100) eine Unordnung in dem Umlauf und ein Mangel entſteht, ſo folgt ein allgemeines Mißtrauen. Indem an A von denen hundert Ducaten, welche er in den Umlauf gebracht hat, gar nichts, ſondern blos der einzelne Ducaten zurück gelanget, (§. 97) ſo fängt er an zu zweifeln, ob, wenn er dieſen ausgegeben habe, vielleicht auch gar der andre Ducaten zurück bleiben mögte? Er will alſo jenen nicht eher ausgeben, bis er davon verſichert iſt. B muß alſo ganze Tage vergebens auf ſeine Einnahme warten, auch ſo die Folgenden. Es fehlt jetzt auch an dem nothdürftigen Unterhalt, und es erfolget, was wir Armuth und Noth nennen, obgleich die nemliche Summe von hundert und zwey Ducaten allemal vorhanden iſt.

§. 103.

XIV. Fall. Das Exempel von A nach dem ſiebenden Fall (§. 96) beweget auch F, L, Q, V, einen Handel mit den Nachbaren anzufangen; alle fünfe führen ſolchen ſo vortheilhaft, daß ſie dabey alle Monat hundert Ducaten gewinnen, und von den Käufern ihrer Waaren baar an ſich bringen; ſie machen alſo einen Ueberſchlag, wie ſie ſolche anwenden wollen. Sie rechnen, daß ſie alle Tage drey Ducaten ausgeben können, und beym Schluſſe des Jahrs doch noch 105 Ducaten übrig behalten werden.

A fängt an zu bauen, und bezahlt täglich Zimmermann, Maurer, Tiſchler und ſo weiter. F ziert ſein Haus mit neuem Hausrath an Tiſchen, Stühlen, Schränken und ſo weiter. L legt ſich einen

neuen Garten an, und bezahlt Tagelöhner und allerley Handwerker. Q bittet alle Tage Gäſte, und läßt ſich dazu von ſeinen Nachbaren die Lebensmittel liefern. V mag ſich nicht gern bemühen, ſondern nur aufwarten laſſen: Es iſt ihm zu weitläuftig, auf die Art wie jene ſein Geld anzuwenden; er nimmt ſich alſo mehrere Bediente an, und zahlt ihnen täglich drey Ducaten, um ſolche an die übrigen Mitbürger weiter zu bringen; der eine von ſolchen Bedienten verſpielt ſeinen Antheil, der zweyte bringt den ſeinigen ſeinem unvermögſamen Vater; der dritte wendet ſeinen Theil an Kleidungsſtücke und weiße Wäſche; der vierte geht auf die Schenke und verſäuft ſein Geld; der fünfte hat eine Liebſte; der ſechſte läßt ſich in allerley Wiſſenſchaften unterrichten; der ſiebende iſt krank, und muß Doctor, Apotheker und Feldſcheer bezahlen; der achte ſchafft ſich Hausrath im voraus an zu ſeiner dermaleinſtigen Einrichtung.

Einmal, es werden von jenen fünfen täglich funfzehn Ducaten von neuen in den Umlauf unter die übrigen zwanzig gebracht, welche vorhin noch nicht darin geweſen waren, mithin circuliren nunmehro bey dem Schluſſe des Jahrs 5475 Ducaten mehr als vorhin. Die übrigen, wie ſie ſehen, daß ihre Einnahme ſich merklich vermehret, und daß ſie nach der von A, F, L, Q, V gemachten Einrichtung, und dem einmal angefangenen Aufwande darauf rechnen können, daß ſolcher fortdauren werde, ſuchen ſich zu ſichern, daß täglich ein Theil des Aufwandes an ſie gelangen müße.

§. 104.

XV. **Fall.** Nach dem vorigen Fall kommen täglich 15 Ducaten in den Umlauf, welche unter zwanzig

zig Familien vertheilet werden, ſo daß ein jeder einen Ducaten bekommt: Es können alſo nur funfzehn etwas erhalten, und fünfe werden ausgeſchloſſen. Diejenigen, welche ausgeſchloſſen werden, ſehen ihre Nachbaren, welche beſſere Einnahme haben, mit neidiſchen Augen an, und ſinnen auf Mittel, wie ſie den Ducaten an ſich bringen, und andre verdrängen können: Geſetzt nun, unter den zwanzig Familien wären zwey Maurer, zwey Tiſchler, zwey Schlöſſer, zwey Mahler, zwey Gaſtwirthe. A kann bey ſeinem Bau nur einen Maurer, Tiſchler, Schlöſſer und Mahler gebrauchen; So bemühen ſich erſt beyde um die Wette, um den Ruf zu haben, daß ein jeder die beſte Arbeit mache, und vorgezogen zu werden hoffen dürfe. Der von A zurückgeſetzte Maurer, wie er ſieht, daß er bey A nicht ankommt, wendet ſich an L; da dieſer keinen Maurer braucht, ſo legt er ſich auf Steinhauerarbeit, und verfertigt Statuen, welche er an L zu Auszierung ſeines Gartens anpreiſet, und dabey mehr gewinnet, als wenn er bey A als Maurer in Arbeit getreten wäre. Der zweyte Tiſchler, welcher bey A nicht zum Hausbau zugelaſſen wird, legt ſich auf zierliche Arbeit an Schränken, Stühlen und andern Hausrath, und findet bey F reichlichen Verdienſt. Der zweyte Schlöſſer, wie er mit ſeinem Handwerk nicht ſo viel verdient, zieht allerley Vieh an, und liefert ſolches nebſt Butter und Käſe an V. Der zweyte Mahler, wie er ſieht, daß zwey Mahler ſich an dem Ort von grober Mahlerey nicht nähren können, legt ſich auf Portrait- und andre feine Mahlerey; Ein jeder läßt ſich und ſeine Familie von ihm abmahlen, und bey müſſiger Zeit mahlt er feine Schilderenen, welche F zu Auszierung ſeines Hauſes anwendet. Die

beyden

beyden Wirthe vertragen ſich nachbarlich, und theilen ſich in die zu bekoſtigende Perſonen. Auf dieſe Weiſe erfolget, was wir Induſtrie und Werke des Fleißes nennen.

§. 105.

XVI. Fall. Indem nun alle zwanzig Familien eine größere beſtändige Einnahme haben, (§. 104) ſinnet auch ein jeder auf Wege, um ſeinen Aufwand zu vermehren. Keinem iſt bisanhero etwas an dem nothwendigen abgegangen; Er ſoll aber nunmehro mehr Geld ausgeben, und muß es alſo an überflüßige und entbehrliche Stücke wenden. Der erſte Maurer B fängt an, ſich und ſeine Familie beſſer zu kleiden; Er gönnet alſo dem Kaufmann, Schneider, Knopfmacher und ſo weiter mehrern Verdienſt.

Der zweyte C legt ſich Gutſchen und Pferde zu; weil er die Bewegung der Geſundheit vortheilhaft hält, fährt er alle Abend nach vollendeter Arbeit mit ſeiner Frau ſpatzieren.

Der eine Tiſchler G will nun beſſer ſpeiſen, und wenn er hört, daß Q etwas für lecker hält, ſo ſchafft er es ſich auch an. Seine Frau mag nicht mehr die ſchwere Arbeit im Hauſe und in der Küche verrichten, ſondern hält dazu ein paar Mägde.

Dem zweyten H iſt ſeiner Meinung nach der Raum im Hauſe zu enge, er bauet, bald um mehrern Raum für die nun in größerer Anzahl zu haltenden Geſellen zu haben, bald um ſeine Werkſtedte zu vergrößern, bald um einen Schoppen zu erweitern, wo er mehr Holz in Vorrath ſammlen und trocknen könne.

Der erſte Schlöſſer M will ſelber nicht weiter arbeiten, ſondern ſich einen bequemen Tag machen, hält alſo mehr Geſellen, überläßt ſolchen die Arbeit, nach-

dem

dem er ſie angeordnet hat, und legt unterdeſſen einen Garten an, in welchem er ſich beluſtiget.

Der zweyte N hat eine den Putz liebende Frau, welche des Manns Verdienſt an Vergrößerung und Verſchönerung des Staats wendet.

Der eine Mahler R findet, daß er genug verdient, wenn er des Morgens fleißig arbeitet, und glaubt es angenehmer für ſich zu ſeyn, wenn er ſich des Nachmittags einen guten Tag macht; geht alſo zu Wirthshauſe, wo er den Verdienſt vom Morgen verzehrt und verſpielt.

Der zweyte S, indem er täglich die bequem eingerichtete Zimmer von andern ſiehet, findet ſeine Wohnung zu enge und ſchlecht, bringt alſo alle Handwerker in Bewegung, um ſein Haus zu vergrößern und zu verſchönern, ob es gleich nach wie vor darin nach Firnis und Farbe riecht.

Die beyden Wirthe W, X müſſen dasjenige, was die Gäſte bey ihnen verzehren, größtentheils von den übrigen ankaufen. Indem ſie dasjenige verzehren, was die Gäſte zurück laſſen, gewöhnen ſie ſich ſelber an das Wohlleben, und ihren Gaumen an beſſere Speiſen. Sie ſchaffen ſich hübſche Kleidung an, um ſich den Gäſten zeigen zu können; Wie ſich die Gäſte vermehren, müſſen ſie mehr Stühle, Tiſche und Linnenzeug machen laſſen, und ſo weiter. Jetzt entſteht, was wir den Lůxe nennen. (§. 46)

§. 106.

XVII. Fall. Indem nun ein jeder von allen fünf und zwanzigen bauen, neuen Hausrath machen und mahlen läßt, Gärten anleget, mehrere und beſſere Kleidung anſchafft, und ſo weiter, gehet das von A,

F, L, Q, V in den Umlauf gebrachte Geld ohn Unterlaß in einem Zirkel herum, und auch unter den übrigen aus einer Hand in die andre; kommt alſo auch wieder an jene zurück, dieſe können an ſtatt 3 jetzt ſchon 6, 12 und mehrere Ducaten täglich ausgeben, und indem ſie nun mehr Geld in den Umlauf bringen, oder vielmehr die nemliche Summe öfter ausgeben, vermehren auch alle übrigen Familien ihren Aufwand, und es erfolget, was wir einen blühenden, in Aufnahme kommenden, Staat, nennen.

§. 107.

XVIII. Fall. Da jetzt ein jeder bauen läßt, und ſich ausbreitet, (§. 105) reichen die vorhandenen Handwerker nicht zu, um aller Arbeit vorzukommen; ſie bemühen ſich alſo, von andern Orten mehrere Geſellen und Gehülfen herbey zu ziehen; dies wird bekannt, und es ziehen ſich noch andere bisanhero unbekannt geweſene Handwerker her. Z. E. Perükenmacher, Poſementierer, Bildhauer, Jubelierer, und ob ſie gleich nichts als entbehrliche Stücke verfertigen, ſo wiſſen ſie doch die übrigen von der Geſellſchaft bald in den Geſchmack zu ſetzen, daß ſie ſolche unentbehrlich halten, und daß noch mehrere entbehrliche Perſonen herbeygezogen werden. Auf dieſe Weiſe wird ein Ort volkreicher.

§. 108.

XIX. Fall. Indem E und K ſehen, daß A, F, L, Q, V einen vortheilhaften Handel führen, (103) wollen ſie gern des nemlichen Gewinnſtes genießen; dazu wird aber eine Anlage an baarem Gelde erfordert, welche ihnen fehlt. Jene ankommende neue

Hand-

Handwerker brauchen gleichfalls zu ihrer Einrichtung einen Vorſchuß. A, F, L, Q, V haben baar Geld geſammlet, welches ſie übrig behielten; Man bittet ſie ſolches zu überlaſſen, ſie verlangen alſo, daß man ihnen von dem durch die Nutzung damit zu erwerbenden Vortheile jährlich etwas abgeben ſolle, und behandeln ein gewiſſes Procent; Es erfolgt demnach, was man Geld auf dem Zinsgang nehmen, heißt.

§. 109.

XX. Fall. Bisher habe ich nach dem XIV Fall angenommen, (§. 103) daß mit Nachbaren gehandelt werde, um Geld herein zu ziehen. Geſetzt aber nun, E, K, P, U, Z fangen einen Handel mit den Nachbaren zur Rechten an, und nehmen ſolchen ihre überflüßige Waaren oder ihre Arbeit gegen baare Bezahlung ab, um ſolche ihren Mitbürgern um einen theurern Preis wiederum zu verkaufen: So können ſie bey ſolchem Handel reich werden, der ganze Staat aber verliert ſo viel an baarem Gelde, ſo wie an der andern Seite viele Kaufleute zum Vortheil des Staats handeln können, ohne daß ein jeder eben beſonders gewinnet.

§. 110.

XXI. Fall. E, K, P, U, Z merken, daß durch ihren Handel der Staat ärmer werden würde, wenn ſie baar Geld zum Lande hinaus ſchicken, ſie bringen alſo ihren Nachbaren Waaren, welche von ihren Mitbürgern verarbeitet ſind, und tauſchen damit die benöthigten Stücke ein. Sie müſſen dieſe Waaren um baar Geld einkaufen; indem aber das Geld unter ihren Mitbürgern bleibt, ſo wird die Circulation un-

ter ſolchen ſtärker, die Nahrung nimmt zu, und das nothwendige wird ins Land geſchafft, ohne daß baar Geld weggehet.

§. 111.

XXII. Fall. Die Nachbaren zur linken (§. 103) lernen bald von jenen, wie übel ſie bishero gehandelt haben, ſo lange Jahre her muthwilliger Weiſe das baare Geld wegzugeben, und dafür entbehrliche Waaren anzunehmen; ſie weigern ſich alſo, von A, F, L, Q, V ferner Waaren anzunehmen, wenn dieſe nicht ſtatt baarer Bezahlung von ihren Waaren zurück nehmen wollen. A und die übrigen können zwar die angebotenen Waaren, wie im vorigen Falle, wieder abſetzen, aber nicht ſo viel gewinnen, daß ihre Mühe belohnt werde; und wenn ſie auch etwas gewinnen, ſo entziehen ſie ſolches ihren Mitbürgern, und bringen alſo kein fremd Geld mehr ins Land. Der von ihnen bis dahin geführte vortheilhafte Handel fängt derowegen an gleichgültig oder verdächtig zu werden.

§. 112.

XXIII. Fall. Der Handel wird jetzt ſo geführt, daß zur linken kein fremd Geld mehr herein kommt, (§. 111) zur rechten aber welches hinaus geht, (§. 110) mithin der Staat alle Jahr ärmer wird. Ein jeder iſt gewohnt, wohlzuleben, und ſo wie er Geld in die Hände bekommt, ſolches gleich wieder auszugeben. Einige, welche nicht mehr ſo viel Geld wie vorhin einnehmen, ſuchen den bey guten Zeiten zurückgelegten Vorrath hervor, und geben ihn aus; andere, an welche ſolcher gelanget, geben ihn geſchwind wieder in andere Hände; Es merkt alſo niemand,

mand, daß der Staat ärmer wird, vielmehr erhält der Handel mit den Nachbaren, und die ſolchen befördernde Schiffahrt mehr Verkehr, und einen öftern Umſatz des Geldes unter den Einwohnern, wie vorhin.

§. 113.

XXIV. Fall. A, F, L, Q, V merken nach einigen Jahren bey ihrem Handel, daß der Staat ärmer wird; ſie finden bey dem Schluſſe ihrer Rechnungen, daß ihre Einnahmen alle Jahr abnehmen, und daß ſie ihre Ausgaben einſchränken müſſen. Sie bemerken aber bey ihren Mitbürgern nicht, daß ſolche ihre Ausgaben gleichfalls mäßigen, ſondern ſie erfahren vielmehr, daß bey einigen der Lüxe zunehme, ſo daß einer oder anderer endlich gar zu kurz kommt, die ausgelobten Zahlungen nicht leiſten kann, und wie wir es nennen, Banquerut machen. Sie predigen alſo gegen den Lüxe.

A ärgert ſich insbeſondere über den Maurer B und den Mahler S, welche zu prächtig bauen, ihm die Handwerker aus der Arbeit nehmen und vertheuren.

F liebt zwar ſelber das weichliche Leben und ſeine Gemächlichkeit; Es ſcheint ihm aber bey dem Schlöſſer M und Mahler R ſtrafbar, daß ſolche auf ihre Gemächlichkeit denken, und ſich von der Arbeit abgeben.

L ärgert ſich, wenn er auf ſeinem Garten iſt, und einen Maurer C in der Gutſchen vorbeyfahren ſieht, da er ſelber zu Fuße hinausgehet; Es verdrießt ihn, daß dieſer das von ihm ausgegebene Geld nicht beſſer anwendet. Noch ärgerlicher iſt ihm, daß der Schlöſſer M gleich neben an einen Garten anlegt, und ihm alles nachmacht.

Q erzählt alle Mittage, daß der Tiſchler G eben ſo lecker lebe wie er, und daß er ihm das junge Federvieh, da es noch rar geweſen, weggekauft, und theurer bezahlt habe, wie es ſonſt je gegolten hätte.

V liebt die Bequemlichkeit im Hauſe, kann aber nicht aus dem Fenſter ſehen, ohne ſich über die Ueppigkeit des gegenüber wohnenden Mahlers S, oder über die übertriebene Pracht der benachbarten Frauen von dem Schlächter N zu ereifern; Noch verdrießlicher wird er, wenn er täglich ſo viele in die Wirthshäuſer ein und ausgehen ſieht.

Alle verſäumen zu erwegen, daß wie ſie ſelbſt das Geld nur eingenommen haben, um es auszugeben, alſo es auch in den Händen anderer nichts nutzet, wenn ſie es nicht ausgeben, und daß es nicht darauf ankomme, wie ſie es anwenden, ſondern daß ſie nur ausgeben, und die Circulation befordern.

§. 114.

XXV. Fall. Endlich wird V ſelber durch die unordentliche Wirthſchaft ſeiner vielen Bedienten, (§. 103) und durch den abnehmenden Handel banquerut. Nunmehro gehen die übrigen vier in ſich, und faſſen den Entſchluß, aller Ueppigkeit ein Ende zu machen, und den Lüxe zu ſtöhren. Sie ſchränken auf einmal plötzlich alle Ausgaben ein, und vermögen auch die fünf andern Mitbürger E, K, P, U, Z dazu, kein Geld weiter auszugeben, als zur höchſten Noth, vielmehr alles baare Geld, wie es an ſie kommt, beyzupacken, und da ſie bey ihren Mitbürgern keine Sicherheit glauben, ſolches außerhalb Landes auf Zinſen zu belegen. Sie nehmen alle Zehn deswegen gemeinſchaftlich die genaueſten Maaßregeln, und verbinden

ſich, daß der erſte, der ſolchem zuwider handeln und muthwillig banquerut machen würde, am Leben geſtraft werden ſolle. Die übrigen funfzehn leben noch einige Zeit von dem bey ihnen vorhandenen baaren Gelde, ſie können aber doch den Handel mit jenen nicht ganz unterlaſſen, mithin nicht hindern, daß nicht von ihrem Gelde nach und nach etwas in die Hände von jenen zehen kommt, welche ſodann den geringſten Theil nur davon zurück geben.

§. 115.

XXVI. Fall. Wären ſodann alle fünf und zwanzig Mitbürger unter ſich eins, und lieſſen das zurückbleibende Geld fleißig nach dem XXIII Fall (§. 112) aus einer Hand in die andere gehen, ſo könnten ſie bey einer geringen zurückbleibenden Summe ſich noch allemal helfen, und die nemliche vorhin gehabte Einnahme berechnen: So aber entſteht eine allgemeine Furcht, Mistrauen, und Sorgen der Nahrung, und die gar zu große Vorſicht, wodurch man einen jeden in guten Umſtänden erhalten wollen, gereicht dazu, daß ſie alle fünf und zwanzig zu Grunde gehen, wenigſtens in ihrer Nahrung und Gewerbe zurück geſetzt werden.

§. 116.

XXVII. Fall. Die fünf und zwanzig Einwohner lebten vorhin, wie ſie wenig hatten, nach dem erſten Fall (§. 90) vergnügt; Wie ihre Einnahme zunahm, breitete ſich ein jeder mehr aus; (§. 104) Nun nehmen ihre Einnahmen plötzlich ab. (§. 114) Könnten ſie ſich jetzt auf den alten Fuß ſetzen, und ihre vorige Lebensart ſofort wiederum einſchlagen, ſo würden ſie vielleicht eben ſo vergnügt oder noch ver-

gnügter leben. Es geht aber lange Zeit darauf hin, ehe ſie ſich darüber wieder vereinbaren und harmoniren können.

Die einmal an gute Kleidung gewohnte Familie des Maurers B (§. 103) kann ſich nicht ſobald überwinden, in alten Lumpen einher zu gehen, hat auch ſchon in voraus Zeug ausgenommen, welches ſie von dem nächſten gehofften Verdienſt bezahlen wollen; Schränken ſie ſich auch endlich ein, ſo entgeht den übrigen Handwerkern, welche durch ſie ihren nothdürftigen Unterhalt gehabt, der Verdienſt und das Brodt, und diejenigen, welche von dieſen wiederum gelebt haben, müſſen gar betteln.

Der Maurer C kann ſeine Pferde und Wagen bald abſchaffen; die Schmiede und Sattler, welche davon ihren gewiſſen Verdienſt hatten, erhalten nicht ſogleich andere Arbeit; Der Bauer, welcher ihm Heu, Stroh und Hafer verkaufte, iſt nun in Verlegenheit, wie er Geld löſen will, um ſeine öffentlichen Abgaben zu beſtreiten.

Der Tiſchler G kann bey Waſſer und Brodt wol eine Zeitlang leben; Es nimmt aber jetzt denenjenigen, welche ihm bisher die Lebensmittel und Holz geliefert haben, ſolche Niemand ab, da ſie auf ſolche Einnahme zu Beſtreitung des Nothwendigen gerechnet haben.

Der Tiſchler H hat in Eile gebauet, die Gebäude erfordern jährlich große Reparationskoſten; Er hat ſich Holz liefern laſſen, und verſprochen, ſolches wie es verarbeitet ſeyn würde, zu bezahlen. Jetzt verlangen die Verkäufer Geld, und Niemand läßt bey ihm arbeiten, daß er vom Verdienſt bezahlen könnte.

Der

Der Schlöſſer M kann ſeine Geſellen nicht ſofort gehen laſſen, und muß ihnen Lohn zahlen, ohne daß ſie ihm etwas verdienen: Sie gehen endlich fort, kein anderer will ſie annehmen, und ſie müſſen betteln. Sein angelegter Garten will unterhalten, und die darauf angenommenen Leute wollen bezahlt ſeyn.

Des Schlöſſers N galante Frau könnte ihren überflüßigen Staat nach einander verkaufen, wenn nur jemand ihn abnehmen wollte; Sie iſt einmal zu keiner Haushaltung gewohnt, und es entſteht eine bettelnde Familie mehr.

Der Mahler R findet auch nun des Morgens keinen Verdienſt, und muß andere, welche von ihm Geld löſen wollen, leer gehen laſſen.

Der Mahler S hat zu Verſchönerung des Hauſes, um es geſchwind fertig zu haben, Geld aufgeliehen, und iſt noch vielen Arbeitsleuten den Lohn ſchuldig.

Den Wirthen W und X hat bisher ein jeder ſeine überflüßige Lebensmittel gebracht; Sie haben vieles in Vorrath angeſchafft, welches ihnen verdirbt; Viele ihrer Gäſte ſind ihnen noch die Bezahlung ſchuldig, und ſie haben andern darauf die Bezahlung zurück gehalten. Ueberhaupt entſteht alſo eine allgemeine Zerrüttung, und man hört über Armuth, Dürftigkeit und Hungersnoth von allen Seiten her klagen.

§. 117.

XXVIII. Fall. Ich habe bisher angenommen, daß der Handel mit lauter Ducaten geführt werde. Man will ſich aber unter einander gern in geringern Summen bezahlen, und erkundiget ſich, ob nicht kleinere Münze zu haben ſey. A (§. 97) findet bey den Nachbaren kleine Silbermünze, von denen 32

Stück einem Ducaten gleich geſchätzt und angenommen werden. Er läßt ſich alſo ſtatt eines Ducaten 32 Stück davon auszahlen, und bringt ſolche nach Hauſe; Die Münze iſt ſchön, neu, glänzend, und gut geprägt; Sie gefällt ſeinen Landsleuten; Dieſe finden gemächlich, ſich damit in kleinen Zahlungen aus einander ſetzen zu können; jedermann will gern davon haben, und man giebt an A für 30 Stück einen Ducaten, oder wo er einen Ducaten zu zahlen hat, iſt man ſehr zufrieden, wenn er 30 Stück Silber giebt, worauf 12 einen Thaler ſtehet. Er behält alſo 2 Stück übrig, und gewinnet auf 15 Ducaten ſchon den ſechszehenden, mithin auf 100 Stück $6\frac{2}{3}$. Ein jeder gönnet ihm dieſen Vortheil gern, und ſieht nur auf die Gemächlichkeit, welche dieſe Münze im Handel giebt. Wer etwas einzunehmen hat, weigert nicht 30 einzwölftel Stücke ſtatt eines Ducaten anzunehmen; ja man bedingt wol gar, daß die Zahlung nicht in Golde geſchehen ſoll. A läßt ſich alſo bey ſeinem Handel mit den Nachbaren ſtets dies Silbergeld zahlen. Er löſet im Jahr 1200 Ducaten werth Silbergeld, und giebt ſie ſtatt 1280 Ducaten, alſo mit 80 Ducaten Vortheil, aus.

§. 118.

XXIX. Fall. Ein ſolcher anſehnlicher Vortheil von 80 Ducaten (§. 117) iſt reitzend für A; Ehe er alſo ſein gelöſetes Silbergeld ausgiebt, erkundigt er ſich bey ſeinen Nachbaren, wer noch Ducaten vorräthig hat, er wechſelt deren 1200 Stück an ſich, und zahlt dagegen 36000 Stück Silbermünze: Er nimmt dieſe Ducaten mit nach ſeinen Nachbaren, und ſetzt ſie gegen andere Silbermünze abermal mit 80 Du-

Ducaten Vortheil um; er hat alſo nun ſchon auf die nemliche Summe 160 Ducaten, und da er den Umſatz zum dritten und viertenmal wiederholt, gar 320 Stück, mithin $26\frac{2}{3}$ auf das Hundert gewonnen.

§. 119.

XXX. Fall. Durch die öftere Umwechſelung werden endlich die Ducaten ſeltener; man merkt es aber eben nicht, weil man ſtatt deſſen Silbergeld hat, und damit eben ſo weit kommt, bis endlich B einmal über Feld gehen, und an X für erhandeltes Korn 50 Ducaten bringen will, alſo beſchwerlich findet, daß er 1500 Stück von einer ſchweren Münze tragen ſoll, da 50 Ducaren wenig Gewicht ausmachen, und einen geringen Platz einnehmen. Er erhält nach vieler Mühe noch von andern die 50 Ducaten, und gedenkt nicht weiter daran, daß der Mangel an Gold beſchwerlich ſeyn könne.

§. 120.

XXXI. Fall. E, K, P, U, Z haben Waaren von den Nachbaren zur Rechten kommen laſſen, und ſolche bey ihren Landsleuten wieder verkauft, ſich alſo dafür Silbergeld zahlen laſſen: Sie nehmen dieſes mit, wie ſie neue Waaren holen wollen. Ihre Verkäufer haben aber eine andere Art Silbermünze, wollen alſo jene ein zwölftel Stücke nicht nehmen. E, K, P, U, Z finden ſich in großer Verlegenheit, bis ſie nach vielem Nachforſchen einen Kaufmann von den Nachbaren zur Linken antreffen, der zwar ſich bereden läßt, ihnen das Silbergeld auszuwechſeln, in der Hoffnung, es bey A wieder los zu werden, (§. 118) er giebt ihnen aber nur für 34 ihrer ein zwölftel

Stücke

einen Ducaten. Sie hatten ſich vor dieſen Vorfall nicht gehütet, ſondern nur ausgerechnet, wie viel Ducaten ihnen die Waare im Einkauf koſte, und waren zufrieden geweſen, wenn ihre Käufer für einen Ducaten 30 Stück Silbermünze zahlten; jetzt erhielten ſie für 34 Stück davou nur einen Ducaten, und verlohren alſo $13\frac{1}{3}$ auf das Hundert. Sie ſchlugen dieſen Verluſt auf die damit neu eingekaufte Waare, und verlangten für die Waare, die ſie mit einem Ducaten in Golde bezahlt hatten, 38 ein zwölftel Stücke. Jetzt empfanden alle Mitbürger, daß die Waare um $26\frac{2}{3}$ Procent aufgeſchlagen ſey, und daß ihnen ein Ducate bey dem Handel mit E, K, P, U, Z ſo viel werth ſey, wie 34 jener Stücke; jedermann wollte alſo den Ducaten nicht anders ausgeben. Es zeigte ſich nunmehro, daß die ganze Geſellſchaft bey dem vorigen Geldwechſel von A (§. 118) verlohren habe.

§. 121.

XXXII. Fall. Die Nachbaren zur Linken empfinden endlich, daß nach dem VII. Fall A und die übrigen ihnen ſeit mehrern Jahren jährlich anſehnliche Summen baar Geld entwandt haben, und daß ſie daran einen Mangel leiden; ſie ſehen kein Mittel, das verlohrne in Güte oder durch den Handel zurück zu erhalten; Sie werden darüber erbittert, und beziehen A, F, L, Q, V und deren Mitgenoſſen mit Krieg, fangen auch mit Brandſchatzen an, und laſſen ſich von dieſen monatlich 1200 Ducaten Contribution zahlen. Dieſe wiſſen in den erſten Monaten durch eine allgemeine Anlage nicht ſo viel herbey zu ſchaffen, und ſind in der größten Verlegenheit. Sie urtheilen zwar, daß unter ihnen noch baar Geld vorräthig

ſey;

ſey; Niemand will ſich aber aus Furcht damit blos geben. E vermag endlich ſeine Nachbaren zur Rechten, mit denen er in Handel ſteht, die Summe auf zween Monate herzuleihen. Nach deren Verfließung bemerkt man, daß die Feinde dieſes Geld nicht wegſchicken, ſondern damit ihre Armee bezahlen, auch zu gleichem Behuf noch monatlich Geld nachkommen laſſen; mithin daß die Gegend, des feindlichen Ueberfalls ohngeachtet, nicht ärmer ſondern eher reicher werden müßte. Man vertheilt alſo im dritten Monat gleich die zu zahlende Contribution, und läßt ſie baar aufbringen. Da das Geld gleich wieder in den Umlauf kam, ſo war ein leichtes im folgenden vierten Monat eine gleiche Summe aufzubringen, und ſo auch in den folgenden.

B, G, M, R, W ſchreien zwar darüber, daß ihnen das Geld zu ſchaffen unerträglich ſey; Es muß aber da ſeyn; und man ſieht; ohnerachtet dieſer außerordentlichen Auflagen und Ausgaben doch mehr baar Geld, ſolches auch fleißiger aus einer Hand in die andre gehen, wie vorhin. Jene machen alſo, da ſie die Noth ſehen, allerley Verkehr und Umſchläge, um von dem neben ihnen rullirenden Gelde ſo viel durch ihre Hände gehen zu machen, wie ſie zahlen ſollen; Sie zahlen die außerordentliche Auflagen, und behalten noch Geld übrig, haben auch nun die Mittel gelernet, um ſich in ihren Umſtänden ferner zu verbeſſern.

C, H, N, S, X ſind hingegen durch den Krieg wirklich ſchon ſo ruinirt, daß ihnen alle Mittel benommen worden, um irgend einen Verkehr zu treiben: Auf dem Gute von C hat das Lager geſtanden, es iſt ihm alles abfuragirt und zerſtöhrt worden, ſo daß er, wenn

wenn er neuen Nutzen von dem Gute haben will, erſt alles vor baar Geld wieder ankaufen muß. Alle Gebäude von H ſind abgebrannt, und er muß einen koſtbaren Bau unternehmen. N lebt blos von einer Beſoldung, welche anjetzo im Kriege nicht ausgezahlt wird. Alles Vieh von S hat der Feind weggenommen, er kann alſo ſeinen Acker nicht beſtellen noch bedüngen. X hat von Bücher ſchreiben, Verſe machen, und als Advocat ſeinen Verdienſt gehabt; jetzt ruhen die Chicanen eine Zeitlang und die Preſſen ſtehen ſtille; ſeine Frau, Kinder und Mägde aber ſchreien nach Brodt.

Unterdeſſen, daß dieſe über Mangel klagen, haben ihre Nachbaren D, I, O, T, Y, welche wachſamer geweſen, und ſich nicht bey ihrem gewöhnlichen Gewerbe beruhiget haben, eben durch den Krieg außerordentlichen Gewinſt gehabt. D hat Pferde an die Armee geliefert; Man bezahlt ſie ihm aus Noth theuer, und diejenigen, welche ſie ihm verkaufen, haben ſie zum Theil aus Furcht oder aus Noth gar wohlfeil zugeſchlagen. Er hat alſo bey dem Handel faſt Thaler auf Thaler gewonnen, und gleichwol bey der Armee mit ſeiner Lieferung Ehre eingelegt, ſo daß er gleich auf eine doppelte Stückzahl neue Commiſſion erhält. I übernimmt eine Furagelieferung, verdingt ſolche ſehr hoch, liefert aber das wenigſte, ſondern handelt mit den Regimentern, welche ſich ſelber das Nöthige zu ſuchen wiſſen, und zufrieden ſind, wenn er ihnen die Hälfte desjenigen für jede Ration zahlt, was ihm bezahlt worden; Er ſteckt die andere Hälfte für ſeine Mühe in die Taſche. O liefert auf eine ähnliche Art Ochſen und Hamel, welche die Eigenthümer aus Furcht der Plünderung ihm halb wegſchenken.

T lie-

T liefert die gehandelte Furage zu Schiffe an die Armee, und läßt ſich die Fracht theuer genug bezahlen. Y hat einen Handel mit allerhand kleinen Waaren, welche der Soldat täglich gebraucht; er kann nicht ſo viel Waaren anſchaffen, wie er abſetzt, und er ſetzt die Preiſe nach ſeinem Gefallen. Dieſe fünfe haben alſo am Schluſſe des Monats die 1200 Ducaten, welche ſie nebſt ihren Mitbürgern wenige Wochen vorher aufgebracht hatten, und weit ein mehreres in ihrer Verwahrſam. Sie wiſſen damit nirgends hin, und fürchten ſich, in den unſichern Zeiten baar Geld bey ſich liegen zu haben. Sie ſind froh, wenn ſie ſolches ihren Nachbaren auf Zinsgang geben können.

Jene fünf finden demnach Gelegenheit, das Nöthige aufzuleihen, und ſich damit zu helfen. C erreicht unterdeſſen dadurch nichts weiter, als daß er wieder Korn und Vieh anſchafft, und ſeinen Acker beſtellen kann, welcher ihm im zweyten Jahr bey Gelegenheit einer Schlacht abermal zerſtöhrt wird, ſo daß er anderweitig borgen muß. H bauet ſeine Gebäude zwar wieder auf, ſo wird ihm aber alles Korn abfuragirt, und das Vieh weggenommen. N, nachdem er ein Jahr gehungert hat, giebt ſich bey der Armee an, und übernimmt Lieferungen von Sattel, Stiefel und allerley Lederzeug, erwirbt ſich damit, daß er reichlich leben, ſeine Schulden bezahlen, und nun ſchon ſelber Geld ausleihen kann. S hat ſich nun Vieh angekauft, macht ſolches fett, und liefert Milch, Butter, Kälber, Fleiſch und dergleichen an die Armee. Die Weiden, welche er mit Vieh nicht betreiben können, läßt er mähen, und verkauft das Heu theuer, hilft ſich alſo damit empor. X, ein ſchlauer Kopf, giebt ſich bey dem Commiſſariat von

der

der Armee an, und wird in kurzer Zeit ſo reich, daß er ſeinen Gewinſt kaum zählen kann.

Zu gleicher Zeit hat D ſein ganzes Vermögen in die neu angekauften Pferde geſteckt, und ſchon berechnet, wie viel tauſend Thaler er darauf gewinnen will, ja er hat ſich bereits ein Gut auserſehen und vorläufig behandelt, welches er damit zu bezahlen gedenkt. Ein drittel der Pferde wird ihm, ehe ſie geliefert worden, von der andern Armee weggenommen unter dem einen drittel kommt eine böſe Krankheit, und ſie ſterben weg, und wie er den dritten Theil liefern will, wird die Armee geſchlagen, und verliehrt die Kaſſe, kann alſo nicht bezahlen; er aber hat nicht ſo viel, um die Pferde länger zu erhalten, iſt auch für viele noch ſelbſt die Bezahlung ſchuldig, weiß ſich alſo nicht zu retten, und muß ſeinen nothdürftigen Unterhalt bettelnd ſuchen.

I ſetzt ſeinen Furagehandel fort, und wie er mehr gewinnet, kann er auch größere Entrepriſen übernehmen, mithin in jedem Monat ſeinen Reichthum vergrößern.

O liefert noch weiter Vieh; er kann aber nicht ſo viel mehr wie vorhin gewinnen, und ſetzt ſeinen Handel nur eben ohne Verluſt fort: Weil das Vieh rarer wird, und die Eigenthümer aus der Erfahrung, daß die Gefahr für das Ausplündern nicht ſo groß ſey, lernen, ſo halten ſie es theurer im Preiſe.

T hat ſeinen erſten Gewinſt angewandt, um neue Schiffe zu bauen, hat auch eine große Menge Leute in Dienſten genommen, um in der neuen Campagne den Mangel, worüber die Armee in der vorigen klag-

te

te, zu erſetzen, und mit ſo viel mehrern Schiffen und Leuten alles geſchwinder tranſportiren zu können. Die Armeen ziehen ſich aber plötzlich nach einer andern Seite, und erhalten die Zufuhr durch einen neuen Weg. T hat alſo ſeine Schiffe müſſig liegen, und muß alle Leute umſonſt lohnen; Er verzweifelt indeſſen nicht, ſondern wartet, bis die Armeen zurück kommen werden; Es geſchiehet, und er erhohlt ſich wegen des erlittenen Schadens.

Y findet in ſeinem Hauſe nicht mehr ſo vielen Abſatz, nachdem die Armeen ins Feld gerückt ſind; er folgt alſo mit einem Theil ſeines Waarenlagers. Er ſteht alle Unbequemlichkeiten und Gefahren, welchen die campirende Soldaten unterworfen ſind, in Hoffnung des zu machenden Gewinſtes, willig aus; Er ſchläft zu Zeiten unter freyen Himmel auf der naſſen Erde, und behilft ſich kümmerlich, blos um mehr Geld in ſeine Gewahrſam zu bekommen. Ein Theil ſeiner Waaren wird ihm bey einem Scharmützel ausgeplündert. Er tröſtet ſich, daß er das gelöſte Geld vorher in Sicherheit gebracht, und das mehrſte behalten hat: geſchwind läßt er das Verlohrne wieder nachkommen, und ſcheuet keinen zweyten Verluſt.

So leben ſie ſämmtlich unter beſtändigen Abwechſelungen fort; der eine ſteigt, der andere fällt; der eine iſt in ſeinen Entrepriſen glücklich, dem andern geht alles verkehrt; der eine ſammlet ſich ein Vermögen, der andere verliert das wenige was er hatte; der eine klagt über Unglück, den andern macht ſein unerwartetes Glück übermüthig; der eine klagt über die Drangſalen des Krieges, wenn ſo viele andere neben ihm dadurch unvermuthet empor kommen, und ein dritter Haufen einen nahe bevorſtehenden Frieden befürchtet.

§. 122.

XXXIII. Fall. Mitten unter dieſen Abwechſelungen wird plötzlich Friede: Jetzt frolockt ein jeder, daß man der Drangſalen des Krieges überhoben und wieder zur Ruhe gekommen ſey; Man erinnert ſich mit Zittern der Sorgen und Angſt, welche die Gegenwart des Feindes veranlaßt haben; Man hört noch das Winſeln ſo vieler im Kriege unglücklich gewordener Menſchen; Der Ackersmann freuet ſich, daß er nun ſeinen Acker geruhig bauen, und hoffen kann, die Ernte ungeſtöhrt zu genießen, noch mehr aber, daß er überhoben iſt, mit Pferden und Wagen der Armee zu folgen. Der Bürger frolockt, daß er der ſo läſtigen Einquartierung überhoben iſt, und ſein Haus wieder reinigen und in Ordnung bringen kann. Der Edelmann iſt voller Freuden, daß er ſich nicht weiter der Gefahr, furagirt zu werden, ausgeſetzt ſieht; daß ſein Vieh ihm nicht weiter weggenommen wird; daß er ſeine Pferde geruhig zu Hauſe behalten, und die nöthigen Arbeiten ungeſtöhrt verrichten laſſen kann. Der Jäger hält für das größte Glück, daß die Wildbanen nicht weiter mitgenommen werden. Der Geiſtliche dankt Gott, daß er nicht weiter die im Kriege vorgehende Ungerechtigkeiten und Gottloſigkeiten anſehen darf. Der Soldat bezieht mit fröhlichem Herzen die ihm angewieſenen Standquartiere. Der Advocat überlegt, daß die Einwohner nun wieder Zeit zum Proceſſen erhalten, und die ſo lange zurückgelegten Rechtshändel fortſetzen werden; und ſo verſpricht ein jeder der übrigen ſich neue Vortheile vom Frieden.

§. 123.

XXXIV. Fall. Der Friede iſt kaum geſchloſſen, ſo

ſo wird dem Rademacher D, welcher neue Proviant- und Ammunitionskarren, Trainwagen, Laveten zu den Kanonen und ſo weiter liefern ſollen, die Arbeit aufgeſagt. Er hat dazu Holz in Vorrath geſammlet, auch verſchiedene Arbeiten im Voraus verfertiget, welche er nicht anzuwenden weiß; Auch hat er einige Monate lang vergebens mehrere Geſellen gehalten und gelohnet, und bekommt die angewandten Koſten nicht wieder; Er muß die Geſellen, weil er keine Arbeit für ſie hat, plötzlich gehen laſſen; dieſe will wegen fehlender Arbeit kein andrer Meiſter annehmen, ſie klagen alſo über Brodtmangel, und müſſen in einem fremden Lande Unterhalt ſuchen; ja einige andere Rademachermeiſter, welche im Kriege ſich niedergelaſſen hatten, müſſen, weil ihnen Niemand etwas zu arbeiten bringt, das Land verlaſſen. Die Bauren, welche ihnen wöchentlich die benöthigten Lebensmittel zugebracht, und daraus die zu bezahlenden Gefälle gelöſet hatten, kommen nun zur Stadt und finden leere Häuſer, gehen auch vergebens die Straßen auf und ab, ohne jemand zu finden, der ihnen ihre Producte abkauft. D hatte das mehrſte von dem, von Bauren angekauften, Holze erſt alsdann zu bezahlen verſprochen, wenn ihm ſeine Arbeit bezahlt würde; dieſe hatten in ſolcher Hoffnung Zahlungen zu einer gewiſſen Friſt ausgelobt, und mußten jetzt, ohne Geld zu erhalten, zurück gehen, dahingegen ſie von ihren auf die Bezahlung mit Nachdruck dringenden Gläubigern in große Verlegenheit geſetzt wurden.

Der Schmid I, welcher jene Arbeit beſchlagen ſollen, hatte dazu eine große Menge Eiſen auf den Borg erhandelt; Jetzt ſollte er es bezahlen, und hatte kein Geld; Er wollte das Eiſen ſelbſt zurück geben, der

Verkäufer aber merkte, daß er es anderweitig nicht verkaufen könne, weil ſein Waarenlager ohnehin gröſſer, als gewöhnlich, und er ſelbſt die Bezahlung denen Hütten noch ſchuldig war, er beſtand alſo auf baare Bezahlung. I mußte, um ſich nur zu retten, von dem Juden Geld aufborgen, und da er nach Jahr und Tag dieſem wieder bezahlen ſollte, und abermal kein baar Geld hatte, ſo ward ſein Haus von Obrigkeits wegen wohlfeil verkauft, und er mußte ſein Brodt kümmerlich ſuchen.

O hatte viel Geld an Officiers und Trainbediente in den Winterquartieren ausgeliehen, und ſich dagegen in der nächſten Campagne die Bezahlung in Furagequitungen verſprechen laſſen. Jetzt, da keine Campagne war, lachte ihn ein jeder aus, und er hatte das Mahnen und Nachſehen umſonſt. Er hatte aber ſelbſt das wenigſte von den ausgeliehenen Summen vorräthig gehabt, und vieles von andern aufgenommen; dieſe fielen ihm anjetzo ſämmtlich auf den Hals, und plünderten ihn aus, ſo, daß er bey andern Almoſen ſuchen mußte.

T war gewohnt, ſich durch Lieferungen große Summen monatlich zu erwerben. Er hatte, auf das in der nächſten Campagne zu erwerbende, viele Bediente angenommen, und zu Vollführung eines angefangenen koſtbaren Baues eine beträchtliche Anzahl Handwerker verdungen und angeſetzt; dieſe hatten ſich deswegen um keinen andern Verdienſt bekümmert. Jetzt da er keinen Verdienſt weiter hatte, konnte er Niemanden bezahlen. Jene waren gewohnt, von dem ihnen alle Woche richtig bislangs bezahlten Lohn und Koſtgelde ihre die Woche über gebrauchte Bedürfniſſe für ſich und ihre Frau und Kinder richtig zu bezahlen;

wie ſie aber kein Geld erhielten, wollten die Wirthe ihnen nicht weiter borgen; Sie verklagten T und ließen ihn gar hinſetzen; dadurch erhielten ſie aber kein Geld, ſondern ſollten ihn noch dazu im Gefängniß ernähren, und wurden zugleich von ihren Gläubigern bis auf das äußerſte geplaget und verfolget.

Der Schuſter Y hatte einige hundert paar Stiefeln und Schuh zu der Campagne bereit; die Regimenter wollten ſie ihm nicht abnehmen; Er fing gegen ſolche einen Proceß an, welcher endlich nach ſechs Jahren zwar für ihn entſchieden ward; Die Entbehrung der Bezahlung binnen der Zeit aber ſetzte ihn ganz in Verlegenheit, und er ward unterdeſſen banquerot.

Z hatte vor einige tauſend Thaler Speck, Butter und Fleiſch kommen laſſen, womit er den Sommer über bey der Armee marquetentern wollte; Alles blieb ihm jetzt liegen und verdarb.

U hatte ſich von dem im Kriege Erworbenen ein Haus gekauft, und gedachte darin Nahrung zu treiben, wollte alſo ſolches von dem noch weiter zu machenden Gewinſte vollends ausbauen, und den Reſt des Kaufgeldes alsdenn bezahlen; jetzt wurde, da er die Bezahlung nicht leiſten konnte, das Haus ſchon öffentlich wieder zum Verkauf angeſchlagen.

Die Bauren, welche bisher bey den Armeen das geringſte, was ſie an Lebensmitteln erübrigen konnten, theuer verkauft und einen Ueberfluß an Geld gehabt, hatten ſich zugleich gewohnt, beſſer zu leben als ſonſten. Sie giengen fleißig in die Schenken und trunken Wein; ſie legten ſich ſelber Koffeegeräth zu, und nahmen Morgens und Nachmittags dieſes Getränk. Die Wirthe und Kramer kauften ſich von allen dieſen Stücken einen großen Vorrath

an. Jetzt giengen die Armeen aus einander, kein Soldat paſſirt mehr bey den Bauren, welcher ihm etwas zu löſen geben konnte. Diejenigen, welche ihm ſonſt die Furage theuer abgekauft hatten, blieben zurück. Ueberhaupt alle Quellen, welche auf dem platten Lande bisher Geld in die Hände gebracht hatten, wurden mit einem Mal verſtopft.

In den Städten hatte bis dahin der größte Theil der Bürger entweder ein Handwerk, oder eine Handlung, oder eine Nahrung getrieben; Ein Theil hatte ſich bey dem Commiſſariat von den Armeen abgegeben, oder Lieferungen übernommen. Ein anderer Theil hatte die Bedürfniſſe der eignen Garniſon beſorget; Viele hatten Wirthſchaft getrieben, und Wein, Bier, Brantewein oder Koffe geſchenkt. Die Beſitzer eigener Häuſer zogen ein anſehnliches aus den vermietheten Zimmern und Wohnungen; der geringere Theil der Bürger verdiente ein reichliches Tagelohn, und indem ſie faſt alleſammt eine außerordentliche reiche Einnahme hatten, ſo hatten ſie ſelbſt unter einander mehr Verkehr befordert, und ihre Einnahme weiter rulliren laſſen, auch die unter ihnen gebliebene Armen reichlich verſorgt, oder zu geringern für ihre Umſtände ſich ſchickenden Arbeiten angeſetzt, und ihnen dadurch Unterhalt verſchafft, ſo daß auch dieſe vergnügt waren, und hinlängliches Auskommen hatten.

Jetzt hört der tägliche Verdienſt von einem jeden auf, und die ganze Maſchine ſtand auf einmal ſtill. Alle öffentlichen Caſſen wurden zugleich verſchloſſen, indem alle Ausgaben, welche der Krieg bisher nothwendig gemacht hatte, eingeſchränkt und eingeſtellt wurden. Der Soldat wurde auf ſeinen alten geringen Sold geſetzt; alle bey der Armee gebrauchte Bediente

diente wurden abgedankt, und giengen aus einander. Die mehrſten dieſer waren vorhin keiner großen Einnahmen gewohnt geweſen, und hatten nicht darauf gerechnet, daß die bisherige Einnahme nur auf eine kurze Zeit ſeyn würde, ſie hatten ſich unter einander zum Wohlleben und zur Verſchwendung verführt, alſo nicht allein nichts beygelegt, ſondern noch Schulden gemacht, ſich einen überflüßigen Staat angeſchafft, den Mund an beſſere Speiſen gewöhnt, und den Körper weichlicher gemacht; Sie wollten jetzt nicht wieder zu den Bauren und mittlern Stande zurück kehren; der Magen konnte ſich an die vorhin genoßene harte Koſt nicht wieder gewöhnen, und ihre Arme verſagten, ſich zu ſchwerer Laſt gebrauchen zu laſſen.

Man hörte alſo ſtatt der gehofften Freude allgemeine Klagen über Geldmangel, über fehlenden Verdienſt, über kummervolle Zeiten, über Armuth und Dürftigkeit, über die den übrigen Einwohnern zur Laſt fallenden Müſſiggänger und ſo weiter.

§. 124.

XXXV. Fall. Der Krieg hatte viele Millionen in den Umlauf gebracht, welche zu Bezahlung der beyden Armeen, und zu andern Kriegskoſten verwandt worden. Millionen, welche ſeit vielen Jahren geſammlet und in dem Schatz beygepackt worden, waren wieder hervorgeſucht und zerſtreuet, mithin in Privathände gebracht worden. Jährlich waren anſehnliche Gewichte von Silber und Gold in Münzen verkehrt, und die Menge des baaren Geldes beträchtlich vermehrt worden. Selbſt das mehrſte, was der Feind zu Bezahlung ſeiner Armeen hatte nachkommen laſſen, war in dieſer Gegend ausgegeben worden,

und gieng aus einer Hand in die andre. Mehr denn die Hälfte aller Einwohner hatten daher Gelegenheit gehabt, ihre Umſtände merklich zu verbeſſern und Geld zu ſammlen, welches ſie theils um Zinſen zu erheben ausgeliehen, theils aber bey Seite gelegt hatten, um, wenn der weitere Verdienſt nachbleiben würde, ſich damit zu helfen.

Man glaubte alſo, die Einwohner müßten glücklicher und reicher als vor dem Kriege ſeyn, weil ſie überhaupt mehr baar Geld zur Ausgabe unter ihrer Gewahrſam hatten. Man hoffte, daß alles bald wieder auf den vorigen Fuß kommen würde, wie es vor dem Kriege war, da es Niemand an Nahrung und Unterhalt fehlte. Die Klagen aber dauren einige Zeit fort.

§. 125.

XXXVI. Fall. Ein jeder muß ſich nunmehro in die Noth ſchicken, und neue Umſchläge ſuchen, um Unterhalt zu erlangen, und das benöthigte Geld herbey zu ſchaffen. Da aber alle Quellen, welche bisher das Geld im ganzen Lande ausgebreitet haben, verſtopft ſind, ſo kommt es auf Mittel an, um neue Zuflüße zu verſchaffen. Hierzu wird Zeit und Gedult erfordert.

In den verſchiedenen Kriegsjahren waren zwar große Summen ausgegeben und zerſtreuet worden; Es war aber nicht ſo vieles baares Geld in den Umlauf gebracht worden, ſondern die nemliche Summe war öffter in die erſte Kriegscaſſe zurück gekommen, und nach dem XVII. Fall wieder ausgegeben worden. Z. E. A hatte ſich dieſen Monat von der aus der Kriegscaſſe erhaltenen Bezahlung 1000 Thaler erſpart;

ſpart; und liehe ſie der Caſſe gleich wieder zu anderer Ausgabe. Sie gelangten an B, welcher ſie auch nicht weiter braucht, ſondern in dem folgenden Monat abermals die Caſſe, der es an Zuflüßen fehlt, damit aushilft; ſo gelangen dieſe 1000 Thaler in kurzer Zeit an alle fünf und zwanzig, und von ihnen Anlehnsweiſe wieder an die Caſſe. Sie berechnen ſich alle 25 ein erworbenes und baar belegtes Vermögen von 25000 Thaler, da doch in der That von dem bey der Caſſe verwahrt geweſenen Schatz erſt 1000 Thaler von neuen in den Umlauf gekommen ſind. Dieſe fünf und zwanzig haben alſo die 25000 Thaler auch nicht baar und verlangen ſie auch nicht zu haben, ſondern nur jährliche Zinſen zu genießen.

Andere haben ſich baar Geld geſammlet, ſie ſind aber bey ermangelnden fernern Zuflüßen ſparſam damit; ſie bringen alſo davon ſo wenig wie möglich in andere Hände, und es iſt ſo gut, als wenn das Geld nicht da wäre. Man hat auch bey dem Kriege viele Bedürfniſſe aus andern Ländern nehmen müſſen, dafür iſt eine beträchtliche Summe von demjenigen, was der Krieg in den Umlauf gebracht hat, baar wieder weggegangen. Nach dem Frieden läßt ſich die Zufuhr der fremden Waaren nicht ſofort ſtopfen, da ſich ein jeder nicht gleich an die vorige Lebensart gewöhnt; Mithin gehen auch noch, wenn der neue Zufluß ſchon fehlt, von dem Vorrath beträchtliche Summen weg, und die Maſſe des circulirenden Geldes vermindert ſich.

Da die Anzahl derer, das gewachſene Korn verzehrenden, Perſonen merklich abnimmt, und die übrig bleibende ſich mehr einſchränken, auch einen Mangel an Gelde empfinden, ſo ſchläft der Kornhandel und

die Kornpreiſe werden geringe; der Ackersmann kann demnach die gebaueten Früchte nicht los werden, oder muß ſie für einen ſo geringen Preis losſchlagen, daß er unmöglich dabey bleiben, und ſein Pachtgeld ſo wenig, als weniger die übrigen davon zu bezahlenden Gefälle herbeyſchaffen kann, oder er muß, um die erforderliche Summe zu verſchaffen, mehr Korn verkaufen, als er in ſeiner Haushaltung entbehren kann, ſo daß er vor der nächſten Ernte, um das ihm fehlende wieder zu kaufen, Geld aufnehmen, oder aber das Korn zu einem theurern Preis in Borg nehmen muß.

Diejenigen, welche im Kriege ruinirt worden, und Geld aufnehmen müſſen, ſollen anjetzo die Zinſen darauf bezahlen, und genießen ihre Güter bey den wohlfeilen Preiſen geringer als vorhin, ſie gehen alſo völlig zu Grunde, oder ſie müſſen ſich doch kümmerlich hinhalten, und die Handwerker und Taglöhner, welche Unterhalt von ihnen begehren, hungrig von ſich gehen laſſen, bis ſich die Umſtände beſſern, und wiederum theurere Preiſe, auch mehr Verkehr eintreten.

§. 126.

XXXVII. Fall. Die kriegende Theile konnten während des Krieges zu ihren Ausgaben nicht Rath ſchaffen, und ſuchten eine Hülfe darin, daß ſie eine neue Münze ſchlugen, welche zwar in der Aufſchrift das nemliche verſprach, im Grunde aber von den edlern Metallen kaum den dritten Theil von demjenigen enthielt, was die Aufſchrift nach dem alten Fuß anzuzeigen ſchien: Sie wurde von dem Münzherrn für voll ausgegeben und angenommen; Man bekümmerte

ſich

ſich alſo im Handel und Wandel nicht weiter um ihren innerlichen Gehalt, da ein jeder damit eben dasjenige ausrichten konnte, als wenn er Münze von beſſern Schrott und Korn hätte. Es wäre eben ſo gut geweſen, wenn man ſtatt deſſen im Handel Rechenpfennige, oder Stücke Leder, oder papierne Zettel gelten laſſen, ſo lange ſie der künftige Verkäufer ungeweigert annahm, und wiederum ausgeben konnte, ja ein jeder, der noch alte Münze hatte, gab ſolche gern gegen dieſe neue, und um einen geringen angebotenen Gewinſt oder Agio, weg, ohne zu bedenken, daß er nach dem innerlichen Werth für jeden Thaler nur den dritten Theil wieder bekam, und alſo im Grunde ſein wahres Vermögen um zwey drittel ſchwächte. Man ließ ſich durch den Schein verblenden, weil nun mehr Stückzahl gemünztes Geld in den Umlauf kam, und ein jeder ſich eine größere idealiſche Einnahme berechnen konnte.

§. 127.

XXXVIII. Fall. Nach der hergeſtellten Ruhe, und da die Ausgaben geringer wurden, fand man bey den Caſſen den Verluſt zu beträchtlich, wenn fortan ein Thaler von der neuen Münze da vor voll angenommen werden ſollte, wo vorhin ein alter, das dreyfache am Werth enthaltender Thaler entrichtet worden. Man fand auch die Gefahr um ſo größer, da einige Münzherrn fortfuhren, ihren Münzen von Jahren zu Jahren noch einen geringern Werth zu geben. Es wurden demnach alle neue Münzen ſchlechtweg verrufen, mit dem Befehl, im Handel und Wandel und in Zahlungen nichts als alte Münze zu gebrauchen: Wäre von dieſer alten Münze noch genugſamer

Vorrath geweſen, den man nur aus den Caſſen her- vorſuchen können, oder hätte man die neue Münze darin gleich wieder verwechſeln können, ſo daß ein jeder Münzherr ſeine nur Interimsweiſe ausgegebene ſchlechte, gegen gerechte Münze zurück genommen hätte, ſo wäre dem Uebel leicht gerathen geweſen. (§. 95)

Allein die alte Münze war größtentheils umge- ſchmolzen und in neue verwandelt worden. Dieſe wollte jetzt Niemand weiter nehmen; Ein jeder, der alſo noch damit verſehen war, ſahe ſie als eine verle- gene alte Waare an, welche keinen Gebrauch weiter habe; Er war froh, wenn ſich nur ein Kaufmann fand, der ihm ſeine unnütze Waare, gegen ein andres entbehrliches Stück, wovon er ſich noch einigen Nuz- zen verſprach, vertauſchen wollte. Es kam alſo dieſe neue Münze zwar auf einmal aus dem Umlauf; Sie konnte keinen Schaden weiter veranlaſſen; Aber es kam auch ſtatt ihrer keine andre Münze wieder in den Platz. Viele, die ſich kurz vorher reich geglaubt hatten, hat- ten jetzt ſo viel wie nichts, und da die Münze ganz weggeſchafft, und niemals eine Rückkehr von ihr zu hoffen war, ſo hörte auch die Einnahme für das künf- tige auf; Und das Land, welches man an baaren Eſpecen reicher geworden zu ſeyn glauben ſollen, hatte jetzt weniger baares Geld und war ungleich ärmer als vor dem Kriege.

§. 128.

XXXIX. Fall. Einige, welche großen Vorrath von dem geringhaltigen Gelde hatten, und den wah- ren Werth der Münzen einſahen, wollten ſolches doch nicht umſonſt weggeben, ſondern an deren Statt an-

dere

dere gerechte Münze wieder haben. Es fanden ſich Wechsler zum Umwechſeln. Sie wollten aber nicht einmal für 3 Thaler von jenen einen vollen gerechten Thaler zurück geben, ſondern bedungen ſich noch ein gewiſſes Agio, und lieſſen dagegen die ſchlechte Münze umprägen. Sie als einzelne machten ſich davon zwar einen Vortheil und eine baare Einnahme, die übrigen aber, welche die geringe Münze hergaben, verlohren alle mehr als zwey drittel von ihrem eingebildeten Vermögen, und ſie hatten auch davon künftig keinen rechten Nutzen, weil es zu lange daurte, ehe das faſt ausgerottet geweſene gerechte Geld ſich wieder vermehrte und ausbreitete, und ehe ſie auf eine jährliche gewiſſe Einnahme an dieſem guten Gelde rechnen konnten.

§. 129.

XL. Fall. Man hatte ſich endlich wieder von dem gerechten Gelde angeſchafft; Es war alles was von vorigen Zeiten in den Winkeln der Caſſen noch verborgen gelegen hatte, wieder hervor geſucht, und ſo viel neues jährlich dazu gemünzt worden. Es gefiel ſonderlich dieſe neue Münze auch den Nachbaren, und ſie nahmen ſolche wegen des ſichern Gehalts gern gegen ihre gewöhnliche, ſonſt nach einem andern Fuß ausgemünzte, Landesmünze. Als man ihnen aber auch von jener alten Münze zwiſchen durch gab, ſo verſuchten und verglichen ſie beyde gegen einander, und fanden, daß ſolche durch den langen, faſt hundertjährigen Gebrauch, und da ſie ſo unzählige mal durch die Finger gegangen, abgeſchabt auch zum Theil wol abgekippt war, alſo ſchon ein merkliches am innerlichen Werth weniger hielte, als die neuere

erſt

erſt eben unter der Münze weggekommenen Stücke; ſie berechneten den Unterſchied auf $12\frac{1}{2}$ auf das Hundert, und bedungen ſich alſo die Zahlung entweder in der neuen Münze, oder aber, daß bey der ältern $12\frac{1}{2}$ auf das Hundert Aufgeld gegeben werden mußte. Dieſes wurde bald bekannt, ein jeder ſchätzte überhaupt die alten Stücke um ſo viel pro Cent geringer, es wollte ſie Niemand weiter höher annehmen: Diejenigen, welche alſo von dieſer Münze noch Vorrath hatten, und ſolchen ausgeben wollten, verlohren abermal von ihrem noch übrig gebliebenen Vermögen $12\frac{1}{2}$ pro Cent, und ſo oft davon aus einer Hand in die andre gieng, circulirte ſo viel weniger, als wenn man der Münze den völligen Werth gelaſſen hätte.

§. 130.

XLI. Fall. Bey dieſem, der alten Münze geſetzten ſo viel geringern, Werth bedung ſich ein jeder lieber die Zahlung in der neuern, ſonderlich die fremden Nachbaren, und zahlten dagegen, ſo oft ſie Zahlungen hatten, nur die ältere Münze zurück. Man konnte mit dieſer im Handel mit den Nachbaren nicht mehr ſo viel, wie vorhin, ausrichten; Es ſchien daher die neuere ſich allgemählig zu vermindern, und die Nachbaren ſchickten alles, was ſich bey ihnen noch von alter Münze fand, herein, um ſich davon los zu machen. Man ſahe ſich dadurch von den Nachbaren verkürzt, und fürchtete, daß man am innerlichen Werth ärmer werden würde. Man hielt alſo nach dem Exempel der Nachbaren das einzige Mittel dagegen, der vorhandenen alten Münze gar keinen Umlauf weiter zu geſtatten. Da man das wenige was von dieſem alten Gelde bey dem vorigen Ummünzen

(§. 126)

(§. 126) noch übrig geblieben war, faſt insgeſammt bey ſich, ſolches auch nach dem XXVIII. Fall in Ermangelung genugſamer kleinen Münze zum Schäzzungszeichen zu Beförderung des Handels unter ſich nöthig hatte, und davon nichts weiter ausgemünzt werden konnte, keinen weitern Zufluß beſorgen durfte, ſo ſchien es, daß ohngefehr der V. Fall (§. 94) eintreten mögen. Jetzt und da kein Nachbar das Geld annehmen wollte, mußte ein jeder Beſitzer des alten Geldes ſolches nach dem XXXVIII. Fall als eine verlegene Waare anſehen, die ihm weiter zu nichts nutz war, und die er ſo zu reden wegſchenkte. So als wenn bey der Bank in England erklärt würde, das die vor gewiſſen Jahren ausgegebene, ſchmutzig gewordene, oder eingeriſſene, Banknoten im Umlauf nicht weiter gelten, und kein Geld darauf ausgezahlt werden ſolle. Das baare Vermögen ward alſo ſo viel verringert; und da nun anderweitig einige Tonnen Goldes von baaren Eſpecen wegfielen, welche bishero täglich aus einer Hand in die andere gegangen waren, wovon ſich alſo ein jeder täglich ſeine gewiſſe Einnahme und Ausgabe; alle Einwohner im Lande aber im Jahre eine Einnahme bis auf Millionen berechnen können, ſo entſtanden neue Klagen über Geldmangel und über den Stillſtand in der Handlung, bis erſt wieder nach Verlauf einiger Zeit dem vorhandenen geringern baaren Geldvorrath ein öfterer wiederholter Umlauf nach dem XVII. Fall (§. 106) verſchafft wird.

§. 131.

XLII. Fall. Nunmehr iſt alles wieder in Ordnung. Man unterſucht aber jetzt die öffentlichen

Caſſen;

Caſſen; man findet ihre Einnahme beynahe wie vorhin, allein ſie haben in den Kriegszeiten, da die Ausgaben außerordentlich ſtark waren, und der Krieg faſt alle Einnahme unterbrach, anſehnliche Capitalien aufnehmen müſſen, und ſollen darauf jetzt jährlich Zinſen bezahlen. Die Einnahme reicht nicht; Man verlangt alſo dazu von den Einwohnern einen jährlichen außerordentlichen Beytrag. Es wäre billig, den Beytrag von denenjenigen vornemlich einzufordern, welche im Kriege gewonnen, oder aber die gemachten Schulden veranlaßt haben, oder aber deren Vermögen am mehrſten in Gefahr geweſen iſt, und beſchützt werden müſſen. Es iſt aber nicht möglich, dieſe Claſſen recht aus einander zu ſetzen, und, wozu ein jeder Einwohner gehört, zu erkennen, mithin die Proportion, nach welcher ein jeder billig beytragen ſollte, genau zu beſtimmen. Man findet ſich alſo gemüßigt, lieber eine allgemeine, einen jeden Unterthan ohne Unterſcheid treffende, Auflage zu erwählen, wozu jeder zwar nur ein weniges giebt; indem aber alle und jede ihren Beytrag ſicher und ohne Unterſchleif monatlich liefern, ſo bringt der ganze Ertrag am Ende des Jahrs eine gewiſſe, beträchtliche, und eben diejenige Summe, welche man nöthig hat.

§. 132.

XLIII. **Fall.** Jetzt geht ein allgemeines Misvergnügen an. Ein Theil, der vorhin nichts zu den Auflagen gegeben hatte, klagt, daß man ihn mit taxirt, und unter die Auflagen zieht.

Fremde, ſonderlich diejenigen, welche nach dem Kriege erſt zugekommen ſind, wollen ſich nicht bequemen, mit zu denen ihnen nichts angehenden und vor ihrer Zeit gemachten Kriegskoſten beyzutragen.

Die-

Diejenigen, welche im Kriege ganz ruinirt worden, und von andern Beyhülfe erbitten mögten, murren, daß ſie Geld aufbringen ſollen, um denen im Kriege reich gewordenen Zinſen zu bezahlen.

Diejenigen, welche ſtarke Familien, viele Kinder, ſchwere Ausgaben, und dabey geringe Einnahme haben, beſchweren ſich, daß ſie mehr als andre beytragen müſſen, die von ihren Mitteln für ſich allein mit großer Bequemlichkeit leben.

Die in Beſoldung ſtehende Bediente finden ungerecht, daß man ſie nöthiget, von der ihnen einmal verſprochenen geringen Beſoldung monatlich ſo viel zurück zu geben.

Der Handwerker ſeufzet, daß er monatlich für ſich, ſeine Frau, Kinder, und Geſellen ſo viel als andre geben ſoll, und ſeine Handthierung nicht fortſetzen kann.

Die Kränklichen und Schwachen ſchreyen über Unbarmherzigkeit, daß ſie, da ſie nichts erwerben können, eben dasjenige geben ſollen, was die geſunden und in guter Nahrung ſtehenden erlegen.

Ja der ganze Haufen der geringern Arbeiter und Taglöhner findet die größte Unbarmherzigkeit, daß man keine Rückſicht auf ſeinen dürftigen Stand nehme, und ihm das nemliche aufgelegt habe, was der Reichſte auch gebe.

Alle dieſe Klagen werden geprüft; Man findet aber, daß wenn einem jeden, der Urſache zum Klagen zu haben vermeint, etwas abgenommen würde, alsdenn wenig Zufluß für die Caſſen übrig bleiben mögte, und daß, wenn man das jenen abzunehmende, auf andre legen wollte, erſtlich die Vertheilung ſchwer fallen mögte, auch alsdenn noch weit

mehrere und weit mehr gegründete Klagen und Nachtheil entſtehen würde.

Die fortgeſetzte Erfahrung zeigt auch, daß jene des Klagens ohngeachtet, den Beytrag mehrere Jahre lang ordentlich aufbringen, ohne daß man einen Abgang an Einwohnern, oder ſonſt einen merklichen nachtheiligen Einfluß für das Publicum daher bemerkt. Wäre die Auflage wirklich unausſtehlich, ſo würden alle diejenigen, welche es ändern können, das Land verlaſſen, die Anzahl der Armen würde merklich zunehmen, und es zeigten ſich beträchtliche Reſtanten, oder ein Abgang in der monatlichen Einnahme. Man findet aber nach einigen Jahren dieſe und die Anzahl der Einwohner mehr zu- als abnehmen, auch, da die monatlich aufzubringende Summe gleich wieder zu Zinſen ausgegeben, und von denenjenigen, die ſolche erheben, ſofort in mehrere Hände vertheilt wird, daß das Geld eigentlich gar nicht aus dem Umlauf kommt, ſondern ſofort in die vorigen Hände zurück geht, daß alſo dieſen, ſolches mehrmal in die öffentliche Caſſen zu liefern, und es durch die dritte oder vierte Hand zurück zu erwarten, um es abermal abliefern zu können, in der Folge nicht ſo gar läſtig falle, wie man es ſich anfangs vorſtellen ſollen.

§. 133.

XLIV. Fall. Man beherziget weiter dieſe Klagen der Einwohner; Man findet es wirklich drückend für ſie, daß ſie für beſtändig zu Abtragung der Zinſen jährlich ſo viel aufbringen ſollen; Man ſinnet auf Mittel, um die Schulden abzutragen, und die Mitbürger von Bezahlung der Zinſen zu befreyen. Es ſcheint

ſcheint weniger drückend, wenn dieſe ſich einige Jahre lang alle Gewalt anthun, und anſehnliche Summen zu Tilgung der Schulden aufbringen, um in der Folge von einer ſo läſtigen Ausgabe ganz frey zu ſeyn. Ein jeder Mitbürger billiget dieſen Vorſchlag, und bemüht ſich von dem bisher in dem Umlauf aus einer Hand in die andre gegangenem Gelde ſo viel wie möglich an ſich zu behalten, und in die Caſſe abzuliefern. Dadurch entgeht nun ſo vielen andern die tägliche Einnahme, woran ſie bisher gewohnt waren, und worauf ſie ſicher gerechnet hatten. Würde das aufgehobene Geld von denenjenigen, welche ihr Anlehn damit bezahlt erhalten, ſofort wieder in kleinen Summen ausgezahlt, und in die vorigen Hände zurück geliefert, ſo würde der vorige Fall eintreten, und das Publicum würde keine merkliche Wirkung davon haben.

Allein diejenigen, welche bisher bey Erhebung der Zinſen ſich ſehr wohl befunden haben, ſuchen ihr Capital anderweitig zu belegen, und vermeiden ſo lange wie möglich, es in geringen Summen auszugeben. Diejenigen, die es von ihnen annehmen, ſuchen es wieder in einer Summe anzuwenden, und ſo kann eine große Summe Jahr und Tag zuſammen liegen bleiben, oder durch eine oder andre Hand gehen, ehe ſie zerſtreuet wird, und ehe das Publicum wahren Nutzen davon hat.

Andere finden keine Gelegenheit, ihre Capitale in dem Lande zu belegen; ſie ſchicken ſolche alſo in eine entfernte Gegend; ſie erhalten zwar daher alle Jahr die Zinſen, und geben ſolche wie vorhin aus; Diejenigen, durch deren Hände bis dahin das Capital in einzelnen Summen täglich rullirt hatte, entbehren

und empfinden inzwiſchen deſſen Entfernung. Noch andere wenden die ihnen geloſete Capitale an, um auswärts Güter anzukaufen, ſie begeben ſich dahin zu wohnen, und bringen weder Capitale noch Zinſen zurück, ſo büßt das Publicum augenſcheinlich ein.

§. 134.

Das bishero angeführte ſoll mir nunmehro dienen, um daraus einige Folgen herzuleiten und zu erläutern.

Der erſte Satz ſoll ſeyn: „damit ſich viele „jährlich eine große Einnahme berechnen kön„nen, iſt eben nicht nöthig, daß viel Geld baar „vorhanden ſey und unter ihnen circulire.„

Nach dem erſten Falle (§. 90) wären zween Ducaten hinreichend, damit 25 Familien ſich eine Einnahme von 9125 Ducaten im Jahre berechnen können: Man wird einwenden; Es wäre wol kein möglicher Fall, daß ein Stück Geld ein und allemal in zweymal vier und zwanzig Stunden durch fünf und zwanzig Hände gehen könne. Bey der Bank in London geht aber die nemliche Banknote binnen vier und zwanzig Stunden wol durch eben ſo viel Hände. Meine Abſicht iſt auch nur, zu erweiſen, daß wo viele eine Einnahme von 9125 Ducaten berechnen, keinesweges erfordert werde, daß 9125 Ducaten vorhanden ſind. Wenn wir nur blos Geld an uns zu bringen ſuchen, um wiederum andere Waaren einzutauſchen, ſo könnten wir das baare Geld gar entbehren, und uns nur über andre Zeichen in Papier, Muſcheln, Steinen und dergleichen vergleichen. Es iſt aber durch die Gewohnheit ſo eingeführt, daß die mehrſten Einwohner verpflichtet werden, zu gewiſſen Zeiten

baar

baar Geld in eines dritten Hände zu liefern, ohne etwas dagegen zurück zu erhalten, und erſt dieſem dritten, oder gar dem vierten, dem das Geld von jenen zugezählt werden muß, zu überlaſſen, was für einen Gebrauch er davon machen, und ob er das Geld anderweitig in den Umlauf bringen, oder bey ſich liegen laſſen, oder außer Land ſchicken will.

§. 135.

Der zweyte Satz. „ Es macht einen Staat „ weder glücklich noch blühend, wenn viel Geld „ vorhanden iſt, ſondern nur, wenn ſolches fleißig aus einer Hand in die andre geht. „

Nach dem zweyten Fall (§. 91) geben 27 Ducaten nicht mehr Einnahme, als da nur zween vorhanden waren, und da nach dem dritten Fall (§. 92) der baare Vorrath von zween nur auf zehn ſteigt, vermehrt ſich die Einnahme gleich von 9125 auf 45625. Nach dem vierten Fall entſteht daher gleich eine größere Einnahme von 365 Ducaten, daß ein Ducaten nur eine Stunde früher ausgegeben wird, und dadurch einmal mehr im Jahr circuliren kann. Es können verſchiedene Bankiers in einem Orte ſeyn, welche Millionen des Jahrs durch Wechſel mit Nachbaren verkehren, und Tonnen Goldes gewinnen; So lange ſie ihren Gewinſt blos zu weitern Verkehr mit Fremden anwenden, empfindet man ihre Gegenwart nicht. Das Publicum hat keinen Vortheil von ihnen, als in ſo weit ſie kleinere Summen in einzelne Hände bringen, ſie können vielmehr ſchädlich werden, wenn ſie blos den Nothdürftigen gegen einen hohen Zins oder gegen Pfänder Gelder ausleihen, und ſich ihr Anlehn bald baar wieder bezahlen laſſen, um mit ihrem Gewinſt noch weiter zu wuchern.

Spanien iſt wol das Land, welches den größten Zufluß von den edlen Metallen, mithin das mehrſte baare Geld hat; Es kann ihm aber keinen rechten Umlauf geben, genießt alſo von ſeinem Reichthum nichts, ſondern ſchickt einen großen Theil davon außer Landes, ehe er einmal in dem Umlauf geweſen.

§. 136.

Der dritte Satz: „Es kann viel Geld in „einen Staat oder an einen Ort kommen, oh„ne daß man es im Umlaufe merkt.„

Wenn von neuen Geld an einen Ort kommt, iſt nöthig, daß diejenigen, an welche es gelangt, es in kleinern Summen ausgeben; es wird allemal erſt Zeit erfordert, ehe es recht in den Umlauf kommt. (§. 98) Zu Anfang iſt ein jeder, der eine unerwartete Einnahme hat, geneigt, das Geld erſt hinzulegen, (§. 96) oder man wendet es wol gar auf eine Art an, daß es, ohne weiter in den Umlauf zu kommen, gleich wieder hinausgehet; (§. 109) oder man ſucht es auf Zinſen zu belegen, um damit noch mehr Geld an ſich zu ziehen, und ſich jährlich auf das künftige von einer gewiſſen Einnahme zu verſichern. Dorimon erbte von ſeinem nach Oſtindien gegangenen und daſelbſt ohne Erben verſtorbenen Freunde hundert tauſend Thaler; das Geld ward ihm von der Compagnie in Amſterdam baar ausgezahlt. Er war ein guter Haushälter, und ſuchte damit ein Gut zu erhandeln; Ehe der Kauf zu Stande kam, muß er das Geld Jahr und Tag müßig bey ſich liegen laſſen; Es war alſo ſo gut, als wäre es gar nicht da geweſen. Endlich trat ihm Clitander ſein Gut ab, welcher wegen gemachter Schulden ſolches zu verkaufen gezwungen ward. Hätte dieſer das Geld

in die Hände bekommen, ſo würde er es bald zerſtreuet haben; Die Gläubiger aber veranlaſſeten, daß es von Gerichtswegen in Verwahr und Beſchlag genommen ward. Hier blieb es vier Jahr lang, ehe ſich die verſchiedenen Gläubiger über das Vorrecht verglichen hatten. Man wußte noch nichts von der Gegenwart des Geldes, als daß die Gläubiger vergebens nach der Auszahlung ſeufzten, und ihre Gläubiger darauf vertröſteten, dieſe aber ſchon anderweitige Zahlungen darauf verſchoben. Endlich zog der Richter für die nachſtändigen Gerichtsgebühren und Unkoſten tauſend Thaler ab, welche unter zwanzig Gerichtsperſonen vertheilt wurden, und binnen eines Monats Zeit ſchon durch zwanzig neue Hände gegangen waren. Es ging noch ein Jahr hin, ehe alle Gläubiger ſich zur Auszahlung des Geldes hinlänglich legitimirt hatten. Die Gläubiger von 50000 Thaler waren außer Landes, und zum Theil in Holland, das Geld gieng alſo wieder zum Lande hinaus, ohne Nutzen durch eine ſiebenjährige Gegenwart geſtiftet zu haben. 30000 Thaler wurden an ſolche bezahlt, welche ſchon wieder andere Capitale geloſet hatten, und dieſe lieſſen die Capitale in einer Summe weiter zuſammen. 9000 Thaler erhielt Ahibab, welcher damit ſeinen nach England gegangenen Bruder abfand, und ihm das Geld zuſandte. Die übrigen 10000 Thaler erhielt Amrah, und da er das Geld nicht anderweitig belegen konnte, ſo beſtimmte er es, um ſich ein bequemes Wohnhaus zu bauen. Dieſe Summe ward alſo geſchwind zerſtreuet, und war nebſt den erſtern 1000 Thalern das einzige von den hundert tauſend Thalern, wovon das Publicum Vortheil hatte. Wie aber das Bauen überhaupt das beſte Mittel iſt, um geſchwind

eine große Summe zu zerſtreuen, und ſolchergeſtalt in viele Hände zu bringen, daß das Geld bald weiter in den Umlauf kommt; ſo waren dieſe zehn tauſend Thaler dem Lande mehr werth, als wenn 80000 Thaler darin geblieben, und nur in großen Summen erhalten wären.

§. 137.

Der vierte Satz. „Auf gleiche Weiſe können „ große Summen zum Lande hinaus gehen, „ ohne daß das Publicum ſolches bemerket.„

Wenn nemlich das Geld nicht eben aus vielen einzelnen Händen geſammlet, und das übrige zurückbleibende deſto öfter aus einer Hand in die andere befördert wird, wie im XXIII. und XXVI. Fall. Wenn an der einen Seite baar Geld weggehet, ſo kann es an der andern Seite deſto größere neue Zuflüſſe befördern; Indem man zu ſehr auf die ſichere Verwahrung der baar vorhandenen Summe ſehen will, kann man zugleich deren Umſatz und Circulirung durch viele Hände hemmen, oder den Zufluß von anſehnlichen neuen Summen zurück halten, welche zu uns gekommen wären.

§. 138.

Der fünfte Satz. „Hingegen können geringere Summen weggehen, und man empfindet „ einen merklichen Stoß davon.

Wenn, wie im XXV. Fall, das Geld, da es eben im beſten Umlauf war, plötzlich herausgenommen wird; Oder wenn dadurch die Quellen zu flieſſen aufhören, aus welchen ein jeder ſeine tägliche Ausgabe zu ſchöpfen gewohnt iſt.

Ich

Ich habe einen Teich, woraus das im Hauſe benöthigte Waſſer zum Waſchen, Backen und Brauen, zu Tränkung des Viehes, und zu andern Bedürfniſſen geſchöpft wird, und wodurch die nebenliegenden Wieſen bewäſſert werden. Wollte ich ſolchen im Sommer ablaſſen, um zu fiſchen, wenn eben das Vieh am mehrſten durſtet, wenn große Wäſchen das mehrſte Waſſer erfordern, wenn die Wieſen eben gewäſſert werden müſſen, wenn die nächſten Quellen und Bäche, woraus man ſchöpfen könnte, eben auch trocken ſind; ſo würde ich mich in großer Verlegenheit ſehen, und das Vieh müßte für Durſt verderben. Nehme ich aber dazu eine Zeit im Frühjahr, wenn andere Quellen reichlich flieſſen, ſo kann man das erforderliche Waſſer, wiewol mit einiger Mühe und Umwege herbeyholen, bis die in den Teich geleitete kleine Wäſſergen denſelben allgemählig wiederum füllen.

§. 139.

Der ſechſte Satz. „Alle gewaltſame Mittel, „ welche plötzlich viel Geld aus dem Umlauf ziehen, ſind gefährlich, und man ſoll vorhero alle „ daherzu befürchtende Folgen genau prüfen, und „ erwegen, wie man ſich die davon zu beſorgende „ Gefahr ſo gering als möglich mache.„

Dies erläutert das eben erwehnte Exempel, und der oben (§. 130. 133) angeführte XLI. und XLIV. Fall. Bey dem letztern habe ich beſonders gezeigt, was für Folgen es haben könne, wenn man plötzlich große Summen aus dem Umlauf nimmt, um Schulden abzutragen; Es folgt daraus nicht, daß man gar keine Schulden abtragen, und dazu überall kein Geld aus dem Umlauf nehmen ſoll, ſondern nur, daß es

mit Behutſamkeit geſchehen müſſe. Es werden alle Jahr einige ihre Capitale zurück nehmen, um ſie zu zerſtreuen. Es kann das Abtragen nach gerade geſchehen, und ohne daß zu Herbeyſchaffung des Geldes gewaltſame Mittel angewandt werden.

Eine Zeit iſt dazu gelegener vor der andern; wenn nemlich das Publicum ohnedem über Geldmangel klagt, ſo ſind alle Fälle, welche die Klagen vermehren würden, doppelt gefährlich.

Daher pflegt man zu ſagen, daß wenn ein Volk das Geld, welches bisher bey ihm im Handel und Wandel rullirt hat, daraus verliert, ſeine Umſtände dadurch ungleich ſchlimmer werden, als wenn das Geld nie im Umlauf geweſen wäre, und hieraus läßt ſich allein erklären, warum anjetzo die Klagen über Geldmangel in ganz Deutſchland allgemein ſind. Der Krieg brachte große Summen in den Umlauf, welche darin nicht geweſen waren, (§. 121) wenigſtens glaubte ein jeder reicher geworden zu ſeyn. Die darauf vorgenommenen Münzveränderungen brachten plötzlich alles ſchlechte Geld wieder aus dem Umlauf, und ſtatt eines bisher gehabten Ueberflußes an ſchlechtem Gelde ſahe ſich nun ein jeder von Gelde entblößt. Gegenwärtig ſucht ein jeder Staat den im Kriege gehabten größern Aufwand durch eine gute Wirthſchaft zu erſetzen, und wiederum einen Vorrath zu ſammlen; das Geld kommt derowegen ſelten in den vorigen Cirkel zurück. Nach mehrern gewaltſamen erlittenen Veränderungen erfordert es alſo mehrere Jahre Friſt, bis das Publicum unter ſich erſt wegen eines ganz neuen Plans überein kommt, und darnach den Umlauf befördert.

§. 140.

§. 140.

Der ſiebende Satz. „Das Geld nutzet blos „ zu einem Schätzungs-Zeichen, um denen vor„ handenen Waaren einen Werth zu beſtimmen.„

Der Umlauf des Geldes beſteht alſo darin, und wird dadurch befördert, wenn ein jeder ſich beſtrebet, ſo oft wie möglich, etwas von ſeinen vorräthigen Waaren gegen Geld zu vertauſchen, blos in der Abſicht, um gegen das Geld andre Waaren einzutauſchen; Fehlt das letztere, ſo iſt es ein bloßer Handel oder Kauf, wovon das Publicum noch keinen Vortheil hat. Je öfter aber dieſer Umſatz wiederholt wird, deſto mehr nimmt der Umlauf des Geldes zu. A verkauft heute ſein Korn an B, um ſich dagegen von Z ein Kleid zu kaufen; B brennet von dem erhandelten Korn Brantewein, und verkauft ſolchen an den Wirth C, um dagegen von A anderweitig Korn, von dem übrigen aus dem Brennen gehabten Vortheil aber von D Vieh zum Mäſten, und von E eine neue Branteweinsblaſe zu kaufen. D kauft von F junges Vieh, um es auf die Weide zu treiben, bis es von B gemäſtet werden kann, F bezahlt Heu zu Futterung ſeines andern Viehes an G, dieſer erhandelt von H Gerſte, um Bier zu brauen, den Seih überläßt er an B zu Mäſtung des Viehes, das Bier aber an den Wirth C, und ſo weiter.

Wer ein mehrers von dem wahren Verhältniß des Geldes gegen die Waaren leſen will, kann nachſchlagen, Les Elémens du Commerce. à Amſterd. 1755. 8. p. 54.

§. 141.

Der achte Satz. „Je ungeſtöhrter und blü„ hender der Umſatz und Umlauf des Geldes in

„ einem

„ einem Staate iſt, deſto größere Laſten kann er „ ertragen. „

In dem letztern Kriege, da alle vorher beliebte Einſchränkungen von ſelbſt aufhörten, haben vom Feinde überzogene Provinzen, welche man ganz und gar zerſtöhrt glaubte, Tonnen Goldes aufgebracht, wo ſie vorhin und nachher bey einem blühenden Zuſtande, aber wenn weniger Geld, und dieſes mit gewiſſen Einſchränkungen, rullirte, nicht 1000 Thaler erlegen können. (§. 35) Es drücken uns keine Laſten noch Abgaben, ſo lange unſere Zuflüße zureichen, um alles zu berichtigen.

Geſetzt, ein Ackersmann muß von ſeinen Gütern im Jahr 800 Rthl. abtragen; Er kann aber gemächlich aus dem Korn und Vieh 900 Rthlr. löſen, ſo beſchwert ihn jene Abgabe nicht, indem er noch 100 Rthl. behält, um ſich und ſeine Famile zu ernähren. Man erlaſſe ihm jetzt die Hälfte ſeiner Abgaben, ſetze aber den Fall, daß der Preis des Korns und Viehes, weil die Ausfuhr außer Landes verboten worden, bis auf ein drittel falle; ſo kann er auch die 400 Thaler nicht mehr abtragen, indem er nur 300 Thaler löſet.

Ein Kaufmann legt eine Fabrik an; er muß dazu 100 Perſonen erhalten; ein jeder koſtet ihm wöchentlich 2 Thaler, alſo alle 100 im Jahr 10400 Thaler. Die auf das zur Anlage verwandte Capital zu bezahlende Zinſe, und auf den Unterhalt der Gebäude und Inſtrumente, auch ſeinen eigenen Unterhalt zu wendende Koſten betragen noch 18600 Thaler; Es arbeitet aber jeder Geſell 300 Tage im Jahr, und verdient täglich 1 Thaler, mithin kann er für 30000 Thaler Waare verkaufen, ſo erlegt er mit Freuden jene

jene 29000 Thaler, ohne ſich über ſchwere Ausgaben zu beklagen, weil er doch noch 1000 Thaler baar erſpart und zurück legt.

Er kann die Arbeiter jetzt wohlfeiler haben, ſie koſten ihm durch die Bank wöchentlich nur 1 Thaler, mithin zuſammen im Jahr 5200 Thaler: Er braucht auch, da alles im Stande iſt, zu den Nebenunkoſten nur 10000 Thaler anzuwenden, erſpart alſo bey den Koſten 13800 Thaler; der Werth der von ihm verfertigten Waare fällt aber, und er muß ſolche jetzt um die Hälfte geben, ſo hat er ſchon 200 Thaler Schaden im Jahr.

§. 142.

Der neunte Satz. „Es kann eine ſchwere „Auflage den Unterthanen angenehm ſeyn, und „mit Freuden entrichtet werden, wenn eine weit „geringere Misvergnügen und Murren veranlaßt.„

Dies erläutert der oben angeführte XLIII Fall. (§. 132) Es pflegt daher eine Auflage unangenehm zu ſeyn, welche die Einwohner auch in andern Stücken einſchränkt, und allerley Plagen ausſetzt. Z. E. Impoſte, Acciſe; Oder welche bey einer unangenehmen Gelegenheit gefordert wird, wie eine Brandſchatzung im Kriege: Oft macht der bloße Namen auch eine Steuer unangenehm, wie z. E. ein Kopfgeld. Man muß alſo bey Einführung einer Auflage mit auf die Vorurtheile und den Eigenſinn der Einwohner Rückſicht nehmen.

Bey einer freudigen Begebenheit wendet ein Einwohner an eine Illumination einige hundert Thaler mit Freuden und aus eigener Bewegung, der vielleicht

sehr

ſehr murren und ſich ruinirt glauben würde, wenn er nur zehn Thaler zu einem andern Behuf zu erlegen gezwungen würde.

Die Bürger in einer Stadt werden willig große Koſten aufbringen, um einen Kanal zu ziehen, oder eine andere Verbeſſerung zu machen, wovon ein jeder, daß dadurch die Stadt merklich in Flor kommen werde, voraus erkennet.

§. 143.

Der zehnte Satz. „Wohlfeile Preiſe machen ein Land nicht allemal glücklich, ſondern „können vielmehr ſchädlich ſeyn.„

Wir ſagen, daß alsdenn wohlfeile Preiſe eintreten, wenn wir gewohnt ſind, eine gewiſſe Menge von einer Waare gegen eine beſtimmte Münze zu ſchätzen, und ich kann jetzt gegen die nemliche Münze mehr von der Waare erhalten.

Z. E. Man iſt gewohnt geweſen, bisher einen Himten Rocken zu einem bis zwey Gulden zu ſchätzen; jetzt kann man um zwey Gulden drey Himten kaufen, ſo ſagt man, die Preiſe ſind wohlfeil; wenn ſie gleich gegen die vor hundert und mehr Jahren geweſene noch theuer ſind.

Fielen zu einer wohlfeilen Zeit alle Waaren in gleichem Verhältniß, ſo könnte es ziemlich gleichgültig ſeyn. Es fallen aber gemeiniglich nur die Preiſe von gewiſſen Stücken, die mehrſten Abgiften bleiben als ſie waren. Es muß alſo nothwendig landverderblich ſeyn, wenn der Ackersmann die nemlichen Abgiften behält, und aus ſeinen zu verkaufenden Producten weniger löſet. (§. 125)

§. 144.

§. 144.

Der eilfte Satz. „Die Ausfuhr des Gel„des läßt ſich nicht ganz hemmen, und man „hat nicht ſo ſehr Urſache, darauf zu ſehen, „daß kein Geld zum Lande hinausgehe, als viel„mehr, daß die Quellen, welche dagegen wieder „Geld herzuführen, nicht gehemmt oder geſtopft, „ſondern vielmehr erweitert werden.„

Ich muß bey dieſer Gelegenheit eine politiſche Ausſchweifung machen, wozu mir Les Memoires *de Mr. Sully* T. II. Ch. 16. p. 288 Gelegenheit geben: Er merkt mit Recht an, daß es eine der weiſeſten Anordnungen von der Vorſicht ſey, daß ſie alle Völker der Erde durch ihre gemeinſchaftliche Bedürfniſſe in eine Verbindung unter einander ſetzen wollen, ſo daß eine Gegend nur geſchickt iſt, um eine gewiſſe Sache hervorzubringen, wenn eine andere eine andre Art von Producten ihr eigen hat.

So hat Frankreich faſt an allen, in dem gemeinen Leben erforderlichen, Stücken einen Ueberfluß. Z. E. an allerley Arten von Korn und Früchten, Wein, Cider, Flachs, Hanf, Salz, Wolle, Oel und dergleichen mehr; Es könnte ſich alſo dabey beruhigen, und faſt alle Producte ſeiner Nachbaren füglich entbehren. Ihm fehlt Seide; weil das Clima in Frankreich ſchon zu kalt und feucht iſt, um ſolche mit Vortheil anzubauen; die Seidenwürmer haben in dieſer Witterung ſchon keine rechte Art und geben nur wenige und unvollkommene Seide. Die Seide iſt etwas ſehr entbehrliches, und ihr Gebrauch beſteht vornehmlich nur in einem falſchen Begrif von Pracht, den wir mit dieſem Producte eines ſchmutzi-

gen

gen heßlichen Inſects verknüpfen. Die Einwohner in den heißern Gegenden Italiens und Spaniens ernähren ſich nur aus Noth mit dem Seidenbau, weil ihnen die Gelegenheit zu einem beßern Gewerbe fehlt, ſie würden alſo nicht leben können, und Hungers ſterben müſſen, wenn ihnen nicht andre Nationen die Seide abnehmen. Ein Franzoſe muß alſo glauben, daß er, ohne ſich in Seide zu kleiden, nicht leben könne; er ſieht derowegen die Seide als ein unentbehrliches Stück an, und legt ſich darauf, allerley künſtliche Zeuge daraus zu verfertigen: Seine Nachbaren wollen alsdenn nicht ſchlechter ſeyn, und kaufen ihm wieder ſeine Zeuge ab.

Jetzt glaubt der Franzoſe, daß er ſo viel glücklicher ſeyn würde, wenn er auch die Seide ſelber anbauen, und Seidenwürmer ziehen könnte, mithin das dafür außer Landes zu ſchickende Geld behielte. Er bedenkt nicht, daß ſeine Nachbaren alsdenn vielleicht Hungers ſterben würden, und daß dieſe ihm die Seide mit weniger Koſten und wohlfeiler liefern können, als wenn er ſie ſelber zieht, und daß er, wenn er Maulbeerbäume pflanzet, wenigſtens fünf Jahr Mühe anwenden muß, ehe er ſie zum Wachsthum bringt, und daß er am Ende doch Gefahr lauft, wenn die Verſuche mislingen, ſeine Zeit, ſeine Arbeit, ſeine Mühe, und die Aufkünfte von dem dazu beſtimmten Erdreiche nebſt denen daran zu wendenden anſehnlichen Koſten zu verlieren.

Noch mehr, wenn alle Feldarbeiten, und die gewöhnlichen Beſchäftigungen auf dem Lande recht abgewartet werden, ſo bleiben keine müſſige Hände eben weiter übrig, als die es nothwendig ſeyn wollen. Bey ſolchen Umſtänden iſt es alſo gefährlich, den gemeinen

Mann

Mann zum Seidenbau aufzumuntern, und ihm Gelegenheit zu geben, daß er ein, ihm ein gewiſſes und reichliches Auskommen gewährendes, Gewerbe, nemlich den Ackerbau vertauſchen ſoll, gegen eine andere Beſchäftigung, von einem zufälligen und zweifelhaften Ertrage; um ſo mehr, da der Menſch geneigt zu ſeyn ſcheint, eine ſaure und mühſame Lebensart, wie der Ackerbau iſt, gegen eine gelindere, zu verwechſeln, welche gar keine heftige Bewegung erfordert, wie der Seidenbau. Sülly fügt noch die Anmerkung hinzu, daß die beſten Soldaten von den gemeinſten recht abgehärteten Bauren, und friſchen Handwerkern erfolgten. Wollte man an deren Platz Leute ſtellen, die nur an einer Arbeit gewohnt wären, welche Kinder verrichten könnten, ſo würden dieſe bey weiten nicht mehr ſo geſchickt zum Soldatenſtande ſeyn, welcher eine ſtarke, und durch ſolche Arbeiten unterhaltene Geſundheit erfordert, die den Körper zu Ausſtehung aller Beſchwerlichkeiten geſchickt macht. Urtheilt ein Sülly ſo von dem Seidenbau in Frankreich, welches dazu vor Deutſchland unzähliche Vorzüge voraus hat, was ſoll man denn nicht von denen ſagen, welche in Deutſchland die Anpflanzung der Maulbeerbäume und den Seidenbau anpreiſen, ja dazu große Koſten anwenden, da unſere Einwohner ſich bey den Flachs- und Wollenſpinnereyen weit beſſer befinden.

So wenig alſo großen Herren anzurathen iſt, daß ſie Koſten auf Anbauung der Maulbeerbäume wenden, ſo ſehr haben ſich billig alle Particuliers zu hüten, daß ſie nicht einen Theil ihres Ackers oder ihrer Güter zu Anlegung einer Maulbeerplantage anwenden, und dadurch den wirklich genießenden Vortheil

weggeben, in der vergeblichen Hoffnung, eines eingebildeten davon zu ziehenden größern Nutzens.

Es mag hier genug ſeyn, dies einzige Exempel zu Beſtätigung des Satzes angeführt zu haben, daß man nie ſeinen Nachbaren misgönnen müſſe, wenn ſie gewiſſe Zweige der Nahrung, oder ihre Unterthanen gewiſſe Beſchäftigungen haben, welche uns fehlen; wenn wir nur erkennen, daß wir von denen Vorzügen, welche uns die Natur, die Landesart, und die Lage des Orts anbieten, rechten Gebrauch machen, und daß es unſern Einwohnern an Beſchäftigung nicht fehlt.

Denn indem wir uns ſodann mit unſern Nachbaren in eine Verbindung ſetzen, uns durch die Vertauſchung oder Handlung unſere gemeinſchaftliche Bedürfniſſe mitzutheilen, ſo entſteht dasjenige, was wir das Commerz nennen, als dasjenige, wodurch ein Land rechtes Leben erhält, und deſſen Ausbreitung das Hauptaugenmerk einer jeden Nation ſeyn muß. (§. 45)

Da nun hiezu ein jeder Hausvater das ſeinige beytragen ſoll und muß; ſo wird nicht ganz überflüßig ſeyn, die erſten Grundſätze, worauf dabey zu ſehen iſt, hier kürzlich anzuführen. (§. 45)

Ich werde blos anführen, wie andre, die vorhin von der Handlung geſchrieben haben, das Commerz betrachten, und wie es hingegen dermalen betrachtet wird: Meine Leſer mögen ſelber darüber urtheilen; ein jeder wird ſich nach denen in ſeinem Lande angenommenen Sätzen richten, und ſolche ſo viel an ihm iſt, zu befördern trachten.

Indem man vor dieſem erkannte, daß ganze Völker nur allein durch die Handlung im Großen blühend und

und glücklich werden könnten, glaubte man auch zu finden, daß dazu nothwendig eine Verbindung mit ſeinen Nachbaren, ja auch mit den entfernteſten Völkern erfordert werde, und daß man ihnen auch ganz entbehrliche unnütze Waaren abnehmen dürfe, wenn ſie nur uns dagegen unſern Ueberfluß abnehmen.

Man ſahe die Kaufleute als die vornehmſten und nützlichſten Mitglieder in der Republik, und als die rechten Wirthſchafter an, welche alles anordnen und verfügen müßten.

Man ließ ſich von ihnen allein Geſetze geben, unterſtützte und befolgte ſie.

Man erkannte, daß wer die Vortheile der Handlung genießen wollte, ſich auch denen Geſetzen, welche die Handlung erforderte, unterwerfen müſſe, und daß dieſe Geſetze von Niemanden vorgeſchrieben werden könnten, als wer die Handlung ſelber führe und verſtehe.

Man hielt zu Beforderung der Handlung allerley Vorzüge und Freyheiten nöthig, nicht zwar eine ſolche uneingeſchränkte Freyheit, deren ein jeder misbrauchen konnte, um uns durch die Handlung zu verkürzen.

Die Kaufleute wußten aber am beſten durch eine weiſe Ordnung und eine genaue Verbindung untereinander eine ſolche Einrichtung zu machen, und ſolche Verfügungen zu treffen oder vorzuſchlagen, daß kein Fremder ſie verkürzen, oder ihnen Schaden zufügen konnte.

Man hielt ſich alſo nur glücklicher, größer und mächtiger, je nachdem man die Handlung weiter ausbreiten konnte.

Man ſuchte deswegen andre Völker und Länder mit in ſein Intereſſe zu ziehen, und ſchloß mit ſolchen ordentliche Handlungstractate und Bündniſſe.

Man beruhigte ſich nicht dabey, daß man mit nahen Nachbaren in Verbindung ſtehe; man erſtreckte die Handlung in die entfernteſten Weltgegenden. Man erweiterte zu dem Ende die Schiffahrt, und glaubte dadurch erſt recht groß zu werden.

Man erkannte, daß keine Handlung im Großen beſtehen könne, wenn man blos ſeine Waaren bey Nachbaren abſetzen will, ohne von ihnen etwas zu nehmen.

Man nahm alſo von Nachbaren Waaren an, und ſuchte deren Betrieb noch weiter zu befördern, mithin auch dadurch ſich Vortheile zu ſchaffen.

Ueberhaupt jede Nation hütete ſich, daß andre von ihrer Gutheit keinen Misbrauch machen konnten; ohne ſich in den Verdacht zu ſetzen, daß ihre Abſicht blos auf Verkürzung und Unterdrückung anderer gehe, weil ſie ſonſt befürchten mußten, daß man ſie als einen Spieler anſehen würde, der eine Bank hält, aber die Karten ſo gelegt und gemiſcht hat, daß er gar niemalen verlieren will, auch wol gar, wenn er Gefahr lauft, die Volte ſchlägt; gegen welchen alſo ein jeder ſein Geld zu wagen Scheu tragen, und den man vielmehr fliehen muß.

Die Vortheile, welche man dadurch erhielte, waren:

1) Indem dadurch die Einwohner in mehrerer Abhängigkeit unter einander geſetzt werden, erhalten ſie mehr Leben, ſie kommen in öftere und ſtärkere Bewegung, ſie erhalten mehr Beſchäftigung, ſie finden mehrere Gemächlichkeit, und mehrere Arten ſich etwas

zu

zu erwerben und zu verdienen. Viele, die ſonſt nichts um die Hand hätten, können Unterhalt haben. Es giebt alſo weniger Arme und eine ganze Nation wird belebter und höflicher.

2) Da eine Nation, welche blos einkauft und nichts dagegen liefert, den Handel nicht lange fortſetzen kann; die Zufuhr auch nicht beſtehen würde, wenn man, es ſey zu Lande oder Waſſer leer hinfahren ſollte, um blos Waaren zu holen, ſo wird eine ſich erſt auf die Handlung legende Nation, ſich auch bald mit mehrern Werken des Fleißes oder der Induſtrie beſchäftigen. Sie werden alſo ſuchen die natürlichen Reichthümer ihres Landes, nemlich die Producte der Natur, welche das Land hervorbringt, zu vermehren. Dadurch kommt der Ackerbau empor; viele Gegenden, die ſonſt unbebauet waren, werden artbar gemacht; man zieht mehr und beſſer Korn, verbeſſert die Viehzucht, und forſcht nach, ob nicht das Land noch andere Producte liefert, welche zu Gelde gemacht werden können, da der Handel jetzt alle Transporte leicht und wohlfeil macht, auch den Abſatz befördert: wie z. E. Frankreich ohne eine Handlung zu Schiffe die bey Feinmachung des Zuckers in den Zuckerſiedereyen benöthigte Deckerde nicht abliefern könnte; dieſe Erde würde alſo bey ihnen ohne allen Werth bleiben.

3) Indem die Handlung Gelegenheit giebt, mehr Land zu bebauen, ſolches auch beſſer zu bearbeiten, entſteht eine neue Gelegenheit, um mehr Arbeiter anzuſetzen, auch ſolchen beſſern Verdienſt zu verſchaffen.

4) Ein Land, welches den Ruf hat, daß viel Verkehr darin ſey, wird von allen geſucht, ein jeder gedenkt, daſelbſt auch etwas gewinnen zu können, und

beſſern Unterhalt zu finden; mithin vermehrt ſich die Anzahl der Einwohner merklich.

5) Es verdienen auch die Fremden und Durchreiſenden in Erwegung gezogen zu werden. Ein Handelsort zieht beſtändig auswärtige Kaufleute und andre Fremde hin, welche ſich theils ihrer Geſchäfte und Vortheile wegen, theils auch nur zur Veränderung daſelbſt Wochen und Monate lang aufhalten, ihr Geld verzehren, und das Verkehr befördern helfen.

6) Indem die Anzahl der Einwohner ſich vermehrt, ihre Bedürfniſſe unter einander auch ſtärker werden, ſo erhalten alle Handwerker mehr Beſchäftigung, und viele Handwerker finden Unterhalt, die ſonſt ihr Brot kümmerlich eſſen müßten.

7) Da die Handwerker mehr empor kommen; da die Anzahl der Einwohner ſich vermehrt; da viele Stücke erfordert werden, welche man ausführen kann; ſo ſinnt ein jeder mehr auf künſtliche Arbeiten oder Werke des Fleißes und der Induſtrie; Es werden alſo neue künſtliche Reichthümer im Lande erfunden, und diejenigen, welche dergleichen verfertigen, werden durch den erleichterten Abſatz aufgemuntert, auf neue Erfindungen und Verbeſſerungen in ihren Arbeiten nachzudenken. Ein jeder beeifert ſich mit den übrigen um die Wette, beſſere Waaren zu liefern, und ſich einen ſtärkern Abſatz zu verſchaffen, dadurch kommt mehr Geld ins Land, und die Einwohner werden in ihren Bedürfniſſen mit beſſern Waaren um einen geringen Preis verſehen.

8) Ueberhaupt wird die Gemächlichkeit der Einwohner durch die zunehmende Handlung merklich vermehrt, da ihnen die benöthigten Stücke dadurch beſſer, bequemer und wohlfeiler mitgetheilt werden.

9) Sie

9) Sie erhalten zwar viel entbehrliches, welches ſie zur Verſchwendung verleitet; Sie wiſſen aber dagegen ihre Werke des Fleißes, welche in Anſehung ihrer Nachbaren eben ſo entbehrlich ſind, wiederum abzuſetzen, und dadurch den durch jene etwa verurſachten Schaden reichlich zu erſetzen, und glauben es nicht wol möglich, daß jede Nation ſich blos auf das Nothwendige einſchränken laſſe.

10) Ein handelndes Volk findet vielmehr beträchtlichen Vortheil dabey, dem Entbehrlichen einen freyen Betrieb bey ſich zu verſtatten, indem es durch deſſen weitere Ausbreitung gewinnet, und die damit handelnde Kaufleute ihren Vortheil davon ziehen.

11) Man hält die Handlung für das einzige ſicherſte und beſte Mittel, um in einem Lande Geld in den Umlauf zu bringen; nemlich daß es fleißig aus einer Hand in die andere kommt, als welches zu erlangen, der Vorrath von Gelde allein nicht hinreicht.

12) Je mehr Verkehr auch an einem Ort iſt, deſto öfter geht das Geld aus einer Hand in die andre, und es hängt nur von einer weiſen Einrichtung in der Handlung ab, daß das Geld im Lande erhalten wird, ja daß noch mehr Geld hereingezogen wird, mithin daß ein Volk, wenn es auch nicht die wirkliche Balanz in der Handlung auf eine merkliche Art erhält, dennoch wenigſtens nicht beträchtlich dabey verliert.

13) Wenn durch die Handlung das Geld in einem Lande fleißig rullirt, ſo fallen die Zinſen, und diejenigen, welche ja Geld anleihen müſſen, können leicht zu Anlehnen gelangen. Ein Volk aber, bey dem der Zinsgang erſt geringe und ein überflüßiger Vorrath an Gelde iſt, erhält noch einen andern Vorzug, daß es an Nachbaren, die einen Mangel daran ha-

ben, ausleihen kann, und ſich im Grunde dieſelben dadurch unterwürfig macht; indem es die Zinſen alljährlich baar zieht, die um ſo viel ärmer werdende Schuldner aber es aus dem Umlauf verlieren. Man ſieht alſo die Arbeiter von dem aufleihenden Volk als Sclaven von dem Ausleihenden an, denen man wenige Tage im Jahre geſtattet, um ſich einen mäßigen Unterhalt zu erwerben, für ſich zu arbeiten; die übrige Zeit arbeiten ſie für ihre Gläubiger, die den ſchuldigen Tribut mit einer Schärfe einfordern, ohne ſich darum zu bekümmern, ob die Zahlende gut oder ſchlecht gelebt haben.

14) Ein die Handlung ausbreitendes Volk erhält dadurch einen feſten Fuß in andern Ländern. Es verbindet ſich andre Völker zu wechſelsweiſen Gefälligkeiten; ja es macht ſolche wol gar abhängig, und nachdem mehrere ihr gemeinſchaftliches Intereſſe mit verbundenem Eifer unterſtützen und verfechten, ſo können ſie allemal ſolche Fremde, welche ſich etwa mit ihrer Handlung einſchleichen wollten, gemeinſchaftlich abhalten, oder wegbeißen; da einem allein der Wiederſtand ſchwer fallen möchte.

15) Hat ſich ein Volk durch die Handlung Freunde gemacht, ſo darf es ſich nicht ſo leicht, wenn es auch von andern angefochten wird, fürchten. Die mit ihm in Verbindung ſtehende müſſen ihm mit Geld und Leuten beyſtehen; Ihm laufen eher Recruten zu, und es kann ſich auf alle Weiſe beſſer und ſicherer wehren.

So beſchrieben die Aeltern das Handlungsſyſtem; in neuern Zeiten, da man angefangen hat, das Recht der Convenienz einzuführen, ſieht eine jede Nation nur auf ſich, und bemühet ſich blos durch ſich ſelber

empor

empor zu kommen. Man betrachtet alſo das Geld, welches Behuf einer Handlung mit Nachbaren angewandt wird, als verlohren.

Man erweget blos die Schädlichkeit der entbehrlichen Waaren, wie die Einwohner dadurch zum Lüxe und zur Weichlichkeit angewohnt werden.

Man berechnet die Tonnen Goldes, welche für entbehrliche Waaren außer Landes geſchickt werden, und um wie viel durch deren Zurückhaltung ein Land reicher, und die Unterthanen glücklicher ſeyn können.

Man ſieht die Kaufleute als Blutigel an, welche die Einwohner zum Ankauf fremder Waaren verleiten, und das baare Geld wegſchaffen.

Die Regierungen ſchreiben alſo den Kaufleuten und der Handlung Geſetze vor, und beſtimmen die Grundſätze, nach welchen gehandelt werden ſoll. Wenn auch in der Handlung noch ſo ſehr darüber geſchrien wird, ſo weiß man voraus, daß ſolches nur durch Vorurtheile und Eigennutz veranlaßt werde, mithin keine Aufmerkſamkeit verdiene.

Man ſucht den Handel mit fremden Waaren ſo viel möglich, wo nicht gar zu hemmen, doch zu erſchweren; alles Fremde wird entweder verboten oder mit ſchweren Impoſten und Acciſe belegt. Jeder Mitbürger ſoll nur ſeine Bedürfniſſe von ſeinen Mitbürgern nehmen.

Man hofft damit zu erreichen, daß die im Lande wohnende Künſtler und Handwerker, welche ſonſt über Mangel des Abſatzes klagen, ihre Arbeiten geſchwinder und ſicherer loswerden können, daß ſie, indem ſie von ihrem Abſatz geſichert ſind, zu noch größerm Fleiß und zur Verbeſſerung ihrer Arbeiten aufgemuntert werden ſollen.

Man zweifelt nicht, in dieſer Abſicht mehr fremde Künſtler und Handwerker ins Land zu ziehen, mithin das Land mehr zu bevölkern.

Man ſchmeichelt auch den Einwohnern, daß ſie ihre Producte der Natur beſſer im Lande abſetzen können, ohne ſich um auswärtigen Abſatz bewerben zu dürfen; wie denn der Vortheil von ſelbſt in die Augen leuchtet, wenn die Landesproducte im Lande ſelber noch mehr veredelt werden, und der Gewinſt, den ſonſt andre aus dem verdienten Arbeitslohn ziehen, nicht allein im Lande bleibt, ſondern auch ſofort unter ſo vielen Einwohnern vertheilt wird.

Man betrachtet daher dergleichen Einſchränkungen als das ſicherſte Mittel, um nicht allein das im Lande vorhandene Geld darin zu erhalten, und noch mehr herein zu bringen, ſondern auch ſolches ſofort unter viele Hände zu vertheilen, und in den Umlauf zu bringen, mithin das Land von einem größern Verkehr zu ſichern.

Fängt ein Land an, dergleichen Verbote und Einſchränkungen zu machen, ſo glauben die Nachbaren, daß jene durch ſehr wol überlegte politiſche Gründe dazu bewogen worden, und daß ſie ſchlecht fahren würden, wenn ſie nicht ein gleiches einführten, oder ſie halten ſich nach dem Wiedervergeltungsrecht dazu genöthiget, um ſich nicht von jenen, welche die Verbote anfangen, ausſaugen zu laſſen und unterwürfig zu machen.

Diejenigen, welche mehr für die freye Handlung ſind, wollen nun behaupten, daß dergleichen Einſchränkungen nicht den gehofften Endzweck befordern, vielmehr oft ganz widrige Wirkungen haben. Sie berufen ſich auf die Erfahrung, und wollen daraus erweiſen:

1) Daß

1) Daß niemalen durch die Einſchränkung und den Zwang des Landesherrn die Handlung empor gekommen und ein Land blühend geworden ſey. England hat zwar viele Einſchränkungen, welche aber erſt alsdann gemacht worden, wie ſein Handel ſchon blühend war, und es alſo ändern, die mit ihm in Handel treten und von ſeinen Vorzügen mit genießen wollten, ſchon Geſetze vorſchreiben konnte; Seine Einſchränkungen ſind auch mit großer Behutſamkeit gemacht, und nicht von der Regierung, ſondern von den Kaufleuten veranlaßt worden, und werden nur von jener unterſtützt. Seine Uebermacht zur See, und ſeine Lage, da es als eine Inſel, gewiſſe Gränzen und keine Nachbaren hat, berechtigen es auch zu verſchiedenen Einrichtungen, worin andre ihm nicht folgen dürfen.

2) Daß vielmehr die Länder, wo ein Zwang eingeführt wird, leicht in eine Schläfrigkeit gerathen, und lange das nicht ſind, noch in der Folge werden, was ſie ſeyn könnten. Die Unterthanen werden mismüthig, widerſpenſtig, niederträchtig, und zu Unterſchleifen und Defrauden gewohnt.

3) Die Kaufleute werden unterdruckt; kein Fremder handelt mit ihnen, weil er nichts von ihnen zu hoffen hat, und weiß, daß er alles ihnen theurer bezahlen muß, und noch wol dazu ſchlechtere Waare erhält.

4) Auswärts haben die Kaufleute wenigern Credit, weil ſie in keiner Correſpondenz ſtehen. Da ſie doch nicht ganz ohne fremde Waare fertig werden können, ſo müſſen ſie das Benöthigte gleich baar und deſto theurer bezahlen, und erhalten die ſchlechteſte Waare.

5) Da

5) Da die Kaufleute wenigen und nur langſamen Abſatz haben, ſo müſſen ſie die Waaren höher im Preiſe halten. Z. E. Ein Kaufmann, der ſein Waarenlager alle Monat verkauft, mithin ſein darin ſteckendes Capital zwölfmal im Jahr umſetzt, genießt dieſes doch ſchon zu zwölf auf das Hundert, wenn er auch jedesmal nur ein pro Cent Vortheil nimmt. Ein anderer, der ſein Capital nur einmal im Jahr umſetzt, und doch zehn pro Cent genießen will, muß ſolches auf die nemliche Waare ſchlagen, mithin ſolche um neun pro Cent theurer verkaufen, als jener.

6) Ein Verbot auswärtiger Waaren macht die Handwerksleute und Künſtler eher träg und nachläſſig, indem ſie wiſſen, daß den Unterthanen keine Wahl bleibt, und daß ſie nothwendig ihre Bedürfniſſe von ihnen nehmen müſſen; Sie können ſogar ihren Arbeiten einen willkührlichen Preis ſetzen, und ſolche nach Gefallen vertheuren.

7) Für die ſämmtlichen Unterthanen iſt es eine höchſtunangenehme Einſchränkung, wenn ſie ihre Bedürfniſſe nicht da einkaufen dürfen, wo es ihnen am bequemſten iſt, und wo ſie die wohlfeilſten Waaren um geringere Preiſe erhalten könnten.

8) Es wird dadurch der Weg zum Schleichhandel und zu allerley Unterſchleifen gebahnet; beydes iſt dem Lande nachtheiliger, als wenn eine ungleich größere Menge fremder Waaren öffentlich herein gebracht würden.

9) Am widerſprechendſten iſt, wenn die Unterthanen gar gezwungen werden, von einer gewiſſen im Lande verarbeiteten Waare jährlich eine beſtimmte Menge zu nehmen. Ich will bey dieſer Gelegenheit nur das Urtheil anführen, welches der beühmte Sully

in

in ſeinen Memoires T. II. Chap. XXI. p. 465 von den ſchädlichen Folgen der in Frankreich eingeführten Gabelle oder des Salzhandels fället: „ Je n'ai jamais „ rien trouvé de ſi bizarrement tirannique, ſagt er, „ que de faire acheter à un particulier plus de ſel, „ qu'il n'en veut, et n'en peut conſumer, et de lui „ defendre encore de revendre ce qu'il a de trop. „ Il eſt difficile de detruire, ce que la précipitation, „ l'ignorence, et le defaut des vues dans ces anciens, „ qu'on veut nous donner comme infaillibles, ont „ mis de mal dans les premiers établiſſemens. „

10) Werden auch durch dergleichen Zwang fremde Künſtler herzuziehen bewogen, ſo ſind es gemeiniglich nur ſolche, welche andrer Orten nicht leben können, und die nur ſchlechte Arbeit machen, oder üble Mitbürger abgeben. Sie ſuchen Freyheit, Vorſchuß, und allerley Vorrechte, ſtiften lauter Monopolia, und das ganze Land muß beytragen, und ſich einſchränken, um wenige, ſich zudrängende, ſchlechte, Mitbürger kümmerlich und zu ihren Bedruck leben zu machen. (S. 107)

11) Der von dieſen veranlaßte Bedruck wird deſto empfindlicher, wenn ſie, wie faſt allemal geſchiehet, den freyen Abſatz der rohen Landesproducte an Fremde verbieten machen. Sie können ſodann den Einwohnern nach Gefallen nur den Preis der Producte ſetzen. Ein jeder nutzt hiernächſt ſeine Güter ſo viel ſchlechter; dem Lande entgeht das fremde Geld, welches ſonſt baar herein gezogen wäre; und oft bleiben die natürlichen Producte gar zur Laſt liegen.

12) Es geht alſo bey ſolchem Zwange allemal mehr Geld zum Lande hinaus, und kommt weniger herein.

Daher, wenn man ein unter dem Zwange ſtehendes Land mit andern, mehrere Freyheit genießenden, Nachbaren vergleicht, ſo werden dieſe, nach Verhältniß, glücklicher und reicher ſeyn.

13) Es folgt von ſelbſt, daß bey einem Zwange das Geld nicht ſo oft aus einer Hand in die andre kommt, alſo der Umlauf deſſelben geringer iſt; Mithin wirkt derſelbe arme Unterthanen, hemmt den öffentlichen Credit, und beraubt das Volk der vorhin erwehnten Vorzügen.

14) Durch Verbietung fremder Waaren, und da dadurch ſo viel weniger Tranſport und Durchfuhr in- und außerhalb Landes entſtehet, werden die Zölle vermindert, und es entgeht ſo vielen hundert Leuten im Lande der Unterhalt. Z. E. den Wirthen, Factoren, Fuhrleuten, Wechslern, Aufkäufern, und ſo weiter; Die Einnahme des Landesherrn verliert alſo merklich; Oder wenn ja durch neue Steuren und Impoſte der Abgang erſetzt werden ſoll, ſo geſchieht es auf eine ſo gewaltſame, landdrückende und die Unterthanen ausſaugende Art, daß bey freyem Handel die Einwohner auf eine weniger läſtige Art eine größere Summe aufbringen könnten.

15) Ueberhaupt wird ein für ſich handelnder Staat von allen Nachbaren als ein Feind angeſehen: Jedermann hütet ſich vor ihn: Er kann ſich alſo von ihnen nie einige Freundſchaft oder Beyſtand verſprechen, ſondern muß vielmehr befürchten, daß bey der erſten Gelegenheit ein jeder ihn feindlich überfallen, und ihm den durch die gemachten Zuſchläge beygefügten Tort eindrängen werde, da er denn keinen Rückhalt hat.

Bey

Bey verſchiedenen dergleichen Einrichtungen läßt ſich zu Zeiten anwenden, was in der Note zu der vorhin aus dem Sully angeführten Stelle geſagt wird: Le préjugé eſt, qu'on ne ſonge jamais au peuple en bien, et qu'au contraire, on ne touche à ſon état, que pour le rendre encore plus miſerable.

Man wird vielleicht gedenken, daß ich dieſe ſich mehr für einen Staatsmann ſchickende Betrachtung hier weglaſſen können. Ich bin aber ſolche einzuſchalten bewogen worden, da ich, wie ſchon oben erwehnt worden, mehrmalen bemerkt habe, daß Privatwirthe ſich von der Handlung unrechte Begriffe machen, und wenn ſie in die Stadt kommen, vielleicht zu Zeiten aus Nebenabſichten, Zuſchläge, Verbote und Einſchränkungen anrathen, oder darüber, daß ſolche nicht geſchehen, klagen; Mithin wenn ſie etwas zu verfügen haben, die unrechten Wege einſchlagen, oder wol gar ſelbſt ſolche Entrepriſen vorſchlagen und unternehmen, welche bald Einſchränkungen nach ſich ziehen, und ein ganzes Land ſeufzen machen. Ein jeder wahrer Patriot hütet ſich alſo billig, daß er ſich dergleichen Vorwürfe nicht zuziehe: Er wird erſt, wenn er ein neues Project machen will, ſolches und die Folgen davon nach denen hier berührten, von andern *) weiter ausgeführten, Grundſätzen auf das genaueſte prüfen.

§. 145.

*) Eben während des Abdrucks wird mir eine hieher gehörende neue kleine Schrift zugeſandt, welche den Titel hat: Handlungs-Grundſätze zur wahren Aufnahme der Länder, und zur Beförderung der Glückſeligkeit ihrer Einwohner, Coſmopolis 1768. 8. Sie verdient von allen Patrioten geleſen zu werden. Möchten doch alle dieſe Grundſätze fleißig erwegen.

§. 145.

Der zwölfte Satz. „Der Lüxe kann einem „Lande vortheilhaft ſeyn, indem er zur Indü„ſtrie aufmuntert, und vielen Mitbürgern Un„terhalt verſchafft.„ (§. 46)

Die mehrſten Politici vertheidigen den Lüxe, und finden ihn einem Lande unſchädlich. Es giebt aber auch einige, welche ihn nachtheilig halten, indem die Einwohner dadurch zu unnöthigen Ausgaben verleitet werden, da ſie ihr Geld beſſer anwenden könnten. Vielleicht könnte man von allen das ſagen, was *Freron* dans l'année litteraire von der neueſten über den Lüxe herausgekommenen Schrift: Le Diſcours de la nature et des effets du Luxe par Le P. G. B. à Paris 1768. 8. urtheilt: Il eſt aiſé d'écrire pour ou contre le luxe, mais il n'eſt pas facile de determiner les idées, qu'on doit en avoir. Oder wie *Melon* ſagt, Eſſais ſur le commerce p. 98. Les vagues declamations contre le luxe partent moins d'une ſaine connoiſſance, ou d'une ſage ſeverité de moeurs, que d'un eſprit chagrin et envieux. Melon will daher den Namen davon ſogar bey allen in der Policey oder Handlung zu machenden Anſtalten verbannt wiſſen, weil die damit verknüpfte unbeſtimmte, dunkle und falſche Begriffe gemisbraucht werden könnten, um die Indüſtrie ſelbſt in ihrer Quelle zu ſtöhren. Dennoch hört man in Geſellſchaften zum öftern über den zunehmenden Lüxe, und die dadurch gewirkte ſchädliche Folgen klagen, wenn auch die wenigſten, was ſie eigentlich darunter verſtehen, erklären können, wie wir denn auch nicht einmal im deutſchen ein Wort haben, um die damit verknüpften Begriffe anzudeuten.

Ein

Ein jeder macht ſich nach ſeinen Neigungen und nach ſeinem Temperamente einen Plan, wie einer ſeinem Stande gemäß leben ſoll, und was er nothwendig gebraucht; bemerkt er ſodann, daß ein anderer von gleichem Stande mehr zu ſeiner Gemächlichkeit anwendet, oder daß gar ein dritter von geringerm Stande das nemliche thut, ſo nennt er dieſe ſeiner Meinung nach überflüßige oder übertriebene Ausgaben, Lüxe. Z. E. die Vornehmern eſſen gemeiniglich Weißbrot, und glauben zu Zeiten das ſchwarze Rokkenbrot nicht wol vertragen zu können; ſehen wir aber einen Menſchen von geringern Stande, der arm iſt, oder wie wir zu ſagen pflegen, nicht einmal das liebe Brot im Hauſe hat, und dennoch nichts als Weißbrot eſſen will, ſo nennen wir ſolches Lüxe. Wenn ein geringer Handwerksmann oder ſeine Frau ſich eben ſo gut kleiden, oder wenn ſie eben ſo lecker ſpeiſen, oder ihr Haus eben ſo prächtig ausſchmücken, wie Vornehmere, ſo nennen wir es Lüxe.

Der Lüxe ſetzt alſo eigentlich nichts ſtrafbares voraus, ſondern nur etwas übertriebenes; Eine gewiſſe übel angewandte Eitelkeit; Ein aus dem Hochmuth fließendes Beſtreben, ſich andern gleich zu ſtellen.

Einer, der dem Lüxe ergeben iſt, beleidigt eigentlich nicht diejenigen, denen er ſich gleich ſtellen will, als welche ſehr gleichgültig darüber ſeyn können; Er macht ſich ſelber nur verächtlich und lächerlich; Man kann ihn nicht zur Verantwortung ziehen, denn wenn er ſo weit geht, daß er dadurch alles verzehrt und noch Schulden macht, ſo bleibt es kein bloßer Lüxe mehr, ſondern es wird zur Verſchwendung, worauf die Geſetze Strafe ſetzen.

Am ſchicklichſten wäre noch im Deutſchen ſtatt des Worts Lüxe das Wort **Pracht** zu gebrauchen, wiewol wir dieſes in etwas weiterm, und auch in erlaubtem Verſtande nehmen, um das anzuzeigen, was die Franzoſen Magnificence nennen; nemlich einen ſtarken erlaubten und in die Augen leuchtenden Aufwand.

Der Lüxe iſt hingegen eine übel angewandte, und oft nur wenig ſchimmernde Nachahmung von ſolchen, für welche ſich in Anſehung ihres Standes oder ihrer Einnahme keine Pracht ſchickt; wenn nemlich der Bauer es einem Bürger, der Bürger dem Vornehmen, und dieſer den mehr Erhabenen es gleich thun will.

So lange ein jeder es ausführen kann, iſt alſo der Lüxe einem Staate nicht ſchädlich; Man ſtoßt ſich aber daran, daß ſich ſo viele Familien dadurch ruiren. Betrachten wir jedoch den Lüxe in dem ganzen Zuſammenhange, ſo iſt er bey weitem nicht ſo nachtheilig, als wenn alle Einwohner in einem Staate ſich auf das Nothwendige einſchränken, alles, was ſie nur einiger Maaßen entbehren können, verbannen, mithin blos frugal leben wollen. (§. 43) Denn wie **Melon** ſagt, was ſchadet es endlich dem Staat, wenn ein Bürger ſich durch ſeine abgeſchmackte Eitelkeit ruinirt und zu Grunde geht, indem er ſeinem reichern Nachbaren alles nachmachen will: Es iſt die wolverdiente Strafe ſeines Neides, und ſo viele mehr ſchätzbare und dem Staat mehr nützliche Handwerker ernähren ſich unterdeſſen davon; Hätte jener ſein Geld behalten, ſo wäre er zwar in dem Vermögen geblieben, einen Aufwand zu machen; dem Staat aber war nichts damit gedient. Durch den Ruin einer einzigen Familie kommen hingegen zwanzig andre empor, und erhalten

reich

reichlichen Unterhalt, da ſie ſonſt kümmerlich leben müßten.

Iſt ein Kaufmann unvorſichtig genug, an ſolche Credit zu geben, welche dem Lüxe ergeben ſind, und dieſe dadurch, ſo wie ſich ſelber in Gefahr zu ſetzen, ſo verliert das Publicum dabey wieder nichts. Faſt alle Londner Zeitungsblätter enthalten Liſten von Kaufleuten, welche banquerot geworden ſind, deswegen kommt der Handel noch immer mehr in Aufnahme.

Einer der höchſten Grade in der Pracht und im Lüxe iſt, wenn wollüſtige Menſchen einen Vorzug darin ſuchen, bey einem Gaſtgebot ihren Gäſten allerley, oft abgeſchmackte, Gerichte vorzuſetzen, deren ganzer Werth darin beſteht, daß ſie ſolche koſtbar eingekauft haben. Z. E. bey hartem Froſt getriebene Früchte und Blumen.

Was hat man aber für Urſache, über dergleichen im Grunde thörigten Aufwand zu ſchreien? Wäre das Geld im Kaſten liegen geblieben, ſo wäre es als todt für die Geſellſchaft anzuſehen. Jetzt erhält es der Gärtner, der es mit ſeinem ſauren Fleiß verdient hat, und zugleich zu neuen Fleiß aufgemuntert wird. Seine faſt nacket gehende Kinder werden davon gekleidet; andre von ihm mit zugezogene Taglöhner können ſich nun ſatt eſſen, befinden ſich beſſer, und arbeiten mit einer frohen Zuverſicht auf das künftige: Man pflegt bey dergleichen Aufwand zu wünſchen, daß das unnütz angewandte Geld lieber an Arme gegeben würde, bey denen es jedoch nur dienen würde, um ſie in ihrem faulen Müſſiggang zu ſtärken, und die es auf eine ſchlechte Art verzehren würden.

Uns wäre, wenn wir Kalbfleiſch eſſen wollen, ein magres Kalb hinreichend, welches wir für einen bis

zween Gulden kaufen könnten; ſo erhielte aber auch der arme Bauer oder Pächter, welcher das Kalb erzieht, nicht mehr als dies wenige Geld in ſeine Hände, und könnte auch nicht mehr ausgeben. Jetzt aber, da Vornehmere eckelhaft finden, ſolch magers Fleiſch in den Mund zu nehmen; da ſie alſo kein ander Fleiſch eſſen wollen, als welches recht weiß und fett iſt, und da ſie, wenn ihnen der Schlächter nur gut Fleiſch liefert, um den Preis ſich nicht leicht bekümmern; ſo kann der Schlächter von dem Bauren die Kälber um zehn und mehrere Thaler kaufen, und dem Fleiſch mehr nach Gefallen einen Preis ſetzen. Der Bauer weiß alſo, daß er nicht nöthig hat, ſein Kalb, ſo wie es jung wird, um einen halben Gulden oder Thaler zu verkaufen; ſondern daß, wenn er ſolches mehrere Wochen lang fort tränkt, ihm eine jede Woche mit einem Thaler vom Schlächter bezahlt wird, und daß, wenn er alsdenn ein andres junges Kalb wiederum bey die Milch ſetzt, ihm nach ſo viel Wochen eine gleiche Einnahme gewiß ſey. Er kann alſo ſeine Ausgaben voraus ſicher beſtimmen, und bey einer anſehnlichen neuen Einnahme ſtärkern Aufwand machen. Der Schlächter, indem er Kälber von achtzig bis hundert Pfunden ſchlachtet, kann, wenn er nur auf jedes Pfund einen mäßigen Vortheil nimmt, doch ungleich mehr gewinnen, als bey Kälbern von etwa zwanzig Pfund. Nunmehro hören geringe Handwerksleute, welche ſonſt vielleicht bey Waſſer und Brot gearbeitet, und ſich etwas erübriget haben, daß Vornehmere nur fettes Kalbfleiſch eſſen; ſie wollen nicht ſchlechter ſeyn, und bieten, damit ſie ſicher ſind, daß der Schlächter ihnen auch vom beſten Fleiſch gebe, vier Pfennige für ein Pfund mehr, als ihm

ihm von den Vornehmen bezahlt wird: Dies iſt ein Luxe; aber was ſchadet er? Der Schlächter kann nun drey Kälber ſchlachten, wo er ſonſt nur eins abſetzen konnte; die Landwirthe in der Nachbarſchaft legen ſich nun mehr auf die Viehzucht; es werden jetzt auf dem Lande dreyßig ſtatt zehn Thaler ausgetheilt, und der Schlächter läßt von ſeinem beträchtlichen Gewinn ſo viel mehrere Familien leben, ſo daß ſie auch Fleiſch eſſen können, wenn auch jene Handwerksleute durch ihren unzeitigen Luxe ſich wieder dahin bringen, daß ſie die folgenden Tage bey Waſſer und Brot leben müſſen.

Eine andre Art von Luxe, wogegen am heftigſten gepredigt wird, iſt die Kleiderpracht. Sie ſcheint auch wirklich mit am gefährlichſten zu ſeyn, weil die koſtbaren dazu zu nehmenden Zeuge aus fremden Ländern herkommen, und große Summen baaren Geldes aus dem Umlaufe ziehen. Handel und Wandel im Lande ſelber aber dadurch nichts gewinnt, vielmehr verliert, indem wir die im Lande oder in der Nähe gemachten geringen Zeuge zu verachten, und nur das Fremde und neue zu ſuchen pflegen.

Man findet derowegen in vielen Ländern Kleiderordnungen, und wo ſolche fehlen, pflegt man ihren Mangel als einen politiſchen Fehler anzuſehen.

Sollte man aber wol gründlich erweiſen können, daß ein Land durch eine eingeführte Kleiderordnung wirklichen und weſentlichen Nutzen gehabt habe, nemlich daß es nach Verlauf von zehn oder zwanzig Jahren in glücklichere Umſtände gerathen ſey, als vorhin, und wie ſich alsdenn ſeine Nachbaren befinden, welche eine völlige Freyheit genoßen haben?

Ich müßte mich ſehr irren, ſonſt wird die Erfahrung allemal das Gegentheil erweiſen, und die letztern werden ſich in ungleich glücklichern und geſegnetern Umſtänden befinden.

Man will angemerkt haben, daß die Länder und Städte, wo bey Hofe ein außerordentlicher Aufwand wol gar zum Bedruck der Unterthanen geſtiegen iſt, dabey dennoch blühend, lebhaft, reich und glücklich geweſen; ſo wie hingegen die darauf folgende Einſchränkungen gleichſam eine plötzliche Erſtarrung in dem Blute der Einwohner veranlaßt, mithin mehrere gedrückt als erleichtert und die Armuth vermehrt haben.

Wenn einige Einwohner eines Orts in der Kleidung einen übertriebenen Aufwand machen, ſo unterſcheiden ſie ſich merklich, fallen alſo vorzüglich in die Augen, man ſpricht viel davon, und ſie werden ſehr gefährlich angeſehen. Vergleicht man aber ihre Anzahl gegen die ganze Menge der Einwohner, ſo wird man übereinkommen, daß die Anzahl von jenen gegen den größten Haufen in keinen Betracht komme. Denn die allermehrſten werden in ihren billigen Schranken bleiben, und es iſt bedenklich, wenn man, um einige wenige in ihren Ausſchweifungen zu hemmen, alle übrige in Ordnung lebende Mitbürger auf eine unangenehme Art einſchränkt, und der Gefahr der Strafe ausſetzt.

Was hilft es aber, wenn man, um einige wenige Unterthanen von abgeſchmackten Ausgaben zurück zu halten, auch alle übrige in die Umſtände ſetzt, daß ſie nach einigen Jahren auch die nothwendigen Ausgaben nicht ohne Beſchwerde herbey ſchaffen können?

Wäre es ſo gar gefährlich, wenn für fremde Kleidungsſtücke das Geld ohne Unterſchied zum Lande hinausgelaſſen wird, ſo müßte man in denen Provinzen, welche ſeit unzählichen Jahren dergleichen Freyheit genoßen haben, eine merkliche Abnahme an baarem Gelde, in der Nahrung, und im Gewerbe bemerken. Ein jeder mag deswegen in ſeinem Lande ſelber Anmerkungen machen.

Mir kommen dergleichen Einſchränkungen ſo vor, als wenn unſere Forſtbediente, um die gepflanzten Stämme beſſer in die Höhe wachſen zu machen, ihnen unten alle Zweige ſorgfältig wegnehmen, damit ſie nicht die Nahrung wegſaugen ſollen, und damit der Saft ungehindert in die Höhe ſteigen könne; Sie bedenken nicht, daß dieſer erſt durch mancherley Umwege und Gefäße circuliren muß, ehe er ſo weit gereinigt und verdickt wird, daß er neue Theile anſetzen kann, daß eben dazu die untern Zweige und Blätter erfordert werden und nothwendig ſind, daß alſo deren Wegnehmung und die dadurch verurſachten Wunden, nebſt der veranlaßten Alteration in dem Laufe des Safts dem Wachsthum eben ſo hinderlich ſind, und daß es ſich damit beynahe ſo verhalte, als wenn man einen Kapaunen aufſetzt, um ihn zu mäſten, läßt ihm aber erſt alle Federn ausraufen, damit er deſto geſchwinder und mehr fett anſetzen könne, weil die Federn ſonſt einen großen Theil der Nahrungsſäfte einſchlucken mögten.

Einmal, die größte Glückſeligkeit, und die Aufnahme eines Staats hangen von einer billigen Freyheit ab, und von dem damit verknüpften öftern Umſatz des Geldes. Wenn noch ſo große Summen baaren Geldes in einem Lande vorhanden ſind, auch zu

ten Einſchränkung und dabey zum Grunde liegenden guten Abſicht rechten Gebrauch machen, als vielmehr was für beträchtlichen Schaden das Publicum in der Folge nothwendig leiden würde?

Ich verwerfe deswegen nicht alle Einſchränkungen: Es können einige einem Staate nützlich und nothwendig ſeyn, allein, ſo muß entweder die ganze Kaufmannſchaft und die Handlung im Großen, aber kein Nebenintereſſe, ſolche anrathen, und die Einwohner müſſen ſchon von ſelbſt darauf geführt werden. Gewaltſame Mittel werden ſelten gute Wirkung haben. Ein anders iſt auch, einem anfangenden Uebel durch dienliche Mittel vorzubauen, ein anders eine einmal eingeriſſene Gewohnheit abzuſchaffen.

Das von mir hier in Anſehung der Pracht und des Lüxes geſagte, iſt in einer, in den Hamburgiſchen Addreßcomtoir Nachrichten von 1768 im 36 = 38 Stücke, eingerückten leſenswürdigen Abhandlung, welche durch des *Browe* Examen des moeurs et des principes du Tems, *London* 1759 veranlaßt worden, weitläuftiger ausgeführt, und darin erwieſen worden, daß man ohne Grund für Frankreich eine Gefahr aus der Pracht befürchten wolle.

Seit dem die neue Welt entdeckt, und in neuern Zeiten die Schiffahrt ſo gar merklich vermehrt worden, werden aus den andern Welttheilen allerley entbehrliche Stücke in erſtaunlicher Menge nach Europa geführt, wovon ich nur den Koffe, Thee, Zucker und das Porcelain nennen will; Man ſollte glauben, daß die Summen Geldes, welche für dieſe entbehrliche Stücke weggeſchickt werden, ins unendliche gehen müßten. Iſt aber Europa ſeit dem ärmer geworden? die Erfahrung zeigt das Gegentheil. Alle Län-

der

der ſind volkreicher, blühender und lebhafter; die Schiffahrt iſt in neuern Zeiten über die Hälfte vermehrt worden; Es circulirt mehr baar Geld; die Handlung kommt empor; Künſtler und Handwerker werden mehr ausgebreitet.

Die mit ihren Schiffen den Handel zur See führende Nationen haben zwar den größten Vortheil; wäre aber dieſer Handel den übrigen ſo nachtheilig, als man ſich einbildet, ſo müßte man, nachdem er an die hundert Jahr fortgeſetzt worden, in einem oder andern Lande deutliche Spuren, und eine merkliche von Jahren zu Jahren zunehmende Armuth zeigen können. Wir werden allemal wieder auf den Satz zurück kommen, daß die Einſchränkung und das Verbot des auswärtigen Handels ſchädlicher ſey, als der Handel ſelbſt.

Auara manus portus claudit; et cum digitos contrahit, nauium ſimul vela concludit; merito enim illa mercatores cuncti refugiunt, quæ ſibi diſpendia eſſe cognoſcunt.

Caſſiodor. L. 7. Cap. 9.

Achte

Achte Abtheilung.

Die Ausgaben des Hausvaters.

Ce que l'on prodigue on l'ôte à ſon heritier, ce que l'on epargne ſordidement on ſe l'ôte à ſoi même. Le milieu eſt juſtice pour ſoi et pour les autres.

La Bruyere.

§. 146.

Ein Hausvater mag ſich ſo genau einrichten, wie er will, und alle unnöthige Ausgaben vermeiden, ſo muß er doch allemal

1) Eſſen und trinken.

2) Den Körper mit nöthiger Kleidung bedecken.

3) Einen Ort zu ſeinem Aufenthalt haben.

4) Solchen zu ſeiner Zeit erwärmen und erleuchten.

Dies ſind alſo die nothwendigſten Ausgaben, ohne welche Niemand fertig werden kann, und für die ein jeder vorzüglich ſorgen muß. Indem wir aber Mitglieder von einem Staate ſind, ſo kommen noch Nebenausgaben hinzu, welche eben ſo unvermeidlich ſind. Z. E. die Beyträge zu den öffentlichen Anlagen; das den Geiſtlichen zu reichende; das bey zuſtoſſenden Krankheiten den Aerzten und für Arzneymittel zu bezahlende.

Derowegen muß ein Hausvater bey Einrichtung ſeiner Ausgaben, nicht allein auf die allernothwendigſten,

ſten, ſondern auch auf die übrigen nothwendig anzuwendenden Nebenunkoſten Rückſicht nehmen.

§. 147.

Die vornehmſte Regel, welche ein Hausvater jederzeit vor Augen haben ſoll, iſt: „ daß er „ nie mehr verzehren muß, als er einzunehmen „ hat, daß er aber dabey allemal ſich beſtrebet, „ ob er ſeine Einnahme vermehren kann, um „ Gelegenheit zu haben, mehr auszugeben. „

Ein Menſch kann vieles verzehren, aber auch mit wenigem auskommen: Ein armer Taglöhner verdient im ganzen Jahre an Taglohn kaum vierzig bis funfzig Thaler, und muß ſich davon mit Frau und Kindern erhalten und alle Ausgaben ſtehen, lebt dabey vergnügt, und behält wol gar noch etwas übrig.

Mancher hat vier oder fünf tauſend Thaler zu verzehren, lebt nach ſeiner Art ſchlecht davon, kann nicht auskommen, und macht noch Schulden. Wir nehmen das Geld ein, um es auszugeben; wir müſſen uns aber nicht in die Umſtände ſetzen, daß wir mehr ausgeben müßten, wie wir einzunehmen haben.

Wir ſuchen nemlich durch unſere Ausgaben uns Gemächlichkeit zu verſchaffen, wir erlangen aber keine Gemächlichkeit, ſondern ſetzen uns vielmehr in Verlegenheit, wenn wir zu unſern nöthigen Ausgaben keinen Rath wiſſen.

§. 148.

Da wir nicht mehr verzehren ſollen, als wir einzunehmen haben, (§. 147) ſo muß ein Hausvater zuforderſt überlegen, was er einzunehmen habe, und darnach ſodann ſeine Ausgaben einrichten.

Denn,

Denn, wer gar wenig einzunehmen hat, kann ſeine Wirthſchaft darnach einrichten, daß auch das wenige zureicht. Wer aber eine koſtbarere Wirthſchaft anlegt, als er ausführen kann, erhält deswegen nicht eine ſolche Vergrößerung ſeiner Einnahme, wie zu Beſtreitung der Ausgaben erfordert wird. Er vermindert vielmehr im Grunde ſeine Einnahme auf die Folge. Denn entweder er nimmt auf Credit; ſo muß er das geborgte von den künftigen Einnahmen bezahlen, mithin geht von dieſen ſo viel ab, und er muß ſeine nächſten Ausgaben ſo viel mehr einſchränken: Oder aber, er leihet Geld auf, um zu den gegenwärtigen Ausgaben Rath zu ſchaffen, ſo muß er die künftig zu bezahlenden Zinſen ſchon zuförderſt von dem ihm zu ſeinem Unterhalt bleibenden Ueberſchuß abrechnen, ehe er einen Ueberſchlag darauf machen kann.

§. 149.

Dieſemnach muß man auf keine Einkünfte gewiſſen Staat und Ueberſchlag machen, bevor man nicht wirklich von der zu unſerer freyen Beſtimmung wirklich übrig bleibenden Summe zuverläßig verſichert iſt.

Cyrus wird als ein ſehr reicher Hausvater angeſehen; Er hat Güter, die ihm bey mittelmäßigen Jahren an Pacht zwanzig tauſend Thaler und darüber einbringen. Seine Vorfahren haben aber koſtbare und weitläuftige Gebäude aufgeführet, die nunmehro anfangen, abgängig zu werden, auf deren Unterhalt er jährlich wenigſtens verwenden muß — 2000 Rthl.

Er hat koſtbare weitläuftige Proceſſe bey allen Reichs-Gerichten, die er im Jahr nicht unterhält mit — — 1000 Rthl.

Er

Er muß an ſeine Geſchwiſter herausgeben zur Abfindung jährlich — — 5000 Rthl.

Sein Vater hat noch nicht die ſeinen Geſchwiſtern zu bezahlende Brautſchatzgelder abgetragen; es müſſen alſo ſolche noch verzinſet werden mit 1000 Rthl.

Seine Mutter erhält zum Bewitthum jährlich 2000 Rthl.

Sein Vater, ein freygebiger Mann, hatte an ſeine Bediente und ſonſten verſchiedene jährliche Penſiones vermacht, die er noch bezahlen muß mit 1200 Rthl.

Eben derſelbe hatte keinen rechten Ueberſchlag von ſeinen Einkünften gemacht, mithin jährlich mehr verzehrt, und 50000 Rthl. Schulden gemacht, die Cyrus nun verzinſen mußte mit — 2000 Rthl.

Dieſes brachte überhaupt eine Summe von 14200 Rthl., welche Cyrus erſt von den Aufkünften ſeiner Güter abtragen mußte, ehe er auf ſeine eigenen Ausgaben rechnen konnte. Dieſe abgezogen, wären ihm noch 5800 Rthl. übrig geblieben.

Er hatte alſo einen großen Vorzug vor ſeinen vier Geſchwiſtern, und dieſe klagten ſehr, daß ſie durch die väterliche Verfügung verkürzt wären. Es erfolgte aber der Krieg; des Cyrus Güter wurden großen Theils vom Feinde ausfuragirt; ſeine Unterthanen giengen zu Grunde; die Viehſeuche kam mehrmalen unter das Hornvieh; die Pächter konnten das Pachtgeld nicht bezahlen; Er erhob verſchiedene Jahre nach einander kaum die Hälfte des ausgelobten Pachtgeldes; die Güter kamen bey der unordentlichen Verwaltung in Verfall, und brachten kaum 15000 Rthl. Ueberſchuß, mithin behielte Cyrus für ſich nur 800 Rthl., und mußte davon noch die Zinſen von denen in den gar ſchlechten Jahren zu Abtragung vorbemel-

bemeldeter Poſte gemachten 12000 Rthl. Schulden mit 480 Rthl. abtragen. Jetzt war er ein Herr, deſſen Güter zu einem jährlichen Ertrag von 20000 Rthl. angegeben wurden, der aber nur 320 Rthl. zu ſeiner freyen Beſtimmung behielte, und deſſen Umſtände alſo, wegen der ihm bleibenden Gefahr weit ſchlechter waren, als anderer, die nur 300 Rthl. überhaupt einzunehmen hatten, aber auch ſicher darauf rechnen können. Denn Cyrus war von Jugend auf groß gewohnt, hatte viele Bediente; verſtand gar nicht, wie man ſich einſchränken müßte, und war mit ſeinen großen Gütern ſchlimmer als ein wirklicher armer Menſch anzuſehen.

Er würde alſo gänzlich zu Grunde gegangen ſeyn, wenn er nicht eine vernünftige Frau mit einem großen Vermögen geheyrathet hätte, die ihn bewog, ſich ſo einzuſchränken, daß ſie beyde von ihren Einkünften leben, und noch etwas übrig behalten konnten, um es zu Verbeſſerung der Güter anzuwenden, und dieſe wieder in Stand zu ſetzen.

Durch eine gute Wirthſchaft trugen dieſe wieder über 20000 Rthl. Ueberſchuß; Cyrus war durch die ängſtlichen Umſtände, in welchen er ſich befunden hatte, gewitziget; Er ſchränkte ſich noch immer mehr ein, wendete den Ueberſchuß erſt an, um die gemachten Schulden abzutragen, und ſo wie er nunmehro von dem ihm bleibenden größern Ueberſchuß zuverläßig verſichert war, breitete er ſich allgemählig weiter aus, und verſchaffte ſich mehrere Gemächlichkeit.

§. 150.

Es iſt gefährlich, gar zu genauen Ueberſchlag zu machen, daß die ganze Einnahme auf die nöthigen Ausgaben zugehet.

Wenn

Wenn ich z. E. 1200 Rthl. einzunehmen habe, und mache meine Einrichtung ſo, daß der Tiſch, die Kleidung, Wohnung, Feurung, und die übrigen oben (§. 146) erwehnten nothwendigen Ausgaben eben die 1200 Rthl. wegnehmen, und daß, wie man zu ſagen pflegt, am Ende des Jahrs null von null aufgeht, ſo kann man ſich in einer doppelten Verlegenheit finden. Entweder es kann durch einen Zufall von der Einnahme, worauf wir gerechnet haben, etwas zurück bleiben, oder gar verlohren gehen; Oder aber es können uns Ausgaben vorfallen, auf welche wir vorher nicht gerechnet haben, z. E. daß wir bey einer vorfallenden freudigen Begebenheit, oder weil ein anderes Kleid zu Schaden kommt, einen neuen Rock machen laſſen, oder eine ſchwere koſtbare Krankheit ausſtehen müſſen, oder uns gern eine Veränderung machen, oder eine Reiſe vornehmen, oder etwas, das uns gefällt, kaufen mögten.

§. 151.

Derowegen iſt rathſam, daß man die nothwendigen Ausgaben ſo einſchränke, daß uns nach deren Beſtreitung von unſern jährlichen Einkünften, doch noch etwas zu unſerer willkürlichen Beſtimmung übrig bleibt.

Wir haben im Deutſchen ein Sprichwort: „Ein „jeder ſoll einen Noth- Todt- und Ehren-Pfennig „bey Seite legen.„ Es kann uns nemlich ein Nothfall vorkommen, da wir gezwungen werden, eine außerordentliche Ausgabe anzuwenden; oder es kann ein unvermutheter Sterbfall vorfallen, der eine ſchleunige Ausgabe veranlaßt; oder wir ſind Ehren halber genöthiget, Geld anzuwenden, z. E. wenn an einem

Ort öffentliche Freudenbezeugungen, Erleuchtungen, und ſo weiter angeſtellt werden.

In allen ſolchen Fällen iſt gut, wenn wir ſchon vorhin einen Schatz bey Seite gelegt haben, auf welchen wir greifen können; Iſt dieſes aber noch nicht geſchehen, ſo müſſen wir uns, daß dergleichen Ausgaben vorfallen könnten, täglich als möglich vorſtellen, und uns nicht dabey beruhigen, daß wir zu den nöthigen Ausgaben Rath ſchaffen können: Wannenhero ſich billig ein jeder bey Zeiten bemühet, zu dergleichen Ausgaben etwas zurück zu legen, oder doch am Schluſſe des Jahrs etwas übrig zu haben, worüber er nach ſeinem beſten Wohlgefallen beſtimmen kann.

Es erweckt bey uns ein gar großes Vergnügen, wenn wir eine Summe nach unſerm freyen Wohlgefallen anwenden können; wir bilden uns ein, daß nur dergleichen Ausgaben zu unſerm Beſten angewandt wären.

Der allergeringſte Menſch ſucht bey ſeinen mäßigen Einnahmen ſich doch auf dieſe Weiſe ein Vergnügen zu machen, ſollte er auch nur von einem Dorfe zum andern gehen, um hier ein Glas Bier von einer andern Art trinken zu können, als er in ſeinem Dorfe hat.

Wir ſind nicht zufrieden, wenn wir uns täglich mit guten geſunden Speiſen ſatt eſſen; Viele entziehen ſich lieber täglich etwas und leben gewöhnlich eingezogen, und ſchlecht, um zuweilen ſich und ihren Gäſten mit außerordentlichen, koſtbaren, oder ſeltenern Gerichten gütlich zu thun.

Ein Handwerksmann lebt die ganze Woche über, da er die ſchwerſte Arbeit verrichtet, und den Körper billig

billig am mehrſten erquicken ſollte, bey ſeiner ſchlechten Koſt, und an einem Feſttage ſucht er ſich nach ſeinen Umſtänden ſo gut als möglich zu tractiren, und glaubt ſich gleich glücklicher.

Es geht alſo nicht an, wenn wir nicht zu allen Ausgaben Rath zu ſchaffen wiſſen, daß wir blos auf Einſchränkung und Abkürzung des Ueberflüßigen denken wollen. Wir müſſen die erſten Einſchränkungen an dem Nothwendigen machen, und allemal in ſeinem Verhältniß etwas auf das Ueberflüßige rechnen.

Z. E. Damaſius hat bisher 400 Rthl. einzunehmen gehabt, und ſeine Eintheilung ſo gemacht, daß er 150 Rthl. für Aufwartung, Wäſche, Kleidung und dergleichen; 100 Rthl. für Eſſen; 20 Rthl. für ſeine Wohnung; 30 Rthl. für Feurung und Licht; 30 Rthl. für andere nothwendige Ausgaben ausgeſetzt; und noch 40 Rthl. zu ſeinem Vergnügen übrig behalten hat. Jetzt gehen ihm an der Einnahme 40 Rthl. ab, und er muß mit 360 Rthl. künftig wirthſchaften, ſo muß er an allen Ausgaben ſich in etwas einſchränken, und es iſt nicht genug, wenn er gedenken wollte, daß er künftig die zu ſeinem Vergnügen angewandte 40 Rthl. einziehen könne.

§. 152.

Wenn nun zu den nöthigen Ausgaben Rath geſchaft iſt, und noch etwas zu unſerer freyen Beſtimmung übrig bleibt; ſo iſt einem vorſichtigen Hausvater nicht gleich viel, wie er es ausgebe, ſondern er überlegt wohl, wie er davon den beſten Gebrauch machen könne.

So wie wir in den nothwendigen Ausgaben wolbedächtlich einen Ueberſchlag machen müſſen, daß ſol-

che unſere Kräfte nicht überſteigen, ſo iſt dies noch mehr bey denen übrigen willkührlichen Ausgaben nöthig, und wir müſſen uns hüten, nicht in den gar gewöhnlichen Fehler der mehrſten Menſchen zu fallen, die ohne Ueberlegung alles, was ſie bey andern ſehen, auch haben, und alles, was andre thun, mitmachen wollen, wenn ihre Kräfte auch Himmelweit unterſchieden ſind; Ja unſere Eigenliebe bringt gemeiniglich mit ſich, daß wir am liebſten pralen mögen, wo wir eigentlich keine Urſache dazu haben. Diejenigen, welche die wenigſten Mittel dazu haben, mögen es am liebſten andern zuvor thun, und ſich ſtellen, als wenn ſie die vermögendſten ſind.

Wenn wir nun unſer Geld an ſolche Sachen wenden, die von Dauer ſind, und wovon wir längere Jahre Nutzen haben, ſo können wir künftiges Jahr uns wieder nützliche Sachen anſchaffen, und uns von Zeit zu Zeit bequemer einrichten; Wer hingegen ſein Geld an vergängliche Sachen, z. E. an Eſſen und Trinken wendet, oder verſpielet, oder ſonſt ſchlecht herdurchbringt, dem bleibt nichts als die Reue und ein trauriges Angedenken.

Wollen wir aber gar mehr haben, als wir uns anſchaffen können, ſo gerathen wir ſchon in unſern Ausgaben in Unordnung.

§. 153.

Wenn wir nun einen Ueberſchlag gemacht, und unſere Einnahme gegen die nöthigen und unumgänglichen Ausgaben verglichen haben; wir haben oder behalten aber nicht ſo viel, daß wir nach unſerm Stande zu denen nöthigſten Bedürfniſſen Rath ſchaffen können, ſondern daran Mangel leiden, ſo ſagen wir, man lebe kümmerlich.

Es

Es verurſacht nemlich Gram und Kummer bey uns, woher wir das Nothwendige nehmen wollen. Es kommt aber hiebey auf eines jeden Stand an: Ein Soldat erhält ſchlechtes Brot und einen geringen Sold; weil er es aber nicht beſſer gewohnt iſt, glaubt er, das Nothwendige hinreichend zu haben, und lebt vergnügt; Ein Bauer oder Taglöhner kann mit 50 Rthl. ſeiner Art nach gut leben, und reichlich auskommen: Einer hingegen von Stande in einer angeſehenen Bedienung und mit einer zahlreichen Familie muß mit 500 Rthl. ſchon kümmerlich leben.

Jemand kann alſo kümmerlich und doch vergnügt leben, wenn er bedenkt, daß andere mit noch wenigern leben müſſen. So lebt jener bey ſeiner zahlreichen Familie vergnügt, wenn er gleich Waſſerſuppen eſſen muß, da er lieber Bouillon- und Jûs-Suppen äße, andere ſeines Standes auch dergleichen eſſen und ihre Kinder in großem Staat müſſig einhergehen ſieht, wenn die ſeinigen ihr Linnen ſelber ſpinnen, und was ſie um und an haben, ſich ſelber waſchen, nähen und verarbeiten müſſen. Ich ſage, er lebt vergnügt, wenn er am Ende des Monats oder Jahrs überrechnet, daß er durch ſeine kluge Vorſicht und ordentliche Wirthſchaft ſich und die Seinigen mit dem wenigen ehrlich herdurch geholfen hat, nichts ſchuldig geblieben iſt, und vielmehr noch einen kleinen Vorrath behalten, zugleich aber ſeine Kinder zur Ordnung, Arbeitſamkeit und Sparſamkeit gewöhnt, und im übrigen einen geſunden Körper und geruhiges Gewiſſen behalten hat.

Es bleibt alſo die Regel, daß ein ſolcher, der nicht zu allen Ausgaben Rath zu ſchaffen weiß, ſich gewöhnen muß, in einigen Stücken ſeinem Stande

nach kümmerlich zu leben; wenigſtens daß er nicht für ein Unglück anſieht, wenn ihm hie oder da an dem Nöthigen etwas abgehen ſollte, da andere ſeines Standes neben ihm im Ueberfluß leben, denen es vielleicht am Ende mehr fehlen oder ſchlechter gehen kann, als ihm.

§. 154.

Hat jemand nun ſo viel, daß er zwar zu den mehrſten nothwendigen Stücken gelangen kann, aber ſich doch noch hie und da vieles entziehen muß, und es andern ſeines Standes nicht gleich thun kann, ſo lebt er karglich.

Dies iſt, was wir die Frugalität nennen, wovon ſchon oben gehandelt worden. (§. 43) Es bleibt allemal ein Glück, wenn derjenige, welcher wenig einzunehmen, und eine große Familie davon zu ernähren hat, ſelbſt karglich leben, und die Seinigen dazu angewöhnen kann. Die Kargheit iſt aber eigentlich der Grund zum Geitz, und diejenige Entſchuldigung, womit ein Geitziger ſich zu rechtfertigen pflegt.

Mir iſt allemal anſtößig, wenn wir gar zu geneigt ſind, die Handlungen unſerer Nebenmenſchen zu critiſiren und zu tadeln; Unſer Tadel erſtreckt ſich gemeiniglich auch auf die Ausgaben, welche andre machen; Wer ſich nicht gern an dem Nöthigen was abgehen läßt, findet leicht die mehrſten Menſchen geitzig, und tadelt ihren Geitz. Wer einmal kärglich zu leben geneigt oder gewohnt iſt, ſchilt andre für Verſchwender. Wer ſeinen Körper gern mit hübſchen Kleidern ziert, tadelt andere, die gern was gutes eſſen, und viel auf ihre Küche verwenden. Dieſe ſchelten andere für Säuſer, welche einen größern Wohl-

ſchmack

ſchmack finden in einem guten Glaſe Wein, als in gekünſtelten Gerichten. Wer gern bequem wohnt, weich ſchläft, und ſeine Wohnzimmer zierlich ausſchmückt, heißt wollüſtig; und ſo kann es Niemand den übrigen zu Dank machen; anſtatt daß wir eher erwegen ſollten, was für Entſchuldigungen ein anderer habe, um nach ſeinem Temperamente ſich auf dieſe Art mehr einzuſchränken, und auf andere Art freygebiger zu ſeyn.

Am mehrſten hört man gegen den Geitz predigen und declamiren, ohnerachtet die Anzahl wahrer ſchädlicher Geitzigen rar, und unter tauſend Menſchen kaum ein wahrer Geitziger gefunden wird, und wir gemeiniglich diejenigen, welche aus bewegenden Urſachen kärglich leben, mit dem verächtlichen Namen von Geitzigen zu belegen pflegen. Dieſes bewog mich einmal, auf die Gründe eines Geitzigen zu denken, womit er ſich in ſeinen Gedanken gegen den Tadel des Publici rechtfertigen mögte, und zu verſuchen, ob ſich ſeine ganze Denkungsart in ein Syſtem bringen, und der Geitz ſo gut als eine andere Paſſion von gewiſſen Seiten ſich rechtfertigen laſſe. Ich ſchrieb alſo Gedanken eines Geitzigen, welche in den Hannoverſchen Anzeigen im 5ten und 6ten Stück vom Jahr 1754 eingerückt worden. Das Merkwürdigſte dabey war mir, daß ein berühmter Geiſtlicher, welcher ein theologiſches Wochenblat ſchrieb, und die herausgekommene theologiſche Schriften wiederholte, jenen Aufſatz mit unter ſolche rechnete; vielleicht, weil man oft den Geiſtlichen dieſen Fehler anzudichten pflegt, und der Aufſatz hinlängliche Gründe an die Hand giebt, um eine kärgliche Lebensart zu entſchuldigen.

So gut es nun iſt, daß viele, welche aus Noth gezwungen ſind, kärglich zu leben, mehrere andere nothwendig ſcheinende Nahrungsſtücke als entbehrlich anſehen, und ohne ſolche fertig werden können, ſo übel wäre es, wenn diejenigen, welche mehr zu verzehren haben, auch anfingen, kärglich zu leben, (§. 46) und dieſes iſt die Urſache, warum man den Geitz als ein ſchändliches Laſter angiebt, und die Menſchen billig mehr zur Verſchwendung aufmuntert.

§. 155.

Wer ſo viel hat, daß er zu allem Benöthigten gelangen kann, aber doch alle Ausgaben mit einer Ueberlegung und Einſchränkung einrichtet, ſo daß er nichts mehr anwendet, als was eben nothwendig erfordert wird; von dem ſagt man, er lebt ſparſam.

Die Sparſamkeit iſt eben dasjenige, deſſen wir uns am mehrſten befleißigen ſollen: Wer die Sparſamkeit recht verſteht, kann mit wenigem weit reichen; Es wird aber dazu erfordert, daß wir 1) genau wiſſen, wie viel und was in jedem Fall erfordert werde. Daß man 2) überlegen könne, wie und wozu dasjenige, was man hat, am beſten verwandt werde; und daß man ſodann 3) darauf achte, daß in jedem Fall eben das dienlichſte, und nicht mehr als nöthig angewandt werde; wobey 4) der Hauswirth oder die Hauswirthin ſelber die Aufſicht führen, und ſich nicht blos auf ihre Bediente verlaſſen ſoll.

Lucia iſt eine ſolche ſparſame Hauswirthinn, ſie hat in ihrem Hauſe zur Wirthſchaft zwölf, theils Kammerjungfern, theils Garderoben- Näh- Kinder- und Hausmägde unter ihrer Aufſicht; Sie weiß genau,

nau, was für Arbeit ſie von einer jeden im Tage fordern ſoll. Sie hat die Geſchicklichkeit einer jeden geprüft; Sie weiß, welche ſie zum nähen, zum waſchen, zum ſpinnen, zur Aufſicht im Hauſe, zur Küche und ſo weiter am beſten gebrauchen kann; Sie theilt alſo einer jeden nach ihrer Fähigkeit diejenige Arbeit zu, welche ſie mit der mehrſten Fertigkeit verrichten kann. Sie ſammlet für eine jede Arbeit in Vorrath, damit ſie ſich nicht lange beſinnen dürfe. Sie berechnet voraus, wie viel Garn und wie viel Stücke ihre Mägde des Winters über ſpinnen können, ſie ſchickt ſich bey Zeiten auf den dazu erforderlichen Flachs, ſieht darnach, daß ſolcher mit gehörigem Fleiß zubereitet werde, ſortirt ihn nach der unterſchiedenen Feine und Güte, und weiß, welcher Magd ſie den allerfeinſten, welcher den feinern, welcher den gröbſten, und welcher die zurückgebliebene Hede oder Werk zutheilen ſoll, um aus jedem das beſte Garn zu erhalten. Sie überlegt zugleich, wenn die Mägde nicht zureichen ſollten, welche Sorte von Flachs ſie mit dem mehrſten Vortheil auſſer Hauſes ſpinnen laſſen mögte; das geſponnene Garn weiß ſie ſorgfältig wiederum einzutheilen. Die eine Magd ſpinnet loſeres, die andere mehr gedrehetes Garn; indem das eine ſich beſſer zu Drell, das andere beſſer zum Linnen ſchickt; Sie legt alſo gleich beſonders, was vortheilhafter zum Aufzuge oder Einſchlage angewandt werden kann. Sie weiß genau, wie viel Stück von jeder Sorte Garn ein Leinweber zu zwanzig Ellen oder zu einer Stiege Linnen gebrauche, und wie viel Macherlohn ſie dafür bezahlen müſſe. S. Hausv. I. Th. S. 491. Sie überlegt vorher, was vor eine Art von Leinenzeug in der Haushaltung am mehrſten

dem Abgange unterworfen, oder woran ein Mangel ſey, um ſolches vorzüglich machen zu laſſen. Sie kennt den Vorrath von Linnen und Drell, und weiß, zu welchem Stück ſie bey jedem Vorfall greifen ſoll, um nicht etwa ein feines Stück zu nehmen, wo ſie mit einem gröbern zukommen könnte, oder ein dichtes, wo das loſe bequemer ſeyn würde.

Iſt eine Wäſche zu veranſtalten, ſo überlegt Lucia, wie viel Perſonen ſie dazu nach dem Verhältniß des vorräthigen ſchmutzigen Zeuges anſtellen müſſe, damit nicht zwölf Perſonen ſich einander im Wege ſtehen, wo acht hinreichten; Sie weiß ſchon, ob ſie vortheilhafter handle, wenn ſie Wäſcherinnen vor Geld dinge, und ihre Mägde bey einer andern Arbeit laſſe, oder, um das Taglohn zu erſparen, die Wäſche in zwey Theile theile. Sie überſchlägt, wie viel Seife und Stärke jedesmal nöthig, da ſonſt die Wäſcherinnen bey den öftern und ſtarken Wäſchen, welche ihre zahlreiche Familie veranlaßt, im Jahr leicht ein Centner mehr als nöthig, entweder unnütz verſchwenden, oder gar unterſchlagen könnten.

Lucia weiß, wie viel an Licht und Oel im Jahr in ihrer Haushaltung verbraucht wird. (S. e. d. S. 451 und 484) Die Erfahrung hat ſie gelehret, daß die bey kalten und ſtillem Wetter gezogene Lichter beſſer gerathen und räthlicher brennen; daß die bey ſtarkem Winde gezogene ſpringen, knattern, und nichts taugen; daß die bey heißem Wetter gezogene gelb werden und fließen; daß Lichter, welche eine Zeitlang gelegen haben, weißer werden und rathſamer brennen; daß man das Talg vorher an der Luft eine Zeitlang ausdünſten laſſen und bleichen ſoll; daß ein Oel, welches ein Jahr gelegen, und die wäßrichten Theile ver-

verlohren hat, heller und ſparſahmer brenne: Sie giebt alſo acht, daß das benöthigte Oel und Licht allemal in Vorrath ſey, aber auch von der Ausgeberin nicht mehr als nöthig verbraucht werde. *)

In der Wirthſchaft von Lucie ſind täglich ſieben beſondere Tiſche zu verſorgen, und über ſechzig Perſonen zu ſpeiſen. Sie bekümmert ſich nicht allein um die Küchenzettel von den erſtern Tiſchen, ſondern achtet auch darauf, daß an den geringern Tiſchen die auf jeden Tag vorgeſchriebene Koſt (S. e. d. S. 465) ordentlich, reinlich, und gar gekocht geliefert, aber auch aller Ueberfluß vermieden werde, denn wenn täglich auch nur ein Pfund Mehl unnöthiger Weiſe mehr

*) Ich erinnere mich bey dieſer Gelegenheit an einen Vortheil, den ſich eine gewiſſe vornehme ſparſame Wirthinn in ihrer Haushaltung machte; Sie fand überhaupt rathſamer, in ihrer Haushaltung gar keinen Oel, ſondern lauter Talglichter brennen zu laſſen; Sie wußte alſo voraus, wie viel Lichter jeden Abend in ihrem Hauſe brennen mußten: Sie hatte nach der Erfahrung ausgemeſſen, wie lang ein Licht seyn mußte, um eine gewiſſe Stundenzahl zu brennen, und dieſe Länge war auf einem Brete für jeden Monat, ſo wie die Abende länger oder kürzer werden, bemerkt. Auf ſolchem Brete wurden die Dächte gemacht, und vermittelſt eines denn vor, denn zurück zu ruckenden Meſſers bald lang bald kurz abgeſchnitten, bis ſo viel Dächte, wie für den Monat von dieſer Länge erfordert wurden, vorräthig waren. Sie wußte weiter, wie viel Pfund Talg zu 100 Lichtern von jeder Länge anzuſchaffen nöthig war, konnte alſo ſolches bey Zeiten anſchaffen, und nicht mehr und nicht weniger Lichter, als auf ein Jahr nöthig waren, auf einem mal ziehen, welche denn von ihr ordentlich eingepackt, und jeden Abend beſonders ausgegeben werden.

mehr ausgegeben wird, ſo gehen dazu ſchon im Jahr zehn bis zwölf Himten Korn mehr auf, als nöthig wären; dergleichen unnöthigen Aufwand ſieht ſie ſchon nicht als eine Kleinigkeit an; denn wenn deren mehrere zuſammen kommen, machen ſie ſchon ein beträchtliches. Sie verſorget auch ihren eigenen, und die andern erſtern Tiſche faſt allein mit ſolchen Gerichten, welche ihre eigene Haushaltung, ihr Garten, ihre Fiſcherey, ihre Jagd, ihr Kornboden, oder ihr Viehſtapel anliefern, ohne baar Geld auszugeben. Sie ſorget, daß eine genugſame Menge Federvieh angezogen, und anders Vieh gemäſtet werde. Wird ein Stück davon geſchlachtet, ſo überſchlägt ſie, daß ja jeder Biſſen davon, da, wohin er ſich am beſten ſchickt, verwandt, und auch den kleinſten Stücken mit einiger Zuthat ein ſolches Anſehen gegeben werde, daß das Gericht in den Augen der Miteſſer ſchon ein Anſehen habe, und als etwas Leckeres angeſehen werde. Gerichte, die einmal auf ihrem Tiſch geweſen, werden deswegen nicht gleich weggeworfen, oder auf die Nebentiſche geſchickt, ſie erſcheinen in einer veränderten Geſtalt oft zum zweyten- oder wol gar zum drittenmal wieder, und manches mal ſchmecken ſie den Miteſſern zuletzt noch beſſer als zum erſten mal. Was ſie nicht zum zweyten mal auf ihrem Tiſch gebrauchen kann, kommt auf den zweyten, und die von drey oder vier Fleiſchgerichten zuletzt abfallenden Nebenſtücke geben zuletzt, wenn ſie mit einer ſchmackhaften Brühe und mit einiger Zuthat verſehen werden, für den dritten oder vierten Tiſch annoch ein eßbares Gericht, die Gäſte finden noch allemal etwas an den Knochen, und die Brühe wird mit Brot ausgetütſcht.

Hat Lucie Gäſte zu ſpeiſen, ſo wendet ſie deswegen keine

keine große Koſten an, ſondern glaubt, daß ihre Freunde ſich eben auch vollkommen mit demjenigen ſättigen können, wovon ſie ſelbſt, ihr Mann und ihre Kinder, auf welche ſie die mehrſte Vorſorge wendet, ſich ſatt eſſen müſſen. Sie hat in der Haushaltung ſchon etwas in Vorrath geſammlet, wovon allenfalls noch ein oder zwo Schüſſeln zubereitet werden können, und ſie weiß gleich dem Koch Vorſchläge zu thun, oder Gelegenheit an die Hand zu geben, daß er einem ſehr einfachen Gerichte ein etwas gekünſteltes Anſehen, oder mit den nemlichen Unkoſten einen vorzüglichen Geſchmack geben kann.

Sie ſetzt ihren Gäſten keine koſtbare, gekünſtelte, oder geſchärfte Gerichte vor; Sie wünſcht aber auch keine Gäſte bey ſich zu haben, welche dergleichen lieben, und wenn ja ſolche, welche an dergleichen Gerichten gewohnt ſind, bey ihr eſſen wollen, ſo glaubt ſie, daß es zu deren Geſundheit gereiche, und für ſie als eine Cur anzuſehen ſey, wenn ſie einmal zur Veränderung einfache ungekünſtelte Eſſen genießen. Gefällt dieſen dergleichen ſchlechte Bewirthung nicht, ſo kommen ſie zum zweyten mal nicht wieder, und dieſes iſt, was Lucie wünſcht; denn von ihren Freunden iſt ſie verſichert, daß ſolche mit ihrer Bewirthung vorlieb nehmen, und einmal wiſſen, daß ſie alles mit gutem Herzen giebt, und gern ein mehrers thun würde, wenn ihre eingeſchränkte Umſtände nicht auf alle Weiſe die Sparſamkeit zu ſuchen beföhlen. Iſt eine Bouillon oder Jus nöthig, ſo läßt Lucia das Fleiſch nicht bis auf das äußerſte trocken auskochen, damit es, wo nicht auf ihrem eigenen, doch auf den übrigen Tiſchen mit Nutzen zu gebrauchen ſtehe. Auf dieſe Weiſe kann Lucia täglich Gäſte bey ſich ſehen, ohne

daß

daß es ihr Beſchwerde oder beſondere Koſten, noch auch im Hauſe Unruhe verurſacht, und ſie findet ſich glücklicher, auf dieſe Weiſe ſparſam zu leben, als vielleicht alle Monat oder Jahr, nach langer vorher gegangener Zubereitung, vielen vorgekehrten Anſtalten, zwanzig vergebens ausgeſchickten Boten, und vielen angewandten Sorgen, auch, nachdem das ganze Haus wenigſtens eine Nacht vorher wachend erhalten, und noch fremde Köche und Gehülfen herbey gerufen worden, an einer großen, beſonders erbetenen Geſellſchaft ein prächtiges verſchwenderiſches Gaſtgebot, un Repas d'avare, zu geben, wobey alle Gäſte gähnen und einſchlafen, und wofür keiner von ihnen rechten Dank weiß. Bey dieſem allen hat Lucia ſehr den Beyſtand getreuer und zur Sparſamkeit und Ordnung mit geneigter Bedienten nöthig; ſie ſucht auch, ſo oft ſie neue Bedienten erhält, denenſelben gleich die Begriffe davon beyzubringen, und ſolche zu einer Liebe und Folgſamkeit gegen ihre Ermahnungen zu bewegen; doch ſie hat dergleichen Unterricht nicht oft zu geben; denn ſie hat faſt lauter Bedienten um ſich, von denen ſie ſchon zwanzig und mehrere Jahre bedient worden iſt. Ihre größte Strafe iſt, wenn ſie drohet, daß ſie einen Bedienten, wenn er nicht folgen wollte, abſchaffen würde. Sie hat, ohnerachtet ihres liebreichen Umganges, dennoch Anſehen und Furcht; Weil ein jeder weiß, daß ſie alles bemerkt, daß ihren Augen nichts entwiſcht, und daß nichts ſo geringe iſt, daß ſie nicht ihre Aufmerkſamkeit darauf richten ſollte, ſo iſt ein jeder auf ſeiner Hut, und ohnerachtet aller ihrer genauen und faſt auf das äußerſte gehenden Sparſamkeit, dient ein jeder lieber bey ihr, als in andern Häuſern, wo in

gewiſſen

gewiſſen Stücken ein Ueberfluß herrſcht; denn bey ihr erſetzt die Ordnung alles, und es iſt allen gar zu angenehm, daß es nie an dem Nöthigen fehlet.

Lucia hat acht Kinder zu verſorgen; ſie überlegt ſorgfältig voraus, was ein jedes an Kleidungen hat; Was die ältern ablegen, wird nicht weggeworfen, bevor nicht überlegt worden, ob daraus noch ein Kleidungsſtück für ein jüngeres verfertigt werden möge. In einigen Stücken ſpart ſie nichts, ſondern ſorgt vielmehr, daß ſolche ja zeitig genug von den beſten Meiſtern mit möglichſtem Fleiß gemacht werden. Z. E. Schuhe und Schnürbrüſte, weil ſie findet, daß um den Kindern eine gute Geſtalt zu geben, ſo gar viel daran gelegen ſey, daß dergleichen Kleidungsſtücke öfter verändert, und dem Körper der Kinder recht gemäß gemacht werden.

Die übrigen Kleidungen verfertigt ſie größten Theils ſelber, und wenn ſolche auch von dem ſchlechteſten Zeuge gemacht werden, ſo weiß ſie ihnen doch eine gewiſſe, den Kindern gefallende und ſie erfreuende, Zierde zu geben, daß dieſe ſich von Jugend auf zu Reinlichkeit, Zierlichkeit und Ordnung gewöhnen, und auch zugleich lernen, den äußerlichen Pracht mit einer Gleichgültigkeit, und als etwas ihnen ſehr gewöhnliches und alltägliches, anzuſehen. Sie ſinnet alſo das ganze Jahr darauf, wie ſie den Kindern zwar das nothwendige von Zeit zu Zeit geben, aber auch nach gerade für ſie einige, wiewol überflüßige, doch dabey nützliche und den Kindern angenehme Stücke verfertigen und ſammlen könne, womit ſie dieſelben auf Weynachten auf eine unerwartete Art erfreuet; Eine Freude, welche die Kinder auf mehrere Zeit auf eine unſchuldige Art ergötzt, und ſie von

Jugend auf lehret, daß vielerley zu beſitzen, keine große Glückſeligkeit ſey, mithin ihnen von Anfang an Begriffe von Sparſamkeit beybringet; dahingegen, wenn ihnen von Kindheit an, alles was ſie zu haben wünſchen, entzogen wird, die Begierde mehr zu haben, ſein eigner Herr zu werden, und mehrers ſich frey anſchaffen zu können, mehr zunehmen und einwurzeln macht.

Die Beſorgung einer ſolchen Sparſamkeit in der Wirthſchaft ſchickt ſich mehr für die Hausfrau, als für den Hausvater, welcher nicht gar wol ſeine Aufſicht auf alle einzelne Stücke erſtrecken kann; vielmehr pflegt es gemeiniglich übel zu gehen, wenn der Hausvater alles und jedes in der Wirthſchaft ſelbſt anordnen, und was in das Fach der Frauen gehört, mit beſorgen, oder gar, wie jener that, die zu kochende Backbirne, oder die an ein Eſſen zu gebende Roſinen nicht allein ſelber herausgiebt, ſondern ſogar der Köchinn nach Stückzahl zuzählt. Faſt allemal fehlt es in einer ſolchen Wirthſchaft an dem Weſentlichen, und es herrſcht entweder ein ſchmutziger Geitz, oder eine unangenehme Unordnung, oder es geht im Grunde mehr auf, als nöthig iſt. Glücklich kann ſich dagegen ein Hausvater ſchätzen, der eine ſolche ſparſame und dabey rechtlich denkende Lucia *) zur Gehülfin hat, welche für ſein weſentliches Beſtes in allen

*) Gegenwärtige Schilderung der Lucia veranlaßte der Freyherr von Tr = = s in Franken, welcher mir eine von ihm entworfene Inſtruction für eine Hausfrau mittheilte, und mich auf die Gedanken brachte, gleichfalls einen Entwurf zu machen von einigen der vornehmſten Stücke, worauf eine fleißige Wirthinn zu achten hat, zugleich auch einige in der Ausübung anzuwen-

allen Stücken ſorget; Sie iſt ihm mehr werth, als ein Capital von funfzig tauſend Thaler.

§. 156.

Wenn die Einnahme ſo weit gehet, daß einer nach ſeinem Stande zu allen und jeden Ausgaben ohne Einſchränkung Rath ſchaffen und doch noch übrig haben kann, ſo ſagt man, **der Mann habe reichlich zu leben.**

Dieſes iſt, wornach ein jeder zu ſtreben pfleget; denn wir ſetzen eine große Glückſeligkeit darin, wenn wir uns in keinem Stücke einzuſchränken bedürfen, ſondern was uns der Sinn zuträgt, oder worauf unſer Eigenſinn verfällt, anſchaffen können. Es kann aber auch ſeyn, daß wir erſt durch eine gehörige Ordnung und Sparſamkeit in den mehrſten Ausgaben ſo viel erübrigen, daß wir ſagen können, wir haben reichlich zu leben; hörte die Ordnung auf, ſo würde zu den nöthigſten Ausgaben mehr erfordert, und die Einnahme am Ende vielleicht kaum hinreichen.

§. 157.

Wenn nun in der Wirthſchaft gar keine Ordnung beobachtet, und gar nicht darauf geſehen wird, ob zu den mehrſten Ausgaben mehr verwandt werde, als dazu erfordert wird; ſo nennen wir dieſes **verſchwenderiſch leben.**

U Dieſes

zuwendende Vortheile zu bemerken, welche zwar von geringer Erheblichkeit zu ſeyn ſcheinen mögten, in großen Haushaltungen aber ſchon wichtig werden können.

Ein von einer andern Seite geſchildertes edles Bild einer rechtſchaffenen Frauen kann man in des Abts Werke von Verdienſten leſen. S. 332.

Dieſes iſt alsdenn ſchon ein Laſter, und ein Laſter, das oft eher ſtrafbar iſt, als der Geitz, und dem die mehrſteu Menſchen unterworfen ſind. Denn indem die wenigſten mit einer Ordnung und Sparſamkeit zu leben verſtehen, ſo verfallen ſie leicht in eine Verſchwendung. Die mehrſten Verſchwender ſind unterdeſſen nicht überhaupt verſchwenderiſch, ſondern nur in einem oder andern Stücke; ſo pflegen wir zu ſagen, einer mache einen unnützen Aufwand. Der eine hält ſich z. E. viele Hunde; ein anderer eine Menge Pferde; der dritte hat einen Baugeiſt; der vierte wendet viel an koſtbare, ihm zur Laſt fallende, Meublen; der fünfte freuet ſich, eine Menge koſtbar gekleideter müſſig gehender Bedienten um ſich zu ſehen; der ſechſte muß bey einer, ſeinen ſchlechten Bedienten lediglich überlaſſenen, unordentlichen Wirthſchaft das Haus ſtets voller Gäſte haben.

Dergleichen Arten von Verſchwendungen ſind indeſſen gemeiniglich den Verſchwendern für ihre Perſon und Kinder nur allein nachtheilig, ſo lange ſie nicht mehr verzehren, als ſie im Vermögen haben. Das Publicum leidet dabey nicht, ſondern gewinnet vielmehr merklich, weil dadurch das Geld fleißig in kleinern Summen aus einer Hand in die andere kommt, und viele andre Menſchen in Bewegung geſetzt werden. Ein Staat aus lauter Verſchwendern kann allemal beſtehen, und wird blühend ſeyn; nie aber, wenn nur die mehrſten Einwohner kärglich oder geitzig leben. Es kommt nur darauf an, daß ein jeder ſein ganzes Vermögen nicht auf einmal verzehre, ſondern es ſo einrichte, daß er auf die künftigen Jahre, ſo viel, wie er nöthig hat auszugeben, übrig behalte, ſo wird man im Staate gern ſehen, wenn er ein und allemal verſchwenderiſch lebet.

§. 158.

§. 158.

Deswegen habe ich in der erſten Hauptregel gleich mit erfordert, daß ein jeder ſich beſtreben ſoll, ſeine Einnahme zu vermehren, um Gelegenheit zu haben, mehr auszugeben. (§. 145)

Dies iſt eben der Grund zur Induſtrie, wenn ein jeder auf Mittel ſinnet, wie er ſeine Einnahme durch ſeinen Fleiß verbeſſern könne; nicht um mehr Geld zu haben, und beyzulegen, ſondern um mehr ausgeben und reichlicher leben zu können.

Man ſtelle ſich eine Gegend vor, wo alle Einwohner theils ihr kümmerliches Auskommen haben, theils kärglich leben können, aber einmal, da ſie ihr Leben hinhalten können, bey Waſſer und Brot zufrieden ſind, und auf keine Verbeſſerung denken, ſo hört aller Handel auf. Ich will z. E. annehmen, in einem Bezirke wohnen zwanzig von Adel, hundert angeſeſſene Bauren, und funfzig Familien, die vom Taglohn ſich ernähren. Von denen erſtern lebt ein jeder auf ſeinem Gut ſtill vor ſich weg, ohne weitere Bediente, als welche die Haushaltung erfordert; Er lebt größtentheils von den Früchten, die ihm das Kornfeld und der Garten nothdürftig liefern; Er findet die Waſſerſuppen zur Nahrung hinreichend; Die Milch von ſeinen Kühen dient ihm zur Bouillon, allenfalls wird ein altes Huhn geſchlachtet, und giebt eine Suppe, wenn das Huhn beſonders in zween Tagen jedesmal zur Hälfte verzehrt wird. Die Eyer, welche ſeine Hüner legen, dienen ſtatt der Paſteten, und ein Pfannkuchen ſchmeckt ihm beſſer als alle Torten. Seine Fiſcherey liefert ihm zu Zeiten ein Gericht Fiſche; Bisweilen ißt er einen von ihm ſelbſt geſchoſſe-

nen Haſen zur Veränderung, ſonſt iſt ein Stück rohen Schinken und eine trockene Metwurſt ihm angenehmer und ſchmackhafter, als die gekünſtelten Fleiſchgerichte. Von dem geſchlachteten Vieh läßt er ſich das Leder bereiten, und die Schuh im Hauſe durch den Schuſter des Dorfs verfertigen. Er hat vor zwanzig Jahren einen Rock von feinerm Tuche machen laſſen, den er, wenn er einmal zur Kirche geht, anzieht; Denn Zuſpruch andern zu geben oder anzunehmen, haßet er, weil ihn dies von der gewöhnlichen Aufſicht in der Haushaltung, die er ſelbſt als Verwalter führet, abhalten, und ſeiner Meinung nach gleich ſo vielen Schaden und Unkoſten veranlaſſen würde; Zu ſeiner alltäglichen Kleidung läßt er ſich ſelber ein Zeug von linnen und wollen Garn, welches Frau und Kinder ſpinnen, im Hauſe verfertigen. Er braucht alſo im Jahr für ſich und die Seinigen kaum hundert Thaler baare Geldausgabe; Wenn er dieſe hat, bekümmert er ſich nicht, ob er ſich mehrere Einnahme verſchaffen könne.

Er hat ſonſt ſchönes Holz, und könnte daraus alle Jahr ein ziemliches löſen, er geitzet aber damit, und läßt es lieber ſtehlen oder verfaulen.

Wenn ſeine mit Dornen bewachſene Weiden rein und eben gemacht würden, ſo könnte er dreymal ſo viel Vieh halten, und daraus ein anſehnliches löſen.

Er könnte ſeinen Acker merklich verbeſſern, mehr Land machen, und viermal ſo viel Korn ernten, auch ſolches in der Gegend reichlich los werden; Er findet aber unnütz, ſich ſo viel Mühe zu geben, da er in ſeinen Gedanken mehr hat, als er gebraucht, und ſich jetzt glücklicher als der Reichſte im Lande ſchätzt; Er müßte ſodann mehr Bediente, mehr Taglöhner, mehr

Vieh

Vieh halten, neue Gebäude bauen, mehr Ackergeräth anſchaffen; hätte mehr Sorgen; wäre mehrerer Gefahr unterworfen; das iſt ihm alles viel zu weitläuftig.

Auf eine ähnliche Art leben und denken alle zwanzig. Die Gutsleute, welche ein jeder in ſeinem Dorfe hat, ſehen das Exempel ihres geſtrengen Junkers, und gewöhnen ſich an eine gleiche Mäßigkeit. Jeder bringt etwa im Jahr ein zugezogenes Pferd oder Kuh zu Markte, und löſet daraus ſo viel, wie er dem Junker und Geiſtlichen zahlen muß; dasjenige, was ſie in die öffentliche Caſſen zahlen ſollten, bleibt zurück, und erfolgt nicht anders, als mit vieler Mühe; vielmehr verlaſſen ſie ſich darauf, daß ihre Armuth und Dürftigkeit bekannt iſt, und daß ſie es am Ende dahin bringen, daß ihnen das mehrſte erlaſſen wird; ſie wollen alſo nicht reicher werden, und leben lieber in einer Dürftigkeit, um nur immer einen Vorwand zu haben, daß ſie um Nachlaß betteln können.

Die übrigen Taglöhner haben nicht viel zu bezahlen, bekümmern ſich alſo nicht viel um Verdienſt, und arbeiten nicht weiter, als blos ihr eigenes und der ihrigen Leben kümmerlich hinhalten zu können.

Die benachbarten Oerter erfahren alſo kaum, daß dieſe Gegend bewohnt iſt, und daß darin ſo viele Familien leben: das Publicum wird von ihnen nichts gebeſſert; kein Handelsmann findet ſich bey ihnen ein.

Endlich fügt es ſich, daß Vorſton, der älteſte Sohn des einen Junkers bey Gelegenheit eines Durchmarſches fremder Regimenter wider Willen ſeines Vaters heimlich mit fortgeht und Soldat wird. Dieſer iſt ſehr betrübt darüber. Er hatte mit Willen dem Sohn nichts lernen laſſen, weil er glaubte, die

Wiſſenſchaften mögten ihn verderben, und daß für einen von Adel ſchon genug ſey, wenn er müſſig und unwiſſend auf dem Gute leben, und einen Haſen ſchieſſen könnte: Der Sohn hatte einen guten natürlichen Verſtand, einen aufgeweckten Kopf und vorzügliche Fähigkeiten. Er ſetzte ſich alſo bald bey dem Chef des Regiments in Credit, ſo daß er in wenig Jahren eine Compagnie bekam, in dem Kriege ein anſehnliches Vermögen erwarb, und endlich eine bemittelte vernünftige Frau heyrathete. Er beſuchte den Vater, dieſer klagte über die verdorbene Welt, und wie eitel alles würde. Der Anblick eines ſonſt lieb geweſenen, aber ganz verdorbenen Sohns, dem ſchon nichts mehr in des Vaters Hauſe zu Dank war, und der ein paar Bediente mit ins Haus brachte, die der Vater nicht kannte, rührten ihn ſo, daß er vor Verdruß ſtarb, und das Gut dem Sohn hinterließ. Dieſer hatte ſich an jedem Ort, wohin er in den vielen Campagnen gekommen war, genau nach der Wirthſchaft erkundiget, und ſich die Handgriffe und Vortheile jeden Orts bekannt gemacht. Jetzt erfolgt der Friede, er nahm die in Campagne gebrauchte Pferde und Leute auf das Gut, machte neu Land; rodete die Wieſen aus, und bewäſſerte ſie; kaufte mehr Vieh, und verſilberte das im Walde zum Verderb liegende Holz zum Theil; zum Theil wandte er es zu einem neu zu errichtenden bequemen Wohnhauſe an. Er brachte die Einnahme ſeines Guts im erſten Jahre ſchon auf das doppelte, und vermehrte ſie von Jahren zu Jahren. Er lebte nun mit ſeiner Frauen und Kindern auf dem Gute, und brauchte allerley Lebensmittel; Seine Gutsleute merkten bald, daß ſie nunmehro Kälber, Hüner, Eyer, Butter, und was ſie

ſonſt

ſonſt zuziehen mogten, bey ihrem Herrn zu Gelde machen, auch bey den jährlich vorzunehmenden Bauen mit Taglohn und Fuhren ein anſehnliches gewinnen konnten. Sie wachten alſo nach gerade aus der Schläfrigkeit auf, beackerten ihr Land beſſer, erweiterten ihre Gebäude, und veränderten ihre Lebensart.

Die übrigen neunzehn ärgerten ſich ſehr über dieſe Neuerung im Lande; ſie glaubten nicht, daß bey dem von jenem im Kriege erworbenen ungerechten Gut Seegen ſeyn würde; Sie prophezeyeten ihm vielmehr, daß der ungerechte Thaler den gerechten Groſchen mit fortnehmen würde; ſie ſahen ihn ſchon im Geiſt mit dem Bettelſtab davon gehen, und zweifelten, ob er einmal ſelig ſterben würde. Seine Madame, wie ſie ſie nannten, war vollends der ganzen Gegend ein Aergerniß, ſie war ihnen zu vornehm, eitel und galant; die ganze Nachbarſchaft ſcheuete dies ganz aus der Art geſchlagene Ehepaar, Borſton lacht darüber, und fährt in ſeiner ordentlichen Wirthſchaft fort. Sein nächſter Nachbar ſtirbt, und hinterläßt bejahrte Schweſtern; Borſton kauft ihnen das Gut ab, und kann ſich nun recht einrichten und ausbreiten.

Nicht lange darauf ſtirbt noch ein anderer ohne Erben, und Borſton veranlaßt, daß deſſen Gut von einem reichen Manne gekauft wird, der ſeinem Exempel folgt, und gleichfalls eine neue Wirthſchaft anfängt. Jetzt werden die übrigen Nachbaren aufmerkſam, ſie hören und ſehen, daß beyden alles zu Glück ſchlägt, daß ſie ein und alle Jahr mehr und beſſer Korn bauen, und daß ſich ihr Vieh merklich verbeſſert.

Borſton und ſein Freund ſuchen endlich bey den übrigen die Vorurtheile, welche ſie geſchöpft haben, auszulöſchen, und ſie zu zwingen, daß ſie Umgang

 mit

mit ihnen haben, und ihre Söhne von Hauſe wegſchicken müſſen. So wird endlich die ganze Gegend nach einigen Jahren umgekehrt und lebhaft. Ein paar Hausväter aber bleiben noch übrig, welche von ihrer alten angenommenen eingeſchränkten Lebensart nicht abgehen wollen: Sie folgen zwar den übrigen, und verbeſſern ihr Land, verkaufen Korn und Vieh, und löſen mehr Geld, ſie wiſſen aber von dem übrigen Gelde keinen Gebrauch zu machen, laſſen alſo ſolches liegen, und bekümmern ſich auch nicht darum, ob ſie noch mehr einnehmen könnten. Von dieſen letztern hat alſo das Publicum keinen Vortheil.

§. 159.

Wenn aber nun ein Hausvater überflüßige Einnahme hat, ſo frägt es ſich billig, wie er ſolche am beſten anwenden kann, und billig anwenden ſoll.

Ein jeder wird ſodann ſeiner Hauptneigung folgen, und es laſſen ſich ſchwerlich allgemeine Regeln geben; Es mögten denn folgende ſeyn.

1) Wer Geld übrig hat, kann es nicht beſſer als zum Bauen anlegen. Was dazu angewandt wird, bleibt im Lande, bringt Künſtler und Handwerker empor, macht viele Familien leben; die mehrſten Menſchen finden ein Vergnügen daran, wenn ſie ein neues Gebäude anordnen, und wie es von Tage zu Tage zunimmt, anſehen können; und zwar ein unſchuldiges Vergnügen, welches Niemanden Tort thut, und nicht leicht böſe Folgen zurück läßt; vielmehr iſt es angenehm, gut und bequem zu wohnen, und man findet noch einmal ſo viel Vergnügen an einem Ort, wenn auch die Untergebäude neu und regelmäßig, auch haushälteriſch eingerichtet ſind.

2) Mit

2) Mit denen zu Anlegung und Verſchönerung eines Gartens anzuwendenden Koſten hat es faſt gleiche Bewandniß, der Garten bleibt, ergötzt auf mehrere Jahre alle Sinnen, und dient zur Geſundheit, zum Lebensunterhalt, zu Promenaden, und zu mehrerley Arten von Aufmunterungen.

3) Alle Ausgaben, welche angewandt werden, um bequemer zu leben und zu wohnen, alſo auch alle Auszierungen in den Zimmern und die erforderlichen Meublen, können nicht getadelt werden, wenn man dadurch den Handwerkern im Lande Verdienſt gönnet, und der Regel eines ſonſt verachteten Schriftſtellers folget. (*Corn. Nepos* Atticus) Elegans non magnificus, ſplendidus non ſumtuoſus, omni diligentia munditiem non adfluentem adfectabat: Supellex modica non multa.

4) Auf Unterhaltung eines guten Tiſches mehr Geld zu verwenden habe ich ſchon oben §. 86 angerathen, wie ich denn auch die Gaſtfreyheit empfohlen habe.

5) Wer viel Geld übrig hat, thut am beſten, ſich dafür Silberzeug machen zu laſſen, und ſolche Pretioſa anzuſchaffen, welche ihren innerlichen Werth behalten. Indem er oder die Seinigen, wenn ſie in der Folge in Noth kommen, oder ihre Einkünfte zurück bleiben ſollten, allemal es wieder zu Gelde machen, und ſich damit helfen können; Es kommt zwar das einmal ausgemünzte und wiederum in Silbergeſchirr umgeſchmolzene Geld aus dem Umlauf; Es würde aber doch, wenn es auch nicht hiezu angewandt würde, außer Landes gegangen und ſchwerlich wieder zurück gekommen ſeyn. Man kann das Silbergeräth

alsdenn, als einen ſolchen Schatz anſehen, den billig ein jeder ſammlen ſoll.

6) Die Haltung vieler Bediente kann auch als ein unſchädlicher Aufwand angeſehen werden, wenn man ſie nur beſchäftigen kann; denn wo viele Müſſiggänger ſind, verderben ſie ſich einer den andern, die Haushaltung leidet und geräth in Unordnung. Sonſt geben die Bediente Gelegenheit, unſern Ueberfluß unter viele auszutheilen, und daß dieſe, wenn ſie ordentlich leben, ſich etwas erſparen, oder ihre oft dürftige Eltern ernähren können; daher ein franzöſiſcher General, wie er vom Könige Ludewig XIV. gefragt ward, warum er ſo viel Bediente mit in Campagne genommen, und wozu er ſie nöthig habe, antwortete: Sire! Ich habe ihrer nicht nöthig, aber ſie haben meiner nöthig.

7) Daß jemand von ſeinem Ueberfluß etwas auf Reiſen anwendet, um ſich zu bilden, und in einer oder andern Wiſſenſchaft ſeine Kenntniß zu erweitern, iſt auch löblich. Nur muß es mit großer Mäßigung geſchehen, ſo daß er nicht reiſet, um gereiſet zu haben, oder ſich nur der Welt zu zeigen, und zu lernen, wie man an andern Orten ſein Geld unnütz ausgiebt. Sondern er muß ſich einen gewiſſen Endzweck vorſtellen, von welcher Seite er eigentlich ſich vollkommener machen und gelehrter werden will; ob er auf die Staatsverfaßung, auf die natürliche Beſchaffenheit des Landes, oder auf die Gelehrſamkeit überhaupt, und ſo weiter ſehen will. Billig ſollen daher keine junge, der Verführung und Ausſchweifung zu ſehr unterworfene, Leute große Reiſen in fremde Länder vornehmen, ſondern erſt etwas geſetztere Jahre abwarten, da ſie beſſer einſehen, was ihnen fehlt, wie

ſie

ſie ihre Zeit nützlich anwenden, und auf was vor ein Fach ſie nach ihren Umſtänden und nach denen Geſchäften, wozu ſie beſtimmt ſind, ſich vornemlich legen müſſen: Man muß ſodann ſeine Ausgaben ſparſam einzurichten wiſſen, und nicht mehr verzehren als geſchehen kann, ohne daß es künftig läſtig falle, und einen Mangel veranlaſſe.

8) Schöne und koſtbare Equipagen zu halten, iſt noch ein guter Aufwand für diejenigen, die überflüßig Geld haben. Zumal wenn ſie Wagen und Geſchirr bey den Handwerkern im Lande machen laſſen; wenigſtens fällt täglich etwas zu beſſern daran vor, und die Handwerker haben beſtändigen Verdienſt.

9) Man pflegt als einen Ueberfluß zu tadeln, wenn viel auf hübſche Kleidung verwandt wird; Es giebt aber gleich mehr Leben in einem Staate, wenn ein jeder ſich zierlich und reinlich in Kleidung hält, dabey gewinnet nicht allein der Kaufmann, ſondern auch alle Handwerksleute, und wenn zehn Schneider an einem Ort mit ihren Familien leben, deren jeder zehn Geſellen hält, da vielleicht drey Schneider ſo viel, wie zu nöthiger Bedeckung der Einwohner erfordert wird, verfertigen könnten, ſo werden doch gleich über hundert Perſonen mehr ernährt, welche, da ſie ihre Nothdurft von andern nehmen, und bey andern machen laſſen, tauſend und mehr andere Mitbürger wiederum ernähren, und dieſen Geld geben, welches ein jeder in ſo viel andre Hände bringt.

10) Die Muſik giebt einen unſchuldigen Aufwand. Man wird in einem Hauſe, wo viel Weſens aus der Muſik gemacht wird, alles gleich lebhafter finden, und indem die Bediente zum Spielen angehalten

und aufgemuntert werden, hält man ſie von andern ſchlechtern Veränderungen ab.

Gemeiniglich wird getadelt, wenn ein großer Herr einem ſtarken Sänger oder Virtuoſen anſehnliche Penſiones und viele tauſend Thaler hingiebt; da hingegen andern, welche dem Vaterlande weſentliche Dienſte leiſten, und Tag und Nacht arbeiten, der Lohn ſehr gering zugeſchnitten wird, oder man läßt ſie wol gar ohne Belohnung. Ich werde aber in der folgenden Abtheilung von den Vorzügen der Muſik noch weiter handeln.

11) In Niederſachſen und Weſtphalen hält man auch davor, daß einer von Adel nothwendig Werk von Pferden und von der Jagd machen müſſe; der auf beyde zu machende Aufwand kann nicht aufſerordentlich weit gehen, und keine üble Folgen haben, alſo mit unter die zuläßige gerechnet werden. Ob ich gleich einem Particulier die Anlegung einer Parforcejagd allemal misrathen würde; weil es ein gar zu koſtbares und umſtändliches Vergnügen iſt; Man hat für die anzuwendende Koſten zu wenig Vergnügen, da man nur eine geringe Zeit im Jahre davon genießen kann, und das ganze Jahr herdurch Pferde, Hunde und Piqueurs unterhalten, dabey ſein Leben und Geſundheit gewiſſer Maaßen in Gefahr ſetzen muß; Im übrigen blos zur Abſicht hat, die zu jagenden Thiere ſowol als auch die zur Verfolgung zu brauchenden Pferde und Hunde auf eine künſtliche Art zu quälen und zu Tode zu martern.

12) Kann man auch unter die erlaubten Aufwande rechnen, wenn man ſich allerley Sammlungen von raren, ſeltenen, künſtlichen, merkwürdigen oder koſt-

baren Stücken macht: So ſammlet der eine eine zahlreiche Bibliothek; der andere koſtbare Gemählde; der dritte ausgeſuchte Kupferſtiche, Riſſe oder Zeichnungen; der vierte alte Documente und Manuſcripte; der fünfte rare Münzen; der ſechſte Ueberbleibſel des Alterthums; der ſiebende allerley Arten von Gewehr; der achte brauchbare Inſtrumente und Maſchinen von allerley Art; der neunte künſtlich verarbeitete Stücke; der zehnte mit merkwürdigen Farben durch einander ſpielende Muſcheln; der eilfte fremde zärtliche Gewächſe oder das Auge ergötzende Blumen; der zwölfte ausgeſtopfte oder auf andere Art verwahrte Thiere allerley Art; der dreyzehnte ſchmutzige Steine oder Erze; und ſo weiter. Alle dergleichen Sammlungen haben einen großen Nutzen, ſie unterhalten auf eine angenehme Art, und belehren uns von den Schönheiten der Natur, machen auch andere aufmerkſam, ob ſie nicht einen Beytrag liefern können; dadurch werden viele Seltenheiten entdeckt, die ſonſt verborgen bleiben würden.

Nur wird erfordert, daß niemand ſich ſchlechterdings vornehme, und darauf einſchränke, daß er eine vollkommne Sammlung haben, oder nothwendig gewiſſe ihm noch fehlende ſeltene Stücke beſitzen will; denn ſonſt wird man leicht zu weit hinein-, und öfters angeführt; vornemlich wenn man kein rechter Kenner iſt, und wie gewöhnlich, die Schönheit oder Seltenheit eines Stücks nur beurtheilt, darnach es von andern hoch im Preiſe gehalten wird.

Ich mache mir ſelbſt von den mehrſten vorerwehnten Materien Sammlungen; Ich habe mir dabey zur Regel genommen, daß alles gerne haben mag,

und was ich nur zu erhalten vermag, es mag ſeyn aus welchem Fach es wolle, ſuche zu erhalten; ich halte nichts zu gering, um es nicht aufzuheben, und ihm einen Platz in meiner Sammlung zu verſtatten. Ich finde aber auch nie, daß mir etwas abgehet, welches nothwendig haben müßte. Ich kaufe alſo nicht leicht etwas, es muß denn ſehr gering im Preiſe und halb geſchenkt ſeyn. Es macht bey mir keinen Eindruck, wenn ich ſehe, daß andere mehrere und beſſere Stücke haben; In meinen Augen hat meine Sammlung vor allen andern vieles voraus, und ich ſchätze ſie weit höher, weil alles ſelber ohne fremde Hülfe, auch ohne merkwürdige Koſten geſammlet habe. Die mehrſten Steine und Erdſorten habe in der Taſche ſelber nach Hauſe getragen.

Meine Inſecten-Sammlung, die ſtärkſte, welche ich geſehen habe, enthält wenig Thiere, welche ich nicht ſelber aufgeſucht, gefangen, gewartet und beobachtet habe; Um mein Herbarium vivum vollſtändig zu machen, habe ich mir nicht verdrießen laſſen, Tagelang Berge und Thäler durchzukriechen, und jede Pflanze mit Hülfe des Vergrößrungsglaſes zu unterſuchen. Ich gehe darnach, wenn Hoffnung habe, ein neues Thier oder eine neue Pflanze zu entdecken, Meilen weit, und, wenn glücklich genug bin, durch meinen Fleiß neue Entdeckung zu machen, ſollte es auch nur von einem kleinen Thiergen, oder von einer geringen Pflanze ſeyn, ſo ergötzt mich ſolches mehr, als wenn das ſchönſte Stück mit großen Koſten an mich bringen müßte.

Billig ſollten alle diejenigen, welche Sammlungen machen, eben ſo verfahren; Viele aber ſammlen blos, um

um ſich nur rühmen zu können, daß ſie eine Sache beſitzen, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, was ſie beſitzen, oder wozu es nutze. **Harduinus** hat eine ſchöne Sammlung von mathematiſchen und optiſchen Inſtrumenten, ſonderlich von Vergrößerungs- und Ferngläſern; So wie er von einer neuen Erfindung hört, muß er ſie haben; Sie werden aber auch, ſo wie er ſie erhält, ohne daß er ſie jemals gebraucht, noch weniger andern den Gebrauch erlaubt, zu den übrigen hingeſetzt. **Mathanaſius** hat eine koſtbare Bibliothek; ſo wie er nur hört, daß ein neues gutes Buch herausgekommen ſey, läßt er es kommen, und in ſeinen eigenen recht zierlichen Band binden, darauf zu den übrigen in den Fächern hinſtellen, ohne eines davon zu leſen; eines Theils verſteht er nichts davon, andern Theils mögte der ſchöne Band verdorben werden: Eben deswegen erlaubte er auch um alles keinem dritten eines ſeiner Bücher zu leſen, noch aus dem Fache herauszunehmen; es mögte geſchabet oder nicht wieder an den rechten Ort geſtellet werden. Harduinus und Mathanaſius wenden beyde ihr Geld übel an, und ihrer Art ſind mehrere, welche dergleichen Sammlungen anlegen; daher ich einem jeden von dergleichen Aufwand eher abrathe, wenn er nicht einen gewiſſen Endzweck dabey hat.

Die übrigen Arten von Aufwand, welche ich ſtrafbar oder gefährlich halte, übergehe mit Stillſchweigen.

Unter allen ſcheint eine der abgeſchmackteſten zu ſeyn, wenn einer ſein Geld verſpielt, und gleichſam einem andern wegſchenkt; nur mit dem Unterſcheide, daß derjenige, welcher es gewinnet, ihm keinen Dank dafür weiß, ſondern ihn noch dazu auslacht, und

über ſeine Einfalt ſich aufhält. Bey den übrigen Arten von Aufwand genießt man noch ein Vergnügen; Bey dem Spiel aber iſt blos eine Begierde nach des andern Geld, welche veranlaßt, daß wir das unſrige umſonſt weggeben, und wenn wir erſt einmal anfangen zu verlieren, uns nicht weiter beſitzen, ſondern oft alles bis auf den letzten Heller wegwerfen, ja gar mehr als wir haben, aufſetzen, in der nichtigen Hoffnung, daß das Glück ſich wieder umkehren, und uns, das uns vielleicht betrieglich entriſſene, Unſrige wieder geben mögte.

Zu den unnützen Ausgaben könnte man noch die Lotterien rechnen, welche manchem in mehrern Jahren ſchon ein Capital koſten. Wenn man die Lotterien von der Seite anſiehet, daß es gemeiniglich eine Art von freywilliger Auflagen ſey, um zu einem gewiſſen guten Behuf eine Summe Geldes zu erhalten, ſo iſt es nicht allein zu entſchuldigen, ſondern vielmehr lobenswürdig, wenn diejenigen, welche viel Geld übrig haben, dazu beytragen; wenn aber diejenigen, welche wenig übrig haben, in alle und jede Lotterien einſetzen, ſo daß ihnen die Ausgabe zuletzt läſtig fällt, ſo iſt es unrecht.

§. 160.

Wer einmalen eine außerordentliche Einnahme hat, kann ſich dafür auch einen neuen Aufwand erdenken: Er muß ſich nur hüten, das Geld nicht anzuwenden, daß auch dadurch noch in den folgenden Jahren Ausgaben veranlaßt werden, wenn er keine außerordentliche Einnahme mehr hat.

Kuritz hatte bey wolfeilen Jahren ſein Getreide von drey Jahren liegen laſſen, und ſeine Ausgaben ſo eingeſchränkt, daß er mit ſeinen übrigen Einkünften ausgelangt war. Jetzt ſtiegen die Preiſe, und er löſte auf einmal aus ſeinem anſehnlichen Vorrath zehn tauſend Thaler; Er ſahe dies Geld als gefunden an, vermuthete auch, daß die Preiſe einige Jahr wenigſtens höher wie vorhin bleiben würden, und ſo konnte er ſeinem gemachten Ueberſchlage nach mit den jährlichen Einkünften reichlich auskommen: Er beſtimmte alſo jene Summe zu Aufführung eines neuen Wohngebäudes in der Stadt, wo er in Bedienung ſtand, und nahm auch einige neue Bediente an; hütete ſich aber nicht dafür, daß dieſe jährlich Koſt, Lohn und Mondirung erforderten, und daß das Gebäude mit denen zehn tauſend Thalern noch nicht vollendet wurde, ſondern noch mehrere anſehnliche Koſten erforderte, um es zu meubliren, und in Bau und Beſſerung zu erhalten.

Kuntz war vorſichtiger, er machte ſich bey der nemlichen Gelegenheit durch den Kornhandel einige tauſend Thaler; er wandte davon einen Theil an Silbergeſchirr, weil ihm deſſen Unterhalt nichts koſtete, und keinen neuen Aufwand veranlaßte, vielmehr allemal Geld daraus gelöſet werden konnte. Das übrige belegte er auf Zinſen, und erweiterte jetzt erſt ſeinen Aufwand ſo weit, wie die Zinſen jährlich reichten.

Amilon that eine Erbſchaft an baarem Gelde; er glaubte jetzt der reichſte Mann zu ſeyn, und es an Aufwand allen übrigen gleich thun zu können; Er miethete ſofort mehrere neue Bediente, kleidete ſie in dem beſten Geſchmack, kaufte ſich eine Menge Pferde,

de, ſchaffte ſich koſtbare Equipage an, ließ prächtige Kleider aus Frankreich kommen; auf ſeinen Fingern blitzten mehrere Ringe, welche von Kennern bewundert wurden; auf jeden Tag in der Woche führt er neue koſtbare Tabattieren und Uhren bey ſich, und ſein Haus war voller Gäſte. Seine ganze Erbſchaft war in drey Jahren verzehrt. Er wollte nicht gleich alles abſchaffen und wieder einziehen, lebte alſo im vierten Jahr auf Credit, mußte in dem fünften Geld aufnehmen, zu Bezahlung des ſchon verzehrten, und im ſechſten mußte er die angeſchafften unnützen Stücke um die Hälfte weggeben, mithin in der Folge elender leben als vorhin; Dahingegen, wenn er ſo wie ſein Erblaſſer von den Einkünften der Erbſchaft ſparſam gelebt, und nur die Zinſen verzehrt, das Capital ſelber aber geſchont hätte, er Zeit Lebens reichliches Auskommen haben, und mit einem ruhigen Gewiſſen ſterben können. Er war aber eines ſolchen Vermögens nicht werth, alſo mußte er es geſchwind in andere und mehrere Hände bringen, welche zu Beförderung der Ordnung im Ganzen beſſern Gebrauch davon machten.

§. 161.

Es hat gemeiniglich üble Folgen, wenn diejenigen, welche von Jugend auf an gar keinen Aufwand gewohnt ſind, auf einmal zu einem großen Vermögen gelangen.

Man kann es gewiſſer Maaßen als ein Unglück für einen kärglich zu leben gewohnten Menſchen anſehen, wenn er ſich plötzlich in den Beſitz eines großen Vermögens ſiehet, und gar keinen Gebrauch davon zu machen weiß. Iſt er von Natur zum Geitz und

zur

zur Sparſamkeit geneigt, ſo macht ihm die Verwahrung des Schatzes, ſo wie dem muntern Seifenſieder, nur ſchlafloſe Nächte; es kränkt ihn, wenn er von ſeiner geruhigen Lebensart ablaſſen, und ſich weiter ausbreiten ſoll. Iſt er nach ſeinem Temperament zu mehrerm Aufwande geneigt, ſo wird er gemeiniglich zuerſt auf thörigte Ausgaben verfallen.

Die Geſchichte von einem gewiſſen Gutſcher in Paris iſt bekannt, der in der Lotterie das gröſte Loos von einigen hundert tauſend Livres gewinnet, ſich alſo gleich ſelber Gutſche und Pferde anleget, eine Menge Bediente annimmt, ein prächtig meublirtes Quartier miethet, den Titel von Marquis kauft, und ſeinen ehemaligen Herrn und deſſen Freunde mehrmalen zum Eſſen bittet, und ſie auf das herrlichſte bewirthet; mithin nicht darauf gedenkt, wie er ſeinen Gewinſt anwenden mögte, um jährliche gewiſſe Einkünfte davon zu haben, ſondern ſich gleichſam nur fürchtet, daß er nicht bald genug aufkommen möge.

Er erlebt auch nach wenig Jahren ſeinen Endzweck, und ſieht, daß das Fach, wo er ſeinen Gewinſt verwahrt hatte, leer wird; läßt alſo zuletzt alle Gutſcher von ſeiner ehemaligen Bekanntſchaft zur Mahlzeit einladen. Dieſe ſind über die von dem Herrn Marquis ihnen erzeigte unvermuthete Ehre verwundert; der Herr Marquis thut ſich indeſſen recht gütlich mit ihnen, und wie er glaubt, daß nun der letzte Louis verzehrt ſey, ſo erklärt er ſeinen Gäſten, daß er ſeinen Marquis niederlegen, und ſie alſo bitten wolle, ihn wieder zum Cameraden anzunehmen; Er geht darauf wieder zu ſeinen vorigen Herrn, und bittet, ihn in Dienſten zu behalten, dieſen befremdet erſt der

Antrag, läßt ſich aber doch bereden, und der Herr Marquis dient bey den Pferden ſo treu wie vorhin, und ſitzt jetzt eben ſo ſtolz auf dem Bock, wie er einige Tage vorher in der Gutſche ſich umher fahren laſſen.

§. 162.

Es iſt noch übrig zu erwähnen, wie ſich einer helfen ſoll, dem es an dem Nöthigen fehlet, oder der ſich nun beſtrebet, ſeine Einnahme zu vermehren.

Hier muß ſich ein jeder nach ſeinen Umſtänden richten, und überlegen, was für Gelegenheit die Verfaßung, worin er ſich befindet, ihm an Hand giebt, um ſeine Einnahme zu verbeſſern, und es iſt dabey große Behutſamkeit nöthig, daß wir ſichere Wege einſchlagen, welche unſern Endzweck befördern, und uns nicht in noch größere Verlegenheit ſtürzen. Die mehrſten Mittel, um reich zu werden, welche uns gewöhnlicher Weiſe vorgeſchlagen werden, ſind gemeiniglich gefährlich.

Der eine hofft unter zehn tauſenden eben derjenige zu ſeyn, der ein großes Loos in einer Lotterie gewinnet, und macht ſchon Berechnungen darauf, wie er ſich alsdenn einrichten will, ſetzt alſo das wenige, was er wirklich hat, zu, und kratzt ſich am Ende hinter den Ohren, wenn er eine Nite bekommt.

Der zweyte ſieht, daß ein Spieler einen großen Haufen Geld vor ſich liegen hat, und glaubt, daß ſolcher von dem Spieler ausgeboten werde, und daß es nur darauf beruhe, hinzugehen, und ſeinen Theil davon wegzunehmen; hütet ſich aber nicht davor, daß der

der Spieler das Geld nur zum Schein hinlege, und daß ſeine Abſicht ſey, denenjenigen, welche ſich dadurch verblenden laſſen, noch mehr abzunehmen, und daß er mit leerer Taſche betrübt zurück gehen muß.

Ein dritter gedenkt ſich durch eine reiche Heyrath zu helfen, erwegt aber nicht, daß eine ſparſame Frau weit mehr werth iſt, (§. 155) und daß die Reiche ihn nicht von ihrem Vermögen Meiſter laſſen, oder durch ihre üble Wirthſchaft ſeine Umſtände noch mehr verſchlimmern werde.

Ein vierter richtet alle ſeine Wünſche dahin, wenn er nur zu einer andern Bedienung gelangen könnte, bey welcher einige hundert oder tauſend Thaler Beſoldung mehr vermacht ſind, ſchlägt aber nicht vorher über, daß ſolche ihn zu neuen Aufwand zwingen, und daß er bey ſeiner unordentlichen Wirthſchaft in noch größere Gefahr verfallen werde.

Ein fünfter macht eine Berechnung, wie viel er gewinnen würde, wenn er durch Einführung einer neuen Art von Wirthſchaft, durch allerley Verbeſſerungen, und durch Nachahmung derer in andern Ländern gebräuchlichen Handgriffe die Einkünfte ſeiner Güter auf das doppelte verbeſſerte; Er weiß aber nicht, wie er es anfangen ſoll; wendet die Einkünfte des Guts von mehrern Jahren zu vermeintlichen Verbeſſerungen an, und findet, daß es nach zehn Jahren weniger trägt als vorhin; da er hingegen durch die neuen Veränderungen den Ackerbau beſchwerlicher und koſtbarer gemacht hat, mehr Bediente halten, mehr Taglöhner lohnen, und mehr an die Unterhaltung überflüßig aufgeführter Gebäude wenden muß.

Gleichwol geht es an, daß einer auf die eine oder andere Art zu einem größern Vermögen gelangen, und ſich ſein Glück machen kann. Wir müſſen alſo aufmerkſam ſeyn, ob uns das Glück, wie wir zu ſagen pflegen, die Hand bietet, da wir nicht verſäumen ſollen, zuzugreifen. Wer aber mit Gewalt das Glück verfolgen will, wird gemeiniglich betrogen. Es beruhet darauf, daß ein jeder ſyſtematiſch denkt und handelt, und die anzuwendenden Vorſichten gebraucht, mithin ſich des Glücks nicht unwürdig macht.

§. 163.

Wie im übrigen unſre Ausgaben wenigſtens ſo eingerichtet ſeyn müſſen, daß wir uns künftig von einer gewiſſen Einnahme ſichern, alſo ſollten wir billig alle Jahr etwas von unſern Einkünften ſparen, und auf Zinſen, oder auf eine andere Art ſo anlegen, daß wir im folgenden Jahre einen Genuß davon hoffen können.

Dieſe Regel gilt vornemlich für ſolche: 1) deren ihre gegenwärtige Einnahme ungewiß iſt, wenn ſie z. E. eine Bedienung haben, und nicht wiſſen, ob ſie ſolche werden behalten können; oder ſie widmen ſich einem Geſchäfte oder einer Arbeit, zweifeln aber, ob die Kräfte bis an das Ende ihren Unterhalt zu erwerben erlauben werden. Oder wenn 2) einer befürchten muß, daß die Einkünfte ſeiner Güter in Kriegszeiten, oder durch andre Zufälle zurück bleiben könnten; oder 3) wenn jemand eine ſtarke Familie hat, und um deren künftige Verſorgung bekümmert iſt. Es iſt aber für das Publicum mehr ein Glück, daß wenige ſo vorſichtig denken, ſondern lieber dasjenige, was ſie einnehmen, ſofort in andere Hände zu bringen

bringen bedacht ſind. Denn auf dieſe Weiſe kommt das Geld mehr und öfterer aus einer Hand in die andere; wenn ein jeder aber nur für ſich ſorget, ſo leiden gleich andere, die unterdeſſen ihr Geld auch gern durch ihre Hände gehen laſſen mögten. Man iſt derowegen gewohnt, diejenigen, die etwas beylegen, bald mit dem verhaßten Namen eines Geitzigen zu belegen. (§. 154)

Im übrigen reicht das Vermögen von den wenigſten zu, wenn ſie auch den beſten Willen haben, nach Beſtreitung des nöthigen und ihrem Stande gemäßen Aufwandes noch etwas zu erübrigen, ſonſten ſollten diejenigen, welche Schulden haben, billig ihre erſte Sorge ſeyn laſſen, ſolche nach gerade abzutragen: Man hält aber ſtatt deſſen lieber davor, daß ein rechtſchaffner von Adel billig Proceſſe und Schulden haben müſſe, und zehrt auf gut Glück immer los.

Et cette eſpece de manie embraſſe la plus conſiderable partie des hommes, et ceux dont les folies tirent d'avantage à conſequence.

L'Abbé St. Real.

Ende des 1ten Stücks 4ten Theils.

Des
Hausvaters
Vierten Theils
Zweytes Stück.

Inhalt:

IX. Abth. Die Beſchäfftigungen des Hausvaters.
X. — Der Hausvater nach der Mode.
XI. — Das Verhalten bey Gefahren und insbeſondere im Kriege.
XII. — Des Hausvaters Betragen bey einer Hungersnoth oder Theurung.
XIII. — Der Hausvater ſein Arzt.
XIV. — Nacherinnerungen.

Hannover,
Im Verlage ſeel. Nic. Förſters und Sohns Erben Hof-Buchhandlung.
1772.

Admonere voluimus, non mordere: prodeſſe, non lædere: conſulere moribus hominum, non officere.

Eraſmus.

Neunte Abtheilung.

Die Beſchäfftigungen des Hausvaters.

S'éleve qui voudra, par force ou par adreſſe,
Juſqu'au ſommet gliſſant des grandeurs de la Cour
Moi, je veux, ſans quiter mon aimable ſejour
Loin du monde & du bruit rechercher la ſageſſe.

d'Hainaut.

§. 144.

Der Menſch iſt nicht misvergnügter, als wenn er gar nichts um die Hand hat, und müſſig gehen muß. Wir ſuchen ſtets unſern Körper und unſern Gemüth in einer Bewegung zu erhalten, und bald dieſes bald jenes vorzunehmen; dieſes nennen wir denn, **ſich beſchäfftigen**, und die Handlungen, welche wir in dieſer Abſicht vornehmen, unſere **Beſchäfftigungen**.

So ſagt man, **Minnellius** ſey ein beſchäfftiger Mann, weil er den ganzen Tag über in Büchern ſtudiert, Auszüge macht, und ſchreibt. **Columella** iſt ein beſchäfftigter Landwirth, weil er den ganzen Tag im Hauſe, in den Ställen, auf dem Acker, und bey

den Arbeitsleuten umhergeht. Tubalcain iſt ein beſchäfftigter Schmid, weil man ihn von des Morgens früh bis den Abend ſpät in der Schmiede hört. Damon iſt ein beſchäfftigter Hofmann, weil er erſt ſehr vielen Fleiß und mehrere Stunden auf ſeinen Anzug wendet, und demnächſt bis in die Nacht aus einem Hauſe ins andere geht, um ſeine Aufwartung zu machen, und ſeinen Gönnern und Freunden zu bezeugen, wie ſehr er ihnen ergeben ſey.

§. 145.

Unſere Beſchäfftigungen laſſen ſich in drey Klaſſen theilen.

1) Solche, wozu uns gewiſſe ſchuldige Pflichten verbindlich machen. §. 146.

2) Solche, wozu uns unſer eigenes Intereſſe nöthiget. §. 147.

3) Solche, welche mehr willkürlich ſind, und vorgenommen oder unterlaſſen werden können. §. 148.

Ganz verbotene, ſtrafbare, oder ſündliche Beſchäfftigungen übergehe ich; denn dergleichen Handlungen, welche wir gar nicht vornehmen ſollen, verdienen nicht den Namen von Beſchäfftigungen. Es bleibt allemal unrecht, wenn wir uns damit beſchäfftigen wollen, und ein frommer Hausvater nimmt ſich davor billig in Acht.

§. 146.

Vor allen Dingen ſind wir billig aufmerkſam 1) ſolche Geſchäffte, zu denen wir gegen andere verbunden ſind, auszuüben. (§. 145.)

Denn wir ſetzen uns, wenn wir nachläßig darunter ſind, in Gefahr und Verantwortung, weil allemal

mal eine gewiſſe Verbindlichkeit vorausgeſetzt wird, nach welcher ein anderer uns dazu zwingen kann. Es ſey nun, daß wir mit dem andern einen Vertrag eingegangen, und uns dazu verpflichtet haben; Oder aber wir haben ein gewiſſes Amt, und mit demſelben die davon abhangende Beſchäfftigungen übernommen; Oder aber wir beſitzen gewiſſe Güter, oder ziehen Einkünfte, und müſſen dafür gewiſſe Beſchäfftigungen ausrichten; Oder wir müſſen als Mitglieder eines Staats andern Nachbaren gleich thun; Oder wir bekennen uns zu einer Religion, welche gewiſſe Gebräuche zu beobachten befiehlet.

Ein jeder iſt gemeiniglich ſchuldig, oder thut wohl, wenn er dergleichen ihm obliegende Beſchäfftigungen, welche wir unter dem Namen der **Pflichten** faſſen, auszuüben jedesmal bereitwillig iſt.

Wir ſagen alſo, dies erfordert meine Amtspflicht; Wir haben uns mittelſt Vertrages verpflichtet; Die Freundſchaftspflicht verbinde uns; Es erfordern die Regeln eines Ordens oder einer Geſellſchaft; Es ſey die Pflicht eines Patrioten, eines Chriſten, eines Menſchenfreundes, eines getreuen Vaters, und ſo weiter.

Was in Anſehung der Religion und einer ſtrengen Moral zu beobachten ſey, muß ein jeder billig wiſſen, wenigſtens ſetze ich bey meinem Vortrage ſolche Leſer voraus, denen dies nicht unbekannt ſey.

§. 147.

Nächſtdem ſorget 2) ein jeder, daß er ſich mit demjenigen beſchäfftige, was ſein eigenes Intereſſe erfordert. (§. 145.)

Wer Güter hat, von deren Einkünfte er leben muß, beſchäfftiget ſich billig damit, daß er auf deren

gute Verwaltung, und daß alle Einkünfte zu ſeinem Beſten verwandt werden, ein Augenmerk nimmt.

Wer bauen läßt, beſchäfftigt ſich, daß er ſelber mit zuſieht, damit die Arbeit tüchtig gemacht, und unnöthige Koſten vermieden werden.

Wer einen Bau anfangen will, beſchäfftigt ſich vorher, daß er die Anſchläge nachſieht, und einen Ueberſchlag macht, ob er auch den Bau vollführen kann.

Wer in der Folge ſein Brodt durch gewiſſe Geſchäffte erwerben muß, beſchäfftigt ſich erſt, um etwas rechtes zu lernen; Er ſey nun ein Gelehrter, oder ein Künſtler, oder ein Handwerker.

Wer von ſeiner Hände-Arbeit leben muß, beſchäfftigt ſich, um das Brodt für ſich und die Seinigen zu verdienen.

Wer durch ſeinen Fleiß ſich Vortheile ſtiften kann, beſchäfftigt ſich billig, daß ihm dieſe nicht entgehen, und ſetzt andere weniger angelegene Beſchäfftigungen unterdeſſen lieber zurück.

§. 148.

3) Zu den willkürlichen Beſchäfftigungen ſollten wir aber billig nicht eher greifen, bis jene beyde erſt beſorgt ſind. (§. 145.)

Dieſe willkürliche Beſchäfftigungen ſind von verſchiedener Art; Einige davon gereichen zwar zu unſerm Beſten, wir könnten ſie aber doch unterlaſſen, oder andern auftragen. Einige Exempel mögen dieſes klar machen. Ich will ein Haus bauen, und mache dazu den Riß und die Modelle ſelber; Ich könnte ſolche von einem andern Baumeiſter verfertigen laſſen, ſo iſt dieſe Arbeit willkürlich. **Tribonianus** hat

eine

eine Stelle im Gerichte übernommen, man hat ihm aber einen Secretair zugegeben, um die Aufſätze und Ausfertigungen zu beſorgen; Tribonianus glaubt in der Zeit zu gewinnen, auch ſeiner Pflicht ein größers Genüge zu leiſten, wenn er die dem Secretair obliegende Arbeit ſelber übernimmt, ſo ſtehet ihm ſolches frey; er muß unterdeſſen nur nicht andre, ihm eigentlich obliegende, Geſchäffte zurückſetzen.

Andre Beſchäfftigungen haben hingegen gar keinen Nutzen, als nur um die Zeit hinzubringen. Z. E. Schach zu ſpielen: Wenn wir uns bey der Mahlzeit mehrere Stunden aufhalten, da wir uns höchſtens in einer Stunde völlig ſatt eſſen könnten.

Unter dergleichen willkürlichen Beſchäfftigungen haben die von der erſten Art allemal den Vorzug; wir pflegen aber nicht ſelten eben ſolche Beſchäftigungen vorzuziehen, bey denen wir eigentlich gar keine Abſicht haben, oder von denen wir doch keinen eigentlichen Nutzen erwarten können.

Hermion hat die wichtigſten Sachen auszuarbeiten, er muß viele Briefe ſchreiben, ein großer Haufen Clienten begehrt ihn zu ſprechen. Er hat ſich aber einmal vorgeſetzt, alle Morgen eine beſtimmte Stundenzahl umherzureiten; Er könnte dieſes einen Tag ausſetzen, oder bis auf den Nachmittag verſchieben, oder nur das nothwendige erſt ausrichten, und die Pferde eine halbe Stunde ſpäter vorführen laſſen. Er ſieht es aber jetzt als unentbehrlich an, daß er, da die Glocke ſchlägt, zu Pferde ſteigen muß; Es muß alſo alles bis zu ſeiner Zurückkunft warten. Er kommt vielleicht etwas früher zu Hauſe, um ſich leichter zu beruhigen? Nein! Heute bleibt er gar noch eine

Stunde länger aus, weil er ſich für die auf ihn wartende Arbeit fürchtet; da dieſe doch vollendet ſeyn muß.

§. 149.

Eine Beſchäfftigung greift unſern Körper mehr an, und ermüdet ihn mehr; andere gereichen hingegen zu unſerer Aufmunterung und zum Vergnügen.

Solche Beſchäfftigungen, wobey unſer Leib oder auch das Gemüth angegriffen und endlich ermüdet werden, nennen wir **Arbeiten**. Da aber der Körper nicht beſtändig arbeiten kann, ſo ſuchen wir zwiſchendurch uns auch leichtere zur Aufmunterung gereichende Beſchäfftigungen zu machen. Dieſemnach können wir alle Geſchäffte nach der Art des Eindrucks, den ſie auf uns machen, eintheilen:

1) In **Arbeiten**, Travails, wobey wir den Körper oder das Gemüth anſtrengen.

2) In **Pflichten**, Devoirs, wozu wir uns verbunden erachten, und deren Unterlaſſung unſer Gewiſſen uns vorwirft. (§. 146.)

3) In **Geſchäfften**, Occupations, welche wir ohne groſſe Mühe vornehmen; wozu aber ſchon einiger Fleiß erfordert wird, und wobey wir gute Abſichten haben.

4) In **Zeitvertreibe**, Amuſemens, da wir blos etwas vornehmen, um die lange Weile zu vertreiben, und die Zeit hinzubringen.

5) In **Ergötzungen**, Plaiſirs, wenn wir vornemlich ſolche Handlungen vornehmen, die uns aufmuntern, und in deren Wiederholungen wir ein Vergnügen zu finden vermeinen.

§. 150.

§. 150.

Da wir nicht allezeit arbeiten oder nützlich ſeyn können, (§. 149.) gleichwol vorzüglich auf Ausrichtung unſerer Geſchäffte und Pflichten denken, zugleich aber auch uns zwiſchendurch aufzumuntern und zu ergötzen ſuchen müſſen; ſo beruhet alles auf eine gute Ueberlegung und geſchickte Eintheilung der Zeit, um das nothwendige und nützliche mit dem angenehmen zu verbinden; Mithin dieſes nicht zu unterlaſſen, und in jenem nichts zu verſäumen.

Dieſes iſt eben das künſtliche, worin die mehrſten Menſchen fehlen. Wüßte ein jeder darunter ein rechtes Mittel zu treffen, ſo wären wir glückliche Menſchen, und man würde nicht mit Recht an unſern Handlungen ſo viel auszuſetzen finden. Wir ſind nur gar zu gern gegen den Strom. Liegt uns ein Geſchäffte ob, ſo ſehen wir es als eine den Körper abmattende ſchwere Arbeit an, vor welcher uns grauet; Wird uns ein gewiſſer Zeitvertreib unterſagt, oder beſchwerlich gemacht, ſo ſetzen wir in deſſen Genuß eine vorzügliche Glückſeligkeit: Ueberhaupt haben unſere Paſſionen und unſer Temperament gar zu vielen Einfluß auf unſere Beſchäfftigungen.

Daher kann der eine in einer Arbeit eine Ergötzung finden, für welche ein anderer einen Abſcheu zu haben glaubt. Man kann ſich ein jedes Geſchäffte angenehm, oder auch verdrieslich vorſtellen, nachdem wir es von der einen oder andern Seite betrachten. Ich werde, um mich deutlicher zu machen, abermalen einige Exempel anführen.

Nimrodt iſt ein paſſionirter Jäger. Es iſt eine Arbeit für ihn, daß er ſein Gewehr rein machen, die

Hunde warten, füttern, abrichten, und führen, ſodann den ganzen Tag über bey heißem Sonnenſchein ſo gut, als bey dem übelſten Wetter, ſtärkſtem Regen und tiefſtem Schnee viele Meilen weit umher wandern, oft mit Lebensgefahr durch Berg und Thal herum klettern, ja gar unter freyem Himmel ſchlafen, das geſchoſſene Wild nach Hauſe ſchleppen, auch Bäume pflanzen und beſchneiden muß. Er hat ſich aber einmal verpflichtet, ſeines Herrn Waldungen in Acht zu nehmen, und die Jagd zu beſorgen; Er muß ſich auch dabey ſeinen Unterhalt verdienen, und würde, wenn er kein Wild ſchöſſe, auch kein Schießgeld bekommen. Er ſieht es alſo nun nicht als eine Laſt an, daß er herum gehen muß, ſondern findet darin eben den größten Zeitvertreib, daß er den ganzen Tag im freyen zubringt, und ſtets neue Gegenſtände erblickt. Er ergötzt ſich daran, wenn er die Liſten des Wildes ſieht, und ſolche durch ſeine Geſchicklichkeit und Vorſicht vernichtet, mithin des Herrn Küche reichlich verſehen kann.

Ein **Soldat** hat die beſchwerlichſte Arbeit, da er ſein Gewehr und Kleidungsſtücke ohne Unterlatz putzen und reinmachen; die mehrſte Zeit auf den Wachen liegen, die zur Ruhe beſtimmte Nächte theils bey dem traurigſten Wetter auf dem Poſten, theils auf der harten Britſche zubringen; kümmerlich bey Waſſer und Brodt leben, und gefährliche Märſche verrichten muß. Er ſieht dies aber als lauter angenehme Zeitvertreibe an, und ſinget und pfeifet dazu, weil er ab und an noch eine Stunde behält, da er ſich in ſeinen Gedanken recht ergötzen kann: Er überlegt, daß er, wenn er ſich einem andern Handwerke hätte widmen wollen, ſein Brodt vielleicht noch ſaurer ver-

dienen

dienen müßte, und ſich weniger Ergötzungen machen könnte.

Grammatticus widmet ſich der Gelehrſamkeit, ſitzt Tag und Nacht bey den Büchern, lieſet ſich die Augen blind, zieht ſich durch vieles Sitzen allerley Schwachheiten zu, und ſchreibt ſo lange, bis ſeine Hand endlich alle Nacht ermüdet wird, und aus Müdigkeit die Feder fallen läßt: Er glaubt, daß er ſeine Zeit auf die angenehmſte Art hinbringe, und ergötzet ſich, daß er in ſeiner finſtern Studierkammer einer völligen Ruhe genießen kann: Vornemlich freuet ihn, wenn er nun glaubt, eine neue Wahrheit entdeckt zu haben, um die Welt aus ihrem bisherigen groben Irthum auf den rechten Weg leiten zu können.

Andere finden des Grammatticus Beſchäfftigungen ſo ſauer als möglich, und unterziehen ſich lieber andern ſchweren Arbeiten.

Scholarcha hat eine ziemlich ſtarke Schule zu verſehen, und findet ein Vergnügen darin, die ihm anvertrauete Jugend mit aller Treue zu unterrichten. Es iſt für ihn der angenehmſte Zeitvertreib, wenn er ſie um ſich hat, und ſich mit ihnen unterhält; Es ergötzet ihn, wenn er erkennet, daß er durch ſeinen Unterricht Nutzen ſtiftet und belehret, auch durch ſein liebreiches Betragen ſich die Herzen aller gut denkenden jungen Leute verbindlich macht, ſo daß dieſe alles, was ſie zu ſeiner Ergötzung beytragen können, hervorſuchen. Seine Collegen denken nicht alſo; ſie finden, daß es die ſchwerſte Laſt iſt, eine Menge roher, wüſter, ungeſitteter, dummer Leute um ſich zu haben; Sie quälen ſich damit, daß viele von dieſen nichts lernen wollen, und daß ſie ſo manchen Schweißtropfen vergebens verlieren müſſen; ohne ſich zu prüfen, ob

nicht ihr eigener trockner Vortrag, ihre pedantiſche Manieren, ihre übertriebene platoniſche Strenge, ihr grämliches Betragen, eben die Urſachen ſind, daß die Jugend einen Widerwillen, nicht allein gegen ihre Perſon, ſondern auch überhaupt gegen das, auf eine eckelhafte Art von ihnen vorgetragene Gute, ſchöpfen muß.

§. 151.

Wie der Menſch überhaupt öftere Abwechſelungen liebt, und ſich nach etwas neues ſehnet, alſo pflegt uns auch am Ende zu misfallen, wenn wir beſtändig bey einer Art von Beſchäfftigung bleiben müſſen; wir glauben, daß uns nur die Beſchäfftigungen zum Zeitvertreibe gereichen können, zu welchen wir uns mit einer Abwechſelung ſelber beſtimmen.

Man heiße einem jungen Menſchen, daß er einige Wochen lang ſich täglich fünf, ſechs, bis zwölf Stunden nach einander ohne Unterlas in einem Kreiſe herum drehen und umher laufen ſoll; So wird er glauben, man gehe barbariſch mit um; es wird ihm unmöglich ſcheinen, daß er eine ſolche Bewegung aushalten könne; Er wird ein hitziges Fieber, Schwindſucht, und was dergleichen mehr iſt, befürchten: Es wird ihm noch eher möglich ſcheinen, auszuhalten, wenn er gerade aus in einem Stück und in freyer Luft fortlaufen könnte. Kommt eben derſelbe junge Menſch in einen Tanzſaal, wo mehrere verſammlet ſind, ſo glaubt er, daß er ſich auf die vortrefflichſte Art ergötze, wenn er Erlaubnis hat, mit zu tanzen, und in der Carnevalszeit ſolches ſechs Wochen lang nach einander zu wiederholen. Will man ihn davon zurück halten,

ſo bildet er ſich ein, daß ihm Gewalt und Unrecht geſchehe.

Wer ſeit einigen Jahren in einer Bedienung ſteht, und ſich in dem Fache, wozu er beſtimmt iſt, nun recht geübt hat, denkt nicht, daß er jetzt erſt recht nützlich werden, und mit mehrerer Fertigkeit arbeiten, ja ſich aus ſeinen Geſchäfften eine Ergötzung machen könne: Er ſehnet ſich nur nach einer andern Bedienung, wobey er von neuen anfangen muß zu lernen, und wobey er ſich recht verdriesliche Arbeit aufladet: Er ſieht aber dies nicht als eine Arbeit, ſondern als eine Ergötzung an. Warum? weil er ſie ſich ſelbſt erwählet.

Ich werde verſuchen, ob es möglich ſey, in gewiſſe Regeln zu bringen, wie ein Hausvater ſeine Beſchäfftigungen wählen und eintheilen ſoll. Mein Vortrag ſoll aber vorzüglich auf Gelehrte und auf Beſchäfftigungen des Gemüths gerichtet ſeyn.

§. 152.

I. Regel. „Man kann ſich eine jede Beſchäfftigung angenehm vorſtellen, und ſich dabey ergötzen; Hingegen auch eine jede Ergötzung als eine Arbeit anſehen, und ſich läſtig machen.“

Dieſe Regel kann man ſich nicht feſt genug einprägen, und ein jeder, der ſolche vor Augen hat, wird ſich eher in allen Fällen finden, über keine ſchwere Arbeit klagen, und kein Vergnügen ſich lebhafter vorſtellen, als es verdient.

Wir können uns nicht leicht ein Vergnügen machen, und uns ergötzen, ohne daß nicht eine gewiſſe Laſt oder Arbeit damit verknüpft iſt, welche bey einigen

gen das Vergnügen ſchon überwiegt. Es wird ſich dieſes deutlicher zeigen, wenn ich die gewöhnlichſten Zeitvertreibe und Ergötzungen, welche wir zu ſuchen pflegen, näher betrachte.

Eines der allergemeinſten Zeitvertreibe, und wozu die mehrſten Menſchen eine Neigung haben, iſt das Spiel. Man kann aber den Kindern nicht beſſer einen Eckel dagegen beybringen, als wenn man ſie zwinget, gewiſſe Stunden, oder ganze Tage lang zu ſpielen, wenn man ſie dabey fleißig ausſchmält, und das Spiel als ein Geſchäffte tractirt, welches man ihnen ordentlich methodiſch beybringen will.

Wir müſſen auch bey vielen Spielen unſere Gedanken mehr angreifen, und werden nach einigen Stunden mehr ermüdet ſeyn, als wenn wir unſere Gedanken auf eine nützliche Materie gerichtet, und unterdeſſen etwa Wirthſchafts-Rechnungen nachgeſehen, oder Briefe geſchrieben hätten. Das Spiel hat allemal ſeinen Nutzen, wenn wir es als ein Mittel anſehen, um unſere Gedanken zu ſchärfen, um die Gemüther anderer kennen zu lernen, um uns ab und an durch eine veränderte Beſchäfftigung aufzumuntern, und um nicht immer bey einerley zu bleiben. Es giebt aber viele, welche finden, daß ſie ſich durch andere Arten von Beſchäfftigungen zu Hauſe, auch wol ganz allein die Zeit weit beſſer vertreiben können, unterdeſſen da andere, welche ſich nun einmal vorgeſetzt haben, daß in gewiſſen Stunden ein Spiel ſie ergötzen ſoll, ängſtlich ſich erkundigen und umher ſchicken, wo ſie etwa eine Geſellſchaft oder eine ihnen anſtändige Partie antreffen mögten. Das Spiel iſt in der Stadt unentbehrlich, erhält die Geſellſchaften, und verhindert, daß indeſſen nichts ſchlimmers vorge-

genommen wird. Diejenigen, welche es alſo als eine Ergötzung anſehen, ſind vor andern glücklich; ſo wie man im Gegentheil auf dem Lande ſich glücklich ſchäzzen kann, daß man andre Beſchäfftigungen hat, und das Spiel als entbehrlich anſieht.

In der Stadt glaubt man, daß einem, einſam auf dem Lande Wohnenden die Zeit lang werden müſſe, weil er nicht alle Tage ſeine Spielpartie haben kann; Die Landleute, wenn ſie bey den angenehmen Sommertagen der freyen Luft genieſſen, und ſich an denen mannigfaltigen, auf den Feldern vorgehenden, Schauſpielen ergötzen, bedauren indeſſen die Stadtleute, welche zwiſchen ihren vier Wänden in eingeſchloſſener ſtickhaften Luft ſitzen, und erſticken wollen, alſo nur aus Noth in Ermangelung beſſerer Unterhaltungen ſich mit einem Spiel Karten die Zeit zu vertreiben ſuchen müſſen. Von Hazartſpielen ſage ich nichts, weil ſolche zu denen verbotenen Beſchäfftigungen zu rechnen.

2) Das beſte und unſchuldigſte von allen Zeitvertreiben iſt die Muſik; wer ſolche verſteht, kann ſich zu jeder Stunde im Tage damit auf eine das Gemüth aufmunternde, dem Körper zur Geſundheit gereichende, keine große Mühe und Koſten erfordernde, ſeinem Nächſten unſchädliche, und vielmehr zu Zeiten mit zu deſſen Vergnügen gereichende, Art unterhalten, und ich habe geſucht, meine, eben nicht ſehr der Muſik ergebene, Landesleute dazu in dem 37ten St. des Hannoveriſchen Magazins vom Jahre 1763 S. 577 mehr aufzumuntern, indem ich dafür halte, daß wenn ein Land recht blühend und lebhaft werden ſoll, deſſen Einwohner Freunde von der Muſik ſeyn müſſen. Wenn meine Arbeiter in der Erndte Muſik bey ſich

haben,

haben, arbeiten ſie in einem halben Tage ſo viel, wie ſie ſonſt im ganzen Tage beſchicken würden.

Ein Soldat würde ohne Muſik die Strapatzen des Krieges nicht aushalten, und iſt ſchon vergnügter, wenn er alle Tage mit voller Muſik auf die Wachte zieht; Man würde weniger Recruten erhalten, wenn nicht die Muſik dem Soldatenſtande einen äußerlichen Schimmer gebe, wenn es auch nur Trommeln und Pfeifen ſind.

Wenn eine Geſellſchaft von jungen Leuten bey einer Muſik viele Stunden lang getanzet haben, ſo ſind ſie noch nicht müde; ſie werden aber ermüdet ſeyn, wenn ſie nur eine Stunde in der Stille umherlaufen ſollen.

Indeſſen wird doch, um ein rechtes Gefallen an der Muſik zu empfinden, ein gutes Gehör, und eine beſondere Diſpoſition in dem Körper erfordert; daher viele die Muſik haſſen, andere aber, wenn ſie auch das Spielen anhören mögen, doch ſich eine große Laſt daraus machen, und für eine unangenehme mühſame Arbeit ſchätzen würden, wenn ſie ſelbſt ein Inſtrument führen ſollten *).

3) In

*) Indem ich die Muſik als nützlich empfehle, ſo muß noch anführen, was **Montesquieu** von deren Einfluß auf die Sitten einer Nation ſaget. S. Eſprit des Loix L. IV. Chap. VIII. Er hält dafür, daß unter allen ſinnlichen Vergnügen keines der Seelen weniger ſchädlich iſt: Er merkt aus dem **Polybius** an, wie nothwendig ſie geweſen, die rauhen Sitten derer Einwohner aus dem traurigen Arcadien zu mildern; Hingegen, daß die Cyneten, welche die Muſik vernachläßigten, es allen übrigen Griechen an Grauſamkeit zuvor gethan haben, ſo daß man in keiner andern Stadt von ſo vielen Verbrechen hörte. **Plato** behauptet ſogar, daß man in der Muſik keine Verände-

rung

3) In den Städten hält man vor einen der angenehmſten Zeitvertreibe, wenn man alle Abend neue Arten von Schauſpielen, Reduten, Maskeraden, Concerts, Bälle, und andern großen Verſammlungen hat, und ſie ſind auch nöthig, um die Geſellſchaften in einer gewiſſen Verbindung zu erhalten, und die Langeweile, worüber ſo oft geklagt wird, zu vertreiben; unterdeſſen ſieht man doch in dergleichen Verſammlungen gemeiniglich mehr wie einen, der jähnend die Langeweile, welche er empfindet, zu erkennen giebt. Die Landleute finden einen unangenehmen läſtigen Zwang, daß, nachdem man ſchon Monate lang vorher darauf gegrübelt hat, wie man ſich bey einer bevorſtehenden Feyerlichkeit recht zierlich ausſchmücken wolle, um aller Bewunderung auf ſich zu ziehen, endlich nun der größte Theil des Tages angewandt werden muß, um den Kopf recht zu kräuſeln und zu zieren, auch ſich überhaupt in völligen Staat zu ſetzen, damit man den Reſt des Tages in ſteifen unbequemen Kleidern gezwungen zubringen, und Langeweile haben könne. Die

rung einführen könne, welche nicht zugleich eine Veränderung in der Staatsverfaſſung wirke; Er betrachtet die Aufſeher über die Muſik und andere Leibesübungen als die wichtigſten Aemter im Staate. Ariſtoteles, der ſonſt bey ſeiner Politik nur zur Abſicht gehabt zu haben ſcheint, den Gegenſatz von den Meynungen des Plato zu behaupten, ſtimmt doch in Anſehung der Macht, welche die Muſik über die Sitten hat, mit ihm überein, und die nemlichen Gedanken haben Theophraſtus, Plutarchus, Strabo, ja alle Alte.

Montesquieu fügt noch eine Anmerkung hinzu: Jemehr eine Nation ein ſteifes Weſen annehme, jemehr werde auch Hochmuth und Faulheit eintreten, welche ſich gemeiniglich begleiten.

Die Kaufleute und Handwerker würden aber keinen Verdienſt haben, und das Stadtleben würde noch trauriger ſeyn, wenn die Bewohner der Städte an dergleichen Zwange keinen Wohlgefallen fünden.

4) Ein allgemeiner Zeitvertreib iſt das Leſen, oder wie wir ſagen, die **Lectůre.** Dieſer Zeitvertreib wäre auch noch mehr nützlich, wenn wir nützliche Sachen leſen, und dasjenige, was wir daraus zu unſer Beſſerung und Erbauung anwenden können, behalten mögten. Wir leſen aber vorzüglich nur ſolche Werke, die entweder keinen Nutzen haben, oder uns gar verderben, oder wir behalten wenigſtens ſelten diejenigen Stellen, welche wir uns einprägen ſollten; wol aber ſolche, von welchen beſſer wäre, daß wir ſie nicht geleſen hätten.

Wir haben ſeit verſchiedenen Jahren mehrere Romanen zu leſen bekommen, welche in der Abſicht geſchrieben ſind, um gewiſſe moraliſche Schilderungen lebhaft abzubilden, und den Leſern gute Gedanken und eine Neigung zur Tugend beyzubringen, auch die böſen Folgen der Laſter und Paſſionen zu zeigen. Ich höre daraus in Geſellſchaften öfters kleine Hiſtorien, beißende Züge und ſinnreiche Einfälle wiederholen. Faſt nie aber wird man finden, daß eben die moraliſchen Sätze und Gedanken, welchen der Verfaſſer durch jene eine lebhafte Geſtalt geben wollen, von den Leſern bemerkt worden. An der andern Seite wird man noch einen Misbrauch bemerken, daß diejenigen, welche am mehrſten Vergnügen am Leſen finden, dasjenige, was ſie vorzüglich leſen ſollten, am wenigſten anſchauen mögen.

Palladius hat weitläuftige Güter; von jedem laufen wöchentlich Berichte bey ihm ein; Es geſchehen

hen über eine Menge zweifelhafter Puncte Anfragen bey ihm; Er hat eine große Anzahl Proceſſe, und man will von ihm wiſſen, ob ſolche fortgeſetzt werden ſollen, oder ob er ſich auf die gethane Vergleichsvorſchläge einlaſſen will; Es ſollen neue Gebäude aufgeführt werden, wovon man ihm die Anſchläge und Riſſe vorlegt; Es laufen große Beſchwerden gegen ſeine Beamten und Haushälter ein, welche ihn bewegen ſollten, ihre Aufführung näher zu unterſuchen, und die von ihnen übergebene Rechnungen ſelber durchzugehen: Er iſt aber nicht dahin zu bringen, eines von dieſen Stücken anzuſehen, ſondern freuet ſich, wenn er nur einen Vorwand findet, um ſolches und die Faſſung eines Entſchluſſes von einem Monat in den andern aufzuſchieben, damit unterdeſſen ein jeder von ſeinen Bedienten fortfahren kann, zu thun was er will. Mag etwa Palladius gar nicht leſen? Eben das Gegentheil; Er hat keinen andern Zeitvertreib als die Lecture, und kommt faſt nicht aus dem Zimmer. Er erwartet mit Ungeduld die Poſttage, und lieſet alle möglich zu haltende Zeitungen mit der größten Aufmerkſamkeit, wenn ſolche auch bloß mit Thorheiten und Unwahrheiten angefüllt ſind. Er hat mit verſchiedenen Buchführern Bekanntſchaft, welche ihm alle herauskommende neue Werke von Monat zu Monat ſchicken; Er freuet ſich, wenn er ein neues hiſtoriſches Werk, eine Reiſebeſchreibung, einen neuen Roman findet, und lieſet ſolche bedächtlich durch; Wird er dadurch gelehrter? Nein! Er behält am Ende kaum die Titel von den geleſenen Büchern, und weiß ſich ſelten eines kleinen Hiſtörchens zu erinnern. Er iſt aber doch beſchäftigt, und wird allemal empfindlich, wenn er in ſeinem Zeitvertreibe geſtöhret oder unter-

brochen wird. Nur haßt er die Arbeiten, womit er ſich beſchäfftigen ſollte.

Im übrigen, wenn unter hunderten auch zehne ein Vergnügen darin finden, daß ſie ihre Zeit beym Leſen ſitzend zubringen; ſo finden die übrigen neunzig läſtig, wenn ſie ſtill ſitzen müſſen; Einige ſuchen andre mehr zerſtreuende Zeitvertreibe; vielen iſt das Zimmer zu enge, ſie ſehnen ſich mehr nach der freyen Luft; wiederum andre fürchten, daß ſie ohne ſtärkere Bewegung von vielem Sitzen bald ſterben müſſen, oder daß das Leſen ihre Augen zu ſtark angreifen, und ſie blind machen mögte.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit noch eine Anmerkung hinzufügen, daß wir uns in dieſen Gegenden glücklich ſchätzen können, daß uns erlaubt iſt, allerley Arten guter Bücher zu leſen. Es iſt mir das Urtheil merkwürdig geſchienen, welches der Verfaſſer von dem Dictionaire des ſciences noch neulich von ſeinen Religionsverwandten gefället hat: „Je ne ſçais, ſagt er unter dem Artikel *Index*, ſi nous n'avons pas le ſens „commun, ou ſi c'eſt la congregation de l'indice, „qui en manque, mais il eſt ſur, qu'il n'y a presque „pas un ſeul bon livre de pieté ou de morale dans „notre langue, qu'elle n'ait proſcrit.

5) Ein höherer Grad der Lectüre iſt, was wir die **Gelehrſamkeit** nennen, wenn wir es nicht beym bloßen Leſen laſſen, ſondern in gewiſſen Wiſſenſchaften eine gründliche und weiter ausgebreitete Kenntniß zu erlangen, uns befleißigen. Abermals eine Beſchäfftigung, die bey dem erſten Anblicke allerdings lobenswürdig und zu Beförderung unſrer Vollkommenheit zuträglich zu ſeyn ſcheinet; die aber auch gemeiniglich gemißbraucht wird. Denn wir legen uns ſelten auf die:

diejenigen Wiſſenſchaften, welche eben in unſer Fach ſchlagen, und in der Anwendung rechten Nutzen haben. Wir nehmen gerne bloß ſcharfſinnige und ſpeculativiſche Sätze zu unſerm Vorwurfe, und wollen uns dadurch ein Anſehn geben, daß wir von Materien ſprechen, die andre über unſere Fähigkeit erhaben zu ſeyn glauben ſollten; oder daß wir die Meinungen der größten Gelehrten durchhecheln; oder aber allgemein angenommene und erkannte Wahrheiten als Vorurtheile zweifelhaft oder lächerlich machen, oder wenigſtens zeigen, daß wir andre, die dergleichen Zweifel vortragen, geleſen haben. In dieſem Betracht haben vielleicht einige den Satz angenommen, daß es der ſchlechteſte Ruhm ſey, den man einer Dame geben könne, wenn man ſage, daß ſie gelehrt ſey. Das Frauenzimmer iſt ſowol als die Männer verbunden, ihren Verſtand zu ſchärfen, und Gebrauch von ihrer Vernunft zu machen: Daß ſie beyderſeits Mißbrauch davon machen können, ſchließt den rechten Gebrauch nicht aus. Indeſſen ſcheint es doch einer Dame noch weniger zu kleiden, wenn ſie mit einer falſchen Gelehrſamkeit ſich groß macht.

6) Die Wirthſchaft ſollte billig für einen jeden, der eine Haushaltung hält, die erſte Beſchäftigung ſeyn, (§. 147.) aber eben deswegen ſcheuet ſich ein jeder davor. Der eine glaubt, er verſtehe nichts davon, alſo ſey es auch ſeiner Ehre zu nahe, ſich unterrichten zu laſſen; er läßt alſo lieber ſeine Leute nach eigenem Gefallen wirthſchaften und leidet den Schaden. Ein andrer ſcheuet ſich, aller Orten herum zu gehen, und dahin zu blicken, wo ſeine Gegenwart Vortheil ſchaffen würde. Ein dritter fürchtet ſich vor dem böſen Wetter oder der freyen Luft. Einen vierten hält die

gute Geſellſchaft im Zimmer zurück. Ein fünfter findet edler, ganze Tage bey Verfolgung wilder Thiere auf der Jagd zuzubringen. Ein ſechſter hat einſt ſelbſt Anordnungen machen wollen, die, da er es nicht verſtand, ſchlecht einſchlugen, und womit er ausgelacht ward; jetzt ſchämt er ſich und wagt nicht, ſich in der Wirthſchaft weiter ſehen zu laſſen. Die übrigen behalten vor andern ſich ſelber erwählten Zeitvertreiben keine Zeit dazu. Bleiben endlich noch einige übrig, welche ſich der Wirthſchaft ſelber annehmen wollen, ſo geſchiehet es gemeiniglich auf die unrechte Art, ſo daß man nur einen gewiſſen Zweig zu ſeinem Liebling erwählt, im übrigen mag es gehen wie es will; Ich habe davor ſchon im erſten Theile S. 337. gewarnet.

Horſemann geht, ſo wie er aufſteht, in den Pferdeſtall, und unterſucht jedes Pferd, ja jedes Stück vom Pferdezeuge; Er bemerkt genau, wenn ein Pferd nicht recht geſtriegelt, übel gefuttert, oder ſchlecht beſchlagen iſt; wenn die Krippen nicht rein gehalten, die Streuen nicht gereinigt, die Gänge nicht ausgefegt und geſtreuet worden. Jedes Stück vom Pferdezeuge muß an ſeinem Platz wohl gereinigt und gehörig unterhalten in der äußerſten Ordnung und Symmetrie hangen. Die Stallbediente müſſen Stationsweiſe an ihren Plätzen ſtehn, und von allem, wonach ſie gefragt werden, Rede und Antwort geben, und ein jeder thut Vorſchläge, wie etwa die Pferde anders geſpannt, oder geſtellt werden könnten? was etwa am Geſchirre zu verbeſſern ſey? welche Stuten man bedecken laſſen wolle? auf welche Weide jedes Füllen gebracht werden müſſe? und ſo weiter; dabey geht eine, zu Zeiten auch wol, wenn kranke Pferde zu unterſuchen ſind, die zwote Stunde hin. Denn wird gefrühſtückt.

Darauf

Darauf werden Pferde vorgeführt und zugeritten, oder ſpatziren gefahren. Neben durch finden ſich Roßhändler an, welche neue Pferde zum Verkauf anbieten, oder auf die Auszuſchießende handeln. Man braucht ganze Stunden, um jeden Theil an einem Pferde genau zu unterſuchen und darüber Urtheile zu fällen. Der Verwalter ſtellt ſich mitlerweile von ferne; Er hat dem Herrn zwar von wichtigen, in der übrigen Wirthſchaft vorgefallenen Veränderungen Bericht abzuſtatten, welcher keinen Aufſchub leidet; er darf ſich aber nicht unterſtehen, ſeinen Herrn in deſſen ernſtlichen Berathſchlagungen zu ſtöhren, weil er voraus weiß, daß er ihn in Eifer ſetzen wird: Er glaubt, endlich ein bequemes Tempo zu finden, um mit wenig Worten Verhaltungsbefehle zu erbitten; Es hätte aber nicht viel gefehlt, daß der Herr ihm nicht mit dem Stock auf dem Puckel verwieſen hätte, daß er ſo unbeſonnen ſey, und mit ſo nichtswürdigen Sachen ankommen könnte, da er wol ſähe, daß er jetzt nicht die Zeit habe, ſich dergleichen vortragen zu laſſen. Der Verwalter wollte ſich entſchuldigen, daß des Herrn Intereſſe und die beym Aufſchub zu befürchtende Gefahr ihn dazu zwinge; der Herr drehte ſich aber mit einem zornigen Geſichte um, und verfolgte lieber den angefangenen Pferdehandel, durch welchen der Jude ihn mit einem mangelhaften Pferde betrog. Endlich trieb ihn doch der Hunger, den Stall zu verlaſſen, um das Mittagsmahl einzunehmen. Der Nachmittag ward wieder bey den Pferden und mit Spatzierenreiten zugebracht; des Abends, als der Verwalter füglich vorgelaſſen werden können, mußte der vertraute Stallknecht Hans kommen, mit demſelben wurde alles weislich überlegt. Dieſer hatte ſchon gelernt, ſo zu ſpre-

 chen,

chen, wie es der Herr gern hören mogte; Er fing bey der Erzählung an, was jedes Pferd für Sprünge gemacht, und was für Tugenden es ihm gezeigt habe. Er ſtrich alle die guten Eigenſchaften heraus, von einigen von ihm oder von dem Herrn ſelbſt ausgeſuchten Pferden, welche der Herr beſonders werth hielte, ob ſie gleich nichts taugten; und hingegen wurden andre, welche ein andrer Bedienter gekauft hatte, ob ſie gleich beſſer waren, verachtet. Darauf kam man auf den Lebenslauf aller übrigen Stallbedienten von vorigem Jahre, wobey Hans denn Gelegenheit fand, einen jeden zu verkleinern, und den Herrn noch mehr zu überzeugen, wie nothwendig er im Stalle ſey. Hans verfehlte auch nicht, alle übrige im Hauſe vorgegangene Kleinigkeiten zu berichten, und endlich ward auch mit ihm alles, was Frau und Kinder betraf, reiflich erwogen. Der Verwalter mußte unterdeſſen zwey Stunden vor der Thür aufpaſſen und erwarten, ob etwa ein Augenblick übrig bleiben würde, ihn zu ſprechen. Er ließ ſich auch, wie endlich Hans losgelaſſen wurde, damit er nicht länger vom Abendbrodte abgehalten werden mögte, melden; erhielt aber die Antwort, daß der Herr, da er zu Tiſche gehen müßte, ihn jetzt nicht ſprechen könne: jener hatte auf ſolchem Falle ſeinen Vortrag ſchriftlich gefaßt, ſchickte alſo ſolchen hinein, und ließ ſich einen Entſchluß ausbitten, der HErr ſchmälte noch mehr über ſeine Unverſchämtheit und weniges Nachdenken, warf das Papier auf den Tiſch, und ließ wieder ſagen, daß er bey gelegener Zeit antworten würde. Bey Tiſche ward wiederum von Pferden geſprochen, und neuer Befehl ausgetheilt, was den andern Tag geſchehen ſollte. Nunmehro gieng Horſemann geruhig zu Bette, und glaubte,

den

den Tag nützlich angewandt zu haben. Was für Nutzen aber hatte er von ſeinen Pferden? Er hielte ſich acht Gutſchpferde zu einem Spann, und hatte doch oft Mühe, ſechs geſunde zuſammen zu bringen. Gutſchpferde auf dem Acker oder zu dem Haushalt zu gebrauchen? Dazu hielte er nicht ſo koſtbare Pferde, die dienten bloß für ſeine Perſon: Sie könnten bey einer Feldarbeit gar zu leicht zu Schaden kommen, in Eggen treten oder einen Unfall leiden. Er hatte auch rechtliche Stalleute, welche ſich bey dem Herrn vermiethet hatten, aber nicht zu Ackerknechten. Nicht einmal durften Frau und Kinder damit fahren, wenn der Herr nicht dabey war; für ſolche waren die Bauſpanne gut genug; Ja wollte der Herr ſelber nur einige Meilen weit fahren, oder waren die Wege böſe, ſo wagte er ſchon nicht, ſeine Gutſchpferde zu nehmen. Er durfte es auch nicht einmal wagen; denn da die Pferde in keinem Othem und zu fett und überfuttert waren, wurden gemeiniglich, ſo oft ſie aus dem Stalle kamen, einige davon ſchadhaft. Die Bediente, weil ſie nichts zu thun hatten, legten ſich auf die faule Seite, nahmen die Pferde nicht in Acht, verkauften den zur Futterung beſtimmten Hafer, ſtopften ſie dagegen voll fetten Heues, und Horſemann hatte bey aller Mühe, welche er ſich gab, einen Stall voll ſchlechter mangelhafter unbrauchbarer Pferde, welche er mit den halben Koſten erhalten und davon Nutzen haben können.

Vaccinia, eine ſtrenge ſparſame Wirthinn, pachtete ihrem Manne die Kühe ab, und verband ſich, in deſſen Haushaltsregiſter ein anſehnliches Pachtgeld dafür zu bezahlen. Sie war auch Morgens früh um vier Uhr ſchon in den Ställen und dem Molkenkeller;

beſorgte, daß das Vieh gehörig gewartet und recht ausgemolken wurde, nahm die Milch ſelber in Empfang, und gab ohne der äußerſten Noth kein Tröpflein davon weg. Butter durfte im Hauſe niemand, auch nicht einmal der Mann noch die Kinder, eſſen; zum nöthigen Gebrauch in der Haushaltung ließ ſie alte Butter kommen, welche niemand mogte. Sollte ſie ja von ihrer Butter zum Gebrauch herliefern, mußte ihr ſolche auf das theurſte bezahlt werden, ſo daß das verſprochene Pachtgeld bald abgerechnet, und ihr aus der Küchenrechnung noch ein anſehnliches baar heraus bezahlt werden mußte. Die Domeſtiquen wurden darüber, daß ihnen das nöthige entzogen ward, mißmüthig; Vaccinia maaßte ſich das beſte Heu für ihre Kühe an, dies ward den Schafen und dem übrigen Vieh entzogen, welches darüber zu Grunde gieng; des Mannes ganze Haushaltung kam dadurch in Verfall; Vaccinia erzählte gleichwol mit den größten Freuden, wie viel Vortheil ſie in einem Jahre bey ihrer Pacht gemacht, und wie ſie den Mann hie und da betrogen habe.

Iſabelle wendet allen Fleiß auf den Flachsbau. Der Mann muß das beſte Land dazu hergeben, und den ausgeſäeten Flachs auf ſeine Koſten verarbeiten laſſen, damit ſie das Vergnügen habe, viel Linnen machen zu können, und ſich bey den Nachbarinnen den Ruhm einer beſonders fleißigen Landwirthinn zu erwerben. Der Mann muß nun zwar den Spinnern und Leinwebern jährlich einige hundert Thaler auszahlen; das mit Flachs beſäete Land wird ausgeſogen, und um ſolches einigermaaßen wieder gut zu machen, muß dem übrigen der Dünger entzogen werden; das ganze Feld kommt in Unordnung, dem Viehe fehlt es

an Futter und alles leidet. Iſabelle freuet ſich dagegen, ihren Freundinnen ſo viele Kiſten voll verfertigtes Linnen und Drell zeigen zu können, welches ſie nicht braucht.

Columbus hört, daß an der Taubenflucht in der Wirthſchaft viel gelegen ſey. Er nimmt ſich alſo vor, ſolche recht in Stand zu ſetzen: Gleich wird ein neuer Taubenſchlag zurecht gemacht, und dazu, da man ſo geſchwind keinen andern Platz finden kann, eine gar vortreffliche, in der Haushaltung unentbehrliche Rauchkammer genommen, deren Abgang nicht füglich erſetzt werden konnte; Er nimmt die Bedienten von andrer nöthigen Arbeit weg, und ſchickt ſie alle Tage aus, um Tauben auszuforſchen und aufzukaufen. Sie werden mit aller Macht gefuttert; gleichwol fliegen die mehrſten, denen der Geruch vom Rauche unangenehm geweſen, ſo bald der Schlag geöffnet wird, wieder davon. Columbus will von den übrig gebliebenen, und deren ausgebrachten Jungen keine behuef der Haushaltung hergeben, damit ſie ſich erſt vermehren ſollen; Er hat alſo jetzt von der Taubenflucht weniger Nutzen als vorhin, und auf einmal werden alle Tauben in einer Nacht von einem Ungeziefer todt gebiſſen, nachdem ſie einige Jahre umſonſt gefüttert, und andres Federvieh zurückgeſetzt worden.

Harduinus führt eine genaue Wirthſchaft. Er berechnet auf das genauſte, wenn er ein Faß Wein kauft, wie viel jede Flaſche, ja jedes Glas, koſte; Er weiß alſo bey jeder Mahlzeit zu ſagen, für wie viel Groſchen und Pfennige Wein ausgeſchenkt ſey. Er hält einen Hausverwalter, welcher ihm vor dem Eſſen nicht allein den Küchenzettel liefern, ſondern auch vorher ausrechnen muß, wie viel jede Mahlzeit, ja jede

Schüſſel koſte; es darf das Eſſen für jede Perſon nicht über eine gewiſſe Summe kommen, und der Hausverwalter muß ſehen, wie er mit dem zur Küche wöchentlich beſtimmten Gelde auslangt. Es wird auf Lothe ausgerechnet, wie viel Kaffe von der anweſenden Geſellſchaft nach Tiſche getrunken worden, und wie viel Zucker dazu gehöre, damit kein Quentin unnütz verwandt oder untergeſchlagen werden könne. Des Abends ſieht Harduinus die Rechnungen auf das genauſte nach, und wenn er auch nur einen Fehler von einem achten Theile vom Pfennige finden ſollte, bleibt er nebſt dem Hausverwalter bis in die Nacht auf, um zu entdecken, wo der Rechnungsfehler ſtecke. Seine ganze Ordnung beſtand aber in Nachrechnung der Zahlen auf dem Papiere. Im übrigen gieng es in der ganzen Wirthſchaft des Harduinus ſehr unordentlich zu; der Aufwand war groß, und ſeine Bediente betrogen ihn, wo ſie nur Luſt hatten.

Emerentia iſt eine karge und ſehr genaue Wirthinn, ſie ſpricht von der Wirthſchaft wie ein Orakel. Lucia (§. 155.) iſt in ihren Augen eine Erzverſchwenderinn. Sie hat alles ſelber unter dem Schloſſe, iſt viel in der Küche gegenwärtig, damit nichts überflüſſiges verbraucht werde, und wandert den ganzen Tag in der Haushaltung umher. Sie ſorget ſehr, von allem einen Vorrath zu haben; das gebackene Brodt wird alſo nicht eher angegriffen, bis es vierzehn Tage alt iſt, ſo hält es ihrer Meinung nach beſſer vor; Es iſt zwar alsdenn großentheils verſchimmelt und vertrocknet, muß alſo oft zur Hälfte weggeworfen werden, allein dieſes ſchadet nicht, denn von dem wenigen eßbaren eſſen ihre Leute weniger, wie ſie ſonſten gegeſſen haben würden; Sie weiß ihre Würſte

zwey

zwey Jahr aufzuheben, und findet ſolches viel räthlicher; denn da ſie ſodann ranzigt und voller Würme ſind, will ſie niemand eſſen; ſo geht es mit dem übrigen. Da ſie ihren Bedienten, wo ſie nur kann, abknappt, und ſelten das verſprochene Lohn ganz ausbezahlt wird, geht kein rechtlicher Dienſtbote zu ihr; Sie iſt ſo ſchlecht wie möglich bedient, und läßt ſich von ihren Leuten, wo ſie nur wollen, beſtehlen und betriegen; ſo daß in ihrer Wirthſchaft der Aufwand doppelt ſo groß als bey der Lucia iſt, und ſie dabey in der ganzen Nachbarſchaft wegen ihres Geizes ausgeſchrien wird.

Im erſten Theile S. 337. habe ich aus eigener Erfahrung mehrere Fälle angeführt, daß wirthſchaftliche Einrichtungen, welche Anfangs vortheilhaft ſchienen, zum größten Schaden gereichen können.

7) **Zum Bauen** habe ſchon oben in Anſehung des Aufwandes gerathen. (§. 159.) Es iſt auch für diejenigen, die nur etwas davon verſtehen, eine der angenehmſten Beſchäfftigungen, wenn man ſo viele Leute in Bewegung, und zugleich anſieht, wie ein Gebäude von Tage zu Tage zunimmt: Andre ſcheuen hingegen die damit verknüpfte Laſt und Unruhe; Sie laufen lieber Gefahr, daß ſie mit ſammt ihrem Gelde unter den Ruinen des alten Gebäudes begraben werden, als daß ſie einen neuen Bau anfangen. Können ſie ja dem Bau nicht weiter ausweichen, ſo entfernen ſie ſich ſo weit als möglich, und überlaſſen alles der Willkühr eines halberfahrnen Baumeiſters.

8) **Die Gartenluſt** muß ich wol vorzüglich empfehlen, da meine Hauptneigung dahin geht, und ein Garten würklich Gelegenheit zu vielerley unſchuldigem Zeitvertreibe und zu Ergötzung aller Sinne giebt.

Viele

Viele Landwirthe finden aber ſchon viel zu läſtig, ſich damit abzugeben, ſie überlaſſen alles bloß ihrem Gärtner.

Strabo wohnt auf ſeinem Gute, und kommt vielleicht in mehrern Monaten nicht in den mit vielen Koſten angelegten Garten. Andre laufen etwa täglich einmal durch die Hauptgänge, ohne zu wiſſen, was ſie geſehen haben, und ohne eine Neſſel- von einer Salat-Pflanze unterſcheiden zu können. Einige Landwirthe bemerken zur Noth, wenn ſie einen Baum mit vielen Früchten erblicken; Es ſcheinet ihnen aber viel zu umſtändlich, daß ſie wiſſen ſollten, ob es ein Apfel- oder Birnbaum ſey, noch weniger von welcher Sorte er ſey, und wie die Früchte genutzt werden können. Andre wollen den Garten voller Blumen ſehen, ſie kennen aber keine einzige davon, und fragen wol, indem ſie auf die allerſchlechteſte und gemeinſte zeigen, ob ſolche nicht hübſch ſey? Einige mögen gern oft was neues von Gewächſen haben, es iſt ihnen aber gleichviel, wie der Gärtner ſie warte, und ob ſie fortkommen, wenn ſie nur ſagen können, daß ſie es gehabt haben. In wie weit ein Herr ſich des Gartens annehmen ſoll, habe ich in der Vorrede zur Zugabe des fünften Theils S. 11 u. f. umſtändlich gezeigt.

9) Ich halte die **Erforſchung der Natur** für eine der nothwendigſten und angenehmſten Beſchäfftigungen. Wenn ich an einen neuen Ort komme, ſo durchkrieche jeden Winkel, und ſteige durch Berg und Thal, ob etwa ein neues Thierchen, ein neues Kräutchen, oder eine neue Art von Steinen oder Erden entdecken, oder einige neue phyſicaliſche oder ökonomiſche Anmerkungen machen könne. Ich thue manchen beſchwerlichen Weg umſonſt, welcher ein andermal erſetzt

erſetzt wird, da alle Taſchen voller Thiere, Kräuter oder Erden nach Hauſe bringe. Ich kann das kleinſte Inſekt oft Viertelſtunden lang durch ein Vergröße=rungsglas bewundern, wenn die Ordnung, Schön=heit und Vollkommenheit in deſſen allerkleinſten Thei=len betrachte, und erwege, daß nach dem ſchon von andern gethanen, und zuletzt noch von **Marmontel** wiederholten Ausſpruche: La nature aux yeux de la raiſon, n'eſt jamais plus étonnante, que dans les pe-tits objets. Andre können nicht begreifen, wie ein vernünftiger Menſch ſich mit ſolchen nichtswürdigen Dingen abgeben, und damit die edle Zeit verſchwenden, wichtigere Sachen verſäumen, und ſich guten Geſell=ſchaften entziehen könne, um Ungeziefern nachzulaufen. Man eckelt ſich für einen Menſchen, der die Taſchen voll hat von Eidexen, Spinnen und was dergleichen mehr iſt; deſſen Finger von der Erde, worin er her=umgewühlt hat, und von den zerquetſchten und gefan=genen Inſekten beſchmutzt und vergiftet ſind, und den man ſchon auf zehn Schritte weit von den geſammel=ten ſtinkenden Kräutern zu riechen glaubt. Ich habe daher, wiewol vergebens, geſucht, im 59ten Stück der Hannoveriſchen gelehrten Anzeigen vom Jahre 1753. S. 866. meine Landesleute zur Nachfolge auf=zumuntern, und zu zeigen, daß die Unterſuchung der Werke der Natur für einen Landwirth eine der ange=nehmſten und nützlichſten Beſchäfftigungen wäre; we=nigſtens hat meine Aufforderung mir nur eine einzige Zuſchrift von einem guten Freunde derozeit veranlaßt.

10) Landwirthe halten dagegen für eine viel edlere Beſchäfftigung, größere Thiere zu verfolgen, und ſolche auf eine künſtliche Art zu Tode zu bringen, die mehr=ſten finden das größte Vergnügen auf **der Jagd.**

Ich

Ich habe davon meine Gedanken ſchon im zweyten Theile S. 505. mitgetheilt.

11) Verſchiedene Hausväter machen ſich eine große Beſchäfftigung aus Beſorgung ihres Tiſches, und verſäumen alles übrige, wenn ſie nur etwas gutes eſſen, und ihren Gäſten etwas nietliches vorſetzen können.

Sardanapalus denkt ſchon acht Tage voraus darauf, wenn er nur eine mäßige Geſellſchaft von guten Freunden zum Eſſen bitten will; zu einem großen Gaſtgebote werden wol vier Wochen vorher Anſtalten gemacht. Es werden zwanzig Küchenzettel entworfen, die Schüſſeln werden funfzigmal umrangirt, und mit dem Koche werden täglich Ueberlegungen angeſtellt, wie jede Schüſſel am beſten zugerichtet und geſtellt werden mögte, auch was etwa noch zu verändern ſey. Er gehet ſelber in die Küche, ſchmeckt, ob die Brühen und feinen Ragouts auch recht kräftig ſind? ob noch etwas Salz, Mehl, Citronen oder Gewürz an dieſe und jene Speiſe gehöre; ſorget, daß die Braten nicht zu früh noch zu ſpät an das Feuer gelegt werden, und frägt nach den größten Kleinigkeiten. Iſt die Mahlzeit vorbey, ſo hat er noch einige Tage Beſchäfftigung, um zu wiederholen, und dem Koche deutlich zu zeigen, welche Schüſſel ſeiner Meinung nach gut geweſen, und welche ein andermal verbeſſert werden müſſe; welche Brühe feiner, dicker, klärer, ſtärker ſeyn ſollen. In Summa, Sardanapalus glaubt alles, was zur Küche erfordert wird, in einer Vollkommenheit zu verſtehen, und im übrigen bekümmert er ſich in ſeiner Wirthſchaft um nichts. Man iſſet deswegen bey ihm nicht beſſer als bey andern; vielmehr würde es oft eben ſo gut ſeyn, wenn

er ſeinem Koche mehr Freyheit ließe. Man hört von ihm die ganze Mahlzeit über von nichts anders als von gutem Eſſen ſprechen; Er bemüht ſich, ſeine Gäſte von der Stärke, die er darin beſitzt, zu überzeugen, und ihnen Gelegenheit zu geben, daß ſie bey jeder Schüſſel deren vorzügliche Güte und den daran gewandten Fleiß mit neuen Lobeserhebungen herausſtreichen, und des Sardanapalus feinen Geſchmack erheben müſſen; und wer unverſchämt genug iſt, nur ſich merken zu laſſen, daß er eine Schüſſel mittelmäßig oder gar ſchlecht finde, zieht ſich gewiß des Sardanapalus Ungnade zu. Ein jeder Gaſt iſſet lieber bey einem andern Wirthe, der ſich nicht ſo viel Beſchäfftigung aus der Küche macht, und dieſe kommen weiter, und eſſen im Grunde vielleicht beſſer.

12) Vor dieſem beſchuldigte man uns Deutſche, daß wir gern, inſonderheit des Nachmittags, einige Stunden lang uns bey einer Flaſche Wein beſchäftigen mögten, und im Trinken eine Ergötzung ſuchten. Jetzt iſt die Mode zum Glück ſehr abgekommen; ich rechne ſie auch überhaupt unter die ſtrafbaren Zeitvertreibe, und freue mich, bemerkt zu haben, daß die Engländer und Franzoſen uns den ſonſt wohl erworbenen alten Ruhm ziemlich ſtreitig machen, wenigſtens deucht mich, daß bey ihnen gegenwärtig mehr als bey uns getrunken wird.

13. Einige Eltern finden ein Vergnügen daran, ihre Kinder um ſich zu haben, ihnen allerley Zeitvertreib zu machen, ſie kleine Spiele zu lehren, und nach Baſedows Anleitung zu bilden und zu unterrichten. Es kann ſie ergötzen, wenn ſie ſehen, wie der Verſtand ſich bey einem Kinde von Tage zu Tage entwikkelt, und wie ſie ſich in ihrer Unſchuld beſchäfftigen;

Manche

Manche Mutter läßt ſich wol gar dadurch abhalten, in Geſellſchaft zu gehen, um die Kinder nicht zu viel in der Geſellſchaft der Leute und Kinderwärterinnen zu laſſen, wo ſie nicht viel gutes ſehen. Andern iſt nichts verdrüßlicher, als ungezogene Kinder um ſich zu haben, bey denen ſie alle Augenblicke etwas tadeln und erinnern müſſen, oder denen ſie bald dieſes bald jenes zu Gefallen thun ſollen, die ſie alle Augenblick mit läppiſchen Fragen und kindiſchen Einfällen ermüden. Die Kinder würden nun zwar nicht ſo ungezogen geworden ſeyn, und ſich mehr an die Eltern gewöhnt haben, auch für ſie mehr Liebe und Furcht bezeigen, wenn die Mütter ſolche von Anfang an mehr bey ſich haben können; die beſchäfftigten Mütter aber behalten dazu keine Zeit, indem ſie des Morgens gern für ſich, und bey denen vor der Toilette anzunehmenden Beſuchen lieber allein ſeyn mögen; des Mittags die Kinder mit ſich eſſen zu laſſen, zu eckelhaft finden; des Nachmittags in Geſellſchaften, in Schauſpiele, zu Bällen gehen müſſen, und des Abends zum Souper gebeten werden, oder doch, wenn ſie früher nach Hauſe kommen, zu müde ſind, und unmöglich das Lärmen der Kinder vertragen können, deren Aufſicht einmahl den Kinderwärterinnen aufgetragen iſt. Genug, wenn die Eltern täglich einmal Augenzeugen ſind, daß die Kinder exiſtiren und noch leben, indem ſie ſolche zum Handkuſſe zugelaſſen, und darauf geſchwind in die Kinderſtube zurückgeſchickt haben *).

14)

*) Ich erinnere mich der Erzählung einer artigen Dame, welche ſich gegen eine gute Freundinn beſchwerte, daß ihre heranwachſende Tochter noch ſo wenig Manieren habe, und zum Beweis anführte, daß die Tochter noch den Morgen ohnangemeldet in ihr Zimmer gekommen ſey.

14) Junge in der großen Welt auftretende Ritter empfinden ein vorzügliches Vergnügen, und glauben ſich glücklicher als alle Könige, wenn ſie die Erlaubniß haben, artigen Damen als Liebhaber die Aufwartung zu machen; Sie ſchätzen alle Augenblicke für verlohren, die ſie von ihren Schönen entfernet zubringen müſſen. Eben die nemliche Schöne, welche heute den Gegenſtand ihrer Wünſche ausmacht, wird ihnen in kurzem gleichgültig, und nach einiger Zeit wol gar zuwider werden; und wie ſie zu reifern Jahren kommen, verlachen ſie die Thorheit ihrer Jugend. Doch oft ſind auch ältere Männer in dieſer Leidenſchaft eben ſo ausſchweifend, als die jüngern Liebhaber raſend und hitzig ſind; die Liebe iſt einmal wie La Bruyere ſich ausdrückt, ein Fehler der Jugend; eine Schwachheit der Alten; eine Thorheit der Mädchen; eine Hauptneigung der Frauens; ein Zeitvertreib kleiner Geiſter; eine Beſchäfftigung großer Männer; eine Klippe, woran die Klugen zerſcheitern; ein Verderb für Thörigte. Die Herrſchaft der Liebe erſtreckt ſich über alles und regiert über alle Alter, über alle Geſchlechter, und über alle Stände. Ein jeder hat ſich alſo billig für eine ſo gefährliche Herrſchaft in Acht zu nehmen.

15) Junge artige Damen finden die Zeit nicht nützlicher angewandt, als wenn ſie den ganzen Morgen vor der Toilette zubringen, ein paar Kammerfrauen und Friſeurs beſchäfftigen, und mit denen ſie beſuchenden Freunden und Freundinnen überlegen, wie ſie durch gehörige Anbringung aller Zierrathen ihre Schönheiten noch mehr erheben, und ſich gefälliger machen ſollen; damit ſie des Nachmittags in Geſellſchaften von der großen Welt recht bewundert und an-

angebetet werden, auch durch Vergleichung mit andern und durch weitläuftige Unterredungen neue Projecte bilden können, wie ſie künftig durch neue anzubringende Zierrathen ſich einen neuen Schimmer und Vorzug geben wollen. Andere vom Lande zur Stadt kommende, ſchon mehr bejahrte, und nicht mehr täglich an dergleichen Staat gewohnte, Frauenzimmer machen ſich ſchon eine beſchwerliche Laſt daraus, wenn ſie auch nur einzelne Stunden anwenden müſſen, um ſich auf einige Tage der Stadtmode einiger Maaßen gemäß zu erzeigen.

16) Bey vielen erwecket das **Geldzählen** oder allerley **Geldverkehr** angenehme Empfindungen; Ein Banquier glaubt, daß er ſeine Zeit nicht beſſer anwenden könne, als in ſeinem Comtoir, wo er lauter Geldbeutel, Bancozettel, Wechſel- und Avisbriefe um ſich hat; der Schall des gezählten Geldes iſt ſeinen Ohren angenehmer, als die Muſik von einem künſtlichen Virtuoſen. Andern fällt ſchon läſtig, wenn ſie nur geringe Summen zählen ſollen; Sie ſcheuen ſich, nur einmal eine kleine Rechnung anzuſehen, oder nachzurechnen.

17) Anſtatt, daß wir ein Vergnügen in der Ruhe ſuchen, wenigſtens uns beſtreben ſollten, andern keine Unruhe zu erwecken, ſind die Exempel nicht rar, daß Menſchen ſich das größte Vergnügen daraus machen, wenn ſie ſich und andern das Leben recht ſauer machen können: (§. 83.) dahin rechne unter andern die **Proceß-liebende.**

Crumpificus ſieht Niemand bey ſich als ſeine Advocaten, und wenn er ja ſonſt jemand ſehen muß, ſo ſpricht er von nichts als von ſeinen Proceſſen: Nicht eben von den gewonnenen, denn dieſes begegnet ihm ſelten;

ſelten; ſondern wie er andere bey der Naſe herum geführt habe, und wie ſeine geſchickte Advocaten allerley Ränke ausgeſonnen hätten, daß ſeine Gegner, welche das klärſte Recht vor ſich hatten, doch noch nichts gewinnen können; Er hat noch allerley Ausflüchte auf das künftige in Bereitſchaft, womit er der Sache einen neuen Aufenthalt geben kann. Er bezahlt Niemand in Güte, auch nicht den geringſten Bedienten oder Handwerker; Nicht, daß es ihm am Gelde fehlt, ſondern um ſie zum Klagen zu zwingen, und ſo viel Proceſſe mehr zu haben. Er muß am Ende Zinſen und Unkoſten, auch oft Strafe überher bezahlen; dies thut er aber gern, wenn er nur erſt deswegen proceſſiren können. Ein Advocat würde bey ihm nicht weit reichen; er hat ſie bey Dutzenden in Verding, und wo er noch von einem neuen geſchickten Advocaten hört, giebt er ſolchem ſofort anſehnliche Penſionen, damit ſolcher nicht gegen ihn ſchreiben dürfe, und ſeine Gegner gezwungen ſind, ſich an ſchlechte Leute zu wenden, die er am beſten herumführen kann. Er kauft zu Zeiten andern ihre Proceſſe ab, die ſie wirklich verlohren halten, um zu verſuchen, ob er nicht noch neue Ausflüchte erdenken kann, womit die Sache noch einige Jahre hinzuhalten ſtehet; Wenn er nicht weiter auf ſeine Proceſſe zu denken hat, ſo führt er mit ſich ſelber gleichſam Proceſſe, wenigſtens heckt er ſich in ſeinem Gehirn allerley Zweifel aus, wirft ſolche mehrern Advocaten, die er faſt täglich bey ſich hat, zur Auflöſung vor, und wer den Satz nach ſeiner Denkungsart am beſten behauptet, hat bey ihm den Vorzug. Er ſucht zum öftern alte Acten hervor, und ergötzt ſich in deren Durchblätterung, ob ſie gleich längſt abgethan ſind, und ſich mit

einer Quitung endigen, nach welcher Crumpificus nicht allein die Hauptforderung, ſondern auch Zinſen, Unkoſten, und die dreymal höher gehende Executionskoſten richtig bezahlt hat. Einer ſeiner beſten und gewiſſenhafteſten Advocaten rieth ihm einſtmals zum Vergleich in einer Sache, wo er klar unrecht hatte, und ſein, die Ruhe liebender, Gegner, um nur aus dem Proceſſe zu kommen, einen gar billigen Vergleich anbot: Crumpificus gerieth darüber in einen ſolchen Eifer, daß er den Advocaten, als vom Gegner beſtochen, ſofort abdankte; und einige Jahr darauf verlohr er mit Freuden alles, weil der Gegner den Proceß noch ſo viel länger fortſetzen müſſen. Man wollte bey den Gerichten ſeine Proceßſucht dämpfen, und ſetzte zu Zeiten ſeine Advocaten, weil ſie gegen ihr Gewiſſen geſchrieben hätten, in Strafe; Er machte aber bald einen Contract mit ihnen, ſie jedesmal ſchadlos zu halten, und belohnte ſie noch beſonders.

18) Ein geringerer Grad der Proceßliebe iſt, was wir die **Diſputirſucht** nennen; Eine Beſchäfftigung, in der die mehrſten Gelehrten ein ausnehmendes Vergnügen finden, und ein Fehler, den ich zu meinem Verdruß bey meinen Landesleuten mehr als bey andern Nationen zu bemerken glaube. Sobald ſie merken, daß ein andrer Gelehrter durch ſeine Schriften und Sätze Ruhm erwerbe, miſcht ſich gleich ein Brodtneid, oder Ehrgeiz, oder Eigenliebe darin; Es werden ſodann deſſen Werke mit dem größten Fleiße geleſen; Nicht, um ſich daraus zu erbauen oder zu belehren, ſondern um nur etwas auszugrübeln, das man tadeln, widerlegen, oder verkehrt auslegen, oder woraus man gefährliche Folgen ziehen könne. Iſt man glücklich genug, dergleichen zu entdecken;

ſollte

ſollte es auch nur auf übel angebrachte, oder unrecht gebrauchte, oder nicht deutlich genug erklärte, Worte ankommen, ſo muß es der Welt gleich bekannt gemacht werden; Man giebt der Sache ſodann nicht die billigſte Deutung, welche man billig geben ſollte, ſondern ſucht die allergefährlichſte oder die am mehrſten verdächtige hervor. Man erweget nicht nach der chriſtlichen Liebe, daß wir, ſo lange wir Menſchen ſind, irren können, und öfters irren; daß man alſo des nächſten Fehler lieber zudecken und zum Beſten deuten ſollte. Man erkundigt ſich auch nicht, ob man des andern Meinung recht getroffen habe. Genug er ſoll widerlegt werden, und es muß diſputirt ſeyn.

Derjenige, der ſodann angefochten wird, kann ohnmöglich mit gleichgültigen Augen anſehen, daß man ihn verkleinert, er muß alſo billig ſeine Sätze rechtfertigen, und den Ruhm, den er unter den Gelehrten ſchon erhalten zu haben glaubt, unterhalten; dies kann ſelten geſchehen, ohne daß der angefochtene nicht in Affect geräth, und die Anwort etwas ſatyriſch und ſpitzfündig ſchreibt; inſonderheit wenn er beym Gegner eine Schwäche bemerkt, und wenn dieſer eine Blöße zeigt; daher kommen denn die unendlichen gelehrten Wortkriege, welche ihren Verfaſſern ſelten Ehre bringen, und oft ſich mit Schmähworten und Anzüglichkeiten endigen.

Schreibt einer etwas unrechtes und falſches, ſo gönne man ihm ſolches; Es ſteckt eine ſchlechte Ehre in dem Siege, den man in dergleichen Streitigkeiten mit einem ſchwachdenkenden davon trägt, ſollte man auch einen völligen Sieg erhalten. Glaubt man ſo viel klüger zu ſeyn, und eine Materie beſſer als

andere einzuſehen, ſo trage man ſie lieber ordentlich und überzeugend in einem Zuſammenhange vor, ohne ſie durch eingemiſchte Widerlegungen von neuen undeutlich und unnöthiger Weiſe weitläuftig zu machen. Auf gleiche Weiſe ſollten diejenigen handeln, welche angefochten werden; finden ſie ſich getroffen, ſo ſuchen ſie mit Recht es zu verbeſſern; glauben ſie, daß ihr Gegner unrecht hat, ſo können ſie ihm in ſeinem ſüſſen Wahn laſſen; er wird gemeiniglich am ärgſten geſtraft, wenn man ihm gar nicht antwortet. Ich verehre auch in dieſem Stück den ſchon ſo oft gerühmten **Ritter Linne**, welcher Anfangs von verſchiedenen Gelehrten angefochten ward, aber gleich erklärte, daß er ſich mit Niemanden in einen Streit einlaſſen, ſondern die ihm ſehr edle Zeit lieber anwenden wollte, um weitere, der Welt nützliche, Entdeckungen zu machen. Seine Gegner konnten ſich nun nicht weiter rächen, als daß ſie ihm zu einem unleidlichen Hochmuth auslegten, daß er ſie nicht einmal einer Antwort würdigen wollte. *)

Ich

*) In eben dieſem Betrachte dünkt mir, daß ein in der gelehrten Welt ſonſt in ſo großer Achtung ſtehender **Herr von Haller** auf eine ſeinem Character nicht anſtändige Art klein handle, wenn er gegen andere Gelehrte, vornemlich gegen den Ritter ſeinen Neid und Verachtung nicht verhelen kann. Er kann nicht ausſtehen, daß dieſer in der Botanik einen größern Beyfall haben ſoll, und daß nunmehro alle Gelehrte ohne Ausnahme deſſen Benennungen angenommen haben und gebrauchen. Um nun der gelehrten Welt zu zeigen, daß er auch Namen machen kann; hat er in der neuen Ausgabe der Hiſtorie von den Schweizer-Pflanzen beynahe drittehalb Tauſend Pflanzen neue Namen gegeben, und die Linneſchen Benennungen

Ich erinnere mich bey dieſer Gelegenheit des Urtheils eines bekannten großen Geiſtlichen, welcher gefragt ward, was er von einem eben herausgekommenen anſtößigen, und viel Aufſehens machenden Werke hielte? Er antwortete: „Mir iſt nicht Angſt für das Uebel, „welches dies Werk anrichten mögte, wol aber fürch„te ich mich für die vielen ſchlechten Widerlegungen, „welche es veranlaſſen wird,“ denn ein irriger Satz wird nicht eher ſtark, und findet keinen größern Eingang, als wenn er ſchlecht widerlegt wird.

19) Eine andere, die mehrſten Geſellſchaften unterhaltende, Beſchäfftigung iſt das **Tadeln** anderer,

gen kaum anzuführen gewürdiget, deſſen Trivialnamen hingegen gar mit Fleiß weggelaſſen. Warum? Weil ein jeder Gelehrter ſie gebraucht, und dem Ritter Dank weiß; daß er durch deren Einführung die Botanik beſonders erleichtert, und ſich ein neues Verdienſt erworben hat, ſo muß er, um etwas neues geſagt zu haben, finden, daß ſie überflüßig ſind. Hat er durch eine in der That mühſame Arbeit die Botanik erweitert, und deren Schülern einen weſentlichen Dienſt geleiſtet? Keines weges! Dies Studium wird durch ſeine viele Neuerungen jungen Anfängern nur mühſamer und verdrieslicher; Sein Werk wird mir und andern Anhängern des Ritters unangenehm und ekelhaft, weil man erſt mühſam die Trivialnamen und von welcher Pflanze Herr von Haller handle, nachdenken muß; und alles, was er erreicht, iſt, daß künftig diejenigen, welche Pflanzenverzeichniſſe drukken laſſen, durch Hinzufügung ſeiner Namen ſie ſo viel weitläuftiger zu machen Gelegenheit haben. Man muß übrigens des Herrn von Hallers Fleiß in Leſung und Excerpirung anderer Schriftſteller loben, da er bey Beſchreibung der Pflanzen ſich nicht dabey beruhiget, ihre wahre Beſchaffenheit zu ſagen, ſondern beynahe bey jedem Worte die Quelle anführt, woher er es genommen hat.

oder das ſatyriſiren und durchhecheln ihrer Handlungen.

Es iſt nichts leichter, als in den unſchuldigſten Handlungen anderer, in ihrem Betragen, in ihren Minen, oder in ihren Manieren etwas zu finden, dem man durch eine verkehrte Vorſtellung eine lächerliche Geſtalt geben kann; und eine Kleinigkeit mit ſpitzfündigen Worten zu erheben, und recht bemerklich zu machen. Es iſt aber auch nichts, was mehr Beyfall in Geſellſchaften findet. Man zieht diejenigen, welche in dieſer Kunſt ſtark ſind, und etwas vorzügliches haben, ſehr vor; Wir ſagen z. E. **Leproſus** iſt ein angenehmer Menſch; er hat poſſirliche Einfälle, oder ein loſes Maul; Man muß ſich halb todt lachen, wenn er anfängt. Seine liſtige Einfälle gehen aber auf Koſten eines dritten, und gemeiniglich nimmt er ſchwache unſchuldige Perſonen vor, deren Schuld nicht iſt, daß ſie von Natur nicht mit mehrerm Witze begabet worden, mit welchen man alſo eher Gedult und Mitleiden haben, und ſuchen ſollte, ſie durch gute Vermahnungen auf den rechten Weg zu bringen.

Mir fällt dabey die Anrede eines großen Staatsminiſters an ſeine Bedienten ein, welche von einem nur halb klugen unglücklichen Menſchen, der aus Mitleiden in ſeinem Hauſe unterhalten wurde, verklagt waren, daß ſie ihn ohn Unterlaß plagten: „Hört,„ ſagte er ihnen „ich will euch eine Lehre geben; wenn „ ihr Leute vexiren wollt, ſo wendet euch an die klu„ gen, und laßt die Narren gehen.„ Man mögte auch die Schwachen hinzuſetzen.

20) Eine andere in Geſellſchaften oft läſtig fallende und von einigen ſehr geliebte Beſchäfftigung iſt ein

über=

übertriebener Grad von Höfligkeitsbezeigungen und Complimenten.

Der auf ſeinem Gute wohnende Herr von Maſuren war ein ſolcher höflicher Hauswirth voller Complimente.

Damit er Zeit genug hat, vorher ſich zu Empfangung ſeiner Gäſte anzuſchicken, muß man ſich wenigſtens einen Tag vorher bey ihm melden laſſen, wenn er auch ſchon mehrere Freunde bey ſich hat. Es wäre ihm nicht möglich, ſich vor einem Fremden, wenn er auch nur von geringern Stande iſt, ſo ſehen zu laſſen, wie er im Hauſe herum zu gehen pflegt. Er muß einen jeden Gaſt außer dem Hauſe vor der Treppe, auf das zierlichſte angekleidet, den Hut unter dem Arm, den Kopf mit einer großen Peruque geziert, und an den Händen ein paar weiße Handſchu, empfangen. Ein Freund wollte ihm dies abgewöhnen, und fuhr etwas früher, wie gewöhnlich, in aller Stille vor das Haus, ſtieg geſchwind aus, und lief eilends zu dem Herrn von Maſuren auf die Kammer, welcher eben im Begrif war, ſeine Handſchu anzuziehen, und ſich zum Empfang bereit zu machen. Er wäre bald bey jenes Anblick aus Schröcken ohnmächtig geworden, faßte ſich doch wieder, und nöthigte ſeinen Freund mit der Hand zur Thür hinaus, ohne ein Wort zu ſprechen: dieſer glaubte, er wollte ihn in ſein Staatszimmer führen, und war verwundert, als ihn der Hr. von Maſuren unter beſtändigen Stillſchweigen die Treppe hinunter zum Hauſe hinaus bis an den Wagen führte; Hier fieng er ſeine gewöhnlichen Complimente an, und bezeugte unter unzähligen Reverenzen, wie angenehm es ihm ſey, und wie hoch er die außerordentliche Gnade ſchätze, daß ſein Freund

ihn mit ſeinem Zuſpruch beehren wollen. Jetzt ward dieſer auf das höflichſte gebeten, ob er nicht die Treppe hinauf und in das Zimmer treten wollte, und den ganzen Tag über wiederholte Hr. von Maſuren mehrmalen ſeine Entſchuldigung, daß er nicht gleich am Wagen gegenwärtig geweſen.

Einſtmals kamen zum Unglück zwo Gutſchen zugleich angefahren, und Hr. von Maſuren konnte nur die Dame aus der erſten führen; die aus der zwoten mußte allein die Treppe herauf gehen; dieſes konnte er in langer Zeit nicht vergeſſen, und fürchtete ſehr, daß ihm die letztere darum feind werden mögte, weil er ſich nicht gleich in zwey Theile theilen können. Wenn er jemanden ſpatzieren führte, wäre er um alles nicht anders als an der linken Seite gegangen, und wenn er eine Allee hinauf gieng, ſo fürchtete er ſich ſchon voraus, daß er beym Umkehren vergeßen mögte, die linke Seite zu nehmen. Einer ſeiner Nachbaren that es ihm bisweilen zum Poſſen, fieng eine intereſſante Unterredung im gehen an, und wandte ſich ſodann gleichſam in Gedanken alle Augenblick um, um einmal ein paar Schritt rückwärts, denn wieder vorwärts zu gehen; Herr von Maſuren machte jedesmal geſchwind einen halben Circul, um die linke Seite zu behalten. Einſtmals beſuchte er einen Staatsminiſter, welcher in der Nähe ein Gute hatte, und dahin auf einige Zeit gereiſt war. Er glaubte alſo, daß er hier noch mehrere Complimente als gegen andre ſeines gleichen machen müſſe: dieſer merkte ſeine Schwachheit, und antwortete ihm in gleichem Ton; Herr von Maſuren war alſo zuletzt ganz außer ſich, wie er gar keine neue Complimente mehr auszudenken wußte, und ein Miniſter ihm in ſeinen Gedanken es an Höflichkeit

zu=

zuvorthat: Er nahm endlich beſchämt ſeinen Abſchied; Der Miniſter wollte ihn bis an den Wagen begleiten; Herr von Maſuren proteſtirte dagegen, und betheurte, daß er es nicht zugeben, ſondern Ihro Excellenz erſt wieder in das Zimmer führen müßte; dieſer, um ſich luſtig zu machen, gieng immer mit; Herr von Maſuren ruhete dagegen nicht eher, bis er ihn zurück in das Zimmer geführt hatte, und nachdem dieſe doppelte Begleitung dreymal hin und wieder wiederholt war, mußte doch der Miniſter nachgeben, und blieb nach einer mit vielen Complimenten und Umſchweifen getroffenen Convention an der Thür des Vorzimmers ſtehen.

21) Viele Hauswirthe und Hauswirthinnen ſinnen faſt beſtändig auf eine **Ordnung** und **Rennlichkeit** im Hauſe; es iſt dies auch eine der nöthigſten und nützlichſten Beſchäfftigungen, wenn man dabey ſelbſt in einer Ordnung bleibt, und nicht ausſchweift. Die mehrſten erwählen ſich aber nur ein oder ander Stück zu ihrer Aufſicht, und in den übrigen geht es deſto unordentlicher.

Sybilla ſieht ſehr auf die Rennlichkeit und Ordnung der Kleidungsſtücke, welche ſie an ihren Leib legt, ſie iſt allemal geſchmückt wie eine Puppe; im übrigen iſt im Hauſe alles ſchmutzig und unordentlich; das ausgezogene ſchmutzige Zeug wird hingeworfen und verſtockt.

Suſanne hat in ihrem Wohnzimmer alles auf das beſte geſchmückt; bekommt ſie aber Beſuch, ſo iſt in den Fremden-Zimmern alles in der größten Unordnung; kein Stuhl zurecht geſetzt, der Staub nicht abgekehrt, die Ecken voller Spinnwebe.

Urſel ſieht mit großem Fleiß darauf, daß ja das Tiſchzeug rennlich ſey, und ſchmälet, wenn die Haushälterinn eine fleckigte Serviette auf den Tiſch giebt; merkt aber nicht, daß ihr Koch ſehr unrennlich iſt, und daß ſich in manchen Schüſſeln etwas findet, welches Ekel erwecken kann. In der Küche findet man das Küchengeſchirr ſo ſchmutzig, daß einem übel davor wird.

Hilarius liebt ein gut Glas Wein, achtet alſo darauf, daß die Gläſer oft geſchwenkt werden; bemerkt aber nicht, daß die Schenke außerordentlich ſchmutzig iſt, daß der Geſtank, wenn man ſich ihr nähert, entgegen kommt, und daß die unordentlichen Bedienten die Gläſer nur in dem ſchmutzigen Waſſer herumſchwenken, worin ſie ſchon hundertmal mit ihren drecklichen Händen herum gefahren ſind, und welches trübe und ſchwarz davon iſt, auch wol gar übel riecht.

Stepfen ſieht genau auf die Ordnung im Hauſe, und daß ja ein jedes Stück an ſeinem Ort ſtehe; blos ſeine Hunde haben Erlaubnis, aller Orten umher zu gehen, und alles zu beſchmutzen, dies ſieht er nicht, riecht auch nichts, und bemerkt nicht, daß die Bedienten die porcelaine Teller und die Löffel, ſo wie davon gegeſſen worden, den Hunden zum Ablecken vorſetzen, und nachdem ſie mit einem Tuch abgewiſcht worden, von neuen auf den Tiſch geben.

Minutius hat ſein Haus eingerichtet und ausgeziert, man kann nicht beſſer; überall herrſcht Ordnung, Schönheit, Zierlichkeit, Pracht, Rennlichkeit in der vollkommenſten Uebereinſtimmung. Wer ſo glücklich iſt, die Erlaubniß zu erhalten, hinein zu kommen, ergötzt ſich daran, und bewundert den guten Ge-

Geſchmack des Minutius. Es gereicht ihm aber alles zu nichts als zu ſeiner gröſten Laſt. Das ſchöne Haus muß ſtets auf das ſorgfältigſte verſchloſſen bleiben; Es mögten ſich Fliegen hinein ziehen und den Dammaſt oder die Vergoldungen beſchmutzen. Geſellſchaften verurſachen Staub und Schmutz; Es könnte jemand etwas entzwey ſtoſſen oder zerbrechen; die Sonne und die Luft würden, wenn die Fenſterladen aufkämen, die zarten Farben ausziehen; die ſchön gewächſte Treppe mögte blind und ausgetreten werden; die Lichter würden Qualm geben, und die Zierathen ſchwarz machen: Minutius waget daher kaum ſelber alle Viertel Jahr ſeine ſchöne Zimmer anzuſehen, und behilft ſich in dem Flügel des Gebäudes in kleinen elenden Kämmerchen. Er heyrathete gern, er fürchtet ſich aber, daß er die ſchönen Zimmer der Frau einräumen müſſe, und daß die Kinder vieles verderben mögten. Iſt er ja gezwungen, ein paar mal im Jahr Geſellſchaften zu ſehen, ſo wird dazu vorſichtig ein trockner Tag gewählt, damit keine feuchte Luft, und weniger Schmutz ins Haus komme. Er iſt in großen Aengſten, bevor er nicht das Haus wieder leer weiß, und überzeugt iſt, daß nichts beſchädigt worden: drauf müſſen ſich ſeine Leute wol vier Wochen lang beſchäfftigen, alles zum öftern wieder nachzukehren, abzufegen, und zu wiſchen, damit nichts von Staube zurück bleibe, und er iſt dabey oft ſelber gegenwärtig, damit ja vorſichtig zu Werk gegangen, und alles ordentlich gemacht werde.

22) Bey den mehrſten Landwirthen wird man finden, daß ſie ſich gerne damit beſchäfftigen, daß ſie ſich über das gegenwärtig vorgefallene ärgern, oder aber für das künftige ſorgen. Es darf nur etwas

ge=

geringes in der Wirthſchaft Schaden nehmen, ſo klagt man noch lange Zeit nachher darüber; Man ärgert ſich über diejenigen, welche daran Schuld ſind, und überlegt, was hätte geſchehen können, wenn wir den Schaden nicht gehabt hätten. Haben wir dergleichen Sorgen nicht; ſo geben wir uns Mühe, etwas auszuſinden, um uns für das künftige zu ängſtigen. Denn regnet es zu viel; denn wird alles vertrocknen, wenn der Regen einen Tag länger ausbleibt, als wir ihn nöthig finden; denn entſteht eine Hungersnoth; denn können wir das Korn nicht los werden; denn wird die unordentliche Witterung anſteckende Seuchen, wo nicht gar die Peſt bringen; denn wird der frühe oder ſpäte Froſt alles verderben; denn können wir nicht früh genug ſäen, oder erndten; denn werden wir mit unſern Bedienten nicht gut fahren; denn ſieht man auf zehn Jahr Krieg oder ein ander Unglück voraus.

So unrecht und unnütz es nun iſt, ſich über Vorfälle zu ängſtigen, welche vielleicht gar nicht einmal erfolgen werden, ſondern die wir nur gleich einem Geſpenſte vorauszuſehen vermeinen; ſo nothwendig iſt, jedesmal zu überlegen, ob uns auch eine wahre Gefahre bevorſtehe, der wir ausweichen können. Ich werde davon in der **eilften Abtheilung** beſonders handeln.

23) Unter die gewöhnliche Beſchäfftigungen könnte ich zum Beſchluß noch das **Projectenmachen** rechnen. Man kommt ſelten in eine Geſellſchaft, wo nicht einer oder andrer auftreten, und Vorſchläge zu neuen Einrichtungen, beſſerer Policey und andere Verbeſſerungen vortragen wird. Wie gefährlich ſolches ſey, habe ich ſchon oben unter andern §. 63, 64. gezeigt.

Dieſe

Dieſe angeführte Exempel mögen hinreichen, um zu erweiſen, daß man ſich aus jedem Geſchäffte, denn ein Vergnügen, denn auch wieder eine unangenehme Laſt machen könne; und eine Beſchäfftignng, woran wir zu Anfang uns zu ergötzen vermeinen, wird uns oft am Ende läſtig, oder zuwider, oder doch gleichgültig werden.

Wer mehr von den gewöhnlichen Beſchäfftigungen der Menſchen, und dem dabey vorfallenden lächerlichen leſen will, kann ſich in einem alten in Nürnberg in gr. 4. ohne Jahrzahl herausgekommen Werke erbauen: Es führt den Titel; **Ein Schock Phantaſten in einem Kaſten.**

§. 153.

II. **Regel.** „Wenn uns daher ein Geſchäffte oblieget, ſo müſſen wir es von der beſten „Seite, und nicht als eine Laſt anſehen.„

Denn da vieles zuletzt in der Einbildung beruhet, und auf eine rechte Vorſtellung ankommt, die wir uns von einem Geſchäffte machen; Eine jede Sache, ein jedes Geſchäffte aber, wie eben gezeigt worden, von zwo Seiten betrachtet werden kann, ſo quälen wir uns ohne Noth, wenn wir uns eine Sache beſchwerlicher, oder unangenehmer abbilden, als wir Urſache haben; Wenn wir uns nur an denen dabey bemerkten Unvollkommenheiten oder Unannehmlichkeiten ſtoſſen, und das Gute nicht gehörig erheben.

So geht es aber; wer Pflichten nach zu gewiſſen Geſchäfften verbunden iſt, glaubt der geplagteſte Menſch zu ſeyn, weil er ſeine Zeit eben nicht zu einem andern Geſchäffte an einem andern Ort anwenden, oder gar müſſig ſeyn darf, ſondern an gewiſſe Stunden

Stunden gebunden iſt. Wer nichts um die Hand hat, klagt über lange Weile, macht ſich ſelber Geſchäffte, und bindet ſich an gewiſſe Stunden, ohne daß er es nöthig hätte.

Cujacius führt bittre Klagen, daß er alle Morgen um ſechs Uhr aufſtehen, Acten nachleſen, und ſich den Kopf martern muß, welchem Theil er Recht oder Unrecht geben, oder welchen Miſſethäter er verdammen oder frey ſprechen will; die Stunde von neun bis zehn wird ihm verdorben, weil er Advocaten und Partheyen, die ihre Rechtshändel empfehlen, ſprechen, oder aber die zur Expedition fertigen Aufſätze nachleſen und unterſchreiben muß; die Stunden von zehn bis ein Uhr bringt er alle Tage im Gerichte zu, um zu referiren oder andere referiren zu hören, und ſich mit ihnen herum zu zanken; Er iſt davon noch voller Aerger, wenn er zu Tiſch kommt, und wird noch ärgerlicher, als ihm ſchon wieder ein Kaſten mit neuen Arbeiten gebracht wird; Murret auch die ganze Mahlzeit über, daß er den Nachmittag abermalen bey Ausarbeitung einer Relation zubringen müſſe, nicht ausgehen könnte, und keinen Tag Ruhe hätte. Was geſchieht aber, wenn er einen Tag Ruhe hat? ſo geht er doch nicht aus, klagt über lange Weile, und ſinnt, woran es liege, daß ihm die Acten noch nicht zugeſchickt werden, welche er ſich vermuthet hat: zu Zeiten ſteigt der Gedanke bey ihm auf, ob er nicht glücklicher ſeyn würde, wenn er vor ſeinem Ende aus einer ſo verdrieslichen ſklaviſchen Arbeit in ein anders Fach verſetzt werde. Seine Gönner finden, daß er ſich zu keiner andern Arbeit ſo vorzüglich als zu der gegenwärtigen ſchicken, und in einem andern Stande weniger vergnügt ſeyn werde; Hingegen in dem

Ge-

Gerichte, worin er arbeitet, wegen ſeiner Ehrlichkeit und Unpartheilichkeit als ein wahrer Schatz zu betrachten ſey.

§. 154.

III. **Regel.** „Wem ein Geſchåffte obliegt, „der hûte ſich, daß er ſich nicht angewôhne, eine Arbeit aufzuſchieben oder auszuſetzen.“

Ich erkenne dies an meinem eignen Exempel; wem mehrere Geſchåffte zugleich obliegen, der verfållt gar leicht darauf, eins davon vorzuziehen, und andere zurûck zu legen; und ſo hålt es nachmals ſchwer, eine einmal zurûckgelegte Arbeit wiederum hervor zu ſuchen, ſollte es auch nur ein Brief ſeyn, den man ſchon ſeit einigen Wochen unbeantwortet liegen laſſen.

Nun iſt zwar wahr, wer eine Ausarbeitung unter Hånden hat, wird damit eher fertig werden, der Aufſatz wird auch beſſer gerathen und zuſammenhangender ſeyn, wenn er in einem Stûck daran arbeitet; die Arbeit wird hingegen langſamer gehen, wenn mehrere Ausarbeitungen zugleich vorgenommen, und an jeder mit Abſåtzen gearbeitet wird. Wenn aber eine Arbeit erſt fertig ſeyn ſoll, ſo leiden oft andere Geſchåfte darunter, die indeſſen zurûck gelegt werden, und man macht ſich ſtets neue Vorwûrfe, daß man ſolche nicht eher ausgefertigt habe. Zumal man Anfangs zu der erſten Ausarbeitung nicht allezeit die nôthigſte und eilfertigſte erwåhlt, ſondern ſeine Lieblingsgeſchåffte vorzuziehen pflegt; inſonderheit wenn zu den wichtigern verdrießliches Nachſinnen und eine mûhſame Ausarbeitung nôthig iſt. Deſto ſtrafbarer aber iſt, wenn man jene vorzieht.

Den Gegenſatz von dieſer Regel, nemlich, daß man ſich vielmehr an eine Eilfertigkeit gewôhnen, und

mit ſeiner Arbeit voraus zu ſeyn trachten ſoll, habe ich bereits im I. Theile S. 379, und im Plantagen-Calender S. 23 empfohlen.

§. 155.

IV. Regel. „ Bey keiner Arbeit denke man, „ es habe damit noch wol Zeit.„

Man gewöhnt ſich ſonſt gar zu leicht, Arbeiten zurück zu legen, und zu glauben, daß man ſich wol erſt einige gute Tage machen, und die Arbeit gelegentlich vornehmen könne, da ſie denn oft Jahr und Tag ungerührt liegen bleibt, und vergebens daran erinnert werden muß.

Iſt man genöthigt, eine Arbeit aufzuſchieben, ſo ſehe man ſolches als eine nicht von unſerm Willen abhangende Schuldigkeit an, und behalte ſtets den guten Willen, die Arbeit ſobald als nöthig iſt, auszuführen.

Wenn man z. E. gezwungen iſt, auszureiſen, und eine zu expedirende Arbeit zurück zu legen, ſo iſt ein großer Unterſcheid, ob man ſich vorſtellt, es habe damit Zeit, die Sache könne wol liegen bleiben; Oder, ob man es ſich zur Pflicht macht, daß dieſe Sache nach der Zuhauſekunſt eine der erſten ſeyn ſoll, die expedirt werde?

So iſt es auch ein großer Unterſcheid, ob man ſich vornimmt, man wolle ausreiſen, folglich möge alles liegen bleiben; oder aber, weil man ausreiſen müſſe, wolle man vorher erſt alles ausfertigen, um geruhig reiſen und abweſend ſeyn zu können.

Dagegen iſt aber auch nicht nöthig, daß man ſich darüber beunruhige, wenn eine, einen Aufſchub leidende, Sache ohne unſere Schuld zurück gelegt werden muß.

Stra-

Strabo iſt ein ſolcher accurater Mann, der ſich nicht leicht Abends beruhiget, wenn er eine Sache nicht vollendet hat, welche ſeiner Meinung nach ausgefertigt werden müßte; Hat er aber auch nur einen Brief zu beantworten, und iſt von ungefehr gezwungen, ihn bis zu den nächſten Poſttag hinzulegen, ſo wiederholt er mehrmalen ſeine Unruhe, daß er die Antwort noch nicht wegſchicken können, und was der andere denken würde, daß er keine Antwort erhalte, der vielleicht nicht einmal auf Antwort gerechnet hatte; Er frägt öfter, wenn die Poſt wieder gehe, und befiehlt ſeinen Bedienten zu erinnern, daß er die nächſte an ſeinen Freund abgehende Poſt nicht verſäume.

Bonvivant macht ſich hingegen gern einen guten Tag; wenn ihm von ſeinen Feunden auf den andern Tag eine Parthie auf das Land vorgeſchlagen wird, ſo bekümmert ihn wenig, ob er wichtige Geſchäffte zurückſetze, und ſich dadurch Verantwortung oder Verweiſe zuziehen werde, wenn er ſich nur ergötzen kann.

Aeſtivus findet die Sommertage gar zu angenehm, als daß er ſich in der ſchönſten Jahrszeit hinter dem Schreibtiſche aufhalte, zumal da er einen artigen Garten angelegt hat, wo er täglich von guten Freunden beſucht wird, in deren Umgang er Vergnügen findet; bey ihm haben alle Arbeiten Zeit genug auf den Winter. Man hat gut ihn erinnern; Aeſtivus ſetzt im Sommer nicht leicht eine Feder an.

Tardus hat angefangen, verſchiedene wichtige Arbeiten aufzuſchieben; Er faßt den guten Vorſatz, im Ernſt daran zu gehen. Er begiebt ſich auf ſein Zimmer und ſinnt, welche Acten er am erſten zur Hand nehmen wolle; Es fallen ihm ſo viele zurückgelegte

und keinen Aufſchub leidende Arbeiten ein, daß er ſich nicht zu beſtimmen weiß: Er geräth darüber in ſolche Gewiſſensangſt, daß er nicht auf der Stube ausdauren kann, und ſeine Gewiſſensbiſſe in Geſellſchaften zu vertreiben gedenket; Er findet gute Freunde verſammlet, ſpricht mit ihnen von luſtigen Dingen, denkt nicht weiter an ſeine Geſchäffte, und bleibt den ganzen Abend bey ihnen, bis er müde wird und ſich zu Bette legt. So häufen ſich täglich neue Geſchäffte, und mit denſelben des Tardus Unruhe, bis endlich ſeine Vorgeſetzte zutreten, ihm alle Acten von ſeiner Stube nehmen, und ihn öffentlich beſchimpfen müſſen.

§. 156.

V. Regel. „Wer ſich ſelber eine Nebenbeſchäfftigung ausgedacht hat, hüte ſich, daß er derſelben nicht vor andern nöthigern Arbeiten den Vorzug gebe.“

Ich habe ſchon erwehnt (§. 151.) daß wir gern Geſchäffte, wozu wir uns ſelbſt beſtimmen, als Aufmunterungen zu unſerm Vergnügen anſehen, wenn wir uns auch noch ſo ſehr dabey quälen müſſen, und hingegen Geſchäffte, die uns obliegen, zurückſetzen, wenn ſie gleich leichter und angenehmer ſind.

Ich kann mich hier ſelber zum Exempel vorſtellen; Ich habe die Ausarbeitung des Hausvaters angefangen: Eine Arbeit, die ich nicht nöthig habe, die mir unendliche Mühe macht, und die füglich unterbleiben könnte, ohne daß das Publicum etwas verlieren würde; wenn ich anders die wenigen Leſer, denen meine Ausarbeitungen zu Geſicht kommen, unter dieſer Benennung begreifen kann.

Weil ich aber mich ſelbſt dazu beſtimmt habe, und die Eigenliebe mich hoffen läßt, daß meine Arbeit von

einigen

einigem Nutzen ſeyn könnte, ſo ſchmeichelt mir dieſe Vorſtellung auf eine angenehme Art, und ich ſcheue mich nicht, manche halbe Nacht zur Ausarbeitung anzuwenden, welche ich geruhig im Bette zubringen könnte. Dies wäre nun noch gleichgültig; Wenn ich aber eine Materie in meinen Gedanken einmal in Ordnung gebracht und überdacht habe, ſo dünkt mir, es wäre Schade, wenn meine Leſer den geringſten von den ausgeheckten Gedanken verlieren ſollten; Ich finde vielmehr, daß die Aufſätze beſſer gerathen, und mehrern Zuſammenhang haben, auch daß weit geſchwinder damit fertig werde, wenn in einer ununterbrochenen Folge daran arbeite und niederſchreibe. Dieſe Vorſtellung iſt genug, wenn ich eine Materie angefangen habe, ſo lange bis der Aufſatz fertig iſt, und alle Gedanken auf dem Papiere ſtehen, andere weit wichtigere und nöthige Geſchäffte zurück zu legen, und mir manchen Vorwurf auch von guten Freunden zuzuziehen. Ich erkenne, daß vielleicht unrecht habe, ohne jedoch ſo viel Meiſter über mir zu ſeyn, mich beſſern zu können: Aber wozu verleitet die Eigenliebe nicht. Meine Warnung iſt um ſo viel aufrichtiger, weil ſie eigene Erfahrung zum Grunde hat.

§. 157.

VI. **Regel.** „Wenn uns mehrere Arten „von Geſchäfften obliegen, ſo kommt es auf eine geſchickte Wahl und Eintheilung an.„

Ich habe im **erſten Theil** S. 337. erwehnt, daß Haushälter ſich in der Wirthſchaft gern ein Stück zu ihrem vornehmſten Gegenſtande wählen, und darauf ihr Hauptaugenmerk wenden, hingegen andere vielleicht wichtigere Zweige der Haushaltung entweder

gar überſehen, oder doch nicht die nöthige Aufmerkſamkeit darauf wenden: Und eben dieſes trifft bey mehrern ein, denen zugleich mehrere Geſchäffte aufgetragen werden, und man kann nicht allemal ſagen, daß ſie auf das wichtigſte verfallen.

Reſpectuoſus iſt ein Beamter; Er erkennet die Verbindlichkeit, welche er der Cammer ſchnldig iſt, weil ſie ihn zu dem Amte befördert hat, er hofft auch noch fernere Gnaden zu erhalten. Sobald er alſo Cammerbefehle erhält, befolget er ſolche mit dem größten Eifer, und ſetzt andere Amtsarbeiten zurück. Er hat Inquiſiten zn vernehmen; er ſoll Partheyen verhören, welche aus entfernten Gegenden herbeſtellt worden, und denen höchſtens an Endigung der Sache gelegen iſt; Wegen der Einquartierten haben ſich Beſchwerden geäußert, welche forderſamſt abgeſtellt werden müſſen. Alle könnten in einigen Stunden abgefertigt werden, ſie müſſen aber auch alle erſt einige Stunden vergebens warten, und darauf unabgefertigt zurück gehen. Warum? Reſpectuoſus hat eben ein Cammerausſchreiben erhalten, und will alſo ſeinen Fleiß, Fertigkeit und Dienſteifer dadurch zu erkennen geben, daß er nicht allein in ſeinem Bericht anführt, er habe in der Stunde, da er den Befehl erhalten, auch wieder geantwortet; ſondern er will auch ſeine hohe Obern gern auf das umſtändlichſte unterrichten, um ſeine Einſicht und Erfahrung zu erkennen zu geben. Er bedenkt nicht, daß ſein Bericht keine Eile habe, und nicht einmal beſonders zum Vortrage komme, ſondern hingelegt werde, bis, vielleicht nach mehrern Monaten, auch die übrigen Berichte eingekommen ſind, und daraus ein allgemeiner Auszug verfertigt, und in der Verſammlung vorgetragen

wird,

wird, wobey man alles, was er geſagt hat, nicht einmal zu wiſſen begehrt.

Torquatus iſt ein Beamter von einer andern Art; Es iſt ihm ziemlich gleichgültig, und er bekümmert ſich wenig darum, ob in ſeinem Amte eine gute Ordnung überhaupt beobachtet werde. Er kennet die wenigſten derer ihm anvertraueten Unterthanen, und reiſet ſelten im Amte umher; Alle Proceßſachen läßt er liegen, und hofft dadurch die Unterthanen von Anwendung vieler Koſten zurück zu halten: Wird ihm aber gerüget, daß einer irgendwo gemishandelt habe, oder ſchöpft er nur einen Verdacht, daß jemand eine Miſſethat begangen habe, welche geſtraft zu werden verdient, ſo iſt er in Aufſuchung und Verfolgung der Verdächtigen, auch in Herausbringung der That unermüdet, wenn er auch vorher Unſchuldige zur Inquiſition ziehen, oder gar in Verhaft nehmen ſollte. Er ſchätzt ſich für ein wahres Verdienſt, wenn er durch ſeine Aufmerkſamkeit und Strenge einen Nebenmenſchen zum Tode oder in die Karre bringen kann. Er wird nicht verdrießlich, wenn er, um in einer geringen Schlägerey oder Injurien-Klage herauszubringen, wer der Anfänger ſey, und am ſtärkſten zur Strafe geſchrieben zu werden verdiene, mehrere Tage anwenden, auch zehn oder zwanzig Zeugen abhören, und von ihren nothwendigen Geſchäfften abhalten ſoll.

Cujacius iſt ein erfahrner Juriſte, es intereſſirt ihn alſo nichts, wenn es nicht auf eine Rechtsfrage ankommt, alle, Proceſſe betreffende, Acten ſind in der ſchönſten Ordnung: Alle übrige Briefſchaften werden hingeworfen; Er bekümmert ſich um keine Policey. Ob er ſeine Einwohner glücklich machen könne? dar-

auf wird nicht gedacht; wenn er nur jeden einzelnen, der bey ihm klaget, Recht verſchaffen kann, ſo iſt er beruhiget.

Minnellius iſt als Profeſſor angenommen, und beſtellet worden, vornemlich um zum Unterricht der Jugend Collegia zu leſen; zugleich wird ihm die Ausarbeitung einer wichtigen Deduction aufgetragen, und er hatte vorhin übernommen, eine neue Auflage von einem bekannten Werke mit Anmerkungen zu begleiten, deſſen Abdruck keinen Aufſchub leidet. Jetzt findet er ſich in der gröſzten Verlegenheit, wie er alle dieſe Arbeiten zugleich vollführen kann; Ein guter Freund räth ihn, die Leſeſtunden etwas ſpäter anzufangen und früher zu endigen, ſo daſz er jedesmal eine Viertelſtunde Zwiſchenzeit erſpare, welche er, um an den Noten zu arbeiten, anwenden ſollte, damit er einige Tage lang die ihm des Morgens und Abends bleibende Freyſtunden lediglich zu Entwerfung der Deduction anwenden könne, wozu er ſich ohnehin von andern Auszüge machen laſſen konnte.

Gratian iſt ein beſchäfftigter Hofmann. Er hat verſprochen, um zehn Uhr in einer guten Geſellſchaft auszureiten, um zwölf Uhr ſoll er ſchon völlig angekleidet bey Hofe erſcheinen; Er muſzte nothwendig den Schneider wegen eines zu dem nächſten Gallatage zu verfertigenden Kleides ſprechen; dieſer war um neun beſtellt geweſen, aber weil Gratian ſich noch nicht ermuntern können, wieder weggegangen, und kam erſt wieder, als jener das Pferd ſchon vorführen laſſen; Zugleich brachte ein Bedienter ein Billet von einer artigen Dame, worin er um eilf Uhr zu einer, wegen des Anzuges auf den Gallatag anzuſtellenden, Conferenz eingeladen ward. Jetzt wuſzte Gratian ſich

ſich gar nicht zu helfen. Er hätte von dem Spatzierritt zu Hauſe bleiben können; allein es ritten Damen mit, zu deren Begleitung er ſich anheiſchig gemacht hatte, und gegen welche er in den ſchuldigen Pflichten nicht fehlen durfte. Er ritt alſo weg, ließ aber den Schneider in ſeinem Zimmer aufbewahren; Vermogte die Geſellſchaft zu bereden, daß ſie, weil es ſchlimm Wetter war, nach einer halben Stunde wieder umkehrte; Zog ſich in aller Geſchwindigkeit an, weil zwey Haarfriſeurs beſtellt waren, und der dritte Bediente den Puder bereit hielt; Mittlerweile ward mit dem Schneider alles verabredet, und als er um halb zwölf Uhr in die Conferenz kam, hatte er noch eine halbe Stunde Zeit, um das abzuſprechende, welches von keiner Wichtigkeit war, anzuhören, und doch zu rechter Zeit bey ſeinem Herrn vor dem Kamin zu ſtehen. Wer war zufriedner, als Gratian, daß er ſeine Zeit ſo geſchickt eintheilen, und ſeine Maaßregeln ſo gut nehmen können.

§. 158.

VII. **Regel.** „Wer mit Geſchäfften überhäuft iſt, muß jede Minute anzuwenden wiſſen.“

Wer von der Zeit rechten Gebrauch zu machen weiß, kann mehr beſchicken, als unſerer Meinung nach ein Menſch auszuführen im Stande iſt. Die mehrſten Menſchen aber haben ein doppeltes Vorurtheil: Einige glauben, daß ſie zu gewiſſen Stunden im Tage nicht arbeiten können oder dürfen; andere hingegen ſtellen ſich vor, daß ſie zu einem geringen Geſchäffte ihre völlige Gemächlichkeit, und eine längere Zeit nöthig haben.

Matutinus behauptet, er leiſte für die wenige Beſoldung, welche er genießt, ſeiner Bedienung ſchon

ein Genüge, wenn er des Morgens arbeite: Es würde für ihn eine Todſünde ſeyn, wenn er des Mittags nach ein Uhr eine Feder anſetzen, oder gar einmal bis in die Nacht arbeiten ſollte; der Menſch, ſagte er, muß doch auch Stunden zu ſeiner Aufmunterung behalten. Er klagt einem Freunde, daß ſich ſeine Geſchäffte ſo häuften, daß er der Arbeit nicht weiter vorzukommen wiſſe: Sein Freund erwiedert, daß er in ſolchem Fall die Nachmittage zu Hülfe nehme. Matutinus wird aber über den Rath böſe, und verſichert, daß er ſich nicht ſo ſklaviſch gewöhnen laſſen, und lieber ſeine Obern vermögen wolle, ihm einen Gehülfen zu geben, damit er auch den Morgen noch mehr frey habe.

Accuratus iſt einer der embſichſten Bedienten in dem Gerichte; Er ruhet nicht, ſetzt ſich auch nicht eher zu Tiſche, bevor er nicht alles, was ihm des Morgens aufgetragen worden, expedirt und weggeſchickt hat; Wer aber des Nachmittags von Geſchäfften ſich mit ihm unterreden will, findet kein Gehör; wenn auch der erſte Miniſter ihm etwas zuſchicken würde, ſo wird es nicht angeſehen bis des andern Morgens.

Feſtivus beſchickt ſeine gewöhnliche tägliche Geſchäffte, und ſucht dazu zur Noth Stunden übrig zu behalten; Hat er aber einmal etwas aufgeſchoben, oder wird ihm eine außerordentliche Arbeit aufgetragen, ſo hat er hundert Entſchuldigungen für eine, daß ſeine überhäufte tägliche Geſchäffte ihm dazu keine Zeit übrig lieſſen, und verlangt, daß man Gedult haben mögte, bis einmal Feſttage wären, oder Ferien einträten. Seine Vorgeſetzte wiſſen, daß Feſtivus alle ihm obliegende Geſchäffte leicht ausführen kann, wenn er täglich nur eine oder höchſtens zwo

Stun-

Stunden anwendet; Sie hören auch, daß er des Morgens bis neun Uhr im Bette, eineu großen Theil der übrigen Frühſtunden beym Frühſtück und der Toilette, von ein Uhr aber den ganzen Nachmittag in Geſellſchaft zubringe, und höchſtens zwiſchen durch ein Wochenblatt leſe, oder einen neuen Roman durchblättere: Sie wollen indeſſen erwarten, was in den Ferien geſchehen werde. Dieſe kommen, Feſtivus aber muß mit ſeinen Verwandten auf das Land reiſen, und hat längſt vergeſſen, wozu er dieſe Tage anwenden wollen. Er erinnert ſich jedoch bey der Zurückkunſt ſeiner Pflicht, und wird mit Hülfe ſeiner angenommenen Gehülfen in wenig Stunden mit der Arbeit fertig, zu der er ſich Wochen nöthig zu haben vorgeſtellet hatte.

Tardus iſt von gutem Willen; er glaubt aber, daß ihm unmöglich ſey, gleich nach Tiſche auch nur einen Brief zu ſchreibtn; Er fürchtet, daß er ſich eine Todtkrankheit zuziehen werde, wenn er ſofort nach der Mahlzeit ſich, um zu arbeiten, niederſetzen, und durch krumſitzen oder anlehnen an den Tiſch den Magen zuſammenpreſſen, und die Verdauung hindern ſollte. Er geht alſo gleich nach Tiſch zu Beförderung der Geſundheit aus, um nachher beſſer arbeiten zu können, geräth aber in Geſellſchaft, vergißt ſeine Geſchäffte, und kommt erſt ſpät in der Nacht nach Hauſe.

Moroſus gehet, um ſeine Geſchäffte abzuwarten, faſt gar nicht aus, und nimmt auch nicht gern Beſuch an, um nicht zerſtreut zu werden. Er glaubt aber zu einer geringen Arbeit ganze Tage oder wenigſtens mehrere Stunden nöthig zu haben, fällt ihm nun die geringſte Hinderniß vor, ſo findet er die übrigen Stunden

den zu kurz, um noch eine Arbeit anzufangen, und beklagt ſich, daß er zu nichts gelangen kann.

Gerdolph war hingegen ein Miniſter, der zum Muſter dienen konnte, wie man ſich Stunden und Minuten zu Nutze machen, und ſeine Zeit recht eintheilen könne. Er beſchickte eine unglaubliche Arbeit, und ſchrieb alles ſelber, wozu andere mehrere Secretairs nöthig gehabt haben würden; Weil er allemal voraus darauf dachte, was geſchehen ſollte, alſo alles überflüßige zu vermeiden wußte. Wenn er ſich zu Bette legte, ſo war er bereits entſchloſſen, was des andern Morgens zuerſt vorgenommen werden ſollte, und wie er erwachte, waren ſeine Gedanken ſchon in Bewegung, um zu überdenken, was er zuerſt ſchreiben würde. Wie er aus dem Schlafgemach ins Arbeitszimmer trat, ſehnten ſich ſeine Finger nach einem angewohnten Triebe zu der Schreibfeder und dem Dintefaß; Indem er ſchrieb oder laß, hörte er alles, was ihm ſeine Bediente meldten, und antwortete ihnen ohne ſich ſtöhren zu laſſen. Er ſahe einen jeden, der ihn ſprechen wollte, und wenn ihm auch nichts wichtiges vorgetragen ward, ſo gewann er Zeit, um dasjenige zu überlegen, was er bey der Zurückkunft ins Zimmer ſchreiben oder befehlen wollte. Dazu wendete er auch vornemlich die Zeit an, wenn er in Geſellſchaft gehen mußte; Kam er aus der Geſellſchaft nach Hauſe, ſo fieng er auf der Treppe bereits an, Halsbinde und Knöpfe loszumachen; Wie er in das Zimmer trat, mußte der Cammerdiener in Bereitſchaft ſtehen, um Perüke und Rock, welche ihm ſchon entgegen geworfen wurden, in Empfang zu nehmen, und den Schlafrock darzureichen; in dem nemlichen Augenblick ſaß Gerdolpf auch am Schreib-

tiſch,

tiſch, und ehe die Schuhe ausgezogen wurden, hatte er wenigſtens einen Brief geſchrieben, oder ein paar in der Abweſenheit gekommene Kaſten nachgeſehen.

Wenn er mit der linken Hand einen Brief erbrach, ſo war die rechte mit der Feder ſchon bereit zu antworten. Hatte er Geſellſchaften im Hauſe bey ſich, ſo ward ihm nur mit einem Wink zu erkennen gegeben, wenn Poſten angelangt waren (denn beſchäfftigt mogte er gar nicht ſcheinen); Er entfernte ſich unvermerkt, und ehe die Geſellſchaft ſeine Abweſenheit gemerkt hatte, kam er ſchon zurück, und erzählte aus denen in wenig Minuten geleſenen und zum Theil ſchon beantworteten Briefen. Wenn er nicht gleich alles beantworten konnte, ſo nahm er des andern Morgens die Stunden zu Hülfe, wenn die Gerichte verſammlet waren, da er ohne Beſchwerde ſchreiben, und auf alles, was vorgetragen ward, auf das genaueſte achten, auch ohne ſich irre machen zu laſſen, mit einſprechen konnte, wenn in eben der Zeit von dem Pedellen oder Canzelliſten mündliche Anfragen geſchahen.

Waren die Finger vom Schreiben müde, ſo wurde allererſt die Feder niedergelegt, und neue Bücher, welche er ſich von allen Orten kommen ließ, nachgeleſen; oder Berichte vom Hausverwalter angenommen, und neue Befehle ertheilt. Er fand ſich eben ſo gut zu Geſchäfften aufgelegt, es mogte des Morgens früh, oder gleich nach dem Mittagseſſen, oder nach dem Abendeſſen oder nach Mitternacht ſeyn; hielt es auch bey andern, welche darunter einen Unterſcheid machen wollten, für bloße Einbildung. Er war dabey, ſo wenig er auch für ſeine Geſundheit ſorgte, geſunder, und erreichte ein höhers Alter, als andere, welche ohn Unterlaß ſorgen, daß ſie ſich krank

oder

oder zu Tode arbeiten mögten, und welche glauben, daß ſie bey ſo vielen Geſchäfften kein Jahr würden leben können.

Das Exempel dieſes großen Mannes erinnert mich einer Regel, welche er zu geben pflegte, und welche ich allen jungen Leuten als die nützlichſte Beſchäfftigung empfehlen kann, nemlich, daß man ſich von Jugend an gewöhne, von allem merkwürdigen, was man ſieht, hört oder ließt, Noten, Anmerkungen und Auszüge zu machen. Wir kommen dadurch dem Gedächniß ſehr zu Hülfe, prägen uns eine Sache beſſer ein, und erinnern uns eher wieder eine Materie, wenn ſie uns entfallen iſt. Ohne dieſe Beyhülfe würde ich gegenwärtiges Werk nicht zu Stande gebracht haben *).

§. 159.

*) Da ich hier lehre, daß man zu Ausführung vieler Geſchäffte jede Minute anwenden ſolle, ſo muß ich noch eine andere Frage berühren, woher mir oft Vorwürfe gemacht werden; Nemlich. „wenn uns die Wahl „bleibt, welche Stunden wir am liebſten den Geſchäfften widmen ſollen; die **Morgen**- oder die „**Abend-Stunden**?“

Ich finde, daß am mehrſten beſchicke, und daß mir die Arbeit am leichteſten fällt, wenn ich des Nachmittags anfange und in die Nacht hineinarbeite. Es ſtöhret mich alsdenn nichts; Es iſt alles um mich in Ruhe, und indem ich ſo bis ein oder zwey Uhr ununterbrochen meine Gedanken zuſammen faße und fortarbeite, beſchicke ich in einem Nachmittage mehr als in drey Morgen. Ich bin daran ſeit dreyßig und mehr Jahren gewohnt, und finde nicht, daß meine Kräfte im mindeſten darunter leiden, daß das Geblüt erhitzt werde, oder daß die Geſundheit abnehme. Denn ſo wie ich die Feder niederlege und den Fuß ins Bett ſetze, bleiben alle Gedanken vor dem Bette,

und

§. 159.

VIII. **Regel.** „ Man ſoll bey allen Arbei„ ten promt ſeyn, aber ſich nicht übereilen.“

Alles was wir vornehmen, muß mit einer Ueberlegung geſchehen, und wir müſſen Gründe haben, warum wir uns wozu beſtimmen; Wenn wir uns

in

und ich ſchlafe weit geruhiger, als wenn ich mich früher zu Bette legte, um einmal recht auszuruhen. Dagegen ſtehe ich des Morgens nicht gern früh auf, und wenn ich dazu genöthigt werde, ſo bin den folgenden Tag unruhig und ermüdet, empfinde alſo das nemliche, worüber andere klagen, wenn ſie ſpät in der Nacht aufſitzen müſſen.

Spreche ich hingegen einen Arzt, ſo ſagt mir derſelbe, es ſey nichts ſchädlicher, als in die Nacht zu arbeiten, und ſucht mich mit Gründen zu überzeugen, daß man lieber früh zu Bette gehen und früh wieder aufſtehen ſoll, und daß eine Stunde Schlafs vor Mitternacht mehr helfe, als drey Stunden nach Mitternacht. Man weiſet mich auf des Gellerts moraliſche Vorleſungen S. 289. Ich kann aber dieſen Warnungen kein Gehör geben, ſo lange ich noch keine Bläſſe im Geſichte, eingefallene Schläfe, matte Augen, zitternde Hände, und heimliche Abnahme der Kräfte empfinde. Die Einwohner von großen Städten, und alle Hofleute, welche nie vor Mitternacht zu Bette kommen, müßten ſonſt alle elend ſeyn. Die Gewohnheit vermag vieles bey uns. Ich rathe indeſſen niemanden das Nachtarbeiten an, der nicht ſeit mehrern Jahren daran gewohnt iſt; Ich finde aber kein Bedenken, eine Lebensart fortzuſetzen, die mir keine Mühe macht, und die ich ohne Beſchwerde fortſetzen kann; Zumal da ich nach meiner Lebensart, wenn ich mich auch an früheres Schlafengehen gewöhnen wollte, doch oft, wenn in Geſellſchaften bin, länger aufſeyn müßte, und alsdenn würde die Geſundheit leiden.

in einem Endſchluſſe übereilen, ehe wir die Sache erwogen haben, ſo werden wir oft fehlen.

Fugax iſt in ſeinem Amte fleißig; ſo bald ihm ein Aufſatz aufgetragen wird, iſt er damit fertig, aber ohne zu überlegen, ob er die Sache getroffen habe oder nicht; Er begeht daher öfters Fehler, oder was er unvollkommen ausgearbeitet hat, muß andern zur Nacharbeitung aufgetragen werden. Sein Fleiß iſt alſo mehr ſchädlich als vortheilhaft.

Inſonderheit iſt es gefährlich in wichtigen Dingen einen übereilten Endſchluß zu faßen, etwa weil man einmal gar nichts aufſchieben, oder ſeine Fertigkeit zeigen will.

Kommt es in einer Angelegenheit, welche Folgen haben kann, auf einen ſchriftlichen Entwurf an, ſo iſt das beſte Mittel, ſeine Gedanken gleich im erſten Augenblick nach dem erſten Eindruck, den die Sache bey uns erweckt, niederzuſchreiben, darauf aber ſeine Meinung, als wenn ſie von einem dritten käme, auf das genaueſte zu prüfen, ſich ſelber alle mögliche Einwürfe zu machen, mit andern Freunden Rückſprache zu halten, und hiernächſt zu überlegen, ob man bey der erſten Meinung bleiben, oder davon ganz oder zum Theil abgehen ſoll.

Ein anders iſt, ob ich z. E. ein Dutzend Briefe zu ſchreiben habe, bey deren Inhalt weiter nichts zu erinnern iſt, ſo iſt freilich die erſte Stunde die beſte, und es iſt übel, wenn man ſolche zu ſchreiben aufſchiebt, weil die Poſt erſt in einigen Tagen geht. Es iſt daher kein Widerſpruch, wenn ich hier ſage, man ſoll ſich nicht übereilen, vorher aber §. 154. angerathen habe, eilfertig, und mit der Arbeit voraus zu ſeyn.

§. 160.

§. 160.

IX. **Regel.** „Verdrießliche Vorfälle ſuche „man ſich nach gefaßtem Entſchluß aus dem „Sinn zu ſchlagen.“

Ehe wir in Vorfällen, welche uns unangenehm ſind, einen Entſchluß faßen, wird ein jeder kluger Mann vorſichtig überlegen, ob er nicht das verdrießliche ganz abwenden, oder durch ein Gegengift weniger ſchädlich und unangenehm machen könne, oder was für Mittel er anwenden müſſe, um weitere verdrießliche Folgen abzuhalten. Ich habe davon oben §. 11. und ſchon im dritten Theile in der erſten Abhandlung geredet, und werde unten noch weiter lehren, wie man ſich bey bevorſtehenden Gefahren verhalten ſoll.

Iſt aber nun eine Sache nicht weiter herzuſtellen, haben wir einmal ein Unglück, einen verdrießlichen Vorfall gehabt, ſo iſt die Gewohnheit vieler Menſchen, daß ſie ohn Unterlaß daran gedenken, und einen jeden, den ſie ſehen, davon unterhalten, mittelſt Ausſchüttung ihrer Klagen und Hinzufügung allerley Anmerkungen.

Wie aber dadurch nichts weiter erhalten noch gebeſſert wird, ſo wird dafür billig ein jeder gewarnet.

Hieher gehören die oben §. 152. Nr. 22. erwehnte Sorgen für das Künftige, womit ſich manche abängſtigen.

Ein anderer Fehler, den man zu Zeiten bemerken wird, iſt, wenn diejenigen, welche verdrießliche Vorfälle haben, davon gar nichts hören, und noch weniger mit andern darüber ſprechen mögen, und dadurch die Mittel, welche ſie etwa retten können, oder des guten Raths, welchen Freunde geben würden, verfehlen.

§. 161.

X. Regel. „ Man ſuche ſeine Kräfte zu „ nützlichen Beſchäfftigungen anzuwenden; nicht „ eben zu wichtigen.“

Die mehrſten ſuchen und wünſchen ſich nur immer mehr wichtige Beſchäfftigungen, denen in den Augen anderer ein gewiſſer Vorzug oder ein Anſehen beygelegt wird. Wie aber damit auch die größte Gefahr und die größte Verantwortung verknüpft iſt, ſo wird ſelten die wahre Gemüthsruhe befördert, und für viele wäre es vielleicht ein Glück, wenn ſie ſich weniger mit wichtigen Geſchäfften abgeben.

Ich mag keinen Augenblick müſſig ſeyn; wenn ich keine Berufsgeſchäffte habe, ſo mangelt es mir nicht an Gelegenheit, mich ſonſt zu beſchäfftigen; Ich grabe ſelber in dem Garten, ich jäte, ich pflanze, ich begieße, ich beſchneide, und ſo weiter (**Plantagen-Calender** S. 4.); Ich kann mich damit Stunden lang unterhalten, und glaube verantworten zu können, wenn ich einen Theil meiner Zeit auch zu dergleichen Arbeiten anwende, welche die mehrſten unanſtändig und viel zu geringe anſehen werden; Ich finde, daß ich dadurch Gelegenheit erhalte, die Natur kennen zu lernen, und manche nützliche, in den Akkerbau Einfluß habende, Entdeckung zu machen.

Ich könnte vielleicht dieſe Zeit beſſer anwenden, wenn in derſelben in Gefolg des mir obliegenden Amts auf Verbeſſerung des Landes nachdächte, finde aber zu Erhaltung der Kräfte nöthig, daß wenn ich die Gedanken und die Kräfte der Seelen mehrere Wochen lang angeſtrengt habe, alsdenn auch abwechſelnd derſelben Ruhe gegönnet, und hingegen der Körper zur Bewegung angehalten werde; und ſo ſcheinen ſolche

Arbeiten

Arbeiten den Vorzug zu haben, welche zugleich zu neuem Nachdenken Anlaß geben, und eine neue Art von Bewegungen im Körper veranlaſſen.

Ein anderer würde vielleicht zuträglicher halten, ſtatt deſſen ſpatzieren zu reiten, ſollte es auch blos ſeyn, um geritten zu haben, und ohne ſich des mindeſten beobachteten Gegenſtandes erinnern zu können.

Es gehört auch hieher die Regel, daß man ſich beſtreben muß, die uns auf dem allgemeinen Welttheater zugetheilte Rolle mit möglichſtem Fleiße vorzuſtellen, ſo daß wir uns dem Urtheil des ganzen Parterre ſowol als des Directeurs frey unterwerfen, und uns deren Beyfall verſprechen können. Wir dürfen aber nicht glauben, daß uns Unrecht geſchehen ſey, daß uns keine andere Rolle zugetheilt worden, welche wir uns bekleideu zu können ſchmeicheln, und wobey das Publicum vielleicht Gelegenheit finden würde, uns auszuziſchen.

§. 162.

XI. **Regel.** „Man nehme nichts ohne Abſicht vor.“

Es iſt von dem größten Nutzen, wenn man ſich einmal gewohnt, nichts vorzunehmen, wenn man nicht eine beſondere Abſicht dabey hat.

Die mehrſten Menſchen pflegen die Handlungen vorzunehmen, ohne zu überlegen, warum ſie dieſe wählen und nicht lieber eine andere; daher verfallen wir ſo oft auf Abwege, oder bleiben in einer Unthätigkeit, wenn wir nützlich werden können.

Wir gehen z. E. ſpatzieren, weil wir gehört haben, daß es der Geſundheit vortheilhaft iſt; dies kann alſo eine Abſicht bey einem jeden Spatziergange ſeyn; Wenn wir aber nun ein und alle Tage ohne

weitere Abſichten, aus Gewohnheit, um gegangen zu ſeyn, uns bewegen, ſo gehen wir aus und kommen wieder, ohne zu wiſſen, was wir geſehen haben; kaum erinnern wir uns, aus geweſen zu ſeyn.

Nehmen wir uns hingegen täglich vor, was wir beſehen, und warum wir den Spaziergang lieber nach der einen als nach der andern Seite richten wollen; wenden wir auf alle vorkommende Gegenſtände ein forſchendes Auge; ſo können wir uns bey jedem Gange belehren, und unſere Kenntniß erweitern.

Ich gehe ſelten in den Garten, ohne mir nicht einen gewiſſen Endzweck vorgenommen zu haben, ſollte es auch nur ſeyn, um zu ſehen, ob von den neu erhaltenen Samen mehrere gelaufen ſind? ob neu erhaltene Pflanzen treiben und bekommen? ob neu erwartete Blumen weiter hervorbrechen? ob an den abgeblüheten reifer Samen ſey; ob die gemachte Pflanzungen auch das leiſten, was man ſich davon verſprach? und ſo weiter. Jeden Abend habe ich ſo viele Anmerkungen geſammlet, deren Unterſuchuug in den folgenden Tagen fortgeſetzt werden muß. Auf dieſe Weiſe kann ich unvermerkt und ſpielend viele Arbeiten vollenden, welche andern mühſam zu ſeyn, und viele Zeit zu erfordern ſcheinen werden. Bey gebrauchter Ueberlegung kann man auch bey allen Geſchäfften ſicherer ſeyn, und ſich eher beruhigen.

Ich habe alſo dieſe Regel im **Plantagen-Calender** S. 21. vorzüglich bey allen Gartenarbeiten angeprieſen, und dies gilt auch auf alle übrige Arbeiten. Es gehört auch hieher, was oben S. 14. geſagt worden.

§. 163.

XII. Regel. „ Mache dich gefaßt, von al„len deinen Beſchäfftigungen gegen einem jeden „Richter Rede und Antwort geben zu können; „bekümmere dich aber nicht ſo genau um das „Urtheil, welches andere Menſchen davon fäl„len mögten.“

Ein jeder muß mehr auf das Urtheil ſehen, was ſein eigen Gewiſſen von den Handlungen fällen wird, als was andere davon ſagen (§. 13.). Ich habe ſchon mehrmalen erinnert, daß wir uns hüten ſollen, andern durch unſer Betragen nicht anſtößig zu werden; (§. 79, 80.) Wenn wir aber hinlängliche Bewegungsgründe zu haben glauben, um ſo und nicht anders zu handeln, ſo dürfen wir uns nicht darum bekümmern, ob juſt alle und jede unſer Betragen ihres Beyfalls würdig halten. Wer es allen zu Dank machen will, pflegt von allen getadelt zu werden, und ein ſolcher kann ſich nicht darüber beklagen, weil er ohne ein ordentliches Syſtem aus einer ſtrafbaren Abſicht handelt, nemlich blos um ſich andern gefällig zu machen.

Dagegen aber iſt eben ſo wenig recht, wenn man blos in den Tag hinein leben wollte, ohne ſich um das Urtheil andrer, um das *qu'en dira t'on*, zu bekümmern.

Ich habe vielmehr oben §. 13. ſchon gezeigt, wie man ſeine Handlungen vorſichtig ſelbſt prüfen ſoll, und dieſe Prüfung ſollte billig täglich bey dem Schlafengehen wiederholt werden. Wir dürfen keinen Tag endigen, ohne daß wir uns nicht mit der Beruhigung zu Bette begeben können, etwas gutes darin geſtiftet zu haben; Unſer gröſtes Vergnügen muß ſeyn, wenn

wir andern durch unſere Handlungen nützlich werden, oder uns wenigſtens zubereiten und geſchickt machen, um in der Folge nützlich werden zu können *).

Demander à vivre ſans travailler eſt un crime, parceque c'eſt un vol continuel fait à la nation.

Melon ſur le commerce.

*) Der weiſe Seneca hat dies ſchon nachdrücklich anempfohlen. S. Gellerts moraliſche Vorleſungen S. 169.

Wer auf eine angenehme Art weiter ausgeführt zu leſen wünſchet, was für eine Beruhigung und innerliche Zufriedenheit wir genießen, wenn wir uns unſerer zurück gelegten Lebenszeit mit einem Wohlgefallen und Billigung erinnern; in unſern gegenwärtigen Neigungen und Leidenſchaften aber Ordnung und Ruhe empfinden, und alſo die Zukunft gelaſſen und freudenvoll erwarten können; dem empfehle ich Spaldings Beſtimmung des Menſchen, und inſonderheit die demſelben angehängte Abhandlung, das glückliche Alter.

Je ſçais que la mortalité
Du genre humain eſt l'appanage
Pourquoi donc ſerois je excepté?
La vie eſt un pélérinage
De ſon cours la rapidité
Loin de m'allarmer me ſoulage,
Sa fin, lorque j'en enviſage
L'infaillible neceſſité,
Ne peut ebranler mon courage.
Brulez de l'or empaquetté,
Il n'en perit que l'embalage;
C'eſt tout: un ſi leger dommage
Devroit il être regretté?

Dict. encycl. art. *Mort.*

Zehnte

Zehnte Abtheilung.

Der Hausvater nach der Mode.

La mode eſt un tiran, dont rien ne nous delivre,
A ſon biſare gout il faut s'accommoder.
Mais ſous ces folles loix ètant forcé de vivre,
Le ſage n'eſt jamais le premier à les ſuivre,
Ni le dernier à les quiter.

Pavillon.

§. 164.

Unter die Worte, welche wir häufig gebrauchen, und damit doch nur dunkle, unbeſtimmte Begriffe verknüpfen, rechne ich mit die **Mode** und den **Geſchmack.**

Ich werde mich bemühen, ob die Begriffe, welche mir davon mache, deutlich aus einander ſetzen kann.

Es entſteht bey uns keine Empfindung ohne eine gewiſſe Art von Erſchütterung, welche in unſern Nerven gewirkt wird. Iſt nun die Erſchütterung dem Bau und Reitze der Nerven gemäß, ſo nennen wir ſie angenehmen; werden hingegen die Nerven gegen ihre Natur auf eine ungewöhnliche Art gereitzt, ſo haben wir unangenehme Empfindungen oder gar Schmerz.

Gemeiniglich lieben wir, oft neue Arten von Empfindungen zu haben, und ſuchen in der Abwechſelung ein Vergnügen: Wir bemerken aber auch aus der Er-

fahrung, daß indem unſere Nerven zu wiederholten malen auf die nemliche Art erſchüttert werden, uns eine Empfindung, welche Anfangs unangenehm war, bald gleichgültig, und darauf angenehm, oder zur Gewohnheit wird, ſo daß wir, da wir Anfangs uns davor ſcheueten, in deren öfterer Wiederholung ein Vergnügen zu finden vermeinen.

Wer zum erſtenmal Toback raucht, wird übel, und muß ſich davon übergeben; wer einmal daran gewohnt iſt, glaubt, ohne ſolchen nicht leben zu können.

Wer nie Koffee getrunken hat, und ihn zum erſten mal ſchmeckt, dem wird für ein ſo bittres Getränk ſchaudern: Ein Bauer, der ihn niemals gekoſtet hat, wird ſchwer zu bereden ſeyn, daß man ſolches zum Wohlſchmack trinken könne. Man biete einem Bauren eine friſche, noch lebende, Auſter an; Ihm wird davor ekeln, ein ſo garſtiges Ungeziefer roh, und gar lebendig niederzuſchlucken; Schwerlich wird man ihn überreden, daß es ein Leckerbisgen ſey: Blos die öftere Wiederholung muß uns einen Wohlſchmack daran finden lehren: Und ſo geht es mit den mehrſten Dingen.

Wir bemerken ferner, daß die Einbildungskraft von großer Wirkung bey uns iſt. Blos aus Einbildung werden wir oft krank, und die Einbildung trägt mehrmalen das mehrſte zu unſer Geneſung bey. Mir iſt ein Exempel von einer Dame bekannt, welche eine Kammerjungfer hatte, die ſich krank zu ſeyn einbildete; die Frau, welche ſie auf gleiche Art curiren wollte, drechſelte kleine Pillen von Brodtkrumen, und gab ſolche der Kammerjungfer mit dem Beyfügen, daß ſie ſich aber in Acht nehmen mögte, dieſe Pillen pflegten zu Zeiten außerordentliche Wir-

kung

kung zu thun; Sie thaten auch wirklich durch die Einbildung ſtärkere Wirkung als eine heftige Purganz gethan haben würde.

Ein jeder Menſch iſt alſo geneigt, ſich einzubilden, daß ihm Empfindungen gewiſſer Art mehr Vergnügen erwecken als andere, und dieſes Vergnügen wird ſtärker, wenn die Bewegungen öfter wiederholt werden. Werden ſie hingegen zu oft wiederholt, ſo werden die Nerven zu ſehr an dieſe Art von Reitz gewöhnt; das Angenehme fällt weg, und wir ſuchen neue Veränderung.

Noch wird ein jeder bey ſich eine Neigung wahrnehmen, daß er in gewiſſen Stücken ſich gern dem Urtheil anderer Menſchen unterwirft, und deren Meinung als einen Rechtsſpruch anſieht und befolgt. Diejenigen, welche ſich überhaupt ein gewiſſes Anſehen zu erwerben wiſſen, ſo daß man ihre Meinung gern befolgt, nenne ich, **Perſonen nach der Weiſe**, (d'un bon ton.) Solchen Perſonen nach der Weiſe fehlt gemeiniglich zwar eine gegründete Einſicht; wir trauen ihnen aber doch zu, daß ſie eher fähig ſind, uns, was die Weiſe oder Mode ſey, und was wir vornehmen ſollen, anzugeben und anzuordnen, als daß wir ſolches ſelber überlegen können. Kommen nun mehrere dergleichen Perſonen nach der Weiſe überein, daß wir gewiſſe Bewegungen allemal auf die nemliche Art vornehmen und einrichten ſollen, ſo nennen wir ſolches eine **Mode** oder **Weiſe**; und wenn die Mode erſt eben angefangen wird, ſo ſagen wir, es ſey eine neue **Mode**: Gefällt uns die Mode, ſo ſagen wir, diejenigen, welche ſie uns vorgeſchrieben haben, wären von gutem

Geſchmack. Gefällt uns eine gewiſſe Sache, ſo nennen wir ſie ſchön.

Alle Begriffe von **Mode**, **Geſchmack**, und **ſchön**, haben alſo eigentlich keine Beziehung auf die innere Vollkommenheit einer Sache, auf ihre vorzügliche Güte, Gemächlichkeit, Nutzen, oder Annehmlichkeit: Sie gründen ſich gemeiniglich auf einen Eigenſinn, auf Vorurtheile, oder auf die Gewohnheit, und wenn auch eine in Mode kommende Sache neben zu ſchön wäre, ſo lieben wir ſie nicht, weil ſie ſchön iſt, ſondern weil ſie in Mode iſt: denn ſonſt würden wir ſolchen Sachen, denen der Begriff von Schönheit noch mehr zukommt, den Vorzug geben.

So nennen wir manches Geſicht vor andern ſchön; nicht, weil wir deſſen Geſichtszüge am mehrſten regelmäßig finden und daher vorzüglich gerührt werden; Noch weniger, weil wir etwa finden, daß ſie am mehrſten Verſtand, Frömmigkeit, Aufrichtigkeit und Tugend bemerken: Sondern, wenn viele übereinkommen, daß ſie Geſichtszüge gewiſſer Art, z. E. eine weiße, mit einer angenehmen Röthe untermiſchte, Haut, durch welche hie und da blaue Adern hervorſcheinen; ein weißes oder ſchwarzes Haar; eine unnatürlich ſchmale Taille; ein gewiſſes lebhaftes freies Weſen, und ſo weiter, ſchön finden wollen.

Wir nennen einen Kopfaufſatz eines Frauenzimmers ſchön, nicht weil dadurch das Geſicht verſchönert wird, ſondern weil wir eben die Geſichter von mehrern artlichen Damen damit ausgeziert ſehen, alſo überzeugt werden, daß es die Mode ſey; wenn ſie auch die Geſichter noch ſo ſehr verſtellen. Wie man denn von denen eine Zeit her in Mode geweſenen ſo-

genannten Dormeuſen mit Recht ſagen kann, daß ſie manchen Geſichtern ſcheuslich ſtehen.

Wir finden eine Mode in der Kleidung ſchön, und machen ſie nach; nicht weil ſie bequem oder gemächlich, oder unſerer Leibes-Geſtalt gemäß, ſondern weil es die Mode iſt.

Wir laſſen unſer Hausgeräth nach einem gewiſſen Modell machen; nicht, wie es zum Gebrauch am bequemſten, und am beſten zu nutzen iſt, ſondern wie es die Mode iſt.

Wenn wir einen Stoff kaufen wollen, ſo ſehen wir nicht auf deſſen innere Güte, oder in welchem Stück die Farben am beſten angebracht oder geſpart ſind; ſondern wir fragen billig, welcher nach der neueſten Mode verarbeitet ſey.

Wir finden ein Gericht mit einer geſchärften Brühe, avec du haut gout, von vortrefflichem Geſchmack, weil es die Mode iſt, wenn es uns gleich auf der Zunge unangenehm brennt; wenn wir gleich die davon verurſachte Hitze im Magen und eine Wallung im Blut empfinden, auch deutlich erkennen, daß es unſerer Geſundheit höchſt ſchädlich ſey, und unſer Leben verkürze.

Was uns noch vorm Jahr ſchön ſchien, finden wir das Jahr heslich: Warum? Wir hören von Jemanden, dem wir Einſicht in den Weiſen zutrauen, die Sache ſey nicht mehr in Mode, oder wir ſehen etwas neues, welches uns als etwas unerwartetes mehr rührt.

Um ſich leicht an neue Moden zu gewöhnen, wird eine ſtarke Einbildungskraft erfordert, und man muß, um neue Moden leicht mitzumachen und anzunehmen, noch in denen Jahren ſeyn, da die Einbildungskraft

am

am ſtärkſten und die Geiſter noch etwas fladderhaft ſind: daher Jener die Moden ſo erklärt:

Les modes ſont certaines uſages,
Suivis des foux & quelque fois des ſages,
Que le caprice invente, & qu'aprouve l'amour.

La Suze.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo ändern ſich die Moden von Zeit zu Zeit. Was vor funfzig Jahren ſchön und artig ſchien, iſt uns jetzt unausſtehlich, und was wir jetzt artig finden, dabey werden unſere Nachkommen nach funfzig Jahren viel zu erinnern haben, und unſern Geſchmack ſehr lächerlich finden; Wenn vielleicht unſere Urenkel nach hundert Jahren dieſelbe Mode wiederum hervor ſuchen, ſo wie wir in unſern Zeiten uralte Moden von den Gothen aufgewärmt, und die Zierrathen in altem Gothiſchen Geſchmack gemacht haben.

Wir haben alſo von Zeit zu Zeit neue Moden in Zubereitung und Anrichtung auch Auftragung unſerer Speiſen; Neue Moden in denen daran gehörenden Brühen und Zugaben; Neue Moden in unſern Getränken und allerley Arten von Liqueurs; Neue Moden im Bauen, in Aufführung und Einrichtung der Gebäude, auch in der Art ſie zu bewohnen: Neue Moden in der Kleidung, in der derſelben zu gebenden Form, in denen dazu zu nehmenden Zeugen, in der Art ſie auszuſchmücken und auszuzieren, und in denen verſchiedenen dazu zu rechnenden Nebenſtücken: Neue Moden in Farben und deren Vermiſchung: Neue Moden in allerley Arten von Auszierungen, auch wie und wo ſie angebracht werden müſſen; Es ſey im Mahlen, Sticken, Nähen, bey Faßung der Juwelen, bey Verarbeitung allerley Silbergeräth und

und ſo weiter: Neue Moden in der, unſern Meublen und an allerley Hausrath, zu gebenden Form: Neue Moden im ſchlafen, liegen und ſitzen: Neue Moden bey Uhren, Tabattieren und andern dergleichen zu tragendem Schmuck: Neue Moden in der Muſik und Tonkunſt: Neue Moden in Einrichtung und Auszierung unſerer Gärten: Neue Moden in der Bearbeitung und Beſtellung unſerer Aecker und Felder: Neue Moden im Huſten, Schnauben, Tobacknehmen, Ausſpucken: Neue Moden in unſern Gebehrden, Reverenzen, Manieren und Complimenten: Neue Moden in der Schreibart und in neuen Worten und Redensarten; Neue Moden in der Art ſich den Kopf auszuzieren und zu friſiren.

Ueberhaupt iſt nichts auszudenken, wobey man nicht die Weiſe von Zeit zu Zeit ändert, und wechſelsweiſe die nemliche Sache bald gut heißt und billigt; bald wieder verwirft. So wie alle Jahr in Frankreich ein neuer den künftigen Lauf der Geſtirne und die dabey zu bemerkende Veränderungen anzeigender Calender, La Connoiſſance du Tems, herausgegeben wird, ſo ſollte billig noch eher auf jedes Jahr eine neue Connoiſſance des modes ausgearbeitet werden, worin nicht allein die neu aufgekommenen ſondern auch die abgeſchafften Moden angezeigt würden; Ein Werk von ſo großem und allgemeinem Nutzen würde mit dem größten Beyfall aufgenommen werden *).

§. 165.

*) Der bemerkte Mangel iſt durch ein in Paris ſeit 1768 in 8. herauskommendes Monats-Blatt gewiſſer Maßen erſetzt worden. Der Titel davon iſt: Le Courier de la mode: ou le Journal du gout; Ouvrage periodique, contenant le detail de toutes les

§. 165.

So ſelten ſich die Moden auf eine vernünftige Ueberlegung gründen, ſo darf ein geſetzter Hausvater ſie doch nicht verwerfen und verachten. Man iſt gemeiniglich gezwungen, ſich nach der Mode zu bequemen.

De la Mothe ſagt gar recht, Il y a une bienſéance à obſerver, au deſſous de la quelle on ſe rend contemtible.

Wir ſind nun einmal ſo geſinnt, daß wir beſtändig gern Abwechslungen haben mögen, und uns dabey entweder nach den Vorſchriften anderer richten, oder uns ſelber Regeln machen.

Wir

les nouveautès de Mode. Ich weiß nicht, ob es fortgeſetzt wird.

Man kann auch hieher rechnen: L'art de la Coeffure des Dames françoiſes avec le traité en abrégé ſur la façon d'entretenir & conſerver les cheveux naturels & les plans des largeurs des cheveux, par *Mr. Le Gros* Friſeur, à Paris 1767. Wovon ſeit der Zeit Fortſetzungen herausgekommen ſind.

Nach dieſes Le Gros Abſterben hat ein Mr. *Durand dit le Gout*, Coëffeur demeurant carrefour de Buſſy & de la Comedie Françoiſe eine Schule de l'art des Coëffures angefangen.

Die beſte Schminke haben zuletzt ausgeboten: *La Veuve Foſſe*, Marchande merciere à Paris Rue St. Martin au coin de la Rue des Meneſtriers au Bouquet galant, und *Le Sieur Moreau*, Marchand Mercier en Gros Rue St. Martin. Beyde wollen ganz neue Erfindungen haben, welches ich zum Beſten des ſchönen Geſchlechts hier anzuzeigen nicht unterlaſſen können; Obgleich zu meinen Freuden bey uns das Schminken noch nicht öffentlich eingeführt iſt.

Die

Wir werden vielmehr lebhafter und empfindſamer, wenn wir auf dasjenige, was um uns vorgeht, aufmerkſam ſind.

Ainſi formant nos goûts, épurant nos déſirs
La ſenſibilité preſide à nos plaiſirs.

De la Harpe.

Der Hausvater hat ſich nun in Anſehung der Moden folgende Regeln zur Richtſchnur genommen, und glaubt auch andern dieſelben empfehlen zu dürfen.

§. 166.

I. Regel. „Wir gehen ſicherer, wenn wir „uns dem Urtheil vieler gemäß bezeigen, als „wenn wir durch eine Abſonderung von den „übrigen eine beſondere Aufmerkſamkeit auf uns „ziehen wollen.“

Wir

Die neueſte Erfindung, welche ich von Paris aus angezeigt bemerkt habe, iſt die von einer neuen Art Schnürbrüſte, ou Corps de Feutre ſans balaine & ſans couture, plus comodes que les Corps de balaine, d'une coupe plus legere & plus comode, inventés par le *Sieur Gerard.*

Ein anderer Schneider in Paris *Le Sr. Flamand* bot vor einiger Zeit ſeine Dienſte mit der Anzeige an: qu'il faiſoit des habits de Cour & de bal des plus élégans, garnis dans le gout le plus exquis, & le plus moderne: bien différens en cela du *Fungoſò* de la Comédie, qui ſuivait la mode comme un eſpion, toujours d'un pas en arriere, & ne manquait pas d'attraper celle que l'on quittait.

Eine andere anmerkungswürdige Mode unſerer Zeiten ſind die ſogenannten *gratte tête*, oder brillantene Haarnadeln, welche von den Damen verlohren hinten in die Haare geſteckt werden, und das Anſehen haben, als wenn etwas im Anzuge vergeſſen ſey, aber dazu dienen, um ſich den Kopf damit bequem kratzen zu können, wenn er ihnen juckt.

Wir müſſen uns allemal beſtreben, uns denenjenigen, mit denen wir umgehen, gefällig zu machen, und uns eine gewiſſe Achtung zu erwerben, wenigſtens alles zu vermeiden, was anſtößig fallen kann: Sobald alſo eine Sache an ſich gleichgültig iſt, ſo folgen wir lieber dem Exempel anderer.

Ein Quaker in England ſucht ſich dadurch ein Anſehen zu erwecken, daß er in ſeinen Handlungen und Kleidungen etwas beſonders hat, ſelbſt vor dem Könige mit bedecktem Haupt erſcheinet, und denſelben mit Du anredet. Man hat mit ihm als einem Schwärmer Gedult, und lacht ihn aus.

Um ſich in den Moden abzuſondern und ſelbſt neue anzufangen, zu erfinden und einzuführen, wird eine große Kenntniß und Einſicht erfordert von den Moden überhaupt und der Einbildungskraft derer Menſchen, mit denen man zu thun hat; um ſich bey ihnen erſt in den Credit zu ſetzen, daß man von gutem Geſchmack ſey, und genaue Nachrichten von andern Orten von den eingeführten neuen Moden einziehe.

Man wird gemeiniglich an jedem Hofe einige finden, welche alle neue Moden angeben müſſen, und deren Vorſchrift man als Geſetze befolget, (Des Directeurs ou Dictateurs des modes.) Dieſe brauchen nur eine Sache ſchön zu nennen, ſo iſt der ganze Hof von der Schönheit überzeugt, und wer Einwürfe dagegen macht, wird ausgelacht. Ich finde das Amt eines ſolchen Modedirectors ſehr ſchwer und mühſam.

§. 167.

II. Regel. „Sobald jemand auf Reiſen an „fremde Oerter kommt, muß er die Moden je„den Orts erforſchen, und ſich ihnen gemäß „bezeigen.“

Dies

Dies iſt die alte Regel: Si fueris Romæ romano viuito more, ſi fueris alibi, viuito ſicuti ibi.

Man hat in England andre Moden, und andre in Frankreich. Wer aus Frankreich nach England kommt, darf die franzöſiſchen Moden nicht mit dahin nehmen, und nicht denken, daß er in England Aufſehen erwecken und eine in Frankreich eben eingeführte neue Mode bekannt machen und einführen wolle. Will er nicht ausgeziſcht werden, ſo muß er ſich gänzlich nach den engliſchen Moden richten. In Deutſchland iſt es zwar etwas anders; ein Reiſender darf nur ſagen, daß er aus England oder Frankreich kommt, ſo findet man alles, was er mitbringt, wenn es auch noch ſo lächerlich iſt, ſchön, und bemühet ſich, es nachzumachen.

Indeſſen hat doch ein jeder Ort ſeine Gebräuche, und ich finde ſicherer, daß man ſich denen von vielen angenommenen Gebräuchen gemäß bezeige, als daß man ſich einen Ruhm dadurch erwerben wolle, man habe etwas neues eingeführt, oder daß man ſich ein altväteriſch verroſtetes Anſehen giebt, (rouillé.)

§. 168.

III. **Regel.** „Wenn andre neue Moden einführen, ſoll man nicht der erſte ſeyn, welcher „ſolche annimmt, noch auch der letzte, der die „alten beybehält.“

Es zeigt allemal einen Eigenſinn, eine gewiſſe Halſtarrigkeit oder Dummheit an, wenn die mehrſten an einem Ort übereingekommen ſind, eine neue Mode einzuführen, und einer oder der andere will allein die alte Mode beybehalten, weil er von Jugend auf daran gewohnt iſt. Man weiſet auf ſolche gemeiniglich mit Fingern.

Gar zu eilich in Nachahmung einer neuen Mode zu ſeyn, verräth hingegen eine gewiſſe Flüchtigkeit und Unbeſtändigkeit, welche einem geſetzten Mann unanſtändig iſt. Ein vernünftiger Hausvater ſucht hier, ſo wie überhaupt, gern eine gewiſſe Mittelſtraße zu gehen, um nicht in den Fehler zu verfallen, den die Franzoſen affectation nennen, wenn auch gleich ſonſt die geſunde Vernunft ſich der Mode zu widerſetzen ſcheint. Quelque blamable que ſoient les bizarreries dans leur ſource, quand une fois elles ſont établies géneralement, il eſt du devoir d'un homme ſage de s'y conformer, parce qu'alors ce ſeroit tomber dans le même vice de ſingularité, qui les a produites, que de ne s'y conformer pas. voj. *Les Oeuvres de l'Abbé Saint Real:* T.I. p. 57. **de la Mothe** ſchließet ſeine Abhandlung von den Moden mit den Worten: La ſageſſe eſt trop ancienne, il faut vivre à la mode, quelque folle qu'elle puiſſe être.

§. 169.

IV. Regel. „Wer ſich etwas neues anſchaffen muß, wählet ſich lieber etwas nach „der Mode; Wer aber ſchon eine Sache hat, „verachtet ſie nicht gleich, weil ſie nicht mehr „in Mode iſt.“

Wer ſich etwas neues anſchafft, denkt nicht allein auf ſeinen eigenen Gebrauch, ſondern daß die Sache auch andern gefallen ſoll, und daß man uns oft nach unſern Wahlen beurtheilt: Mithin wählet man lieber dasjenige, was andern gefällt, zumal wir uns gemeiniglich auch bey andern einen guten und vortheilhaften Begriff von demjenigen zu machen pflegen, der ſeine Handlungen und Wahlen ſo einrichtet, daß ſie

uns

uns gefallen, und unſerer Meinung nach einen guten Geſchmack anzeigen.

Wer hingegen ſeine Kleidung oder ſeinen Hausrath ſofort ummachen oder ändern laſſen will, wenn er ſich einbildet, daß ſie nicht mehr nach der Mode ſind, begeht eigentlich eine Thorheit; Ob es gleich bey großen Herren und reichen Leuten nöthig iſt, daß ſolche oft auf dergleichen Einfälle gerathen, damit die Handwerksleute deſto mehr Arbeit und Verdienſt erlangen. Z. E. **Tardus** hat eine Menge Silbergeräth, welches ſchon von ſeinem Eltervater her gebraucht und altväteriſch und heslich geformt iſt, er begnügt ſich aber damit, daß es doch noch einiger Maaßen brauchbar ſey; ſo wird es einem jeden Gaſt ekelhaft vorkommen, dergleichen altes, ſchmutziges, verbogenes, oder gar zerbrochenes Silbergeräth zu ſehen; das Publicum hat keinen Genuß davon, und die Goldſchmiede hoffen vergebens, von dieſem reichen Mann einigen Vortheil zu haben. Wenn er ſich aber jetzt entſchließt, dieſes alte Geräth nach der neuen Mode ummachen zu laſſen, ſo vergnüget er ſich ſelber an der Neuigkeit und an den neuen Muſtern; alle ſeine Gäſte ergötzen ſich, und bewundern die neuen Erfindungen; die Goldſchmiede freuen ſich, daß ſie Verdienſt gehabt haben, und ein Theil von dem Silber wird für das Arbeitslohn, mithin zum Beſten des Publici angewandt; Jetzt erſt wird Tardus dem Staate nützlich.

Jene vornehme Dame hatte alſo nicht unrecht, welche über die Brütalität und Härte ihres reichen Mannes gegen ihre Freunde bittere Klagen führte, weil ſie zu Umfaſſung ihrer, zwar erſt vor wenig Jahren gefaßten, aber ihr in dieſer Form nicht mehr gefallenden Juwelen, von ihm nur kahle vier hundert

Thaler begehrte, und er ſich ſolche auszugeben weigerte, da er doch in ihren Gedanken Geld genug hatte, und ihr Begehren aus bloßem Eigenſinn abſchlug.

Sybilla hatte ſich einen neuen Stof zum Kleide gekauft, und in ihren Gedanken etwas ſchönes ausgeſucht; ſie zeigte ihn einem eben aus Frankreich gekommenen Fremden, in der Hoffnung, daß er ihre Wahl und ihren Geſchmack loben ſollte. Er verſicherte, daß dieſe Art Stoffe ſchon vor zwey Jahren aus der Mode gekommen wäre, und beſchrieb, wie man ſie eben in Paris trage. Sybilla fand jetzt ihren Zeug unleidlich, ließ den Kaufmann kommen, begehrte, daß er den Stof wiedernehmen ſollte, und beſchrieb nach der gemachten Erzählung, wie ſie gern einen Stof haben mögte; der Kaufmann kannte ihre Schwachheit, hörte mit großer Gelaſſenheit ihre Beſchreibung an, ſagte ihr nicht, daß er wirklich ſchon dergleichen Stoffe im Laden habe, daß ſolche weit geringer und ſchlechter wären, und daß er ihr wirklich den ſchönſten und am beſten verarbeiteten Stof aus ſeinem ganzen Laden verkauft habe: Er erwiederte ihr vielmehr, daß er dergleichen Zeuge noch nicht geſehen habe, daß ſolche nach einer neuen Erfindung wären, und daß er ſich wundern müßte, woher ſie bereits Wiſſenſchaft davon habe, da ſein Correſpondent aus Lyon ihm noch keine Nachricht gegeben habe. Dieſe Antwort machte ſie noch mehr lüſtern, um davon zu haben; ſie fragte, wie bald er ihn verſchaffen könnte; der Kaufmann forderte acht Wochen; dies ſchien ihr eine ewige Zeit zu ſeyn; ſie befahl, er müßte ihn in vier Wochen ſchaffen, ſie wollte gern alle Koſten bezahlen. Nach vier Wochen ſchickte der Kaufmann einen Stof aus ſeinem Laden

hin,

hin, meldete aber, daß man ihn in Lyon der Neuigkeit wegen ſehr theuer halte, und daß er ihn mit der Poſt kommen laſſen, daß alſo das Porto theuer komme; Er zweifle demnach, ob ſie ihn für den Preis würde behalten wollen; Der theure Preis verſchönerte den Stof in den Augen der Dame, ſie bezahlte das gefor- derte ohne abzudingen, und ſchäzte ſich glücklich, daß ſie nun um einen theurern Preis ſchlechter geklei- det gieng, als ſie ſonſt gekleidet geweſen ſeyn würde. Den erſtern Stof kaufte ſofort eine andere Dame, und jedermann fand ihn hübſch; nur Sybilla allein gefiel ſich beſſer in dem ihrigen.

Tienot erbte auf ſeinem Gut ein ſtandfeſtes, ziem- lich bequem eingerichtetes altes Wohnhaus; Er fand es zu klein, die Fenſter waren nicht groß genug, die Thüren zu enge, die Zimmer zu finſter und niedrig; Es fehlte eine Folge von Kammern. Ueberhaupt, das Haus war nicht nach der Mode: Tienot, der jüngſthin von Reiſen zu Hauſe gekommen war, ent- ſchloß ſich geſchwind, den alten Steinklumpen abzu- brechen, und ein neues Gebäude nach der Mode auf- zuführen; Man rieth ihm, die alten Wände ſtehen zu laſſen, und das Haus nur inwendig auszubauen; Dies war ihm nicht genug; Er hätte ſodann die Fol- ge von Kammern nicht ſo, wie er ſie haben wollte, herausgebracht. Das alte Gebäude mußte bis auf den Grund niedergeriſſen werden. Es erforderte gro- ße Koſten und erſtaunliche Mühe, die alten mit dem größten Fleiß gemauerten ſteinernen Wände einzurei- ßen; Er ließ ein neues hölzernes Gebäude aufführen, um die Koſten zu erſparen und eher fertig zu werden. Jedermann fand dieſes im Grunde ſchlechter und we- niger bequem eingerichtet, ob es gleich mehr in die

Augen leuchtete. Die Wände waren dünn; die Zimmer waren alſo im Winter kalt und im Sommer heiß; Man hatte altes Holz dazu genommen, welches bald anfieng zu faulen; Nach zwanzig Jahren mußten die äußern Wände an der Weſtſeite ſchon wieder neu gemacht, und koſtbare Hauptverbeſſerungen vorgenommen werden, und nach funfzig Jahren wird das Haus von Grund auf neu gebauet werden müſſen, da das alte ſteinerne Gebäude vielleicht noch ein paar hundert Jahre ſtehen können.

§. 170.

V. Regel. „Man ſoll nicht zu leichtſinnig „in Annehmung neuer Moden ſeyn, und nicht „gleich alles Neue für eine anſtändige Mode erkennen.“

Es iſt dieſes ein Fehler, der uns Deutſchen von andern Nationen vorgeworfen wird. Wir glauben, daß nur ein Engländer oder Franzoſe ſo viel Witz beſitze, daß er neue Moden erdenken und einen Modedirector abgeben könne. (§. 166.) Wir wollen aber in ihren Augen nicht ſo dumm ſcheinen, daß wir nicht eine neue Mode gleich einſehen und annehmen könnten; Wir glauben, daß man uns deſto mehr Verſtand und Einſicht zutrauen werde, wenn wir eine Mode, ſo wie ſie kaum in Paris aufgekommen iſt, ſchon nachäffen, und daß man uns für alte wilde Deutſche anſehen mögte, wenn wir ſo noch gekleidet giengen, wie es vor ein paar Jahren Mode geweſen. Ein Kaufmann braucht nur zu ſagen, daß er einen neuen Kopfaufſatz, oder einen andern zum Putz gehörigen Zierrath aus der berühmten Boutique *au très galant*, Place du Palais Royal, oder von Mr. Dulac *au Berceau d'or*, ruë St. Honoreé erhalten habe,

be, ſo meint eine jede Schöne, ſie müſſe davon haben, wenn es auch nur ein elender Lappen, oder Fichû, Parlement, Venez y voir, Reſpectueuſe, Mantille, Pretenſion, Sentiment, Saloppe, Enveloppe, Toctoc oder Gertrude iſt; den ſie, wenn ſie ſich ihrer Meinung nach ein paar mal damit ausgeziert hat, wegwerfen muß. Ich habe mehrmalen bey einer ſolchen Gelegenheit gehört, daß geſagt wurde, ein ſolches Stück koſte nur einen Louis d'or, und dafür ſey es doch artig. Wenn man aber öfters für entbehrliche und vergängliche Stücke, die zu nichts dienen, als um die Mode mitzumachen, Louis d'or ausgeben und immer etwas neues haben will, ſo bringt es am Ende des Jahrs ſchon eine beträchtliche Summe. Und gemeiniglich kann man das gewöhnliche Sprichwort anwenden: Ein Thor macht viele: Indem eine Schöne ſich mit einem Stück ausziert, und nur ſagt, daß ſie es als eine neue Mode von der berühmten Marchande des modes, Mademoiſelle du Chât, Ruë Saint Honorée in Paris erhalten habe, ſo glauben alle übrigen, welche auch ſchön ſeyn wollen, daß ſie etwas von ihrer Schönheit verlieren, und daß jene ihnen den Rang abgewinnen würde, wenn ſie ſich nicht dergleichen auch anſchafften.

Die Modenmacherinnen in Paris ſchicken uns oft, und vielleicht gemeiniglich verlegene und dorten ſchon wieder aus der Mode gekommene Waaren zu, oder wol gar ſolche, welche in Paris ſelber abgeſchmackt gefunden worden, und welche Niemand kaufen wollen. Wir Deutſchen ſind leichtgläubig genug dazu, ſie zu kaufen; wenn der Kaufmann nur der Sache einen wunderlich klingenden Namen zu geben weiß, ſo finden wir ſie gewiß ſchön.

§. 171.

VI. Regel. „Es iſt nöthig, daß man erforſcht, was eine Mode rechtfertigt, ehe wir „ſie nachmachen.“

Dieſe Regel iſt vornemlich bey denen zum Putz gehörenden Stücken nöthig.

Wir Deutſchen hören nur von einer neuen Mode, ſo glaubt ſich ſchon ein jeder, der nach der Weiſe ſeyn will, verbunden, ſie nachzumachen.

In Frankreich und England denkt man hingegen jetzt weit vernünftiger; eine jede Dame kleidet ſich ſo, wie ſie es ihrem Geſichte und Stellung am vortheilhafteſten glaubt, und ſo ſollte es billig ſeyn.

Wir werden finden, daß gewiſſe Arten von Parüken oder Kopfzeugen einigen Geſichtern gut ſtehen, und ihnen eine neue Schönheit geben, da andere dadurch verſtellet und ſcheuslich werden. Heißt es aber einmal, es ſey die Mode, dergleichen Kopfputz zu tragen; ſo legt ein jeder denſelben an, ohne zu erwegen, was diejenigen, welche ihn erfunden haben, dazu bewogen haben möge, um vielleicht einen ungeſtalten Theil des Geſichts oder Körpers zu verbergen.

Einige Damen, welche ſich Zeit Lebens befliſſen haben, nach der Weiſe zu ſeyn, nunmehr aber alt und grau werden, jedoch noch gern jung ſcheinen mögten, alſo das graue Haar zu verbergen ſuchen, erfinden eine Art Kopfzeuger, welche tief ins Geſicht gehen, und nicht allein die Haare, ſondern auch die Runzeln der Stirne und die eingefallenen Backen verbergen: Gleich glauben alle junge Perſonen ſich verbunden, die Mode nachzumachen, und verſtellen ihr ſchönes Geſicht auf eine ekelhafte Art.

Eine

Eine Dame hat einen ſchmalen langen heßlichen Hals; eine andere ſucht einen angehenden Kropf zu verbergen; eine dritte hat von einem in der Hitze gethanen Trunk Leberflecken am Halſe bekommen; einer vierten ſagt der Spiegel, daß ihr ſonſt hübſcher Hals anfange, gelb und runzlicht zu werden; Alle viere glauben, daß ſie dieſe Fehler am beſten verſtecken können, wenn ſie eine ſchwarze, um den Hals zuſchlieſſende, herunterhangende, Kappe tragen; Man findet, daß ihnen ſolche vortrefflich kleidet, weil man bey der ſchwarzen Farbe die braun und runzlicht werdende Haut nicht ſo genau beobachtet; Gleich glauben alle jungen Perſonen, daß es mit zum Putz gehöre, und auch ſie ſchön machen werde, wenn ſie einen ſchwarzen ſchmutzigen Lappen unter dem Halſe hangen haben, in welchem ſich Schweiß und Puder feſtſetzt, der den Schein von einer Nachläßigkeit oder Unreinlichkeit und Unordnung hat, ihnen ein finſtres Anſehen giebt, und ſie alten Müttern gleichen macht.

Einige Damen nach der Weiſe finden, daß ſie ſchöne weiße fleiſchichte Arme haben, und glauben, daß ſie beſſer thun, ſolche zu zeigen, um die Augen ihrer Bewunderer dahin zu ziehen und von andern weniger ſchönen Theilen des Körpers abzuleiten; ſie entblößen alſo die Arme bis beynahe an die Achſeln: Andere Perſonen, welche nicht weniger nach der Weiſe ſeyn wollen, ſehen es; entblößen ihre Arme eben ſo weit, und bedenken nicht, daß ſie Stöckern gleichen, und aus einer höckrichten, rauhen, gelben, ſchmutzigen Haut und unförmlichen Knochen beſtehen; daß ſie alſo lieber den ganzen Arm bedeckt halten ſollten. Einige dieſer merken ihren Fehler, und tragen beſtändig ſchwarze ſeidene Handmüfgen, an denen die vor-

geſetzten herunterhangenden Spitzen auch die knöch-rigte Hand bedecken; Nun glauben auch andere, welche hübſche Hände haben, daß, um völlig geputzt zu ſeyn, auch ſolche Handmüſgen erfordert würden, und daß ſie einen Fehler begiengen, wenn ſie ſolche auch beym Spiel oder bey Tafel ablegten. Sie bedenken nicht, daß es ekelhaft ſey, wenn ſie beym Vorlegen und Eſſen mit denen herunterhangen Spitzen in alle Brühen tunken, und alle Teller abwiſchen. Einige derſelben kommen mir noch lächerlicher vor, welche gern die Mode mitmachen und doch auch zugleich die Weiße der Arme zeigen wollen, alſo geſtrickte Netze, Des filets, tragen, welche drücken, die Haut rauh machen, und weder vor Hitze noch Froſt dienen. Dennoch ſind dergleichen Tändeleyen, welche das Frauenzimmer ſelber macht, und wobey es die Zeit unſchuldig hinbringt, weniger ſchädlich, als andere Arten von Putz, welche es für baar Geld kauft, und wofür wirklich im Jahr eine beträchtliche Summe zum Lande hinaus geht.

Ich habe erlebt, daß einige, eben in der Weiſe Geſetze gebende, Frauenzimmer eine magere, platte, Bruſt hatten, ſie ſchnürten ſich alſo platt, und machten ihre Freundinnen glauben, eine ſolche Schnürbruſt kleide ſchön, welche unten mehr wie oben hervorſtehe: Sie warfen auch wol gar andern, welche eine zugerundete fleiſchichte Bruſt hatten, ſolches als einen Fehler vor; und es waren von dieſen einige einfältig genug, daß ſie ihren Körper mit Gewalt platt zwingen und die Schnürbrüſte ſo machen lieſſen, daß ſie alles Fleiſch unter ſich preßten. Sie lieſſen, um nicht ſtark zu ſcheinen, bey dem Schnüren das Fleiſch mittelſt Herunterziehung des Hemdes noch mehr in

die Schnürbruſt ziehen, und wandten mit Vorſatz allen Fleiß an, um dasjenige, was von Natur eine hübſche, gefallende, reitzende, runde Geſtalt hat, unnatürlich und ekelhaft platt zu preſſen, ja ſich wol gar dazu ungeſund zu machen, und gefährliche Schaden und Zufälle zuzuziehen.

Sind ein ander Mal einige Frauenzimmer ſo vernünftig, daß ſie ihre hübſche gewölbte Bruſt in ihrer natürlichen reitzenden Geſtalt laſſen und zeigen, und dieſes findet Beyfall; ſo gehen auch andere mit einem magern, gelben, knöchernen Halſe weiter entblößt, als es billig ſeyn ſollte, und andre zeigen einen, vielmehr zu verbergenden, Ueberfluß.

Kommen einige Damen nach der Weiſe mit kurzen Röcken in Geſellſchaft, um ihre wohlgebildeten Beine und Waden bewundern zu laſſen, und beſſer zu zeigen, wenn ſie mit ihren zierlichen Füßen angenehm ſpielen; So meinen auch andere, es gehöre zur Mode, kurze Röcke zu tragen, ohne zu erwegen, daß ſie vielmehr Urſache hätten, ihre große mit Ellen auszumeſſende Füße, und dicke, über die Schuh hangende, Waden zu verbergen; Dieſen iſt alſo zu verdenken, wenn ſie ihre Röcke gleich jenen kürzer machen laſſen.

Ein Exempel habe bemerkt, daß eine gar artige Dame, welche ſelber am beſten erkannte, daß ſie unter vielen andern vorzüglichen Schönheiten auch außerordentlich ſchön gebildete Beine hatte, glaubte, ſie thätte der Natur unrecht, wenn ſie nicht Gelegenheit gebe, daß eine ſo vorzügliche Schönheit von einem jeden geſehen und bewundert würde. Sie fand alſo, den Rock vorne kurz zu tragen, allein nicht hinreichend; denn ſo ſahe man das wenigſte von den

Bei-

Beinen; ſie trug bey einem weiten an beyden Seiten weit in die Höhr ſtehenden Reifrock nur kurze, kaum über die Knie gehende, Unterröcke, damit ein jeder ſie bey Hofe von der Seite im Stehen recht beobachten konnte; und wenn ſie ſich zum Spiel niederſetzte, ſo wußte ſie das Kleid auf eine geſchickte Art ſo in die Höhe zu ziehen, und ſich ſolchergeſtalt zu ſetzen, daß ein jeder ihre Beine und die zierlich gedrechſelte Waden bis an die Knie betrachten und ſich daran beluſtigen konnte; Beym Ein- und Ausſteigen im Wagen beobachtete man die Geſtalt des Fußes zwar noch beſſer, aber nur auf eine kürzere Zeit. Sie konnte ihre Beine auch mit aller Modeſtie bis über die Knie zeigen, denn um ſie nicht durch Binden ungeſtalt zu machen, trug ſie lange, weit über die Knie gehende, oben an den Rock geheftete, Strümpfe. Alle übrige Damen vom Hofe ſtellten eine Revue über ihre Beine an; weil aber keine die ihrige hübſch genug fand, ſo hatte jene keine Nachahmerinnen; wären ihr nur ein paar gefolgt, ſo würde man den ganzen Hof ſo geſehen haben.

Unter die abgeſchmackten Moden meiner Zeit rechne ich die Kappen und Capuchons, welche das Frauenzimmer an ihren Kleidern und Mäntelchen tragen. Ohne Zweifel haben ſolche erſt einige eingeführt, um einen Fehler in der Geſtalt oder am Rücken zu verbergen, und weniger bemerklich zu machen; eben darum muß der Capuchon ſchloddericht und unordentlich hangen. Jetzt glauben alle Frauenzimmer, daß ein Capüchon ein nothwendiges Stück des Staats ſey, alle Kleidungen, inſonderheit die Negligées, müſſen damit verſehen ſeyn, und es fehlt nicht viel, daß man auch Gallakleider mit Capüchons trägt. Wozu? Blos um

um den Verdacht und das Anſehen zu haben, als wenn man verwachſen ſey, und darunter einen Puckel verberge, oder wenigſtens, um zu jedem Rock oder Mäntelchen unnützer Weiſe, und ſich zur Beſchwerde, ein paar Ellen Zeuges mehr zu verbrauchen, damit man unordentlich oder nachläßig ſcheine.

Eine andere uns wenig Ehre machende Mode iſt, daß die Haare auf dem Kopf gleich einem babyloniſchen Thurme in die Höhe gekemmet werden, ſo daß man die Stirn mit Ellen ausmeſſen muß; Vermuthlich ſind kleine Frauenzimmer auf dieſen Einfall gekommen, um größer zu ſcheinen, und jetzt tragen die großten Damen die Stirn auch am höchſten, um ſich eine lächerliche Rieſengeſtalt zu geben.

§. 172.

VII. Regel. „Prüfe, ob eine Mode gleich„gültig iſt, oder ob ſie gefährliche Folgen ha„ben könne.“

Wir nehmen oft Moden an, die auf unſern Körper gefährliche Folgen haben, und der Geſundheit merklich ſchaden; Wer nun ſeinem Leben und ſeinem Körper nicht ganz feind iſt, nimmt ſich billig für dergleichen Moden in Acht.

Ich will einige Exempel davon anführen: Denen Franzoſen iſt nicht genug geweſen, die Speiſen auf eine natürliche, der Geſundheit gemäße, Art ferner ſo zu eſſen, wie ſie von ihren Vätern und Großvätern ſchon genoßen waren; ſie wollten etwas neues haben, ſie dachten darauf, wie die Speiſen mit mehrerer Mühe und größern Koſten ſo zubereitet werden könnten, daß ſie ungeſunder und mehr unſchmackhaft würden: Ihre Köche erfunden alſo die mit Gewürz

ge=

geſchärften, heißen Brühen, Le haut gout; Sie finden ſelber, daß ſolche der Geſundheit höchſt nachtheilig ſind, den Körper ſchwächen, und bey vielen ein frühzeitiges Ende befördern: Gleichwol ſchicken ſie ſich für Frankreich und Italien noch eher, als für unſer deutſches Clima. Dem ohngeachtet äffen wir die Mode nach, für welche ich ſchon im II. Theile S. 593 aus dem Munde eines erhabenen Lehrers gewarnet habe.

In Frankreich hat man vor einigen Jahren ein graues Puder aufgebracht, aber auch bald gefunden, daß es der Geſundheit nachtheilig ſey, da verbrannte Kohlen dazu genommen werden, welche, wenn man ſie auch von Kork macht, ein beißendes Salz enthalten, wovon die Schweißlöcher verſtopft werden, mithin ein Jucken und eine ausgeſchlagene finnigte Haut erfolgt; Nicht zu gedenken, daß das weiße Zeug und die Kopfzeuge davon augenblicklich ſchmutzig und die Kleider im Grunde verdorben werden: Dem ohnerachtet fehlet es nicht an ſolchen Sklavinnen der Mode, welche ſich einbilden, der graue Puder ſtehe bey ihrer weißen Haut oder bey der Farbe der Haare beſſer. Sie bezahlen alſo ein Pfund grauen ſtinkenden Puder theuer, welches ſie ohne Koſten ſelbſt machen könnten, um ſich allerley Beſchwerde zuzuziehen.

Viele flüchtige, ſpirituöſe, wolriechende, Waſſer greifen die Nerven an, und ſind gewiß ſchädlich; wie man daraus erſieht, daß Jemand mit ſchwachen Nerven davon leicht Kopfweh erhält, übel wird, und wol gar in Ohnmacht fällt, und das z. E. das Eau de Lucé, wenn man bey einem von Nerven herrührenden Kopfweh einmal daran riecht, durch die unvermuthete ſtarke Erſchütterung ſolches zu Zeiten hebt,

ge-

gemeiniglich aber den Kopf noch mehr ſchwächt; Wer ein wenig nach der Weiſe ſeyn will, kann in keiner Geſellſchaft erſcheinen, wenn er nicht einige wohlriechende Säckgen nebſt einem Dutzend kleiner Fläſchgen mit allerley ſchön ſtinkenden Spiritus bey ſich geſteckt, und ſich noch überher vom Haupt an bis zur Schuhſohlen reichlich parfumirt hat. Die Haare müſſen nach jetziger Mode mit wohlriechenden Pomaden von Jasmin, Orangenblumen, oder Majoran eingeſchmiert, darauf mit Poudre à la Marechal gepudert ſeyn; das Hemd und das Schnupftuch muß wenigſtens eine Nacht zwiſchen wohlriechenden Küſſen (Le ſultan) und das übrige Zeug in einem wohlriechenden Korbe (La ſultane) gelegen haben. In jeder Taſche ſtecken wenigſtens ein paar auf unterſchiedene Art parfümirte Sachets oder Säckgen; die Strumpfbänder ſind mit wohlriechenden Sachen angefüllt; In jedem Zimmer werden ein paar Potpourri und Caſſolettes erfordert, und ſo weiter.

Ich laſſe dieſe Mode bey denen gelten, welche an ſich finden, daß ſie übel riechen, und alſo auf dieſe Weiſe ſich in Geſellſchaften weniger unangenehm machen, und ein größeres Uebel durch ein kleiners vertreiben wollen. Es kommt mir aber eben deswegen ekelhaft vor, wenn ein jeder ſich ſo einſtänkert, und es erweckt gegen diejenigen, die dieſes lieben, gemeiniglich ein Mistrauen. Wer auch am Ende überrechnet, was in einem großen Hauſe dafür in einem Jahre ausgegeben wird, wird eingeſtehen, daß dadurch ſchon eine beträchtliche Summe unnütz verſchwendet wird, und daß ein Hausvater nicht unrecht habe, die Seinigen dagegen zu warnen.

Vor einigen Jahren war Mode, daß das Frauenzimmer eine beſondere Schönheit darin ſuchte, eine gar dünne ſchmale Taille zu haben, die man unten am Leibe umſpannen konnte: Sie preßten daher ihre Leiber auf eine mörderliche Art ſo ein, daß ſie übel wurden, nicht eſſen konnten, ſich eine elende blaſſe Farbe zuzogen, und wol gar eine heftige Krankheit ausſtehen mußten. Der **Ritter Linne** rechnet dergleichen ſchmale Frauenzimmer (Junceas puellas) unter die Misgeburten, oder doch unter die monſtröſen Geſtalten von Menſchen, und es iſt ein Glück für die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts, daß dieſe Mode in Frankreich und England jetzt in Abnahme kommt, wo wenigſtens die verheiratheten Frauen ſich gar nicht weiter ſchnüren, ſo wie man das ſtarke Einwickeln der neugebohrnen Kinder auch billig einſchränkt und abſchafft.

§. 173.

VIII. Regel. „Alle Moden, wobey keine „große Koſten erfordert werden, vielmehr etwas „erſpart werden kann, kann man ohne großes „Bedenken nachmachen.“

So ſcheinen die jetzigen Moden vortheilhaft zu ſeyn, da die Damen nicht mehr ſo viele koſtbare Spitzen und nur leichte Stoffen zu Kleidern tragen. Theure, gut gearbeitete Spitzen hielten aber ehedem auch lange, und wurden auf Kind und Kindes Kinder geerbet; Jetzt kauft man Entoilages, groſſes-beautés, Blondes, Tuls, und dergleichen, zwar wohlfeil, ſie ſind aber auch oft in wenigen Tagen zerriſſen und gereichen zu einer wahren Geldverſpillung. Wir kaufen jetzt wohlfeilere Zeuge zu Kleidern, ſie ſind aber von keiner Dauer, und kommen in der That weit höher zu

ſtehen,

ſtehen, da ſie noch mit ſo vielen Spitzen und Blümgen beſetzt werden müſſen.

Wenn das Frauenzimmer ſtatt großer Engageanten kleinere anfängt zu tragen, können die großen bald kleiner gemacht werden; die kleinern aber kann man nicht wieder vergrößern.

Da man ſich alle Tage neu friſiren läßt, ſo kommt es auf eins aus, ob die Haare auf die eine oder andere Art zurecht gemacht werden.

Ich habe meinen Garten jetzt verändern und nach der neuen engliſchen Mode einrichten, mithin die alten hohen geſchornen Hecken wegnehmen, die vielen breiten Gänge eingehen, und ſtatt deren hie und da krumme ſchmalere mit Buſchwerk bepflanzte Gänge anlegen laſſen. Die Arbeit iſt nach gerade bey müſſigen Stunden ohne große Koſten verrichtet worden; Ich habe mehr brauchbares Feld gewonnen; Der Gärtner hat nicht ſo viele Gänge rein zu halten; Ich ſpare die auf Unterhaltung der Hecken zu wendende Koſten; die Gänge ſind zum Theil mit, eßbare Früchte tragenden, Sträuchern beſetzt, als Quitten, Nüſſen, Miſpeln; da die Hecken von Heinbüchen nichts einbrachten, vielmehr denen nebenſtehenden Küchengewächſen ſchadeten. Hätte ich hingegen, um die Mode vollkommen zu machen, zu Beſetzung der Gänge lauter Stauden aus England kommen laſſen, und dasjenige, was ich umſonſt vor der Thür hatte, um theure Preiſe kaufen wollen, um ſagen zu können, daß alles mit engliſchen Pflanzen beſetzt ſey; ſo hätte ſehr unrecht gethan; und noch unverantwortlicher würde ich mir ſcheinen, wenn ich koſtbare neue Werke, z. E. engliſche Brücken und Tempel nachgemacht hätte, deren Unterhalt die Kräfte des Guts überſteigen würde.

§. 174.

IX. Regel. „Moden, die zur Bequem„lichkeit gehören, verſäume man nicht anzu„nehmen.“

Dieſe Regel findet ihre Anwendung vornemlich bey der Kleidung. Die bisherige Mode bey der Kleidung der Männer hat ſehr zur Bequemlichkeit beygetragen, und wird alſo billig ſo lange wie möglich beybehalten.

Man macht die Röcke leicht, ohne alle Ausſteifung mit kleinen Schöſſen und Falten; die Taille dem Körper gemäß, nicht zu lang und nicht zu kurz; die Ermeln in der Länge des Armens, mit kleinen zugelaſſenen Aufſchlägen. Man würde einen jeden auslachen, der einmal dabey bliebe, ſich alle neue Röcke noch ſo machen zu laſſen, wie ſie vor einigen dreyßig Jahren Mode waren, mit hohen, breiten, langen weit ausſtehenden Schöſſen und tiefen Falten; beyde mit Fiſchbein, Wolle, Haartuch, Papier und Flonell ausgefüttert; die Bruſt auf gleiche Art ausgeſteifet; die Ermeln kurz, die großen offenen Aufſchläge bis beynahe an die Achſeln hinaufgehend, oder aber eine halbe Elle herunter hangend, und fladdernd.

Wie die Damen vor ohngefehr dreyßig Jahren anfiengen, die Reifröcke abzulegen, ward dieſe Mode als bequem bald allgemein; jetzt fängt man ſchon an, der Bequemlichkeit müde zu werden. Man legt bereits wieder kleine Fiſchbeinröcke Les Conſiderations an, oder ſucht das Abſtehen der Röcke durch angebundene weite Taſchen mit Bügeln von Fiſchbein, des poches de Paris, zu befördern, unter dem Vorwande, daß zur Gemächlichkeit gereiche, wenn die Röcke nicht unmittelbar an die Beine ſchlügen.

Die

Die Männer haben eine Zeit her zwar kleine, aber vorne breit aufgezäumte Hüte getragen, welche den Kopf weniger beſchweren, leichter unter dem Arm zu halten ſind, im Wagen bequemer ſitzen, und doch das Geſicht beſchützen und beſchatten, alſo einen Vorzug verdienen vor denen ſonſt gebräuchlichen großen ſchweren Hüten mit einem hohen Rande, welcher aber ſo aufgezäumt war, daß er vorne nur eine kleine in die Höhe ſtehende Spitze machte, welche dem Geſichte keine Bedeckung gab, und die man jetzt abermalen einführt.

§. 175.

X. Regel. „Moden, die zur Beſtändigkeit gereichen, finden billig den Vorzug; dagegen man das Vergängliche haſſen ſoll.“

Die Engländer machen ſeit einigen Jahren unter dem Namen der Gothiſchen Weiſe die Füße an ihren Tiſchen und Schränken ganz gerade und vierkantig, und die Leiſten an ihren Gutſchen ohne allen Zierrath und Biegungen ſchlicht und gerade aus; Beydes gefällt im Anfange, wenn man das Bunte und Zierliche noch gewohnt iſt, gar ſchlecht; Es gereicht aber zur Beſtändigkeit und Dauerhaftigkeit; Man bequemt ſich alſo zu dieſer Mode.

Vor einigen Jahren ſuchten unſere Schönen einen beſondern Staat darin, daß ſie ſich den ganzen Kopf, Hals, Bruſt, Bruſtlatz, ja wol das ganze Kleid mit Wachsperlen auszierten, welche auf Drath gezogen wurden. Mir ſcheint die Mode billig unter den abgeſchmackten unſrer Zeit einen Platz zu verdienen; denn es war eine nach ihrer Art ziemlich koſtbare, unbequeme und vergängliche Tracht. Man mußte ſich in Acht nehmen, ſich irgendwo anzulegen und anzu-

ſtoſſen, die Perlen durften nicht einmal recht warm werden, der Drath und die oft ſcharfen Perlen ſcheuerten die Haut, man riß die Spitzen daran entzwey, ſind einige von dieſen Perlen zerbrochen, ſo iſt der ganze Staat unbrauchbar; und im Grunde haben wir die Mode nur von den Wilden in America entlehnet, die ſich den Hals voller Glasperlen hangen. Siehe *Gumilla* l'Orenoque, p. 195.

Noch wiederſtehender iſt die Mode, daß die Damen die Kleider mit koſtbaren Blonden und Spitzen beſetzen, ſo daß die Beſetzung gemeiniglich mehr, als der Rock ſelber, koſtet, und wenn der Rock zum zweyten oder dritten mal angezogen und darin getanzet wird, jene ſchon wider zerriſſen iſt, mithin abgetrennt, weggeworfen und eine neue angeſchafft werden muß.

§. 176.

XI. **Regel.** „Moden, welche andern läſtig „fallen können, ſucht man lieber zu vermeiden.“

Ich rechne hieher das ſchon oben erwehnte parfümiren, (§. 172.) weil man viele findet, die es nicht vertragen können, und haſſen, denen man alſo läſtig iſt, wenn man in ihr Zimmer einen künſtlichen, angenehmen Geſtank bringt, der oft in einem ganzen Tage nicht wieder heraus zu bringen iſt. **Odoratus** pflegt ſich, um ſich dem ſchönen Geſchlechte angenehm zu machen, auf das allerſchönſte zu parfümiren; Ihn umgiebt ein dicker Dunſtkreis von angenehmen Düften, welche als lauter kleine Geiſter um ſeiner Scheitel herum fladdern; Ein jeder, den er mit ſeinem Zuſpruch beehrt, fürchtet ſich; denn man kann noch nach ein paar Tagen die von ihm zurück gelaſſene Ausdünſtungen riechen; alles Räuchern, um ſie zu vertreiben,

ben, iſt vergebens: Ich gewann einſt einen Ducaten von ihm, und ſteckte ſolchen zu mir in meinen Geldbeutel; So oft ich dieſen herauskrigte, kam mir ein angenehmer Bieſem-Geruch gleich einer Wolke entgegen, und dies vergieng nicht, bis ich den Beutel wegwerfen mußte; Ich wußte Anfangs nicht, wer ſolchen auf einmal bezaubert hatte, bis mich erinnerte, daß des Odoratus Ducaten ſo kräftig geweſen. Ich erhielt von eben demſelben einen Brief, und legte ihn in ein verſchloſſenes Schreibſchrank, ſo bald mich nur demſelben näherte, roch ſchon von ferne des Briefes Gegenwart. Ich mußte ein jedes nebengelegenes Papiergen mit ſpitzen Fingern anfaßen, wenn mir nicht die ganze Hand einſtänkern wollte, und ein einziger Brief parfumirte noch nach Jahr und Tag alles was in den Schrank kam.

Mit dem Toback rauchen und ſchnupfen hat es einiger Maaßen eine ähnliche Beſchaffenheit. Jenes gehört nur für Perſonen von gewiſſem Alter, ſtarker Conſtitution, vielen Feuchtigkeiten, und die viel an die freie Luft, oder in üble feuchte Dünſte kommen, als wenn ſie nahe an Waſſern wohnen. Da aber das ſcharfe Salz im Toback im Kopf die nöthigen Feuchtigkeiten verzehrt und austrocknet, die Nerven ſelber reitzt, den Speichel, welcher zur Verdauung der Speiſen in den Magen treten ſoll, abführt, mithin die nöthigen Säfte im Körper vermindert; ſo iſt er jungen Leuten höchſt ſchädlich, vornemlich ſolchen, welche an ſich mager ſind; Dennoch findet man oft, daß ſie einen gewiſſe Großmuth in Annehmung dieſer Mode ſuchen, um ſich nemlich ältern Perſonen gleich zu ſtellen. Sie würden vielleicht behutſamer ſeyn, wenn ſie bedächten, wie leicht ein junger, die Geſellſchafteu

beſuchender, Menſch ſich verdächtig und anſtößig macht, wenn er einen ſtarken Tobacksgeruch mit in Geſellſchaft bringt, da man es als einen Beweis nimmt, daß er ſich gern in ſolchen ſchlechtern und geringern Geſellſchaften aufhalte, für welche das Toback rauchen gehört, und daß er ſelbſt ein guter ehrlicher Tobacksbruder ſey: Man verliert auch bald alle Achtung für ihn, wenn er ſich gar merken läßt, daß er ſich lieber in einer Geſellſchaft, wo er frey Toback rauchen kann, aufhalte, als daß er ſolche Geſellſchaften, die ihm Ehre machen, ſuchen ſollte.

Das Tobacksſchnupfen finde ich gewiſſer maaßen noch unanſtändiger, wenn ich mir nemlich jemanden vorſtelle, der ſolchen im äußerſten Grade nimmt. *Nicotianus* hat ſich den Gebrauch des Rappes und Spagnols bis zur Ausſchweifung angewohnt; er führt gemeiniglich noch eine dritte Doſe mit Son d'Eſpagne und eine vierte mit Havana-Toback bey ſich. Denn, ſagt er, wenn man nur nicht einerley Toback nimmt, ſondern abwechſelt, ſo ſchadet es nicht. Der ſtärkſte Rappe wird unterdeſſen nur allein von ihm genommen, und eine große Doſe voll reicht im Tage nicht zu; denn, die übrigen leichtern Sorten anzunehmen, iſt ſeine Naſe ſchon zu ſehr verſtopft, ob er es gleich ſelber nicht erkennet noch eingeſteht, ohnerachtet er durch die Naſe ſpricht, gar keine Luft dadurch kriegen kann, und ſchnarchet. Der Spagnol dient ihm nur, um ſich das ganze Geſicht damit zu beſudeln und zu barbouilliren, den übrigen aber auf dem Kleide herum zu ſtreuen. Wo er eine halbe Stunde geſtanden oder geſeſſen hat, iſt der Fußboden mit Rappe ſchwarz beſtreuet; denn ſo wie er die Finger mit Toback zur Naſe bringt, zieht er mit der andern Hand die

die Tabattiere ſchon wieder aus der Taſche, und öffnet ſie, ehe er einmal die erſte Prieſe los iſt; Er greift was er zwiſchen zween Fingern faſſen kann; die verſtopfte Naſe nimmt wenig davon an, alſo wird faſt alles verſtreuet.

Wie alle Originale, welche wir in der Jugend kennen lernen, einen lebhaftern Eindruck in uns zu machen pflegen, ſo iſt mir auch noch allemal aus meinen Kinder-Jahren das Bild eines alten ehrlichen Nachbaren gegenwärtig, der ein Freund vom Hauſe war, uns fleißig beſuchte, und im übrigen, da er in den Zeiten, als der Toback aufgekommen war, als Officier in Campagne gedient hatte, ſich deſſen Gebrauch im höchſten Grade angewohnt hatte. Ich fürchtete mich jedesmal vor ſeinen Zuſpruch voraus; denn da er ſeine Treuherzigkeit gern durch eine zärtliche Umarmung zu erkennen gab, ſo konnte es nicht wol geſchehen, ohne, daß er Toback in die Augen bließ, oder daß man davon in den Mund bekam, wenn man dieſen nicht recht verſchloſſen hielte. Ich nieſete alſo ſchon voraus, oder ekelte mich für ihn, wenn er ſich zu mir nahete; zumalen mir einmal von ihm der Begriff beygebracht war, ob nicht ſeine, von dem darin feſtgeklebten Toback angeſchwärzte, Naſelöcher eine Aehnlichkeit hätten, mit denen kleinen, an meinem ſteinern Wohnhauſe paarweiſe angebrachten Kabinettern, welche nach dem Gebrauch von ein paar hundert Jahren, eben nicht angehm ins Auge fallen. Am unangenehmſten war mir, wenn wir ihn auf ſeinem Gute beſuchen mußten, indem er in ſeinem Hauſe der höflichſte Wirth, und ſo aufwartſam und geſchäfftig als nur immer möglich war; Er legte alſo alles ſelber vor, und gemeiniglich waren ſodann die Teller

von dem aus den Fingern oder vom Kleide gefallenen Toback bedeckt; Bey denen ekelhaften Gäſten ward dadurch die Furcht erweckt, daß der Toback aus der Naſe gekommen ſeyn mögte, inſonderheit wenn er bey kleinen feuchten Klümpgen an den Tellern feſtklebte. Er ſelber ſtellte ſich aber keines weges vor, daß dieſes ekelhaft ſey.

Er gab ſich gern mit jungen Leuten ab, und ſo mußte ich gemeiniglich des Abends mit ihm in Karten, auch wol im Brett ſpielen; da denn der ganze Tiſch mit Toback bedeckt war, und verſchiedene Karten wurden bald bis auf die Hälfte braun angefärbt, inſonderheit, wenn ihn im Geben ein aus der Naſe fließender brauner Strom übereilte, den er mit den Fingern abwiſchen mußte; Nicht ſelten fand man auch zwiſchen den Karten ganze Klumpen Toback, die aus der Naſe gefallen waren.

Es traf ſich einſt, daß wir an einem fremden Ort zuſammen kamen, wo ich die Nacht in einem Zimmer neben ihm ſchlafen mußte; hier hörte ich, wie er die ganze Nacht bey der verſtopften Naſe ſchnarchte: Zwiſchen durch ſchnob er ſich mit großem Ungeſtüm, oder bließ durch die Naſe, um Luft zu haben, aber ohne Wirkung. Ich mußte davon jedesmal aufwachen, und mein Freund gereichte mir zur Warnung, mir niemals etwas anzugewöhnen, wovon befürchten muß, daß andern damit läſtig fallen mögte; vielmehr andere mit dafür zu warnen. Nehmen die mehrſten gleich nicht in ſolchem Grade den Toback wie dieſe beyde, ſo bleibt es doch allemal eine ekelhafte, ſchmutzige, läſtige, und keinen Nutzen habende Mode.

Wenn

Wenn mich der Himmel mit einer Frau hätte ſtrafen wollen, die ſich geſchminkt, geziert, oder parfümirt, oder Toback geraucht oder geſchnupft hätte, ſo würde ich das erſte, nemlich das Schminken vorgezogen, und das letztere für das größte Unglück genommen haben. Nicht, daß ich deswegen das Toback nehmen ganz verwerfe oder haſſe; Ich ſehe es bey einigen als eine gleichgültige Sache an, und kann ſo gut als ein anderer ſchnupfen; nur deucht mich, haben wir Urſache, inſonderheit in der Jugend uns in Acht zu nehmen, daß wir uns die Mode nicht ſo angewöhnen, daß wir hernach uns einbilden, ohne Toback gar nicht leben zu können: Ich nenne es mit Recht eine Einbildung, denn wir werden oft Exempel ſehen, daß diejenigen, welche ſtark ſchnupfen, ſich die Gewohnheit, ſo bald ſie nur einen ernſtlichen Entſchluß faßen, abgewöhnen können. Ein junger Menſch glaubt aber gern, es gehöre mit zu den Artigkeiten, und wir würden nicht recht nach der Weiſe ſeyn, wenn wir nicht einige Tabattieren und goldene Boetes bey uns führen, ſolche eine um die andere herauskriegen, und die Finger damit ſpielen laſſen, auch zu Zeiten eine Priſe de contenance nehmen können.

§. 177.

XII. **Regel.** „Ein Patriot macht alle Moden mit, die zur Aufnahme der Landesfabriken oder des eigenen vortheilhaften Commerzes gereichen; ſieht aber diejenigen mit mehrerer Verachtung an, wofür unnützer Weiſe Geld zum Land hinaus geht.“

Wir verfallen nur gar zu gern auf dasjenige, was von weitem herkommt, und um welches zu erlangen, wir

wir uns Mühe geben müſſen. Ein deutſcher Ritter bildet ſich ſchon mehr ein, wenn er einen Engländer von mittelmaßiger Güte reitet, als wenn er das ſchönſte von ihm ſelbſt erzogene Pferd hätte. Er bezahlt lieber einen Engländer theuer, wenn er gleich weiß, wie ſchwer es halte, in England gute, noch nicht auf die Knochen gejagte und von allen Fehlern freie Pferde zu erhalten, als daß er ein Pferd kaufen oder behalten ſollte, welches er von Jugend auf kennt, und von deſſen Tugend er verſichert iſt.

Man kleidet ſich nicht gern in Zeugen, welche im Lande oder in der Nähe gemacht ſind; verſichert der Kaufmann nur, daß er ſeine in der eigenen Fabrik verfertigte Zeuge aus Frankreich oder England erhalten habe, ſo ſind ſie gleich ſchöner und bequemer zum Gebrauch.

Wir ſuchen in Niederſachen einen Staat in recht feinen ſchönen Tiſchzeuge, und ſchaffen davon einen Ueberfluß an; wechſeln auch bey jeder großen Mahlzeit doppeltes reines Tiſchzeug. Es iſt dies eine Mode, von der zu wünſchen iſt, daß ſie erhalten und weiter ausgebreitet werde: denn das Tiſchzeug wird im Lande beſſer, ſchöner, mit mehrerm Fleiß, auch dauerhafter, als ſonſt irgendwo gemacht. Dieſe Mode erhält alſo das Geld im Lande, und verſchafft vielen Einwohnern Lebensunterhalt.

Hingegen habe mich vorhin gegen verſchiedene Moden erklärt, welche vergänglich ſind, und nur Geld aus dem Lande ziehen. So habe für die wohlriechende Liqueurs gewarnet, deren die Franzoſen jährlich neue erfinden, um unſere Begierde nach dem Neuen und unſere Leichtgläubigkeit zu misbrauchen. (§. 172.) Das viele Perlentragen ſcheint mir abgeſchmackt. (§. 175.)

(§. 175.) Ich finde es eine große Schwachheit, daß man die Kleider mit koſtbaren Spitzen, Entoilages und Blumen friſirt und pomponirt, um nur aller Orten anzuhakeln und hangen zu bleiben, die Friſirung von den Degen und Schnallen der Männer zerreißen zu laſſen, und alsdenn alte Lumpen zu haben, die man wegwerfen muß. (§. 173.) Wären ſie noch von Linnen, ſo könnte man ſie in die Papiermühlen verkaufen.

Emerentia ließ ſich zu einem großen Ball bey Hofe eine Friſirung zum Domino aus Paris kommen, welche ihr über zwey hundert Thaler koſtete. Sie hatte das Vergnügen, daß ein jeder, wie ſie auf den Ball kam, ſeine Augen auf ſie warf; Die ganze Geſellſchaft ſchloß einen Kreis um ſie, betrachtete ſie auf das genaueſte, und bewunderte die Schönheit und Artigkeit der Friſirung; des andern Tages mußte dieſe, in dem Gedränge ganz zerriſſene und ſchmutzig gewordene, Friſirung ſchon wieder abgetrennt werden, und die Kammerjungfer konnte kaum hie und da noch einige brauchbare Blümgen zu Auszierung einer Mütze für ſich herausſuchen.

In Frankreich wechſelt man die Tapeten in den Zimmern nach den Jahrszeiten, und dies iſt für Frankreich eine löbliche Mode, denn die Tapeten werden im Lande gemacht, und die Künſtler haben alſo mehr Verdienſt. Wir Deutſchen würden ſchon ſtrafbar werden, wenn wir ſolche nachmachen, und für jede Jahrszeit beſondere Tapeten mit großen Koſten aus Frankreich verſchreiben wollten.

Verſchiedene bey uns, welche recht nach der Weiſe ſeyn wollen, machen ſich eine Ehre daraus, ſagen zu können, daß ſie ihr ganzes Haus, oder die vornehm-

ſten

ſten Zimmer mit lauter franzöſiſchen oder engliſchen Meublen ausgeziert, und dafür ſo viele tauſend Thaler weggeſchickt haben; billig ſollten ſie ſich deſſen ſchämen, und daß ſie nicht lieber denen Handwerksleuten im Lande den Verdienſt gegönnet haben. Alle Patrioten ſollten ſich vereinbaren, daß ſie ſolche Arten von Verſchwendung bey einem Mitbürger mit Verachtung anſehen und tadeln wollen, damit nicht andere, die nicht ſchlechter ſeyn wollen, darauf nachzufolgen verführt werden.

§. 178.

XIII. Regel. „ Man ſoll nicht zu voreilich „ ſeyn, neue Moden oder die Gebräuche von an„ dern zu tadeln.“

So ſehr wir für die neuen Moden ſind, ſo habe ich doch bey uns mehrmalen angemerkt, daß man ſich oft ſchmeichelt, ſchon jetzt eben die neueſten und beſten Moden angenommen und eingeführt zu haben; kommt nun eine fremde Perſon, welche auf eine andere Weiſe, und vielleicht nach der neueſten pariſer Mode gekleidet und aufgeſetzt iſt, ſo halten ſich vornemlich alte Damen über die Mode Anfangs auf, und finden ſolche bald abgeſchmackt, bald heßlich, bald lächerlich; und nach ein oder zwey Jahren, wenn dieſe Mode an andern Orten bereits wieder abgeſchafft iſt, machen eben dieſe Damen, welche ſo viel daran zu tadeln fanden, ſie erſt nach.

Ich war an einem großen Ort, wie vor etwa dreyßig Jahren das Tragen der großen Reifröcke abkam: Einige der erſten Damen nach der Weiſe hörten, daß an andern Höfen die Reifröcke bereits abgeſchafft, und in Robe ronde zu erſcheinen erlaubt wäre; Sie vereinbarten ſich, in einer Aſſemblee ohne große Röcke

zu erſcheinen; die übrigen ärgerten ſich ſehr daran, lachten jene aus, und bedienten ſich noch des Ausdrucks; Es habe das Anſehen, als wenn einige Kammerjungfern in einer großen Geſellſchaft erſchienen. Jene Damen kehrten ſich an alle Urtheile nicht, und erſchienen in der nächſten Geſellſchaft eben ſo; In der dritten folgten ihnen ſchon einige ihrer Freundinnen. In der vierten Geſellſchaft ſahe man nur wenige Reifröcke, weil nicht alle Damen ſo geſchwind ihre Kleider in Robe ronde verändern laſſen konnten, und in der fünften blieben nur einige einzelne alte Damen von Anſehen übrig; die ihrem hohen Range unanſtändig hielten, ſich von Jüngern Geſetze vorſchreiben zu laſſen, und von einer von Jugend auf, über funfzig Jahr lang getragenen Mode abzugehen, welche ihnen bequemer ſchien.

Jede Provinz hat auch ihre beſondere Gebräuche, welche, wenn wir ſie zum erſten mal ſehen, und von einem andern Orte hinkommen, uns befremden, und in die Augen fallen.

In meiner Heimath legt man es bey dem gemeinen Mann einer Frauensperſon als ein Zeichen einer Liederlichkeit aus, wenn ſie in Pantoffeln über Feld geht. In Franken gehen alle gemeine Frauenzimmer zum Staat in Pantoffeln, damit ihre hübſchen weißen Strümpfe darin beſſer hervor leuchten, Die Jungfern tanzen darin eben ſo leicht ſchwäbiſch, und laſſen ſich flüchtig herum ſchwenken, ohne ſie zu verlieren; das Klappern der Abſätze bemerkt beſſer den Tact.

§. 179.

XIV. Regel. „Man verachte bey andern „nicht gleich eine Mode, weil wir ſie nach unſerer Denkungsart überflüßig halten.“

Ein

Ein finſterer Melancholicus, oder Menſchen ſcheuender Hypochondriſt pflegt alles zu verwerfen, was ihm nach ſeinem Temperament überflüßig ſcheint.

Wenn wir aber alles, was überflüßig iſt, verbannen wollen, ſo hört alle menſchliche Geſellſchaft auf, und ich habe ſchon oben gezeigt, daß nothwendig zur Aufnahme eines Staats gehört, daß alle Einwohner auf überflüßige Dinge verfallen, und glauben, daß ſie ohne ſolche nicht fertig werden könnten, (§. 46.) ſonſt fiel Handel und Wandel weg; wir brauchten keine Handwerker, und denenjenigen, welche mehr einzunehmen haben, als die übrigen, blieben keine Wege übrig, um ihr Geld in andere Hände zu bringen.

Es iſt alſo für diejenigen, welche nicht viel einzunehmen haben, ein großes Glück, wenn ſie ſich von hundert neuen Moden paſſiren können, und die Thorheit derjenigen einſehen, welche alles mitmachen. Diejenigen aber, welche ein großes Vermögen haben, ſoll man allemal aufmuntern, fleißige Veränderungen anzunehmen, damit die Künſtler und Handwerker in Aufnahme kommen, und ihr Geld öfter in andere Hände gerathen möge.

La Beaumelle macht die Anmerkung: Les hommes n'ont point de gout pour les arts dans tout païs, ou les femmes n'ont point de gout pour la parure. *Mes penſées* p. 78. Man ſoll alſo das Frauenzimmer in denen Stücken, die zu ihrer Parüre gehören, nicht ſtöhren; Indem ſie darauf ſinnen, und die jungen Männer bedacht ſind, ſich jenen gefällig zu machen, ſo werden alle Handwerker in Bewegung geſetzt, und der Staat kommt in Aufnahme. Da nun die Parüre einen Theil desjenigen, was wir Luxe nennen, ausmacht, ſo folgt auch hieraus, daß man ſich nicht

gegen

gegen allen Lüxe überhaupt und ohne Unterſcheid erklä⸗ren dürfe, und daß nach der Politik der Lüxe nicht gehemmet, ſondern nur ſo eingeleitet werden muß, daß er einem Staate vortheilhaft iſt.

So rechne ich die Mode, große Gaſtgebote zu ge⸗ben, und den Gäſten zehnfach ſo viele Speiſen vor⸗zuſetzen, als zu ihrer Sättigung nöthig wären, unter die, einem Staate nützlichen Moden, welche man billig mehr ausbreitet: denn die mehrſten Speiſen werden im Lande ſelber oder in der Nähe eingekauft; die Einwohner erhalten alſo Gelegenheit, den Ueber⸗fluß aus ihren Haushaltungen los zu werden; ſie wer⸗den mehr zur Indüſtrie aufgemuntert, und machen vieles zu Gelde, welches ſie ſonſt wegwerfen müßten. Z. E. die Kämme und Steine von kapaunten jungen Hähnen, die abgeſchnittenen Schwänze von jungen Lämmern, welche unſre Schäfer wegwerfen, geben für Leckermäuler ein koſtbares Gericht ab.

Es würde für das Publicum ein großes Unglück ſeyn, wenn die Reichen fünden, daß ſie ſich von zwey oder drey ungekünſtelten Gerichten eben ſo ſatt eſſen können, als die Aermern.

Auf gleiche Weiſe ſoll man den Baugeiſt oder die Neigung zum Bauen in einem Lande nicht unterdrük⸗ken, ſondern die Einwohner dazu anfriſchen und gro⸗ße Herren dazu anrathen.

Denn wenn der Landesherr mit guten Exempeln vorgeht, ſo pflegen die Unterthanen zu folgen.

Es iſt kein Aufwand, welcher mehr Leben in ein Land bringt, und vortheilhafter iſt, als wenn viel gebauet wird, man wird einen ſolchen Staat gleich blühender finden. Es bleibt faſt alles Geld, welches man dazu anwendet, im Lande, und kommt unter

die

die Landeseinwohner in den Umlauf, wie die oben §. 33. 36. angeführte Exempel erläutern. Ein jeder giebt ſich Mühe, etwas dabey zu verdienen, und wenn ein Handwerksmann ſich etwas verdient hat, pflegt er ſchon wieder zu bauen, und von neuem an andere Unterhalt zu geben. Wird aber die Quelle, wodurch Geld in den Zirkel kommen ſollte, zugeſtopft, oder nach einer andern Seite geleitet, ſo muß die ganze Gegend, welche dadurch gewäſſert werden ſollen, vertrocknen, und über Durſt klagen.

§. 180.

Aus dieſem allen ziehe ich zum Beſchluß die

XV. Regel. „Man ſoll kein Sklave der „Moden, aber auch kein Verächter ſeyn.“

Man wird alsdenn ein Sklave der Moden, wenn man ſich einbildet, daß man nicht leben oder fertig werden könne, ohne alle neue Moden zu haben oder mitzumachen.

Ich habe ſchon mehrmalen den Fehler von uns Deutſchen getadelt, daß wir uns auf das allergenaueſte nach allen in Frankreich von gewiſſen leichten Geiſtern nach ihrer Phantaſie und Chimeren ausgedachten, oft Mitleiden erweckenden, Moden erkundigen; ein jeder Hof will den Ruhm haben, ſolche am erſten gewußt und eingeführt zu haben: Man iſt mit mündlichen Erzählungen nicht zufrieden, weil ſolche nicht deutlich genug ſeyn mögten; man läßt ſich ordentlich angezogene koſtbare Puppen kommen, um ja die allerkleinſten Theile der Kleidung daran ſehen zu können. Ich weiß, daß Mademoiſelle du Chat oder andere Marchandes de Mode oft verlegen ſind, was für

Un=

Ungeheure und Misgeburten ſie uns zuſchicken ſollen; da in Frankreich ſo wenig beſtimmte allgemeine Moden ſind, ſondern ein jeder ſeiner Phantaſie folget. Vermuthlich werden ſie mehrere kleine und leichte Geiſter zu Hülfe nehmen, daß dieſe nach ihrer fruchtbaren Einbildungskraft nur etwas neues ausſinnen müſſen, um unſerer Neugierigkeit ein Genügen zu leiſten.

Manchesmal haben vielleicht ſehr wenige in Frankreich die Mode angenommen, welche recht zu treffen, wir mit der äußerſten Aufmerkſamkeit befliſſen ſind, und worüber mehr als eine Berathſchlagung mit den größten Kennern der Moden des Orts angeſtellt wird; Oft iſt ſie zu der Zeit in Frankreich bereits wieder abgeſchafft und als abgeſchmackt verworfen worden. Wenigſtens iſt man faſt nirgends weniger ein Sklave der Mode als in Paris ſelber, wo die mehrſten Damen diejenigen Kopfaufſätze und Moden beybehalten, welche ſie ihrem Geſichte am gemäßeſten finden, wenn ſie gleich vor zehn und mehrern Jahren aufgekommen, und ſeit der Zeit noch ſo viele Veränderungen erfunden ſind.

Daß man an der andern Seite nicht gleich alle Moden, welche von den unſrigen abweichen, verwerfen ſoll, habe ich von mehrern Seiten bereits erwieſen. (§. 178, 179.)

Wir werden noch mehr Urſache finden, die Vorurtheile, welche wir für unſere Gebräuche zu haben pflegen, bey Seite zu ſetzen, wenn wir anmerken, wie ſehr die Gebräuche anderer Nationen, welche eben ſo vernünftig ſeyn wollen als wir, von den unſrigen abweichen.

§. 181.

Es wird einem Theil meiner Leſer nicht unangenehm ſeyn, wenn ich ihm hier einen Auszug liefere, von verſchiedenen beſondern Gebräuchen, welche ich während der Ausarbeitung dieſes Werks aus denen mir zu Geſicht gekommenen Reiſebeſchreibungen, und aus Erzählungen einiger Reiſender geſammlet, und anmerkungswerth gefunden habe.

Bey uns pflegt man zu tadeln, wenn ein Frauenzimmer die Bruſt etwas zu weit entblößt; Auf der Küſte von Malabar iſt die Gewohnheit, mit völlig entblößter Bruſt zu gehen. Eine Frauensperſon, welche eine Zeitlang ſich in den europäiſchen Colonien aufgehalten hatte, richtete ſich nach unſerer Gewohnheit: Wie ſie aber zurück kommt und fortfährt, mit bedeckter Bruſt zu gehen, ja ſich gar vor der Königinn von Attinga ſo ſehen läßt, erzürnet dieſe darüber; legt es ihr aus, daß ſie gegen den ſchuldigen Reſpect gehandelt habe, und unwürdig ſey, die bedeckten Theile ferner zu tragen; ſie wird alſo ſchuldig vertheilt, ſich ſolche abſchneiden zu laſſen. S. *Groſſe* Voyage aux indes orientales p. 350. Nach eben dieſer Erzählung kann das Königreich Attinga nach deſſen Grundſätzen nie anders als von einem Frauenzimmer regiert werden, welche ſich auch nicht ordentlich vermählen darf: dagegen iſt ihr erlaubt, damit es nicht an Erben fehle, ſich ſelber diejenigen in beliebiger Anzahl auszuwählen, denen ſie einen Zutritt in ihr Bett verſtatten will. Die davon erfolgende Töchter allein haben ein Recht an der Erbfolge, die Kinder männlichen Geſchlechts aber werden unter die Vornehmſten im Lande gerechnet.

Wenn

Wenn die Einwohner in Egypten ſich im Begegnen einander grüßen, ſo ſtrecken ſie die rechte Hand aus, legen ſie auf die Bruſt und neigen das Haupt, oder man küßt ſich ſeine Hand, und legt ſie auf den Kopf.

Bey uns glauben wir, daß eine große Höflichkeit darin beſtehe, wenn zwo Mannsperſonen ſich einander begegnen, und der eine durch Abziehen des Huts bey Regen und Wind den andern gleichfalls zu Entblößung des Haupts nöthigt. Ein nur mit geneigtem Haupt bey über einander geſchlagenen Armen grüßender Türke würde ſich wundern, wenn wir von ihm begehrten, daß er ſeinen Turban abnehmen ſoll, und wie lächerlich würde es uns vorkommen, wenn zwo, gegen die Sonne mit Strohhüthen bedeckte, Frauenzimmer, wenn ſie ſich begegnen, die Hüte abnehmen, damit gegen einander einwehten und ſich unterdeſſen die Sonne auf die Naſe ſcheinen oder gar beregnen lieſſen.

Wir würden übel nehmen, wenn uns einer mit einem Gehäule entgegen käme, um ſeine Ehrfurcht zu bezeugen. Wenn ſich ein Einwohner von Neuorleans vor ſeinem Könige zeigt, muß er mit Häulen vor ihm treten, ehe er eine Frage beantwortet, vorher häulen, und mit einem häulenden Ton zur Hütte hinausgehen.

Wenn die Einwohner in Juida in Africa ſich begegnen, werfen ſie ſich auf die Knie gegen einander nieder, küſſen die Erde, ſchlagen in die Hände, und glauben auf dieſe Weiſe es andern Nationen an Höflichkeit zuvor zu thun.

Wenn wir kranke Anverwandte oder Freunde haben, und gleich erkennen, daß die Krankheit nicht zu heben ſey, ſo ſuchen wir doch die Hülfe von allen nur zu habenden Aerzten, um den Kranken etwas mehr und länger quälen, und endlich recht methodice ſterben zu laſſen. Die Einwohner von Congo helfen ihre Kranken, wenn ſie keine Hoffnung zur Geneſung ſehen, von der Welt, in der guten Abſicht, um ihnen die Schmerzen zu verkürzen.

Bey uns verfährt man ſehr ſtrenge gegen alle Diebe, und vielleicht gegen einige Arten von Diebſtahlen, z. E. die Wild- und Hausdiebe, zu hart: In Sparta wurden bekannter Maaßen die Diebſtähle auf gewiſſe Art privilegirt, und man ſtrafte nur ungeſchickte Diebe, die ſich betreten lieſſen. Lycurgus hatte bey Einführung dieſer Gewohnheit gute Abſichten, um ſeine Landesleute beherzt und dabey wachſam zu machen, ihnen auch eine Gleichgültigkeit gegen alle Schätze beyzubringen.

Wir ſehen als eine unmenſchliche, eine ſcharfe Ahndung verdienende, Grauſamkeit an, wenn eine unſchuldige Weibsperſon, um ihre begangene Schandthat zu verbergen, und vor den Leuten nicht nach dem angenommenen Vorurtheil von Ehre, verachtet und beſchimpft zu werden, durch gewaltſame Mittel verhütet, daß ihre Leibesfrucht nicht zum Vorſchein kommt; Bey denen ſonſt ſo klugen Chineſern herſcht ein mit der Menſchlichkeit ſtreitendes Vorurtheil, daß ein armer Menſch, welcher zu viel Kinder hat, und nicht alle ernähren kann, ſich von denen überflüßigen und ſchwächlichen entledigen darf.

Bey den Kamſchadalen iſt ganz erlaubt, ihre Kinder gleich nach der Geburt umzubringen, oder ſie wol

gar

gar den Hunden vorzuwerfen, und wenn eine Frau Zwillinge gebiert, muß eins davon hingerichtet werden, welches auch dem Kinde widerfährt, das in ſtürmiſchem Wetter auf die Welt kommt. S. die Beſchreibung von Kamſchatka.

Von denen Frauen in Madagaſcar erzählt man, daß ſie glauben, gewiſſe Tage wären glücklich, andre unglücklich; gebähren ſie nun ein Kind in einem unglücklichen Zeichen, ſo verbinden ſie die Sätze ihrer Religion, ſolche zu erſticken, zu vergraben, oder den Thieren vorzuwerfen.

Auch die griechiſchen Geſetze ſollen verordnet haben, alle Kinder, welche als Misgeburten oder ungeſtalt zur Welt kommen, umzubringen und wegzuräumen, und man eignet dem Romulus ein Edict zu, zufolge deſſen in Italien ein gleiches geſchehen ſollen. V. *Pernetty* americ. p. 92.

Wir Deutſchen nehmen es leicht übel, wenn eine verheirathete Frau außer ihrem Mann einen ſehr vertrauten Freund hat, welcher bedacht iſt, ihr allerley Veränderungen zu verſchaffen, und den ſie öfters allein bey ſich ſieht; In Italien kann keine Frau leben, ohne wenigſtens einen dergleichen Aufwärter oder Cicisbeo zu haben, welchen der Mann ſelber ausſucht, und der die Frau aller Orten begleiten und führen muß; die vornehmſten Damen haben noch einen, eigentlich die Ehre des Hauſes beobachtenden, Cavalliere ſervente, und einen dritten Bracciere, der dem Cicisbeo zu Hülſe kommen muß *).

Ff 3 Nach

*) S. Le modern Converſationi, volgatemente dette de' Cicisbei, eſſaminate, da *Conſtantino Roncaglia.* Lucca 1736. 12. ed. 2.

Nach unſerer Lebensart muß der Mann beſtändig um und neben der Frau ſeyn, und ſie erlaubt ihm nicht, eine andre Perſon neben ihr lieb zu haben; In Paris würde ein jeder auf einen Mann mit Fingern weiſen, der nicht in der Stadt eine Perſon zu ſeinem Zeitvertreibe unterhielte, une fille entretenuë, oder wie ſie ſich unter einander lieber nennen mögen, une Demoiſelle du monde, welcher er ihr ganzes Haus einrichten und unterhalten muß, um bey ihr des Tages einige Stunden zubringen, und daſelbſt mit ſeinen guten Freunden ſupiren zu können; unterdeſſen daß die Frau gute Freunde von ihrer Geſellſchaft bey ſich hat, und damit den Abend zubringt, auch noch wol ihren bekannten Liebhaber, Guerluchon *) und einen Farfadet hält.

Wir Europäer ſehen unſer Frauenzimmer als Mitmenſchen an; ja wir räumen ihm, als dem ſchönen, zierlichſten, und artigſten, Geſchlechte gern den Vorzug, Rang, und die Herrſchaft ein, wenn wir Männer uns gleich Herren nennen und dafür angeſehen ſeyn wollen; Jene werden zu vielen Geſchäfften mit gezogen, und dirigiren nicht ſelten alles: Die ſonſt ſich auf ihre Klugheit ſo vieles einbildende Chineſer und faſt alle morgenländiſche Völker verfahren gegen ſie ganz unbarmherzig, und ſehen ſie kaum als halbe Menſchen an; Das Frauenzimmer wird, gleich gefährlichen Thieren, eingeſperrt, auf das genaueſte bewacht, darf faſt nicht zum Vorſchein kommen, ſich in

*) Guerluchon heißt in Frankreich der zweyte Liebhaber, welcher eigentlich auf Koſten des erſtern, alles bezahlenden, lebet, und ſich mit luſtig macht; iſt er nicht hinreichend, ſo folgt ein dritter, den man Farfadet nennt.

in nichts miſchen, und muß ſo ſein Leben in einer Art von Sklaverey zubringen. Es iſt zu verwundern, daß dies ſchöne Geſchlecht, welches ſich ſchon in manchen Gelegenheiten heldenmäßig erwieſen hat, nicht endlich der Tyranney, welche die Männer dort über ſie ausüben, überdrüßig wird, und einen Aufſtand erregt, um ihre Männer auch einmal auf den nemlichen Fuß zu ſetzen, als ſie in Europa ſind.

Das armeniſche Frauenzimmer bedeckt ſich den Mund mit einem Tuch, oder trägt gar einen großen Schleyer um den Kopf, um ihr Geſicht den Mannsperſonen zu verbergen; begegnet man ihnen auf der Straße, ſo werden ſie im Vorbeygehen nicht verfehlen, den Rücken zuzukehren, und wird ihnen ein Glas Wein angeboten, ſo kehren ſie ſich, indem ſie das Tuch vor dem Munde wegnehmen, gegen eine Wand, um nicht geſehen zu ſeyn.

Le Brun, da er dieſes in ſeinen Reiſen par la Moſcovie erzählt, merkt dabey an, daß man glauben ſollte, daß ihre beſondere Sorgfalt, um ſich den Augen der Männer zu entziehen, die Folgen einer ſtrengen Keuſchheit und wahren Tugend wären; man irre ſich aber, indem viele unter ihnen gefunden würden, die ſich für Geld preis geben.

Wenn der König zu Iſpahan mit ſeinen Concubinen ſpatzieren geht, ſo wird durch ein eigenes Geſchrey, welches man Korog nennt, ein Zeichen gegeben, damit ſich ein jeder entferne, indem niemand wagen darf, ſie zu ſehen. Le Brun Voyages T. I. p. 240.

Wir ſchlieſſen die Frauen von allen geiſtlichen Bedienungen und Verrichtungen aus; in America auf der Sklavenküſte gelangen die Weiber eben ſowol zum

Prieſterthum, werden mehr in Ehren gehalten, als die Prieſter, und prangen mit dem Titel der Kinder Gottes; dieſe gebieten nach Gefallen über ihre Männer. So rauh und kriegeriſch ſonſt die Spartaner waren, ſo hatten bey ihnen doch die Frauen die völlige Herrſchaft über das Herz ihrer Männer, und regierten nicht allein im Hauſe, ſondern auch den ganzen Staat. Die Männer überlegten mit ihnen die wichtigſten Staatsangelegenheiten und Geheimniſſe, ſo wie die Frauen mit jenen von häuslichen Angelegenheiten ſprachen.

In Kongo nimmt der Bräutigam die Braut erſt zu ſich auf die Probe, ob ſie auch gehorſam, zu ihrer täglichen Arbeit geſchickt, und dabey fruchtbar ſeyn würde. Es ſtößt ſich niemand daran, wenn gleich eine ſolche Perſon ſchon von andern zurück geſandt worden. Ja man hat nach den Anmerkungen des De la Porte bemerkt, daß bey dieſen Proben, die Mädgen eben die ſprödeſten ſind, und am öfterſten von der Freyheit, zurück zu gehen, Gebrauch machen. Allg. Reiſen T. X. S. 719.

Eben dieſes war auch vor alters im Celliſchen bey unſern alten Wenden im Gebrauch, und Keißler erzählt ein gleiches von einem Ort in Schwaben, wo man dieſe Probe fügen nennt.

Bey uns behält ein Ehemann ſeine Frau gern für ſich allein; Auf der Goldküſte nehmen theils Negers viele Frauen, um durch deren Ueberlaſſung an andere ſich einen guten Unterhalt zu verſchaffen; Ihre Weiber müſſen alſo andere Männer dazu reitzen.

Auf der Sklavenküſte, nicht weit davon, ſind die Männer ſchon ſehr eiferſüchtig; Man darf ihre Frauen nicht einmal anſehen; Wenn ein Fremder in das

Haus

Haus eines Vornehmen kommt, muß er gleich die Frau warnen, daß ſie ſich nicht vor ihm ſehen laſſe. Die Frauen werden dort von den Männern als Sklavinnen tractirt; Sie müſſen alle Arbeit verrichten.

Bey uns muß der Mann die Frau ernähren, und ihr aufwarten, ſie auch, wenn ſie ihm gleich ſchlecht gefällt, Zeit Lebens behalten; dort ſcheidet ſich der Mann von der Frau wenn er will, und führt ſie nur zur Thür hinaus; die Frau kann auch den Mann nach Gefallen verlaſſen, wenn ihre Eltern nur die geringen bey der Verheyrathung erhaltenen Geſchenke herausgeben. **Eben daſ. S. 318.**

In Braſilien ſoll ehedem der Ehebruch den Männern frey geſtanden haben, nicht aber den Frauen, bey denen er mit dem Leben beſtraft ward.

Die Schwarzen in Sürinam ſind auf eine beſondere Art eiferſüchtig auf ihre Frauen. Sobald der Mann merkt, daß die Frau die mindeſte Bekanntſchaft mit einem andern Schwarzen unterhält, ſo vergiften ſie ſolche gleich. Geben ſich die Frauen hingegen mit einem Weißen ab, ſo machen ſie ſich nichts daraus, ſondern ſchätzen es ſich vielmehr für eine Ehre. *Fermin* Deſcr. de Surinam p. 137.

Bey den Spartanern durfte ein alter Ehemann, ohne den Wohlſtand zu verlezzen, ſeine junge artige Frau einem jungen ſtarken Menſchen anbieten; Ja, ein junger wohlgebildeter Menſch konnte, wenn er eine ſchöne angenehme Frau ſahe, ſich dreiſte von dem Mann die Erlaubniß ausbitten, ihr beyzuwohnen, unter dem Vorwande, dem Staate wohlgebildete Kinder zu verſchaffen; Dem Mann war nicht erlaubt, dergleichen Antrag abzuſchlagen; ja er mußte die et-

wa erfolgende Kinder als die ſeinigen anſehen und erziehen. S. Goguet Th. III. S. 192.

Bey den Babilonern befahl ein beſonders Geſetz allen Frauen, ſich einmal in ihrem Leben in dem Tempel der Venus einzufinden, und ihren Körper einem Fremden, die ſich zu ſolchem Ende in Menge einfanden, und unter den Anweſenden die ihnen gefälligſte auswählten, Preis zu geben. Herodotus, da er dieſe Gewohnheit erzählt, merkt dabey an, daß dieſe Verbindlichkeit jedoch nur bey den Frauen von mittlern und geringern Stande genau Statt gefunden habe; Vornehmere zeigten ſich nur einen Augenblick im Tempel und vor der Statue der Göttinn zum Schein, und giengen alsdenn zurück. Man gedachte durch dieſen Zwang den Frauen einen Ekel gegen alle Ausſchweifungen beyzubringen. Goguet vom Urſprunge der Geſetze. Th. III. S. 168.

Zu Arebo im Königreiche Benie in America geht man mit einer Frau, die Zwillinge gebiert, barbariſch um. Sie wird ohne Barmherzigkeit hingerichtet, und einem gewiſſen im Walde wohnenden Geiſt aufgeopfert, wenn der Mann ſie nicht durch eine Sklavinn löſet, die hingerichtet wird; die Zwillinge ſelbſt werden allemal umgebracht, und in Braſilien haben ſie die geſtorbenen Kinder gegeſſen.

Die wilden Völker in Oronoque gehen nacket, und wenn man ihnen heißt, daß ſie ſich bedecken ſollen, entſchuldigen ſie ſich, weil ſie ſich dafür würden ſchämen müſſen, da ſie einmal zur Blöße gewohnt ſind. Dahingegen ſalben ſie ſich über und über an, und laſſen ſich nicht unbeſchmiert ſehen: Sich unbeſchmiert zu zeigen, dafür ſchämen ſie ſich, als wenn man bey uns nacket erſcheinen ſollte.

Wir glauben, daß die Haare im Bart ein männliches Anſehen geben, und ſuchen deren Wachsthum wol gar zu befördern; Bey den Arrowoucks in Guiana, deren Kinn nur mit ganz dünnen Stoppelhaaren beſetzt ſind, rupfen ſich ſowol Manns- als Frauensperſonen dieſe Haare an allen Theilen des Leibes, keinen einzigen ausgenommen, ſo wie ſie ſich zeigen, ſorgfältig aus. **Naturgeſchichte von Guiana.** S. 168.

Wir halten bey uns viel auf eine recht weiße Haut; unſer Frauenzimmer wendet oft gefährliche Mittel an, und braucht allerley Handgriffe, Waſchwaſſer, Pomaden, oder künſtliſch zubereitete Wiſchlappen, um die Haut weiß zu erhalten, oder die verlohrne Weiße wieder herzuſtellen; Man nimmt ſich im Eſſen in Acht, und vermeidet ungeſunde Speiſen; Hält ſich eingeſchloſſen, und flieht die geringſte ſtrenge Luft, oder Winde; In America halt man nur eine braunröthliche Haut ſchön, und beſtreicht ſich deswegen mit Bärenfett. (**Hamb. Mag.** T. XXIV. S. 462.)

In Egypten färben nach dem **Pokocke** die Weiber die Lippen und die Spitze des Kinns blau. Vornehme Frauen bemahlen die Nägel gelb; die Augenlieder färben ſie mit Bleyſchwärze, und auch einige Männer thun dies, weil ſie es für ſchwache Augen dienlich halten.

In Südamerica ſollen die Einwohner ehedem die Haare roth und die Zähne ſchwarz gefärbt haben, den Leib aber mit einer Pomeranzenfarbe, Anotta genannt.

Wenn in Californien und bey mehrern Indianiſchen Nationen, wo die Frauen ohne beſondere Beſchwerde gebähren, und gleich wieder ihre Arbeit verrichten können, eine Frau entbunden wird, legt ſich

der

der Mann in ſeiner Hütte oder unter einem Baum nieder, bleibt drey bis vier Tage ausgeſtreckt liegen, klaget, ſtellet ſich krank, und nimmt die Beſuche und Glückwünſche von den Nachbaren an, welche ihm umſtändlich den Antheil, den ſie an ſeinen Schmerzen und Empfindungen nehmen, bezeugen. Dieſe Zeit über muß die Frau ihm aufwarten, ausgehen, und Eſſen anſchaffen. Eb. daſ. S. 302. So lächerlich dieſe Gewohnheit uns ſcheinen mag, ſo kann man doch im III. Theil **des Arztes S. 319** Exempel von mehrern Nationen auch im Orient leſen, bey denen dieſelbe auch angenommen geweſen.

Die Korecken in dem Nordweſtlichen Theile von Kamtſchatka geben ein beſonders Exempel, wie die nemliche Nation auf die nemliche Sache ganz widrige Sätze annehmen könne, einige von ihnen haben feſte Sitze, andre wohnen in beweglichen Horden, wie die Araber. Dieſe Wanderer ſind äußerſt eiferſüchtig und beſtrafen den Ehebruch an beyden Theilen mit dem Tode, ja ſie richten ihre Weiber manchmal aus bloßem Verdacht hin. Die Feſtſitzenden bewirthen einen Fremden niemals, ohne ihm ihre Weiber und Töchter anzubieten: Dieſe Höflichkeit auszuſchlagen wird von ihnen für ein ſolches Verbrechen angeſehen, daß es mit dem äußerſten Haß und wol mit dem Tode beſtraft wird; wenn man **der Beſcheeibung des Kraſcheninikof von Kamtſchatka** trauen darf.

Wir halten kleine Ohren für eine Schönheit. Die Wilden in Oronoque pralen mit großen Ohren, machen alſo den Kindern einen Ring von Palmzweigen hinein, um ſie zu erweitern.

Die

Die Abaniſchen Frauen durchbohren die Ohrlappen ihrer Töchter, und erweitern die Oeffnung, ſo wie das Kind wächſt, mit einem Inſtrumente, ſo daß die Lappen die Geſtalt eines großen Ringes bekommen, darin man ein Ey legen kann, V. *Gumilla* L'Oronoque p. 195.

Columbus nannte eine Küſte Orega, weil die Einwohner ſo große Löcher in den Ohren hatten, daß man mit einem Ey durchfahren konnte.

In Calicut, wo man große Ohren für eine beſondere Schönheit hält, zwinget die Königinn und die vornehmſten Frauenzimmer die Ohren, daß ſie bis auf den Hals heunter hangen; ſie bohren ſich in die Ohrlappen Löcher, daß man mit der ganzen Fauſt durchfahren kann. Die Vornehmern, welche ihre Noblesſe ausmachen, tragen ſie länger als der gemeine Mann, bey denen ſie nicht über drey Finger breit lang ſeyn dürfen.

In Guajana durchbohren die Einwohner Naſen, Lippen und Ohren, und hängen gläſerne Schellen, oder Stücke von Kupfer hinein.

Das Abſchneiden der Haare wird bey uns als ein nothwendiges Stück des Staats angeſehen, ja einige geiſtliche Orden müſſen mit glatt geſchornen Köpfen gehen; Die Indianer in Quito ſehen es als die größte Beſchimpfung, Beleidigung und Strafe an.

Wir Europäer ſuchen einen Staat in zierlichen Händen, und ſchönen wohlabgeſchnittenen Nageln; In andern Weltgegenden läßt man ſich die Nagel wachſen, um bemerklich zu machen, daß man keine ſchwere Arbeit verrichte und vornehm ſey.

Alle ſonſt bekannte Völker bezeigen ein Mitleiden und Ehrerbietung gegen ihre Todten. Die Kamtſcha-

ſchadalen wiſſen nichts von dieſer menſchlichen Geſinnung: Sie binden dem nackten Leichnam des verſtorbenen einen Riemen um den Hals, ziehen ihn damit aus der Hütten, und werfen ihn den Hunden zum Futter vor; davon geben ſie zur Entſchuldigung an, daß diejenigen, welche von Hunden gefreſſen würden, in der andern Welt mit guten Hunden fahren werden.

Wir packen die Leichen der Verſtorbenen in koſtbare Särger ein; In Italien werden ſie frey und öffentlich zu Grabe getragen.

Unſere Frauenzimmer pflegen, wenn ſie in groſze Geſellſchaften oder Schauſpiele gehen, wo ſie von vielen beſchauet werden, ihre beſten Kleider anzulegen, und ſich mit Edelgeſteinen und andern Arten von Schmuck auszuzieren, um ſich ein Anſehen zu geben, und andrer Augen auf ſich ziehen; Wenn ſie hingegen in die Kirche gehen, bleiben ſie im Nachtzeuge und im gröſten Neglige; Da ſie doch daſelbſt mehrere Stunden lang von dem gröſten Haufen geſehen, und von oben bis unten genau betrachtet werden; Indem viele wol gar die ganze Zeit über zu nichts anders anwenden, als um die Auszierungen und Kleidungsſtücke ihrer Nachbarinnen zu unterſuchen, und Anmerkungen zu ſammlen, welche ſie nach der Kirche ihren Freundinnen mittheilen wollen.

Wenn eben getrauete Eheleute zu Bett gebracht werden ſollen, ſo entkleiden wir den Bräutigam in Ceremonie, und führen ihn im Nachtzeuge zu der Braut ins Bette. Die Geſchichte erzählen als eine merkwürdige Ceremonie aus dem ſechszehnten Jahrhunderte, daß Churfürſt **Joachim** der II. bey ſeiner Vermählung mit **Sophien**, der Tochter des Königs von Polen, Sigismund, ſich in der Hochzeitnacht

ganz geharniſcht und bewafnet zu der jungen Braut ins Bett gelegt hat.

Die Weiber in Angola haben den beſondern Gebrauch, daß ſie dem neuen Mond den Hintern zukehren, um ihre Verachtung zu bezeugen, indem ſie ihn als den Uhrheber gewiſſer monatlichen Schwachheiten anſehen. V. Le Voyageur françois.

Eben daſelbſt beſchreibt man auch einige Völker von Braſilien ſo grauſam, daß ihnen nichts angenehmer ſey, als das Fleiſch weißer Menſchen; wenn ſie alſo deren gefangen nehmen, ſo mäſten ſie ſolche nicht allein, um ihrem Fleiſche einen angenehmen Geſchmack zu geben, ſondern damit ſie auch beſſer zunehmen mögen, ſo wird ihnen eine Weibsperſon zur Wartung zugegeben; und der Herr des Gefangenen hat gar kein Bedenken, ſeine Schweſter oder Tochter dazu herzugeben, welche ihn bis zu dem, ihm verborgen bleibenden, Tage der Hinrichtung beſtens verpfleget, und unterhält. Wenn er hingerichtet wird, iſt dieſe Wärterinn die erſte die zuläuft, ſich auf ſeinen Körper wirft, und einen Augenblick weint, da der todte Körper von andern Frauen mit heißem Waſſer abgebrühet, in Stücken zerhauen, und zur Speiſe zugerichtet wird. Wird eine ſolche Wärterinn davon ſchwanger, ſo wird auch das Kind, wie es auf die Welt kommt, gegeſſen.

Nach andern Erzählungen haben die alten Einwohner von Braſilien ſich vor andern Nationen einen Vorzug angemaßt, weil ſie nicht ihre Feinde ſondern die nächſten Blutsfreunde fräßen, welche an Krankheiten ſterben, oder vom Feinde erſchlagen werden. Denn ſie halten ſchicklicher, daß die abgelebten in ihren Magen vergehen, und ihnen wieder zur Nahrung dienen,

als

als wenn ſie ſonſt verfaulen, oder von den Würmern gefreſſen werden. Was ſie von einem Körper nicht verzehren konnten, verbrannten ſie und miſchten die Aſche unter ihr Getränk, ihre Liebe dadurch anzuzeigen; deswegen nur die nächſten Anverwandten davon genoßen.

Wir fürchten und verabſcheuen tolle Leute; Die Mahomedaner in Egypten haben nach dem Pokocke für ſie eine Ehrfurcht, und ſehen ſie für eine Art von Heiligen an, welche von dem Geiſte Gottes getrieben würden: Das Volk küßt ihnen die Hände, wenn ſie auch ganz nackend oder in wunderlicher Kleidung umher gehen.

In Canada auf dem Lande iſt der Gebrauch, daß wenn der Mann Beſuch von vornehmen Gäſten erhält, und ſich mit ihnen zu Tiſch ſetzt, ſo muß die Frau ſich hinter ihnen ſtellen, und ihnen aufwarten. Die Frauen in den Städten maßen ſich jedoch dort die Herrſchaft ſchon mehr an.

Bey uns ſetzen ſich die vornehmſten Gäſte gemeiniglich neben der Wirthinn, oder bitten ſie zu ihnen zu kommen. In einer bekannten Reichsſtadt wird der Platz neben der Wirthinn für den ſchlechteſten gehalten, und keinem der erſten Gäſte geſtattet, ſich bey der Wirthinn zu ſetzen, wenn ſie gleich artig und angenehm wäre, und ein jeder Gaſt bey ihr zu ſitzen wünſchen würde.

Wer in Philadelphia mit einem Frauenzimmer auf der Straßen ſpatzieren geht, läßt ihr jedesmal die Seite nach dem Hauſe zu, wegen des an der Gaſſenſeite zu befürchtenden Beſprützens, daher nimmt der Führer, ſo wie die Straßen abwechſeln, bald die rechte bald die linke Hand.

Wenn an dem Fluße Ganges der Körper eines verſtorbenen Ehemanns verbrannt wird, ſo ſtürzt ſich die junge Witwe mit in die Flamme, damit ihr kein Vorwurf gemacht werden könne, daß ſie den Mann überlebt habe; Eine Gewohnheit, die vielleicht ihre guten Abſichten hat, um nemlich die Frauen zu bewegen, daß ſie deſto mehr Sorge für die Geſundheit und das Leben der Männer nehmen müſſen, und nicht etwa wagen dürfen, ihren Tod zu befördern.

Wir Europäer glauben, daß wir das geringſte uns von andern erzeigte Unrecht, auf das heftigſte rächen müſſen; läßt ſich ein anderer nur ein Wort entfallen, wovon wir einiger Maaßen glauben, daß es uns zum Nachtheil ausgelegt werden mögte; ſieht uns ein andrer nur ſcheel an, ſo verfolgen wir ihn auf das äuſſerſte, und man würde ſich beſtändigen Vorwürfen ausſetzen, wenn man in ſolchen Fällen gleichgültig bleiben wollte; In America giebt es Nationen, welche wild und rauh genug ſind, daß ſie für geſetzte und vernünftige Menſchen ein leicht unwillig werdendes Naturel, und die Fertigkeit, bald in Zorn und Hitze zu gerathen, unanſtändig halten. Sie verlangen, daß man Herr über die Leidenſchaft ſeines Zorns, und wenigſtens über die äußern Beweiſe des Unwillens ſeyn müſſe, und gewöhnen ihre Jugend von Kindheit an, dasjenige, was wir höhniſche Ausdrücke, Stichelreden, Ungunſt, oder Beſchimpfung nennen, mit Gedult anzuhören und zu ertragen. Sie wiſſen alſo faſt nichts von Zank und Streit, und ſchlagen ſich doch wol, wenn ſie beſoffen ſind, todt. S. Hamb. Magaz. T. XXIV. S. 466.

Wir fahren geſchwind auf, wenn wir beleidiget werden, und rächen uns bald. Ja wir erlauben

nicht, ein geſchehenes Unrecht lange nachzutragen: Die Accawan Indianer, eine Nation in Guiana in America, rächen ſich nicht eher, als wenn die Beleidigung ſchon längſt vergeſſen gehalten wird: Anfangs ſtellen ſie ſich dagegen ganz unempfindlich, und erwiedern ſie wol gar mit Dienſtbezeigungen und Aeußerungen von Freundſchaft, bis ſie ihrem Gegner alles Mistrauen und Beſorgniß vor Gefahr genommen haben, und ihn ſo treuherzig machen, daß er zu ihnen kommt, und mit ihnen trinkt; da ſie denn ein zuvor zubereitetes ſtarkes und feines Gift unter ihren Nägeln, welche ſie ſehr lang tragen, oder ſonſt zu verbergen und heimlich in das Getränk zu bringen wiſſen, welches einen unvermeidlichen Tod nach ſich zieht. Siehe **Naturgeſchichte von Guiana** S. 166. Der Verfaſſer macht dabey die ſchon oben angeführte Anmerkung; daß dergleichen Vorfälle ſelten wären, und daß zu verwundern ſey, daß ſie nicht öfterer in einem Lande vorfallen, wo keine obrigkeitliche Beſtrafung der Verbrecher, noch ſonſt eine andre Genugthung für die Beleidigung Statt findet, außer denen, welche man ſich eigenmächtig verſchafft.

Bey uns geloben Mann und Frau bey der Trauung auf das feierlichſte und mit vielen Ceremonien einander treu zu bleiben, und obgleich alle Ausſchweifungen ſcharf verboten ſind, hört man doch öftere Klagen darüber. Bey den Indianern in Guiana iſt die Vielweiberey nicht verboten, dagegen findet man ſelten, daß ein Indianer Mann von mehr als einer Frau iſt, die erſte muß denn ſehr alt und heßlich werden, und alsdenn nimmt er eine ganz junge Perſon von ungefehr ſieben bis acht Jahren zu ſich, welche bey der erſtern wohnt, und ihr in allen häuslichen Verrichtun-

gen

gen an die Hand geht, bis ſie mannbar wird, welches in dieſem Clima zwiſchen dem zehnten und eilften Jahre geſchiehet. Ihre ganze Heirathsceremonie beſtehet in einem Sauf-Feſte. **Eben daſ.** S. 198. **Bancroft** macht dabey die Anmerkung, daß ungeachtet die Religion ihre eheliche Treue nicht in Schranken hält, gleichwol der Ehebruch unter ihnen nicht ſo gewöhnlich als bey geſitteten Völkern ſey. Die Natur ſey bey den Indianern das einzige Geſetz der Liebe, und Beſtändigkeit das Gebot der Natur. Eine andre Anmerkung ſchäme ich mich faſt zu wiederholen, daß man nemlich dieſe Unſchuld und Mäßigung nur noch von denen Wilden ſagen könne, welche in einiger Entfernung von den Europäern leben, und durch deren Sitten noch nicht verderbt ſind; diejenigen, welche Umgang mit denen geſitteten Europäern hätten, lernten von ihnen die Völlerey und Unmäßigkeit.

Ein beſonderes Exempel, wie weit die Einwohner in Berlin im vierzehnten Jahrhundert die Eiferſucht getrieben haben, erzählt **Lockelius**: Unter der Regierung des Churfürſten Otto von Bayern begegnete ein Schreiber des Biſchofs von Magdeburg, als er zu Berlin in die öffentlichen Bäder gehen wollte, auf der Straße einer jungen Bürgersfrau, und that ihr aus Scherz den Vorſchlag, ſich mit ihm zu baden. Die Frau befand ſich durch dieſen Antrag beleidigt, das Volk lief Haufenweiſe zuſammen, und die Bürger zu Berlin, welche keinen Spaß verſtunden, ſchleppten den armen Schreiber an einen öffentlichen Ort, wo ſie ihm ohne weitern Proceß den Kopf abſchlugen. Es iſt ein Glück für manche, wie ein großer Schriftſteller bey Erzählung dieſer Geſchichte anmerkt, daß man jetzt nicht mehr ſo gewiſſenhaft iſt.

In Spanien und Portugal darf man nichts gegen die catholiſche Religion ſprechen; ein einziges Wort kann ſchon zum Feuer verdammen; In Italien hat man eine Ceremonie in den Faſten, daß ein Capuciner Mönch auf öffentlicher Straße auf eine Tribüne tritt, und Chriſtum vorſtellet; Ein anderer in einen Soldaten verkleideter, den Teufel vorſtellender, Pfaff, muß Chriſtum verachten und als einen Betrüger ausſchimpfen, bey welcher Gelegenheit er die größten Blaſphemien und Gotteslåſterungen hervorbringt, und ſich um deſto größeres Lob erwirbt, je ſtärker er im Lâſtern iſt, bis endlich Chriſtus böſe wird, und ſeinen Widerſacher von der Tribüne herunterprügelt. Dies ſieht man als ein ſich für die Faſten ſchickendes Stück des Gottesdienſtes an.

Wir beklagen und beweinen unſere Todten; die oben (§. 21.) erwehnte Secte beſtattet ihre geſtorbene, oder nach ihrer Redensart, eingegangene Todte mit Muſik und Freudenzeichen zur Erden, und es wird denen hinterbleibenden nicht geſtattet, zu weinen.

In einem Dorfe im Amte Harburg iſt die Gewohnheit, wenn die Leichenbegleiter nach Beerdigung eines Todten zurückkommen, ſo laſſen ſie bey großen Leichenbegängniſſen wol Muſik kommen; Hat der Hauswirth eben die Frau verlohren, und ein anderer will aus Unwiſſenheit den Tanz eröffnen, ſo wird dieſer von dem Witwer weggeſtoſſen mit den Worten: meine Frau iſt todt, mir gehört der Ehrentanz.

Unſre Geiſtliche verwerfen gemeiniglich das Tanzen, und man ſieht als unanſtändig an, wenn Geiſtliche in einer großen Geſellſchaft mittanzen wollten. In einer bekanten Stadt in unſerm Lande iſt noch vor wenig Jahren der Gebrauch geweſen; daß die Prediger

ger bey ihren Hochzeiten nicht allein Muſik gehabt haben, ſondern die geſammte anweſende Geiſtliche mußten in ihrem völligen geiſtlichen Ornate die erſten Ehrentänze unter Pauken- und Trompetenſchall anfangen. Ein Vorzug, der niemanden als ihnen und den Rathsherrn der Stadt erlaubt war.

Unſere Geiſtliche müſſen ſich eines ehrbaren Wandels befleißen, dürfen nicht leicht ein Nebengeſchäffte treiben, vielmehr müſſen ſie gegen Ueppigkeiten und Ungezogenheiten predigen. In England ſind Geiſtliche, welche gar ſchlechte Pfarren von kaum zehn Pfund jährlicher Einkünfte haben, und nicht leben können, wenn ſie nicht ein Nebengeſchäffte oder eine Pachtung oder Wirthſchaft mit übernehmen; Dieſe ſollen zu Zeiten gar die Muſik in ihrem Kirchſpiel mit pachten, und zu öffentlichen Gelagen ordentlich aufſpielen.

In Indien leben einige Secten der Braminen als die Sanjaßi und vornemlich die Avadoutas ſo ſtrenge, daß ſie Frau, Kinder, ja alle Güter verlaſſen, ganz nackend gehen, den Leib mit Kuhmiſt beſchmieren, und ohne ein Wort zu ſprechen, blos mit Ausſtrekkung der Arme zu erkennen geben, wenn ſie hungrig ſind, oder wol gelaſſen erwarten, bis ihnen jemand etwas bringt; Zugleich maceriren und peinigen ſie ihren Leib auf ganz unglaubliche Arten. Z. E. daß ſie ſich über ein einen dicken Dampf gebendes Feuer bey den Beinen aufhängen laſſen; blos in der Abſicht, um ſich bey dem abergläubiſchen gemeinen Mann eine gewiſſe Achtung zu erwerben, welche denn die Frauen ſo weit treiben ſollen, daß ſie jene Braminen zum Zeichen einer gewiſſen Andacht ſehr andächtig o- Oerter küſſen, welche wir uns zu nennen ſchä- Der

Der Kayſer von Mexico ſoll ehedem bey Antretung der Regierung eidlich verſprochen haben, daß ſo lange er regieren würde, zu rechter Zeit Regen auf die Erde fallen, die Flüſſe aber durch Ueberſchwemmungen keine Verwüſtung anrichten, die Erde vielmehr ihre Schätze jedesmal in Ueberfluß hervorbringen, mithin das Reich nie durch Miswachs heimgeſucht werden; die Menſchen auch nichts durch die üblen Einflüſſe des Himmels oder der Sonne erleiden ſollten. S. Hiſtoire de la Conquête du Mexique T. III.

Am Hofe des Kayſers von Marocco iſt die Stelle des Oberaufſehers über den Kayſerlichen Nachtſtuhl eine der erſten am Hofe. Wie unſre gekrönte Häupter in Europa unter Trompeten und Paukenſchall zur Tafel zu gehen pflegen, ſo muß dorten der Aufſeher des Nachtſtuhls denſelben unter Trompeten und Paukenſchall öffentlich auf dem Kopf vor dem Kayſer hertragen, vier andre der vornehmſten Herren folgen, ſo lange der Kayſer ſich ſeiner Gemächlichkeit bedient, läßt ſich die Muſik hören, wenn er fertig iſt, ruft alles Volk zu dreyen Malen: alla Mahometh. Als ein Kayſer von Marocco eine verwitwete Prinzeßinn von Conti in Frankreich heirathen wollen, hat er in dem Anwerbungsſchreiben derſelben angeboten: „Ja „wir wollen ſie auch des allergrößten Merkmahls „der Kayſerlichen Würde theilhaftig machen, daß „ſie nemlich unter Trompeten und Paukenſchall zu „Stuhl zu gehen die Ehre haben ſoll ꝛc.“ S. *Lunigs* Theatrum ceremoniale T. II. p. 1471.

Bey uns hält man viel auf die Gelehrſamkeit, und auch das ſchöne Geſchlecht thut ſich darin hervor. In Indien hält das Frauenzimmer für ſich ſchimpflich, daß ſie Leſen lernen ſollten, welches in ihren Gedanken

ken nur für die Sklavinnen gehört, die in den Pagoden ſingen müſſen. S. Lettres edifiantes XII Recueil p. 80. Hierauf gründet ſich vielleicht das Sprichwort: Le plus grand éloge, qu'on puiſſe faire d'une femme, eſt, de dire, qu'elle n'eſt point ſavante. *Haukion Choaan.* T. IV.

Bey uns bemüht ſich ein jeder, ſich vor andern hervorzuthun, und Ruhm zu erwerben. In Epheſus jugen die Einwohner den tugendhafteſten von ihren Mitbürgern weg, weil ſie wollten, daß keiner vor den andern etwas voraus haben ſollte, und wenn ſich jemand dieſer Art finden würde, mögte er, an einem andern Ort berühmt zu werden, trachten. *Cicer.* Tusc. *Qu.* LV.

Zu Lacedemon durfte man nicht allzu fett und ausgefüttert ausſehen; Man ſtrafte den Spartaner hart, der einen allzugroßen Bauch hatte. Lycurgus wollte nemlich ſeine Landesleute an die Mäßigkeit gewöhnen, und machte daher die ſtrengſten Einſchränkungen. Man durfte nichts als die einfachſten Speiſen zu Tiſche bringen, und reichte den Tiſchgenoſſen nicht mehr, als zu Erhaltung des Lebens nothwendig war. Ja es wurden die Kinder bereits von der zärteſten Kindheit an hart, ſtrenge und rauh erzogen. Sobald ein Knabe gebohren war, ward er an einem gewiſſen Ort von dem Aelteſten des Stamms unterſucht; die ſchwachen, welche keine ſtarke und dauerhafte Geſundheit verſprachen, wurden gleich zum Tode verdammt und eingerodet; die Geſunden wurden von dem Augenblick der Geburt an den Händen ihrer Eltern entriſſen, und der Aufſicht beſonderer zu ihrer Erziehung geſetzter Perſonen übergeben; Man zwang ſie ohne Schuh und Strümpfe zu gehen, alle ſonſt

der Jugend erlaubte Ergötzungen und Luſtbarkeiten waren ihnen entzogen; Man ließ ſie jedesmal nur eine kleine und leichte Mahlzeit thun, die kaum zu ihrer Nahrung hinreichend war. Dabey wurden alle Kinder jährlich auf einem Feſte, daß man der Diana zu Ehren gab, auf dem Altar dieſer Göttin bis auf das Blut mit Ruthen geſtrichen, unter dem Vorwande, ſie anzugewöhnen, daß ſie den Schmerz ohne Ungedult ertrügen. Die Ceremonie geſchahe in Gegenwart der ganzen Stadt, unter den Augen der Väter und Mütter; die, wenn ſie ihre Kinder mit Blut und Wunden bedeckt, und der Entſeelung nahe ſahen, dieſelben nur ermahnten, die auszuhaltende Anzahl von Streichen zu ertragen, ohne Zeichen von einem Schmerz zu geben, noch in ein Geſchrey auszubrechen. Ja man war ſo gar unempfindlich, wenn man auch einige über dieſer grauſamen Ceremonie ſterben ſahe. An gewiſſen Tagen im Jahr mußte die Jugend in zwo Banden gegen einander aufziehen, und auf das heftigſte zuſammen ſchlagen, ſie ſtießen ſich mit Fäuſten und Füßen, biſſen einander aus allen Kräften, zerkratzten ſich die Augen, und jeder Trupp wendete alle Mühe an, den andern zurück zu treiben, und in das, das Schlachtfeld umgebende, Waſſer zu ſtürzen. Wenn eine Mutter zu Sparta die Zeitung vernahm, daß von ihren Kindern in einem Treffen geblieben wären, ſo bemühete ſie ſich öffentlich zu zeigen, daß dieſe Zeitung bey ihr eine Art von Freude und Vergnügen erwecke.

Mehrere dergleichen faſt unglaublich ſcheinende Einrichtungen, auch wie grauſam dadurch die ganze Nation geworden, und was vor üble Folgen aus einer ſo harten und pedantiſchen Lebensart gefloſſen ſind, ver-

verdienen nachgeleſen zu werden in des **Goguet** Unterſuchungen von dem Urſprunge der Geſetze, Künſte, und Wiſſenſchaften, Th. III. S. 182. Vornemlich iſt merkwürdig, wenn man aus dem folgenden Capitel die Lebensart der Athenienſer dagegen hält, wie nemlich bey dieſen eine weichliche, willkürliche, freie Lebensart ohne alle Einſchränkung ſie zu einem gelinden, leutſeligen, wohlthätigen, groß- und edelmüthigen, tapfern und kriegeriſchen Volk gemacht; Wiſſenſchaften, Handlung und Künſte empor gebracht, und den Staat reich und mächtig gemacht hat.

Bey den heutigen Einwohnern von Egypten würde ein vornehmer Mann, von dem man ſich eine Gewogenheit erbittet, als eine Beleidigung anſehen, wenn man ohne Geſchenke käme, oder nicht wenigſtens ſolche verſpricht. Bey uns pflegen edel denkende Große als eine Beſchimpfung anzunehmen, wenn man ihre Wohlthaten durch Geſchenke erkaufen will. S. Pokockes Reiſen Th. III. S. 181.

Boſſu (*Voyages aux indes occidentales*) beſchreibt uns die Alkamkas in Amerika als ein zwar wildes, aber im Frieden ſanftmüthiges Volk; Im Kriege hingegen ſind ſie grauſam. Wenn ſie ihren Feind ſchlagen, ſo ziehen ſie den erſchlagenen die Haut von der Hirnſchädel mit den Haaren ab, und nehmen ſolche als Siegeszeichen mit; Wenn ſie Gefangene nach Hauſe bringen, werden ſolche ſtark gebunden, und ſchwarz angeſtrichen; und die zu Hauſe gebliebene Weiber entſcheiden das Schickſal dieſer Unglücklichen; Diejenigen Weiber, welche in dem Kriege ihre Männer oder Söhne verlohren haben, haben das Recht unter den Gefangenen auszuſuchen, um den Platz

von jenen zu erſetzen: die übrigen, welche nicht das Glück haben, daß eine Wahl auf ſie fällt, werden mitten im Dorf mit einem kleinen und langſamen Feuer verbrannt, nachdem man ihnen erſt die Haut vom Kopf abgezogen, und ſie an Pfähle feſtgebunden hat. Dieſe ſtehen die grauſamſte Pein aus, ohne ſich zu beklagen, oder einen Schmerz zu bemerken. Sie ſingen vielmehr, bis ihnen der Athem ausgeht, und rufen, daß ſie noch rechtliche Kerls wären, und weder Feuer noch den Tod ſcheueten. Sie halten ſich noch wol dazu über ihre Henker auf, daß ſie noch nicht recht die Kunſt verſtünden, wie ſie peinigen müßten; wenn ſie ihnen in die Hände gefallen wären, wollten ſie ſie ganz anders gehandhabet haben.

Die Hottentotten ſchmieren ſich die Haut mit Butter oder Hamelfett und Talg; mit dieſer Salbe beziehen ſie auch ihre Kleidung, und wer bey ihnen nach der Weiſe ſeyn will, muß recht ſchmierig und ſtinkend ſeyn.

Nach den alten Reiſebeſchreibungen ſind die Einwohner in Canada überein gekleidet geweſen, ſo daß man kaum Männer und Weiber von einander unterſcheiden können. **Zenoe** wollte zu ſeiner Zeit, daß Männer und Weiber überein gekleidet ſeyn ſollten. Nach des **Tacitus** Bericht beklagte ſich Tiberius in einem Briefe an den römiſchen Senat, daß die beyden Geſchlechter zu frech würden, da ſie die Kleidungen von einander annehmen. Das göttliche Geſetz nennet dieſe Gewohnheit vor Gott ſogar ein Greuel. 5 Buch Moſ. 22, v. 5.

de la Mothe warnet alſo ſchon zu ſeiner Zeit gegen dieſe Unordnung, ſo wie gegen alles übrige, welches

ches gegen die Wohlanſtändigkeit ſtößt. Man mög=te dieſe Warnung zu unſerer Zeit wiederholen.

Faſt von den älteſten Zeiten her finden wir Spu=ren, daß kleine Füße für eine Schönheit gehalten wor=den: Die ſchönen Füße der Judith verblendeten den Holofernes: Bey den Griechen nannte man ein ſchö=nes Fußwerk Sicyoniſch: de la Mothe eifert dage=gen, daß zu ſeiner Zeit die Menſchen vorſeßlich ſich mißſtellen, und eine Zierlichkeit darin ſuchen wollen, um die Füße ein Viertel länger als ſie von Natur ſind, zu haben, oder wenigſtens ſo ſcheinen zu machen; ſo daß man die Schuh um vier Finger breit länger gemacht habe, als es nöthig geweſen wäre; wodurch ſie nicht allein einen Mißſtand erhielten, ſondern auch unbequiem zum Gehen würden.

In Deutſchland pflegt man zu großen Gaſtgeboten Mann und Frau zuſammen einzuladen: In einigen Städten Italiens würde man unanſtändig halten, zur Zeit mehr als einen der Ehegatten zu bitten.

In dem Leben des General Mannſteins wird als eine Merkwürdigkeit angeführt, daß zu den Zei=ten Peter des erſten ſtark bey Hofe getrunken wor=den; die Kayſerinn Anna aber habe es abgebracht; Dennoch, um eine ſo ſchöne Gewohnheit nicht ganz abkommen zu laſſen, ſo wäre der 29te Jenner alten Styls, als der Gedächtnißtag ihrer Beſteigung des Throns dem Bachus gewidmet geblieben, und ein je=der der Hofleute wäre verpflichtet geweſen, vor Ihro Majeſtät niederzuknien und einen großen Pocal mit ungarſchen Wein auszuleeren. Es hätten auch ehe=dem an andern großen Gallatägen alle Hofleute und Officiers von der ganzen Garde, wenn ſie die Ehre

hat=

hatten, der Kayſerinn ihr Compliment zu machen und die Hand zu küſſen, von derſelben ein Glas Wein auf einem Teller zugereicht erhalten.

Noch gedenkt er einer andern ruſſiſchen Gewohnheit, nach welcher ein Ehemann, der in Gegenwart ſeiner Frau Beſuch erhielt, die zu ihn kommende Gäſte bitten müſſen, der Frau einen Kuß zu geben, dieſe hätten dagegen begehrt, er mögte ihnen zeigen, wie man es mache, und ſo wäre die Frau von der ganzen Geſellſchaft geküßt worden. Dieſe hingegen, wenn ſie Beſuch erhielt, müſſe zu trinken anbieten; des Morgens Brantewein, des Nachmittags aber Wein und andre Getränke; Bedankte ſich gleich der Gaſt, ſo nöthigte die Frau ſo lange, bis er ſich bedächte, würfe ſich auch wol gar für ihm auf die Knie.

Von den Saporagiſchen Koſacken merkt er an, daß ſie gar keine Frauen bey ſich dulden, wenn alſo einer, der ſich zu ihrer Zunft hält, ſich verheirathen will, ſo darf er ſeine Frau nicht zu ſich nehmen: ſondern ſie muß ſich in der Nachbarſchaft aufhalten, wo er ſie zwar beſuchen darf, aber auch dieſes muß heimlich ohne Vorwiſſen der Vorgeſetzten geſchehen. Dieſe Koſacken erlauben nicht einmal, daß ein Fremder ſeine Frau in ihre ſogenannte Stadt mitnehmen darf. Einſtmal iſt ein ruſſiſches gegen die Türken marſchierendes Corps durchpaſſirt, und ein ruſſiſcher Officier, dem dieſer Gebrauch unbekannt war, hat ſeine Frau bey ſich gehabt. Alſobald haben ſich die Koſacken verſammlet, ſein Haus bezingelt, und verlangt, daß das im Hauſe befindliche Frauenzimmer ihnen ausgeliefert werden ſollte, damit ein jeder ſeinen Theil davon nehmen könne. Der Officier hatte alle Mü-

he,

he, ſie mittelſt Austheilung einiger Tonnen Brantewein zu beſänftigen, und mußte die Frau ſofort wegſchicken.

Bey eben dieſen Koſacken iſt merkwürdig, daß da ſie gegen Fremde Erzräuber ſind, ſie ſo heilich halten, daß keiner unter einander dem Cameraden das mindeſte entwenden darf, ſonſt wird er auf das ſtrengſte beſtraft; Man bindet den Dieb an einem öffentlichen Ort an einen Galgen, legt neben ihm einige Stöcke und dabey eine Flaſche Brantewein nebſt einem Stück Brodt: Nun darf jeder vorbeygehender ihm einige Schläge geben, bis etwa ein Mitleidiger kommt, und ihm etwas Brodt reicht, oder ihn mit einem Schluck Brantewein labet. In dieſem elenden Zuſtande muß er vier bis fünf Tage zu Zeiten zubringen, nachdem ſeine Richter es gut finden, er ſtirbt auch wol gar darin.

Ich könnte noch viel mehrere dergleichen uns nach unſerer Verfaſſung beſonders vorkommende Gewohnheiten beybringen, zweifle aber, ob den Reiſebeſchreibern jedesmal völliger Glauben beyzumeſſen ſey.

Mehreres hieher gehörendes findet man in der bekannten Abhandlung unſers würdigen Herrn Zimmermanns, vom Nationalſtolz, welcher auch zeigt, daß verſchiedene Nationen eben einen Vorzug in ihren beſondern Gewohnheiten ſuchen.

Man kann auch die Streitſchriften des Po und Pernetty über die Americaner nachleſen.

Insbeſondere aber *Le Voyageur françois ou la Connoiſſance de l'ancien & du nouveau monde*, par Mr. l'Abbé de la Porte, wovon bereits 24 Theile in Paris

ris heraus gekommen ſind, und die Fortſetzung noch erfolget *).

Vingt têtes, vingt avis, nouvel an, nouveau gout;
Autre ville, autres moeurs; tout change, ou detruit tout
Examine pour toi, ce que ton voiſin penſe:
Le plus beau droit de l'homme eſt cette independance.

Etrennes du Parnaſſe.

*) Man kann auch noch hieher rechnen:

Les Moeurs des ſauvages d'Amerique, comparées aux Moeurs des premiers tems, par Lafiteau. à Paris 1724. 4 Desgleichen Les Conformités des Ceremonies modernes avec les anciens. à Paris 1667. 8.

Hiſtoire des différans peuples du Monde, contenant les ceremonies religieuſes & civiles &c. par Mr. Content. à Paris 1770. gr. 8.

Voyages d'un Philoſophe ou Obſervations ſur les moeurs & ſur les arts des Peuples de l'Afrique, de l'Aſie & de l'Amerique. à Yverdon 1768. 12.

Eilfte

Eilfte Abtheilung.

Das Verhalten bey Gefahren, und insbeſondere im Kriege.

Iſthuc eſt ſapere, non quod ante pedes modo eſt videre.
Sed & illa, quæ futura ſunt, proſpicere.

Terent.

§. 182.

Ich habe ſchon oben §. 152 und 160 erinnert, daß man ſich nicht über ſolche Vorfälle ängſtigen ſoll, welche nicht von uns abhangen: deſto nothweniger iſt, bey jeder Gelegenheit zu erwegen, ob uns etwa eine Gefahr droht, der wir durch eine kluge Vorſicht vorbauen können?

Wir nennen eine **Gefahr**, wenn wir aus den gegenwärtigen Begebenheiten ſchlieſſen, daß andere Vorfälle folgen werden, welche unſern Aſichten zuwider ſind, und unſere Umſtände verſchlimmern werden.

Iſt der gegenwärtige Vorfall ſchon wirklich uns zuwider, ſo daß wir ihn nicht weiter vermeiden können, ſo nennen wir es ein **Schickſal** une fatalité; haben wir den Vorfall gar nicht vorausſehen können, oder hat er einen Einfluß auf unſere übrigen Umſtände, ſo nennen wir es ein **Verhängniß** Le deſtin, oder **einen Unfall** Un inconveniant, wenn wir den dadurch veranlaßten Schaden nicht ſehr empfinden:

Eine

Eine Widerwärtigkeit, un Revers, wenn wir den Schaden zu erſetzen hoffen können; **Ein Unglück** aber, un malheur, wenn unſere Umſtände ſehr verſchlimmert werden, ſo daß wir ſolche entweder gar nicht, oder nur durch Zeit und Mühe herſtellen können.

Wie wir uns in wirklich erlittenen Unglücksfällen tröſten und beruhigen ſollen, davon habe ich im erſten Stück des dritten Theils gehandelt; Hier iſt alſo vornemlich die Rede von ſolchen Vorfällen, die uns ein beſonders Unglück befürchten laſſen, dem wir ausweichen können und wollen. *Voltaire* ſagt zwar: Les grandes pertes nous accablent par un coup imprévu, & reſſerrant les facultés du coeur, en ferment pour toujours l'entrée aux plaiſirs bruyans, & nous portent à la retraite, de là à la meditation, de la meditation à la ſageſſe; de la ſageſſe, il n'y a qu'un pas au bonheur. Ich zweifle aber, ob viele wünſchen werden, durch große Verluſte eben klug und glücklich zu werden.

Wir Menſchen ſuchen gemeiniglich, gleich den Epicurern, uns alles mögliche, und uns nur bekannte Vergnügen zu verſchaffen, und ſetzen darin die größte Glückſeligkeit; Haben wir uns nun dazu einen Plan gemacht, werden wir durch einen Zufall darin eine Aenderung zu machen bewogen, oder wird bey uns ein Zweifel erregt, ob unſer Wille werde erreicht werden; ſo wird eine unangenehme Empfindung erweckt, welche wir den **Verdruß** La Peine nennen, und welche der nächſte Grad zu einem **Mißvergnügen** und **Gram** Le Chagrin iſt, wenn wir wirklich drückende Unfälle erleiden.

§. 183.

§. 183.

Eine jede Gefahr ſetzt alſo voraus:

1) Gegenwärtige Begebenheiten.

2) Eine genaue Erwegung derſelben.

3) Eine in der Erfahrung gegründete Vermuthung derer bevorſtehenden Folgen.

4) Einen gefaßten Muth.

5) Eine Möglichkeit, der Gefahr auszuweichen.

6) Die Wahl derer beſten dazu führenden Mittel.

Wenn wir eine Gefahr befürchten, ohne daß die gegenwärtigen Vorfälle ſolche zu vermuthen Anlaß geben, ſo iſt es eben ſo viel, als wenn wir ein Geſpenſt zu ſehen glauben.

Wenn wir ohne hinlänglichen Grund oder aus falſchen Gründen eine Gefahr vermuthen, ſo iſt es ein **Wahn**, une Reverie.

Wenn wir aus den gegenwärtigen Vorfällen ohne ordentliche Erwegung und Ueberlegung eine Gefahr vermuthen, ſo verleitet uns die **Einbildung**, La fantaiſie.

Um aber aus dem gegenwärtigen mit Sicherheit beurtheilen zu können, ob uns eine Gefahr bevorſtehe oder nicht? wird ſchon eine Erfahrung vorausgeſetzt; Wir werden ſonſt ohne Grund eine Gefahr befürchten, oder aber eine uns bevorſtehende nahe Gefahr überſehen.

Wer nie zu Waſſer geweſen iſt, wird bald bey jeder Bewegung des Schiffs ſich fürchten, daß das Schiff umſchlagen, oder daß er herausfallen möge; bald aber auch unempfindlich bleiben, wenn das Schiff wirklich in Gefahr iſt, unterzuſinken.

Wenn wir auch nicht wiſſen, wie die Begebenheiten in der Reihe der Dinge auf einander folgen, ſo ſehen wir zu Zeiten Vorfälle als gefährlich an, welche uns eben von Gefahr retten. Z. E. wenn in einer heftigen Krankheit eine ſtarke Criſis den Patienten noch ſchlimmer zu machen und die Gefahr zu vergröſſern ſcheint, da eben die Krankheit dadurch gebrochen wird. Bey dem allen wird alſo ein geſetzter Muth erfordert, um die Folgen recht prüfen zu können. Denn ſobald glauben wir nicht, daß uns eine Gefahr bevorſteht, ſo pflegt ſolches einen widrigen Eindruck in uns zu veranlaſſen, den wir **Schrecken** L'Epouvante, nennen. Glauben wir, daß die Folgen uns ſehr unangenehm ſeyn werden, ſo entſtehet eine **Furcht** la Terreur, können wir uns wegen derer zu nehmenden Maaßregeln nicht entſchließen, ſo erfolgt eine **Angſt** L'Angoiſſe. Eine Angſt wird von einer **Zaghaftigkeit** L'Apprehenſion begleitet, wenn wir von mehrern Seiten drohende Gefahren zu ſehen vermeinen, wo keine ſind, oder wenn wir ſie größer halten als nöthig wäre. Alsdenn pflegen wir das Wählen zu verſäumen, oder aufzuſchieben, oder wir wählen gemeiniglich unrecht; **Ein geſetzter Muth**, Le Courage, lehrt allein die Gefahr recht prüfen und abzuwenden; Er hilft aber wenig, wenn die Gefahr ſchon zu nahe und nicht mehr zu vermeiden iſt.

Fehlt der Muth; wiſſen wir nicht, wozu wir greifen ſollen, ſo gerathen wir in **Beſtürzung** und **Verlegenheit**, en bredouille, deren höchſter Grad iſt, wenn wir uns gar nicht weiter beſinnen können, perdre la tramontane; Ein mitler Grad hingegen, wenn wir **verzagen**, deſesperer; wenn wir nemlich befürchten,

daß

daß eine längere Reihe von widrigen Begebenheiten folgen werde, denen wir nicht ausweichen können. Stellen wir uns die Gefahr gar zu groß vor, daß auch in der Folge keine Hülfe mehr Statt finde; geben wir alles verlohren; ſo erfolgt die **Verzweifelung**, Le deſespoir.

Ein Mann von geſetztem Muth wird nicht leicht verzweifeln, er wird aber gemeiniglich am erſten in Bewegung gebracht, und am mehrſten gerührt; „Le Philoſophe le plus ſage ſent ébranler comme malgré lui tous les fondemens de la ſageſſe; Les plus forts ſont les plus ſuſceptibles du chagrin.“ *Eſſai du Bonheur* T. III. p. 2.

§. 184.

Man kann gemeiniglich einer Gefahr auf verſchiedene Weiſe ausweichen.

1) Durch eine Vorbeugung §. 185.
2) Durch die Abwendung §. 186.
3) Durch die Entfernung §. 187.
4) Durch eine Ausweichung §. 188.
5) Durch eine Bedeckung und andere Gegenmittel §. 189.
6) Durch eine Verminderung §. 190.
7) Durch Anwendung der widrigen Vorfälle zu unſerm Beſten §. 191.

Wir können nicht jede Gefahr auf einerley Weiſe vermeiden; oft haben wir mehrere Mittel, um eine Gefahr zu entfernen, die Erfahrung lehrt auch, daß der Menſch oft, indem er einer Gefahr vorzubeugen trachtet, ſich eben einer größern Gefahr ausſetzt.

Ich werde dies weiter auseinander ſetzen.

§. 185.

1) Da eine Gefahr zukünftige Vorfälle vorausſetzt, welche vermieden werden können, (§. 183.) ſo iſt der erſte und ſicherſte Grad, um ſich zu ſichern, wenn wir die gegenwärtigen Vorfälle ſo einleiten, daß die befürchtete üble Folgen entweder gar unterbleiben, oder daß ſie doch uns nicht nachtheilig werden. Dies nenne ich einer Gefahr **vorbeugen**, prévenir. (§. 184.)

Z. E. Ein Arzt merkt an dem Pulſe, daß das Blut im höchſten Grade ſchleimigt und verdickt ſey, er ſieht alſo voraus, daß daraus eine ſchwere und tödtliche Krankheit erfolgen werde; ſo ſagt er, man muß dem Uebel bey Zeiten vorbeugen, ehe es wirklich eintrit; dadurch, daß die erforderliche Flüßigkeit im Blute durch dienliche Mittel hergeſtellt, der ſchädliche Schleim aber daraus getrennt und abgeführt wird.

Man läßt den Hunden den Tollwurm nehmen, um vorzubeugen, daß ſie wütend keinen Schaden thun können.

Wenn ich im Frühjahr bey Säung des Sommerkorns eine Dürre befürchte, welche die Saat in Gefahr ſetzen könnte, ſo muß ich bey Zeiten vorbeugen, und die Beſtellung darnach einrichten, daß die Dürre der Saat weniger nachtheilig ſeyn könne.

Wenn ich auf einen ſchlechten Grund ein Gebäude aufführe, alſo befürchten muß, daß es in der Folge ſinken oder gar einſtürzen werde, ſo baue ich der Gefahr vor, indem ich pilotiren und ein Schlingwerk unter dem Grunde legen laſſe.

Wenn ich einen ſteilen Berg herunter fahre, und befürchte, daß der Wagen in ein Schurren gerathen mögte, ſo laſſe ich die Räder hemmen.

Wer

Wer einen böſen Hund oder ein beißendes Pferd hat, legt ihm einen Maulkorb an, um das Beißen zu verwehren.

Wer in dem Wege eine tiefe Gleiſe erblickt, wo die Räder und Axen ſtecken bleiben mögten, beugt der Gefahr vor, wenn er die tiefen Löcher vorher mit Steinen ausfüllt.

§. 186.

2) Können wir den nachtheiligen Vorfällen nicht mehr vorbeugen, müſſen ſie wirklich erfolgen; ſo überlegen wir, ob wir nicht die daher entſtehende Gefahr **abwenden** können, detourner. (§. 184.)

Wenn ich ein zu Ueberſchwemmungen ausgeſetztes Feld habe, und dem Zufluß des Waſſers dahin nicht vorbeugen kann, ſo ziehe ich um mein Feld einen Graben, und leite das Waſſer ab.

Ich kann nicht vorbeugen, daß nicht ein Gewitterſtrahl in einen Thurm fahre, aber ich kann den Blitz abwenden, wenn ich neben dem Thurm einen Drath herunter leite.

Wenn ein böſer Hund mich anfallen will, ſo kann ich die Gefahr abwenden, wenn ihm ein Stück Fleiſch vorwerfe, wodurch er angelockt, und das Beißen zu vergeſſen bewogen wird; auf mein Drohen aber wird er nicht zurück bleiben, ſondern eher vergrellter werden.

§. 187.

3) Steht es nicht in unſerer Macht, die künftigen Vorfälle zu verhüten oder zu ändern, ſo ſuchen wir zu Zeiten einen andern Ort, wo wir uns ſicherer glauben, und vermeiden die Gefahr, indem wir uns **entfernen**, s'éloigner. (§. 184.)

Z. E. Ich wohne an einem großen Fluß, ich ſehe, daß das Waſſer anſchwellet, ich fürchte, daß die an meiner Seite des Ufers befindliche ſchwache Deiche der Gewalt des Waſſers keinen Wiederſtand leiſten, ſondern durchbrechen mögten; So werde ich erſt verſuchen, ob nicht meine Ufer und Deiche daran bey Zeiten hinlänglich befeſtigen, und dadurch dem befürchteten Durchbruch vorbeugen kann. Iſt es dazu zu ſpät, ſo überlege, ob etwa das Waſſer oben her abgeleitet und vertheilt werden kann, damit deſſen ganze Gewalt nicht an meine Deiche falle: Iſt aber auch dieſes nicht möglich, ſehe ich, daß die Deiche wirklich durchbrechen werden, und daß ich alsdenn in großer Gefahr gerathen, oder gar erſaufen könne; ſo werde ich die Gefahr nicht abwarten, ſondern mich bey Zeiten an eine Anhöhe entfernen, oder wenigſtens ein Schiff dazu in Bereitſchaft halten.

Wenn in einer Gegend anſteckende Seuchen zu herſchen anfangen, ſo entfernt man ſich gern in eine geſunde Gegend.

Wer Beſchwerden auf der Bruſt empfindet, und an einem Ort wohnt, wo eine dicke ſtickhafte Luft iſt, welche ſein Ende befördern könnte, entfernt ſich in eine Gegend, wo die Luft dünner iſt.

Wenn wir einen Regen aufſteigen ſehen, und nicht gern naß werden wollen, ſo entfernen wir uns, und ſuchen Schutz unter einem Dache, ehe der Regen kommt.

Wenn wir ein altes, einen Einſturz drohendes, Haus bewohnen, ſo ziehen wir heraus, ehe es in einander fällt, um nicht darunter begraben zu werden.

Eine Entfernung in Gefahren iſt oft ein bedenkliches Mittel, denn wir ſichern uns vielleicht für unſere Perſon,

Perſon, entfernen aber dadurch nicht die gefährlich ſcheinende Vorfälle, und indem wir uns davon zu entfernen glauben, ſo laufen wir vielleicht dieſer oder einer größern Gefahr mehr entgegen.

§. 188.

4) Ein geringerer Grad der Entfernung iſt, wenn wir blos der Gefahr **ausweichen**, Eviter; (§. 184.) Wenn wir zwar in der Nähe bleiben, aber uns doch ſo ſtellen, daß wir uns ſicher glauben, damit uns die Gefahr nicht treffe.

Wenn das Austreten eines großen Flußes befürchtet wird, ſo werden einige ſich ſo weit entfernen, daß ſie freilich von dem Waſſer nichts zu befürchten haben; ſie könnten aber eben ſo ſicher ſeyn, wenn ſie nur auf die nächſte Anhöhe gewichen wären. (§. 187.)

Bey einer überhand nehmenden Krankheit braucht man ſich nicht weit zu entfernen, man ſucht aber der Krankheit auszuweichen, indem man die davon angeſteckte Häuſer meidet, zu keine Kranke geht, und die nöthigen Verwahrungsmittel nimmt. (§. 187.)

Wenn neben uns in einem Walde ein Baum gehauen wird, ſo können wir uns zwar für deſſen Fall ſichern, wenn wir uns weit genug davon entfernen; wir werden aber noch ſicherer ſeyn, wenn wir nahe bey dem Stamm bleiben, und, ſo wie er fällt, nur um ein weniges nach der Seite ausweichen.

Wenn wir uns neben einem ſchlagenden und hauenden Pferde befinden, ſo iſt genug, wenn wir uns vor oder neben daſſelbe ſtellen, damit es uns nicht treffen könne; wir haben nicht nöthig, gleich davon zu laufen, und in der Entfernung Sicherheit zu ſuchen.

Wenn uns ein böſer, an der Kette liegender Hund anfallen will, ſo müſſen wir ihm ſo weit ausweichen,

daß er uns nicht erreichen kann; wir brauchen uns aber nicht weiter zu entfernen, als ſeine Kette reicht.

Wenn ein Reuter mit dem Pferde einen gefährlichen Fall zu thun befürchtet, ſo läßt er bey Zeiten die Steigbügel fallen, und wirft ſich wol gar vom Pferde vorſetzlich herunter, um einer größern Gefahr des Schleifens zu entgehen.

§. 189.

5) Können wir einer Gefahr nicht weiter ausweichen, und ſie noch weniger entfernen, ſo ſuchen wir uns dagegen zu **decken**, ſe mettre à l'abri. (§. 184.)

Ein Reuter legt den Cüras an, damit die ihn treffende Kugeln drauf abprallen, weil er nicht ausweichen darf, ſondern auf den Feind loshauen muß.

Wenn wir bey einer ſtrengen Kälte uns in die freie Luft wagen müſſen, ſo bedecken wir den Körper mit Pelzen und Ueberröcken, damit uns der Froſt nicht ſchade.

Wenn wir in einem harten Winter befürchten, daß zarte Pflanzen Schaden nehmen mögten, ſo bedecken wir ſie.

Wir führen Wälle, Graben und Mauren auf, um uns bey einem feindlichen Ueberfall dadurch ſchüzzen zu können.

Wir decken uns durch Hüte und Schirme gegen die uns beſchwerlich fallende Sonnenſtrahlen.

Wenn ein Imker bey ſeinen Bienen arbeiten ſoll, ſo deckt er ſich gegen deren Stich durch Kappen und Handſchu.

Wenn ein Reiher bey der Beitze von einem Falken verfolgt wird, ſo ſucht er ſich gegen deſſen Stoß zu decken, indem er den Kopf auf den Rücken legt, und

den Schnabel gerade in die Höhe hält, damit der Falke ſich darauf ſpieße.

Wenn ein Tachs in ſeiner Grube von Hunden verfolgt wird, und ſo viel Zeit behält, ſo ſcharrt er geſchwind eine Röhre hinter ſich zu, um die Hunde abzuhalten.

Wenn ich in einem Schachſpiele merke, daß mein Gegner eine Attaque nach einer Seite zubereitet, ſo ſuche ich mich durch einige vorgezogene Steine gegen ſeine Anfälle zu decken, und ihn zu zwingen, daß er die Steine, welche mich zugleich anfallen ſollen, vertheilen muß.

§. 190.

6) Können wir widrige Vorfälle gar nicht abwenden, und denſelben auch nicht ausweichen, ſo bleibt übrig, drauf zu denken, wie wir den daher entſtehenden Schaden ſo gering als möglich machen und die Gefahr **vermindern** mögen, adoucir. (§. 184.)

Die Pocken ſind eine Krankheit, der faſt jeder Menſch unterworfen iſt, und woran viele ſterben, wenigſtens die mehrſten zu ſterben befürchten müſſen; Man hat alſo angefangen, die Pocken einzuoculieren, weil die Erfahrung lehrt, daß ſodann ſelten einer daran ſtirbt, und daß die Menſchen das Uebel ungleich leichter ausſtehen, und weniger üblen Folgen unterworfen ſind.

Wenn unſere Felder und Wieſen einmal überſchwemmt ſind, ſo dürfen wir es nicht dabey bewenden laſſen, ſondern wir müſſen ſuchen, das Waſſer ſobald immer möglich iſt, abzuzapfen, weil ſodann der dadurch veranlaßte Schade weniger empfindlich ſeyn wird.

Wenn eine gefährliche an einem Arm oder Bein erhaltene Wunde befürchten läßt, daß der Kaltebrand zuſchlagen und den Todt veranlaſſen möge, ſo nimmt der Feldſcheer lieber den beſchädigten Theil ab, um das Leben des Menſchen zu retten.

Eben da ich dieſes ſchreibe, haben wir einen merkwürdigen hieher gehörenden Vorfall; Wir haben ſchlechte Ernten gehabt, es fehlt das nöthige Brodtkorn, und man befürchtet daher eine Hungersnoth. Alle Patrioten, oder die dafür angeſehen ſeyn wollen, bemühen ſich daher, Vorſchläge zu thun, wie man die vermeintlich befürchtete Gefahr vermindern, und der Noth vorbauen ſoll; Die Wichtigkeit der Materie hat mich bewogen, ihr eine eigene Abhandlung zu widmen. (§. 214.)

§. 191.

7) Erleiden wir endlich wirkliche Widerwärtigkeiten, Unfälle oder Unglück, die nicht weiter zu ändern ſind; ſo müſſen wir nicht gleich unterliegen und verzweifeln, ſondern ein geſetzter Muth zeigt ſich eben dadurch am beſten, wenn er auch aus widerwärtigen Vorfällen Nutzen zu ziehen, und ſolche beſtens anzuwenden weiß. (§. 184.)

Il faut ſavoir tirer partie de tout, ſagt der Franzoſe.

Es gehört hieher das im I. Stück S. 22 gegebene Exempel.

Ich habe jemand gekannt, dem der rechte Arm, mit dem er ſchlecht geſchrieben hatte, abgenommen werden mußte; Er wendete alſo die Zeit, bis er völlig hergeſtellt war, an, um mit der linken Hand ſchreiben zu lernen, und ſchrieb nachher eine recht zierliche und ſchöne Hand, hatte auch in dem linken

Arm

Arm eine beſondere Geſchicklichkeit, ſo daß er mit demſelben allein recht gut vorſchneiden, eſſen, auch in Karten ſpielen konnte.

§. 192.

Da es nun an der einen Seite oft leicht iſt, einer Gefahr zu entgehen; (§. 184.) an der andern Seite aber vieles an Wählung der rechten Verwahrungsmittel liegt, ſo kann man nicht aufmerkſam genug ſeyn, um, wo uns eine Gefahr bevorſteht, bey Zeiten voraus zu ſehen, und die rechten Mittel dagegen frühzeitig und mit einer Zuverläßigkeit zu prüfen und zu ergreifen.

Ein jeder bemühet ſich, oder ſoll ſich wenigſtens beſtreben, daß er den Namen eines **weiſen Mannes** d'un Sage verdient, und dieſer gebührt uns nur in ſo weit, als wir die Ordnung im Ganzen überſehen, mithin erkennen, wie eine Begebenheit aus der andern fließt; welche Maaßregeln man ergreifen ſoll, um ſeinen Endzweck zu erreichen; und wie man ſich helfen könne, wenn uns in unſerm gemachten Plan etwas in den Weg gelegt wird.

Wenn ein Weiſer bevorſtehende Fälle mit einer Zuverläßigkeit voraus ſieht, und was dabey zu thun ſey, vorher erwegt, ſo ſagt man, er ſey **vorſichtig** prévoyant: **klug** un homme eclairé ou d'Eſprit, nennt man ihn aber, wenn er ſofort die nächſten und beſten Mittel unter mehrern mit Gründen zu wählen weiß, um die Ordnung im Ganzen zu befördern und ſeinen Endzweck zu erlangen.

Hingegen nennt man den einen **Thoren** un Etourdi ou Fou, der in den Tag hinein lebt, ohne auf die Folgen und auf die Ordnung im Ganzen Acht zu geben, und wir ſagen, er handle **unbedachtſam** ſans

re-

reflexion, wenn er ſeine Handlungen nicht vorher prüfet, ob ſie auch die Ordnung im Ganzen befördern werden; oder gar **unbeſonnen**, temeraire, wenn er eben das Gegentheil von demjenigen vornimmt, was ein Weiſer thun würde. Ein **Tollkühner** un hazardeux rennt mit Vorſatz in ſein Verderben.

So kann man einen Schachſpieler **weiſe** nennen, wenn er den Lauf aller Steine genau überſieht, alle damit zu erlangende Vortheile und die zu legende Fallen kennt; und alſo ſeinen Gegner auf die ſicherſte Art, und nach einen entworfenen Plan matt ſetzt. **Vorſichtig** ſpielt er insbeſondere, wenn er keinen Stein zieht, ohne vorher das ganze Spiel des Gegners und die Abſicht eines jeden Steins zu unterſuchen; und wenn er ſofort entdeckt, als der Gegner ein gewiſſes Vorhaben hat. Ein **kluger** Spieler weiß, wie er das Vorhaben ſeines Gegners vereitlen, und ſeinen Plan gegen alle ihm gemachte Hinderungen ausführen, auch den Mitſpieler von deſſen ſchwächſten Seite anfallen, und ihn entweder überwinden ſoll, oder wenn er ja einen nicht voraus geſehenen Verluſt leidet, wie er denſelben wieder herſtellen, und, wenn er mit einem ſtärkern Gegner zu thun, ſich gegen denſelben ſo tapfer und lang als möglich wehren, und ihm den Sieg recht ſauer machen könne.

Ein Ackersmann iſt **weiſe**, wenn er einſieht, wie die Feldarbeiten auf einander folgen und am beſten eingetheilt werden; auch wie er ſeinen Acker gehörig beackern und beſtellen ſoll; und wie er das geerndtete am beſten nutzen und verſilbern könne; **vorſichtig** handelt er, wenn er auf den Lauf der Witterung und auf alle in den Ackerbau Einfluß habende Vorfälle Achtung giebt. Ein **kluger** Ackersmann thut nichts ohne

ohne Ueberlegung, und richtet alle Arbeiten ſo ein, daß er von einem gewiſſen, ſeiner Abſicht gemäßen, Erfolg ſicher ſeyn, oder wenn ihm ja ein Unfall begegnet, ſich wiederum helfen und erholen kann.

Ein kluger Schiffer verzagt nicht gleich, wenn ein Sturm kommt, ſondern ſucht alle Mittel hervor, um ſein Schiff von dem Untergange zu erretten.

Ein kluger General wird ſeine Völker mit einer Vorſichtigkeit ſo ſtellen, daß er auf alle Bewegungen des Feindes Acht geben, und wenn derſelbe einen Vorſatz hat, bald und ehe er ausgeführt wird, ihm zuvorkommen und ſeine Leute in Sicherheit bringen, auch, wenn er ja einen kleinen Verluſt leiden ſollte, ſolchen ſofort herſtellen kann, ohne gleich die ganze Armee verlohren zu geben.

Ein Tollkühner wird vielleicht mit einer Verwegenheit auf den Feind eingehen, aber ohne zu überlegen, ob er dadurch etwas ausrichten werde, und ob er nicht mit ſeinen Gefährten platterdings verlohren ſey.

Ein unbedachtſamer Ackersmann glaubt genug zu thun, wenn er zu gewiſſen Zeiten mit dem Pfluge zu Felde zieht, damit die Erde umkratzt, und Samen hinein ſtreuet, ohne ſich zu bekümmern, ob und wie die aufgewachſene Saat gerathen werde, und ob er bey mehrerer angewandten Vorſicht, von ſeiner Ernte größern Nutzen zu erhalten hoffen können.

§. 193.

Um alſo als ein weiſer Mann mit einer Vorſichtigkeit und Klugheit in allen Vorfällen ſicher handeln zu können, wird erfordert, **Erfahrung, Uebung und Ueberlegung.**

Die Erfahrung muß uns lehren, wie gewiſſe Bewegungen auf einander folgen und einander ablöſen? welche

welche Vorfälle wirklich gefährlich ſind, oder nur gefährlich anſcheinen? welche Mittel zu Beforderung unſerer Abſichten gereichen, oder uns hindern?

Ein Ackersmann lernt zwar bald, daß der Same, den er ausſtreut, keimet und neue Pflanzen hervor bringt; Wie er aber ſeinen Acker eben ſo zubereiten ſoll, daß er ihm zuverläßig eine reiche Ernte gewähre, davon verſichern ihn erſt mehrere gemachte Verſuche.

Wir empfinden bald, daß wir zu unſer Erhaltung Speiſen zu uns nehmen müſſen; ob aber eine uns vorgeſezte Speiſe nahrhaft und heilſam ſey; oder aber, ob ſie für unſern Magen zu ſchwer oder unverdaulich, oder wol gar ein Gift ſey? davon unterrichtet nur allein die Erfahrung.

Wer nun den Namen eines weiſen Mannes verdienen will, kann nicht aufmerkſam genug ſeyn, auf alle und jede Vorfälle, die um ihn geſchehen, um ſich zu bemerken, was für Folgen ſie nach ſich ziehen, und was er ſeiner Seits beytragen könne, um die guten Folgen zu befördern, die widrigen aber zu entfernen und zu vereiteln. Hat er davon aus der Erfahrung eine Erkenntniß, ſo muß er ſich auch in denen Handlungen, die er beyzutragen hat, durch eine öftere Wiederholung üben.

Wenn ein Fechter oder Soldat ſich nicht vorher übt, wie er den Hieb oder Stoß ſeines Gegners auspariren kann, ſo wird er getroffen ſeyn, ehe er ſich zu einer Gegenwehr anſchickt.

Wenn wir auf einem ſchmalen Stege gehen, und den Grund unter uns etwas entfernt ſehen, ſo fangen wir ſchon an, uns zu fürchten; Ein Zimmermann lernt aus der Uebung, oben in der höchſten

Spitze

Spitze eines Hauſes oder Thurms auf ſchmalen, nicht einmal glatt behauenen, Balken herumgehen, und hüpft ohne alles Bedenken von einem Balken auf den andern.

Ein Linientänzer erlangt durch lange Uebung eine Fertigkeit, auf einem dünnen Drath eben ſo leicht und ſicher herauf und herunter zu gehen, als wenn er auf einem ebenen Boden im Zimmer gienge.

Die Erfahrung lehrt, daß wir ſchwimmen können: Wie wir uns ſtellen und verhalten müſſen, um uns auf der Oberfläche des Waſſers zu erhalten, ohne unterzuſinken, und dahin zu gelangen, wohin wir gedenken, dazu wird eine Uebung erfordert.

Einem Kinde muß durch die Uebung gewieſen werden, wie es ſicher gehen ſoll, und wie es, wenn es ins ſtraucheln geräth, ſich aufrecht erhalten, oder aber die Hände ſo vorhalten könne, daß es im Fallen keinen Schaden nimmt; Oder auch, wenn es wirklich zur Erden liegt, wie es die Hände und Füſſe ſtellen muß, um ſich wiederum aufzurichten.

Wer blos die Erfahrung von einer Hirſchjagd, und von andern kleinen Wildpret hat, und nur zahme Schweine kennt, wird nicht glauben, daß ein wildes Schwein auf der Jagd ſo gefährlich ſey. Ein Jäger aber, der mehrmalen erlebt hat, daß ein angeſchoſſenes wildes Schwein auf Menſchen losgeht, übet ſich, wie er geſchwind auf einen Baum klettern und der Gefahr entgehen könne.

Wer wenig mit Schießpulver umgegangen iſt, erkennt nicht, wie leicht man damit ein Unglück haben könne; Ein Feuerwerker aber, der die Erfahrung damit gemacht hat, übt ſich in den Handgriffen, welche ihn ſichern und die Gefahr entfernen.

§. 194.

§. 194.

Wenn wir nun Erfahrung haben, und auch genugſam geübt zu ſeyn glauben, ſo beruhet es gleichwol in jedem Vorfall auf eine **Ueberlegung**, was wir zu thun haben. (§. 193.)

Eine ſolche Ueberlegung muß ſich auf gewiſſe aus der Erfahrung genommene Regeln und Grundſätze gründen.

In welchen Fällen müſſen wir einen ſchleunigen Entſchluß faßen, um uns zu helfen, in andern Vorfällen iſt rathſamer, zu zaudern. Le plus courageux des hommes eſt celui qui perſiſte à faire ſon devoir, même aux perils, aux depens de ſa gloire; ce ſage & ferme Fabius, qui laiſſe parler avec mépris de ſa lenteur, & ne change point de conduite, & non ce foible & vain Pompée, qui aime mieux hazarder le ſort de Rome & de l'univers, que d'eſſuyer une raillerie &c. *Beliſaire* p. 60.

In den dringendſten Gefahren bleibt uns ſelten *ſo* viel Zeit übrig, daß wir lange Ueberlegungen *anſtel*len können, und ein geſetzter Mann kann ſich alsdenn in ſeiner völligen Größe zeigen, wenn er in bedenklichen Umſtänden, und bey einer nahen ſichtlichen Gefahr, die Gegenwart des Geiſtes, cette pointe d'eſprit behält, daß er ſtehenden Fußes und ohne ſich lange zu bedenken, die beſten, ihn ſichernden, Mittel erforſche, wähle und ergreife. (§. 202.)

Nach einem franzöſiſchen Sprichwort heißt es: L'Homme vigilant profite de ce, qui ſe perd pour celui qui dort. Es veranlaßt jedesmal ein unangenehmes Andenken, wenn wir uns erinnern, daß vortheilhafte Vorfälle ſich uns dargeboten haben, wir

haben aber davon nicht ſo, als wir gekonut, Gebrauch gemacht.

Ich werde ſuchen, einige allgemeine Regeln zu geben, wornach man handeln muß.

§. 195.

I. Regel. „Gebet auf alle euch betreffende „Vorfälle Achtung.„

Ein Thor lebt in den Tag hinein, und giebt auf nichts Achtung. (§. 192.) Er ißt ſich alle Tage ſatt, ohne ſich zu erkundigen, woher die Speiſen kommen, noch ſich darum zu bekümmern, wie er ſich etwa, wenn ihm die nöthige Nahrung fehlen ſollte, helfen, und ſich ſelber etwas kochen könne. Er ſieht vielleicht einen ganzen Ort abbrennen, ohne ſich zu erkundigen, was für Mittel angewandt werden, um das Feuer zu löſchen, ober deſſen Ausbreitung zu hemmen. Es können mehrere vor ſeinen Augen verſaufen, ohne daß er nachforſcht, wie man ſich in Waſſersgefahr helfen, oder halb Ertrunkene wiederum lebendig machen könne. Er wird krank, und ſtirbt eher, als daß er nachdenken ſollte, wie er die Geſundheit herſtellen können.

Das Auge eines Weiſen ſieht aber nachforſchend auf alles, was um ihn vorgeht, und macht daraus auf ähnliche Fälle allgemeine Schlüſſe.

§. 196.

II. Regel. „Erweget nicht allein die gegen„wärtigen Vorfälle, ſondern erforſcht insbeſon„dere die Folgen, und ob ſolche gut oder böſe „ſind.“

Ein Thor wird alles, was ihm vorgeſetzt wird, eſſen, vornemlich, wenn es ihm gut ſchmeckt. Viele

pflegen zur Regel zu nehmen; Ich eſſe was ich mag, und leide was ich kann.

Ein Weiſer wird, wenn er von einem zweifelhaften Gerichte ißt, Achtung geben, ob ihm ſolches gut oder übel bekommt; findet er das letztere mehrmalen, ſo wird er ſich hüten, daß er ſich durch fernern Gebrauch der Speiſe nicht der Gefahr ausſetze, krank zu werden. (§. 195.)

Wenn ein Weiſer bey einer Feuersbrunſt gewiſſe gute Anſtalten beobachtet, ſo wird er ſich ſolche bemerken, um bey einem ähnlichen Unglück guten Rath und Hülfe ertheilen zu können.

Wer ſich bey einer gewöhnlichen Krankheit durch ein gewiſſes Mittel einmal erleichtert findet, und überzeugt iſt, daß die Geneſung von dem Mittel gewirkt ſey, wird ſich dieſes anmerken, wenn er anderweitig in die Umſtände kommen ſollte.

Wird ihm hingegen ein Mittel verordnet, von dem er gar keine Wirkung verſpürt, ſo wird er auch andere davon abrathen.

§. 197.

III. **Regel.** „Man ſuche den Grund und „die wahre Urſache zu erforſchen, warum die „Folgen ſo und nicht anders ſind.“

Wenn zwo Begebenheiten gleich auf einander folgen, ſo pflegen wir gar zu gern die erſte als die Urſache der letztern anzuſehen, und eine Verbindung zwiſchen beyden zu glauben, wenn gleich kein Zuſammenhang da iſt; Erwägen wir aber einmal ordentlich den Zuſammenhang aller Dinge, und wie nach beſtändigen Regeln eine Begebenheit aus der andern folgt, ſo werden wir uns nicht ſo leicht irre machen laſſen.

Wenn

Wenn ein Menſch krank wird, und er hat kurz vorher eine weniger geſunde Speiſe genoßen, ſo ſoll die Speiſe die Urſache der Krankheit ſeyn; Oder er iſt kurz vorher in der freien Luft geweſen, ſo iſt das Uebel durch eine Verkältung veranlaßt; Gleich wird die Speiſe als ungeſund verdammt, und die kühle Luft als höchſt gefährlich vermieden, ohne zu erwägen, ob nicht jene Krankheit ſchon lange vorher in dem Körper zubereitet worden, und eben jetzo nur ſehr von ungefähr zum Ausbruch komme.

Wenn ein Kranker die von einem geſchickten Arzt vorgeſchriebene Mittel gebraucht, und endlich ungeduldig wird, daß dieſelben etwa nach Beſchaffenheit der Krankheit keine ſchleunige Hülfe leiſten können, alſo ſeine Zuflucht zu einem Marktſchreier oder zu einem andern ihm vorgeſchlagenen Hausmittel nimmt, und darauf geneſet; So wird er das letztere gemeiniglich als die Urſache ſeiner Geneſung anſehen, und deſſen Gebrauch auch andern anempfehlen, ohne zu erwägen, ob bey andern mit dem Gebrauch des Mittels nicht ſchon eine Gefahr verknüpft ſeyn könne, und ob nicht bey ihm die Geneſung nach dem Genuß des Mittels blos zufälliger Weiſe erfolgt ſey, da eben der Zeitpunct geweſen, wo ſich die Krankheit ohnehin gebrochen haben würde, oder wo die vorher genommene Mittel erſt wirken können, oder wo blos ſeine gute Natur von ſich ſelbſt die Krankheit überwältiget hat?

Wenn wir in einer unbewohnt geglaubten Kammer ein Gepolter hören, ſo iſt unnöthig, wenn wir deswegen befürchten, von Geſpenſtern beunruhigt zu werden. Wenn wir eine genaue Unterſuchung an-

ſtellen, ſo wird ſich finden, daß das Gepolter ſeine natürliche Urſache gehabt habe.

Ich kann noch ein Exempel anführen, welches bey uns verſchiedene Schriften und Diſpüte veranlaßt hat: Nach der Ernte von 1770 befielen in einer gewiſſen Gegend viele Einwohner von der ſogenannten Kribbelkrankheit; Man vermuthete, daß das Uebel von dem geernteten friſchen Rocken herrühre; Man unterſuchte ſolchen, und fand darin viele ſchwarze Mutterkörner *), oder wie ſie andere nennen, Vaterkörner, Todtenköpfe, Rankkorn, Kornmutter, Rockenmutter; Gleich glaubte man in dieſen Mutterkörnern die Urſache der Krankheit entdeckt zu haben, und die Einwohner wurden in mehrern Ländern durch öffentliche Ausſchreiben für deſſen Genuß gewarnet, ohne zu unterſuchen, ob der Grund der Krankheit nicht vielmehr in den übrigen unvollkommen gebliebenen Rockenkörnern, oder in einer andern zufälligen Urſache liege; Zumalen da ſich die Mutterkörner alle Jahr unter dem Rocken, auch mehrmalen in ziemlicher Menge finden, alſo alle Jahr kribbelſüchtige ſeyn müßten. Weitere angeſtellte Verſuche haben auch beſtätigt, daß die Mutterkörner als eine Art, über der Erde und an einer Pflanze gewachſener, Trüffeln ohne alles Bedenken und ohne Gefahr gegeſſen werden können. S. §. 290.

Es iſt ein Grad des Aberglaubens, wenn wir falſche Urſachen von gewiſſen Wirkungen annehmen, und uns dabey beruhigen; ich habe dagegen ſchon mehrmalen gewarnet, z. E. oben im erſten St. S. 47. und im I. Theil S. 155.

*) S. Hausv. I. Theil S. 330.

§. 198.

IV. Regel. „Man muß vorher bey ſich Ueberlegungen anſtellen über mögliche Fälle, und „Plane machen, wie man ſich verhalten ſoll, „wenn wir in dieſe bedenkliche Umſtände kommen, oder Gefahren befürchten mögten.“

Wenn uns ein Unfall oder eine Gefahr ganz unerwartet zuſtößt und überraſcht, ſo werden wir uns nicht ſo leicht finden und einen Entſchluß faſſen können, (§. 194.) als wenn wir uns dieſen oder ähnliche Fälle vorher als möglich vorgeſtellt, und vorbereitet haben, wie wir uns bey einer ſolchen Gelegenheit helfen könnten. Wenn wir dieſes unterlaſſen haben, ſo gerathen wir gar leicht bey einer Gefahr in Beſtürzung, und nehmen ſolche Mittel zur Hand, welche die Gefahr keines Weges entfernen, ſondern vergrößern.

Daher gerathen im Wohlſtande lebende Perſonen, welche nie widrige Zufälle erlebt haben, leicht in Beſtürzung, und verzagen, wenn ihnen nur das mindeſte Unglück begegnet; weil ſie ſich nicht einmal die Möglichkeit davon vorgeſtellt, alſo gar nicht darauf gefaßt haben.

Wer in einer großen Stadt wohnt, und eher Feuersgefahr ausgeſetzt iſt, thut wohl, vorher zu überlegen, was er bey einer plötzlich überhand nehmenden Feuersbrunſt am eheſten retten und in Sicherheit bringen müſſe; auch die Papiere und Kleinodien, woran ihm am mehrſten gelegen iſt, ſo zu legen, daß er ſolche geſchwind zuſammen raffen und fortſchaffen kann, damit es ihm in einer wirklichen Gefahr nicht gehe, wie dem Burgermeiſter in einer vor einigen Jahren abgebrannten kleinen Stadt, welcher, nachdem er lange hin und wieder gelaufen war, und dem Anſche in

nach geſucht hatte, was er retten könne, endlich ein großes Bauer mit ein paar Lacheltauben aus dem Hauſe ſchleppte, und unterdeſſen das ganze Archiv verbrennen ließ, welches nicht allein alte, die Gerechtſame der Stadt betreffende, merkwürdige Urkunden, ſondern auch andere die Geſchichte und Verfaſſung des Landes erläuternde ſchöne Nachrichten enthielte.

Eine alte Frau gerieth, da die Flamme ihr Haus ergriff, in die äußerſte Beſtürzung, ſuchte lange, was ſie wol retten könne, und ergriff endlich ein ſchweres Unterbett, mit dem ſie ſich kaum durch die Thüren drengen konnte. Eine andere rettete mit vieler Mühe einen Canarienvogel.

Ein Geitziger blieb bey einer andern Gelegenheit ſo weit bey ſich ſelber, daß er ſeinen Mammon retten wollte; Er ergriff aber ein paar Beutel mit alter ſtehen gebliebener ſchlechter Silbermünze, vermuthlich weil ſie ihn in der Beſtürzung als die größten noch am mehrſten in die Augen fielen, ſchleppte ſolche von einem Ort zum andern mit großer Mühe und unter vielem Stöhnen, und ließ unterdeſſen mehrere kleine Beutel mit vielen Tauſenden an Golde, die er leichter in der Taſche fortbringen können, von der Flamme verzehren, oder von andern wegrauben.

Wer ein großes Vermögen beſitzt, wird ſich nicht ſo ſehr betrüben, wenn er auch den größten Theil davon verliert, wenn er vorher überlegt hat, wie er ſich allenfalls auf ein ganz geringes einſchränken könne.

Wer öfter erwegt, daß wir Menſchen alle ſterblich ſind, und daß wir oft diejenigen, die uns am liebſten ſind, am eheſten verlieren, aber gegen eine höhere Vorſicht nicht murren dürfen, (III. Th. S. 7)

der

der wird ſich eher in den Verluſt eines geliebten Freundes faſſen.

Ein Spieler, der ſein Spiel unüberwindlich hält, wird leicht in Beſtürzung gerathen, wenn er ſolches durch einen Zufall dem ungeachtet verliert, und er wird gar außer ſich kommen, wenn er den Verluſt durch einen Fehler muthwillig veranlaßt hat. Hat er hingegen die Möglichkeit vorher überlegt, und wie er ſich helfen könne, wenn es ihm allenfalls verkehrt gienge, ſo wird er eher ein Spiel herſtellen und gewinnen, das alle Mitſpieler verlohren glaubten.

Indem ich aber rathe, daß man ſich zukünftige Fälle als möglich vorſtellen ſoll, ſo muß zugleich auch warnen, daß man die möglichen nicht gleich als gewiß bevorſtehend voraus ſetze.

Einige Menſchen nähren ſich gern mit der Vorſtellung, daß ihnen etwas ſchlimmes bevorſtehe, und daß ſie einen weit entfernten Unfall als unvermeidlich glauben. Dieſe nennen wir **feig** oder **verzagt** des Poltrons. Statt, daß ſie auf Mittel denken ſollten, wie ſie etwa einem Unfall vorkommen mögten, hangen ſie ſtets traurigen Vorſtellungen nach, martern ſich damit ab, und der geringſte unerwartete Vorfall ſetzt ſie in Beſtürzung, woraus ſie ſich nicht ziehen können.

Ein verzagter Spieler quält ſich in jedem Spiel mit der ängſtlichen Vorſtellung vom Anfange an bis zu Ende, daß er ſolches verlieren werde, und verſäumt die rechten Augenblicke, da er ſich helfen könnte; Ihm iſt bey jeder Karte, die er zieht, bange, daß er etwas verſehen werde, darüber unterläßt er, zu überlegen, wie er ſich etwa gegen den Verluſt ſichern kann.

Ehegatten unter einander, oder Eltern, welche Kinder haben, die ſie außerordentlich lieben, quälen ſich oft mit der Vorſtellung, daß wenn ſie einmal in dem Geſichte des geliebten nicht die nemliche muntere Farbe oder heitere Geſichtszüge zu bemerken glauben, dieſes gleich eine tödtliche Krankheit anzeige.

Eine zaghafte Mutter wagt nicht, ihr Kind allein gehen zu laſſen, aus Furcht, daß es fallen und ſich Schaden thun werde; Sie bedenkt nicht, daß ein kleines Kind, indem es geführt wird, länger ungeſchickt zum Laufen bleibt, und wenn es einmal einen Schritt allein thut, eher in der Folge einer Gefahr ausgeſetzt iſt, als wenn es vom erſten Anfange an lernt, ſich die nöthige Hülfe allein zu geben. (§. 193.)

Eine, einen ſchwachen Magen habende, Mutter iſt in beſtändigen Sorgen, daß ihr Kind den Magen überladen werde; Sie läßt alſo daſſelbe entweder hungern, und verhindert, daß der Körper die Theile nicht in gehöriger Stärke bilden könne; oder ſie entzieht doch dem Kinde Fleiſch und gewiſſe andere Speiſen, und reicht aus übertriebener Vorſicht nur Mehl- und ſüße Speiſen, die ſeinem zarten Körper noch zu ſtark ſind, und den Magen eben verſchleimen: Oder aber, indem ſie dem lieben Kinde nichts verſagen darf, ſo überladet ſie deſſen Magen mit gar zu vielen und mancherley Speiſen.

Ein Geitziger bringt manche Nacht ſchlaflos zu, indem er ſorget, ob auch jedes Capital ſicher genug belegt ſey, oder daß Diebe ihm einen Theil ſeiner Schätze rauben mögten. Unterdeſſen fährt er fort, ſein Geld unſicher auszuleihen, wenn er nur Hoffnung zu einem beträchtlichen Gewinnſt ſieht, oder wenn ihm nur ein hohes pro Cent verſprochen wird.

Statt daß er ſeinen Vorrath in einen eiſernen Kaſten ſchlieſſen ſollte, wo ihn ſo leicht Niemand rauben kann, ſticht er die Beutel lieber hie und da verborgen im Hauſe herum, wo ſie leicht jemand finden kann, damit er nur Gelegenheit hat, ſich beſtändig mit Sorgen zu quälen.

Ein Furchtſamer im Fahren ängſtigt ſich ohn Unterlaß im Wagen, daß ſolcher umfallen werde, wenn er auch auf ebener Erde fährt; oder daß die Pferde durchgehen werden, wenn er auch von alten, matten, ſteifen Pferden gezogen wird.

Einem bangen Reuter iſt gleich angſt, wenn das Pferd nur die mindeſte Bewegung macht, daß er herunter fallen werde; Er verſäumt daher, das Pferd zu rechter Zeit anzuhalten, oder reißt es zu ſehr ins Maul, oder hebt ſich ſelber aus dem Gleichgewicht.

§. 199.

V. Regel. „Prüfet vorher alle gegen eine „Gefahr anzuwendende Mittel, und erweget, „welche die nächſten und ſicherſten ſind.“

Wenn wir eine Gefahr befürchten, und inſonderheit, wenn uns ſolche übereilet, ſo pflegen wir nicht ſelten ſolche Rettungsmittel anzuwenden, welche uns eben einer größern Gefahr ausſetzen.

Es geht uns wie den Gänſen, welche, wenn der Fuchs ſie verfolgt, fortlaufen, und wenn ſie einen auf ſie losſtoſſenden Geyer ſehen, ſich erheben und fliegen, da ſie ſich für den Fuchs retten würden, wenn ſie flögen, der Geyer aber ihnen nichts thun könnte, wenn ſie auf der Erden blieben.

Die Tauben könnten geruhig ſitzen bleiben, wenn ſie einen Habicht von ferne erblicken, weil er alsdenn

keine von ihnen erhaſchen würde: ſo aber fangen ſie gleich an zu fliegen, wenn ihnen nur die Stimme einer Krähe die Ankunft eines Habichts von ferne ankündigt, ehe ſie ihn ſelbſt erblicken: Sie würden noch keine Gefahr laufen, wenn ſie ſich nur dichte in einen Haufen zuſammen hielten, ſo aber muß bald eine oder die andere, damit der Habicht deſto leichter eine Beute erhaſchen kann, ſich einfallen laſſen, von dem großen Haufen ſich zu entfernen; entweder weil ſie klüger ſeyn will, als die übrigen, oder weil ſie der Schrecken übernimmt.

Eben ſo übernimmt uns Menſchen auch leicht der Schrecken in einer Gefahr, ſo daß wir uns nicht weiter beſinnen können.

Wenn ein Gewitter aufſteigt, pflegt man gleich bedacht zu ſeyn, allen Zug der Luft zu vermeiden; Thüren und Fenſter werden feſt verſchloſſen, und man begiebt ſich von einem dem Zuge ausgeſetzten Ort weg; da doch der Blitz von oben hernieder fällt, und ſich nicht nach dem Zuge richtet, auch eher ein verſchloſſenes Zimmer als einen offenen freien Ort im Hauſe berührt; wir laufen auch mehr Gefahr, blos vom Dampf zu erſticken, wenn der Blitz durch ein verſchloſſenes Zimmer fahren ſollte, ohne uns unmittelbar zu treffen.

Wenn ein feiger Menſch befürchtet, in einem Wagen umgeworfen zu werden, ſo pflegt er ſich zu heben und mit beyden Händen anzuhalten, auch die Füße von ſich zu ſtrecken, als wenn er dadurch dem Wagen das Gleichgewicht geben, und den Fall verhüten könnte; Auf ſolche Weiſe lauft er, wenn der Wagen fällt, eben Gefahr, unglücklich zu ſeyn, und Arm und Bein auszuſetzen, oder zu zerbrechen; Hingegen würde

de er nichts wagen, wenn er ſich mit unter einander geſchlagenen Armen feſt in eine Ecke druckte, und gelaſſen den Fall erwartete, indem er ſodann mit dem Wagen umgelegt wird, ohne deſſen Stoß zu empfinden.

Wenn die Pferde flüchtig werden, ſo pflegt das erſte zu ſeyn, daß man aus dem Wagen ſpringt, und unter hundert ausſpringenden wird kaum einer davon kommen, ohne wenigſtens einen Arm oder Bein auszuſetzen und zu zerbrechen, oder gar geſchleifet und tödtlich verwundet zu werden; Bleibt man hingegen geruhig ſitzen, ſo bleiben die Pferde gemeiniglich bald ſtehen, und unter hunderten wird kaum einer Schaden nehmen, falls der Wagen endlich auch zerbrechen oder umſchlagen ſollte; wenn wir uns nur ohne Furcht und ohne uns anzuhalten geruhig in eine Ecke drucken.

Wenn ein Pferd muthig wird, und anfängt zu ſpringen, ſo pflegt ein zaghafter Reuter, ſtatt daß er ihm den Zügel auf den Hals werfen, und lieber ein paar Spornen geben ſollte, ihm mit dem Zaum ins Maul zu reißen und zu veranlaſſen, daß es ſich noch mehr bäumet, und wol gar überſchlägt, oder doch von denen ihm verurſachten Schmerzen erſt recht wild wird.

Wenn man einen ſteilen Berg geſchwind herunter lauft, ſo pflegt man ſich rückwärts überzubiegen, um das Gleichgewicht zu erhalten, und geräth dadurch eben ins Stolpern, da man ſicher und langſam herunter gehen könnte, wenn man ſich vorne überlegte.

Wer ſo tief ins Waſſer kommt, daß er ſich durch Schwimmen retten, und dazu die nöthige Hülfe nur geben ſollte, ſucht immer noch mit den Füßen feſten Grund, und geht darüber unter.

Wenn

Wenn jemand halb todt aus dem Waſſer gezogen wird, ſo pflegt der gemeine Mann ihn auf den Kopf zu ſtellen, in dem Wahn, daß das Waſſer aus dem Halſe herauslaufen ſollte, und man bedenkt nicht, daß er eben dadurch vollens erſticken muß, wenn er auch noch nicht einmal ganz todt wäre.

Wenn ein Schornſtein in den Brand geräth, ſo pflegt man ſolchen durch hineingegoſſenes Waſſer löſchen zu wollen, da eben dadurch die Gefahr größer werden kann; Denn wenn der Schornſtein nicht gut verwahrt, und die Glut darin ſtark iſt, ſo ſpringt er faſt allemal von dem eingegoſſenen Waſſer, und alsdenn ſchlägt die Flamme leicht durch die entſtandenen Ritzen und ergreift Feuer fangende Materien; Statt daß man das Feuer leicht brennen laſſen, und bald ſtöhren kann, wenn unten auf dem Heerd ein gutes Feuer gemacht, und mit einigen Hände voll geſtoſſenen Schwefel beſtreuet wird; vornemlich, wenn man darauf den Schornſtein von oben zuſtopft, von unten aber allen Zugang von friſcher Luft ſperrt, dadurch, daß alle Thüren und Fenſter verſchloſſen gehalten werden.

Wenn ein Haus in Brand geräth, ſo pflegt man das angebrandte Holz aus einander zu reißen, da doch das Feuer weniger gefährlich iſt, wenn man ein Haus ſtill in einander fallen läßt, und nur dazu beförderlich iſt. Ein Caminfeuer brennt heller, jemehr man daran rührt.

§. 200.

VI. Regel. „Bemerkt euch jeden Fall, da „ihr eine Gefahr ohne Grund befürchtet habt, „oder da zu Abwendung einer Gefahr unrechte „Mittel angewandt worden.“

Wenn

Wenn wir erkennen, daß wir uns ohne Urſache gefürchtet haben, ſo pflegen wir uns vor uns ſelber zu ſchämen, und dadurch werden wir mit der Zeit beherzter; ſo wie uns ein einmal gehabtes unerwartetes Unglück zu Zeiten in der Folge furchtſam macht, wo wir vorher beherzt waren.

Ich habe geſehen, daß jemand, der ſich ſonſt nie im Fahren gefürchtet hatte, nachdem er einmal, wiewol ohne Schaden zu nehmen, umgeworfen war, dennoch davon ſo feig ward, daß er, ſobald der Wagen nur etwas ſchief gieng, anfieng zu ſchreien, und ausſtieg, um der Gefahr zu entgehen, wo keine war.

Ein anderer war bisher bey den ſtärkſten Gewittern gleichgültig geweſen, nachdem aber der Blitz in einem Sommer nicht weit von ihm einen Menſchen tödtete, und ein anders mal an dem nemlichen Ort ein Haus in Brand ſteckte, ſo fieng er an, im folgenden Jahr bey Anfang des Frühlings ſich ſchon für die Gewitter, welche kommen könnten, zu ängſtigen, und ſo wie er jeden Morgen im Sommer aufſtand, war ſeine erſte Frage, ob man auch wol den Tag über ein Gewitter haben würde.

Nachdem beyde ein paar Jahr lang ſich umſonſt gefürchtet hatten, ſo giengen ſie endlich wieder in ſich, ſchämten ſich, und ziereten ſich nicht weiter.

Wer nicht gewohnt iſt, über ſchmale Stege zu gehen, wird ſich vielleicht zum erſtenmal fürchten; wenn er aber ſieht, daß mehrere ohne Bedenken daher gehen, und ihn auslachen, ſo wird er nach gerade Muth faſſen, und nach wiederholten Verſuchen endlich gar nicht begreifen können, wie ein anderer ſich davor fürchten möge.

Ein

Ein Reuter, der auf einen Sattel noch ſo gut und feſt ſitzen kann, aber nie auf einem loſen Pferde geſeſſen hat, wird, wenn er zum erſtenmal ohne Sattel und Steigbügel reiten ſoll, entweder herunter fallen, oder ſich außerordentliche Mühe geben, um ſich feſt zu halten. Ein kleiner, von Kindheit an daran gewohnter, Bauren-Junge jägt auf loſen Pferden, ſo, daß er Arme und Beine bewegt, ohne ſich im mindeſten anzuklammern, und läßt ſich gar nicht einfallen, daß er herunterfallen könne.

Wenn man zum erſtenmal auf einem großen Schiffe die Botsknechte in den Maſten und Thauen herum klettern ſieht, ſo daß der Leib ganz überliegt, und ſie ſich oft nur mit einem Bein anhangen, ſo kann uns die Vorſtellung, daß ſie alle Augenblick herunterfallen würden, ſchon übel und ſchwindlich machen.

Wer nicht gewohnt iſt, auf dem Eiſe zu gehen, trippelt, fürchtet ſich, will dadurch das Gleichgewicht halten, daß er ſich gerade, und die Knie ſteif hält, auch ſtill ſteht, und liegt am eheſten über den Haufen; Geht er aber zum zweytenmal mit krummen beweglichen Knien auf das Eis, und nimmt ſich in Acht, daß er nicht ſtill ſteht, und dreiſt fortgeht, ſo wird er bald merken, wie er ſich ohne Urſache gefürchtet habe.

Vornehmere, die gewohnt ſind, täglich auf gewächſten Boden zu gehen, finden es gar bequem und keine Gefahr dabey: Man heiße aber einen Bauren mit glatten neuen Schuhen darauf gehen, oder laufen, ſo wird er nicht fortkommen können, und bald fallen.

Das mehrſte beruhet darauf, wie man einen Feigen überzeuge, daß er ohne Grund eine Gefahr befürchte?

fürchte? Lacht man ihn aus, oder will man ihn durch Gründe überzeugen, ſo iſt ſolches ſelten von Wirkung, inſonderheit, ſo lange die vermeinte Gefahr noch anhält. Mancher fürchtet ſich vielleicht noch mehr, wenn er ſich in Geſellſchaft eines Wagehalſes ſieht. Es iſt mir ſelber begegnet, daß ich in einer Geſellſchaft von furchtſamen Damen fuhr, und dieſelben auslachte, weil nicht den mindeſten Anſchein zum Umfallen entdecken konnte; Es wurde mir aber eine ſtarke Strafpredigt gehalten, daß man eben am eheſten geſtraft werden könnte, wenn man eine Gefahr verachtete, und darüber gar Geſpött triebe.

Auf eine ähnliche Art erinnere ich mich, daß einigen Frauenzimmern bey einem Gewitter gar Angſt wurde, weil ſie in der Geſellſchaft einen ruchloſen Spötter entdeckten, und ſich jetzt noch mehr fürchteten, daß alle Augenblick ein Blitz kommen und ihn verzehren würde; blos weil er ſie aus phyſicaliſchen Gründen überzeugen wollte, daß ſie ſich nicht fürchten mögten, weil der Blitz ſeine natürliche Urſachen habe, und alle gebrauchte Vorſichten ſie doch nicht ſicherten, ſondern in dem dicht verſchloſſenen und verfinſterten Zimmer nur einer größern Gefahr ausſetzten.

Wenn man gar feige Perſonen neben ſich hat, ſo iſt oft nöthig, daß man ſie in der Einbildung unterhalte, und ſich noch ängſtlicher ſtelle; ſo werden ſie ſich faßen, und beherzt werden. Da man ſie denn zu einer andern Zeit von ihrer übel angewandten Furcht vielleicht überführen kann.

Sonſten iſt aber in wahren Gefahren eine nöthige Vorſicht, daß man ſeine gerechte Furcht andern geſchickt zu verbergen wiſſe, um ſie nicht feig zu machen.

c'eſt

c'eſt une eſpece de courage, que de ſavoir cacher adroitement ſa crainte. *Mon Coup d'oeil* p. 318.

§. 201.

VII. Regel. „ Wir müſſen uns oft einer „ geringen Gefahr ausſetzen, um eine größere „ zu vermeiden."

Mancher Menſch hat für das Aderlaſſen eine ängſtliche Furcht; er hat vielleicht einmal gehört, daß ein ungeſchickter Feldſcheer die rechte zu öffnende Ader nicht gekannt, und eine Arterie geſchlagen, oder die Ader abgeſtochen, oder eine Sehne mit getroffen, oder die Lancette in der Ader abgebrochen habe; oder aber daß ein zur Ader gelaſſener Menſch mit einem ungeſunden Körper viele Wochen lang daran liegen, und wol gar den kalten Brand befürchten müſſen. Ein ſolcher furchtſamer verfällt jetzo in eine ſchwere Krankheit, wovon ihn ein Aderlaß nur allein retten kann, ſo wird er lieber der Gefahr des Aderlaſſes ſich ausſetzen, als gar ſterben.

Wer ſich die Pocken inoculiren läßt, lauft Gefahr, daran zu ſterben, er entgeht aber einer noch weit größſern Gefahr, die ihm drohet, wenn er wartet, bis er die natürlichen Pocken erhält, und welche ſich ohngefähr gegen jene verhält, wie tauſend gegen eins.

Im Gegentheil aber müſſen wir uns hüten, daß wir uns nicht einer größern Gefahr ausſetzen, indem wir eine geringere zu vermeiden gedenken: Es iſt ſchon ein altes Sprichwort: *Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim.*

Wenn die Pferde flüchtig werden, ſo ſtellt man ſich das ſitzen bleiben gefährlich vor, da gar keine Gefahr dabey iſt, man ſpringt alſo aus dem Wagen, und ſetzt ſich muthwillich einer größern Gefahr aus. (§. 199.)

Ein für ſeine Geſundheit beſorgter ſchwächlicher Menſch befürchtet, daß der den Körper noch ſtärkende und erhaltende Wein ſchädlich ſeyn mögte, ſchafft alſo denſelben ab, und erwegt nicht, daß ſein Körper bey dem Genuß des bloßen kalten Waſſers, woran er nicht gewohnt iſt, noch ſchwächlicher und hinfälliger werden müſſe.

Wer eine ſchwache Bruſt hat, pflegt ſich leicht zu fürchten, daß die freie Luft ihm ſchaden könne, und er ſollte bedenken, daß eine dumpfigte eingeſperrte Luft ohne Abwechſelung ihm noch nachtheiliger ſeyn, und ſein Ende befördern werde.

Ein anderer enthält ſich alles Fleiſcheſſens, da der Körper von Jugend auf daran gewohnt, und auch ſtark genug iſt, ferner Fleiſch zu verdauen, auch leichter einem üblen Zufall wiederſtehen würde, wenn er bey der gewöhnlichen Koſt bliebe.

§. 202.

VIII. Regel. „Wenn wir in eine Gefahr „kommen, ſo müſſen wir nicht zu vorſichtig „ſeyn, und zu lange mit Faßung eines Entſchlußes zaudern.“

Es entgeht uns ſonſt die beſte Zeit und Gelegenheit darüber, um uns ſicher zu ſtellen.

Schwerlich wird ein Spieler viel gewinnen, der gar zu vorſichtig ſpielt; der gar kein Spiel eingeht, wenn er nicht von dem Gewinſt ſich ſicher glaubt; der, wenn ihm eine Gefahr droht, erſt alle mögliche Fälle genau ausrechnet und nachdenkt, mithin über jede Karte, die er zieht, ſich viertel Stunden lang bedenkt.

Ein General, der erſt gar zu genau die Stärke und Schwäche des Feindes erforſchen, und verſichert

ſeyn will, ob ſeine Truppen auch ſämmtlich ſo geſtellet ſind, daß er des Sieges gewiß ſeyn könne, wird indeſſen von dem Feinde überrumpelt und geſchlagen werden. Die Bataille bey Minden würde für uns verlohren ſeyn, wenn der Herzog von Broglio nicht gezaudert hätte, um die Stärke und Stellung unſrer Armee zu genau zu erforſchen, und ſeines Unternehmens recht ſicher zu ſeyn.

Ein Jäger, der nicht eher losdrücken will, bis jedes Stück Wild ihm nahe genug und recht zu Schuß iſt, wird mehr fehlen, als ein anderer, der mit einer Dreiſtigkeit bald losſchießt.

Ein Arzt, der die Krankheit des Patienten erſt gar zu genau erforſchen will, und vorher verſchiedene Vorbereitungsmittel giebt, um den Siz des Uebels zuverläßig zu erforſchen, wird nicht ſo ſicher curiren, als ein anderer, der mit einer Ueberlegung und Zuverläßigkeit zu rechter Zeit heroiſche Mittel anzuwenden weiß.

Es iſt aber nicht einem jeden gegeben, in einem jeden ihn in Verlegenheit ſetzenden Vorfall alſobald einen Entſchluß zu faſſen, und ſich ſchnell zu finden, inſonderheit, wenn er ſich in einer Verlegenheit ſieht. (§. 194.)

Wir pflegen an gewiſſen Menſchen zu bewundern, welche ſofort eine paſſende, ſcherzhafte, oder beißende Antwort, Replique, geben können; da wir andere als ſchwache Geiſter anſehen, welche leicht durch eine nicht viel bedeutende, aber unerwartete Anrede verwirrt und beſtürzt werden, alſo erſt einige Zeit haben müſſen, um ſich zu faſſen. Wir ſagen in Niederſachſen; er läßt ſich **verblüffen**, decontenancer. So wie wir einen, der ſeinen Weg gerade verfolgt,

ohne

ohne ſich durch geringe Gegenſtände irre machen zu laſſen, **herzhaft**, courageux, oder nach Beſchaffenheit der Umſtände, **kühn**, hardi, **frech**, fier, **dreiſte**, reſolu, und **geſetzt**, determiné, oder gar einen **Held**, heros, nennen *).

§. 203.

IX. **Regel.** „Wenn ein Unglück nicht weiter abzuwenden iſt, ſo ſuchen wir uns durch „einen Troſt aufzurichten.“

Der **Troſt** iſt eine geſchöpfte Hoffnung, daß künftige Vorfälle den Schaden, den wir jetzo leiden, erſetzen, oder weniger empfindlich machen ſollen.

Eine **Beruhigung** iſt ein geringerer Grad von Troſt, und entſteht, wenn wir bey weiterm Nachdenken zu finden vermeinen, daß der uns betroffene Unfall uns nicht ſo nachtheilig ſeyn werde, als wir oder unſere Freunde es Anfangs geglaubet haben.

Es ließe ſich ein ganzes Buch ſchreiben, von den beſondern Troſt- und Beruhigungsgründen, welche die Menſchen, wenn ſie einen Unfall leiden, ſich ausdenken.

Der beſte Troſt pflegt zu ſeyn, wenn man ſieht, daß es andern noch übler geht. Jener Weltweiſe ſagte: Wenn alle Menſchen ihr Unglück auf einen Haufen tragen, und ſich ein neues heraus greifen ſollten, ſo würde ein jeder doch lieber nach dem ſeinigen

 faſſen,

*) Hieraus entſteht die **wahre Tapferkeit**, la veritable bravoure, wenn man die Gefahr völlig kennt, und wohl vorher ſiehet, ihr aber getroſt entgegen geht, blos in der Abſicht, um ſeine Schuldigkeit zu beobachten; ja ſelbſt das Leben zu wagen, und den Tod nicht zu ſcheuen, ohne einen weitern Ruhm noch Belohnung zu gewärtigen, als die Beruhigung, daß man das gemeine Beſte befördert habe.

faſſen, als ſich der Gefahr ausſetzen, ein noch ſchlim̃meres Unglück zu erhalten. Manche beruhigen ſich mit dem Gedanken: Sie wären nicht die erſten, und würden auch nicht die letzten ſeyn. Ein paar Exempel von beſondern Troſtgründen habe ich ſchon im III. Theile S. 22. angeführt.

Ein Weiſer hütet ſich, daß er zu der Beruhigung keine ſeichte und falſche Gründe nehme, und ſich dadurch einſchläfere. Wir müſſen uns vielmehr einen jeden Fall zur Warnung einprägen, um künftig mehr auf unſrer Hut zu ſeyn.

Einige ſuchen ſich bey einer drohenden Gefahr, und vornemlich bey einem erlittenen Unfalle damit zu helfen, daß ſie ſolchen ſich aus dem Sinne ſchlagen, und damit keine verdrießliche Gedanken, des perceptions facheuſes, bey ihnen aufſteigen mögen, allerley Zerſtreuungen hervor ſuchen. Kayſer **Friedrich der Dritte** ſoll an die Wand ſeines Zimmers geſchrieben haben: Rerum irrecuperandarum ſumma felicitas obliuio; Wenn wir aber einen Vorfall blos vergeſſen, ſo gereicht er uns in der Folge nicht zur Warnung.

Noch weniger iſt zu rathen, daß wir unſere Leidenſchaften gar einſchläfern ſollen, denn dieſe erhalten uns in einer beſtändigen Bewegung; ohne ſolche gleicht der Menſch einem vor Anker liegenden Schiffe; mit den Leidenſchaften fährt er hingegen mit vollen Segeln, und es liegt nur daran, dieſe vorſichtig zu richten.

§. 204.

Es wird ſich nicht beſſer offenbaren, ob dasjenige, was ich von dem Verhalten in Gefahren gelehrt habe, in der Ausübung ſich anwenden laſſe, und Nutzen haben könne, als wenn ich davon eine genauere Anwendung auf ſolche beſondre

dre Vorfälle mache, wo wir uns der größten Gefahr ausgeſetzt ſehen; und ſo werde ich mein erſtes Augenmerk auf **den Krieg** richten.

Nirgends ſind wir öftern, ſtärkern und mehrerley Arten von Gefahren ausgeſetzt als im Kriege, wo unſer eigenes Leben und Geſundheit, unſer Vermögen und Güter, das Leben unſrer beſten Freunde, das Wohl ganzer Länder, und alle unſre Mitbürger ohne Unterlaß angefochten und beunruhiget werden.

Wir nennen einen **Krieg**, wenn eine Nation die andere mit Gewalt in ihrer Ruhe und in ihren glücklichen Umſtänden zu ſtöhren; ihre eigene Umſtände hingegen zu verbeſſern trachtet.

Es kommen alſo zwey Theile in Betracht, der **Angreifende** und der ſich **Wehrende**. Gemeiniglich hält der angreifende Theil ſich ſchon vorher **beleidigt**, und daher zu Anfangung des Krieges berechtigt, will alſo nur als der wehrende Theil angeſehen ſeyn. Oft aber ſucht der Angefochtene ſich dahin zu rechtfertigen, daß er durch einen unverſchuldeten Angriff beleidigt ſey, um deſto eher bey andern Nachbaren Mitleiden zu erwecken, und Beyſtand zu erlangen.

Genug, ein jeder der ſtreitenden Theile ſucht, ſo lange der Streit dauert, dem andern Abbruch zu thun, und ſeine Umſtände zu verbeſſern.

§. 205.

Wenn irgend etwas in der Welt iſt, das die Benennung eines nothwendigen Uebels verdient, ſo iſt es der Krieg.

Man ſtreitet ſich, ob ein wahres Uebel in der Welt ſey? ſo daß, wenn man ſolches ganz entfernen und zernichten könnte, überhaupt im Ganzen mehr Ord-

nung ſeyn würde. Man kann aber den Krieg mit Recht ein Uebel nennen, weil er viele Men chen aus ihren guten Umſtänden ſetzt, und unglücklich macht; **Nothwendig** nenne ich ihn, nachdem ſo lange als die Welt ſteht, Kriege geweſen ſind, **Gott** auch ſolche ſelber geheißen und begünſtigt hat; Zudem, wenn der Krieg einige unglücklich macht, ſo werden andere dadurch empor gehoben, und es wird ſchwerlich erwieſen werden können, daß in der Welt mehr Ordnung ſeyn, und daß wir Menſchen überhaupt weit glücklicher ſeyn würden, wenn gar kein Krieg jemalen entſtanden wäre, ſondern eine jede Nation fortgeſahren hätte, an dem einmal eingenommenen Orte die Erde nach einer von ihnen beliebten willkührlichen Methode umzuwühlen. So wenig als es zu der Ordnung im Ganzen gehört, daß jeder einzelner Einwohner mit ſeinen Mitbürgern in beſtändiger Ruhe und Frieden leben müſſe; noch weniger iſt es möglich, daß ganze Völker ſtetsweg in un-unterbrochener guten Harmonie zuſammen leben ſollen.

Wenn daher zwo Nationen in einen Krieg verwikkelt werden, ſo muß ein jeder dazu gehörender Mitbürger nicht gleich verzagen, und alles verlohren geben, ſondern vielmehr ſich in die Gefahr ſchicken lernen, und überlegen, in wie weit er die ihm drohende Gefahr vermeiden, und ſeine Umſtände verbeſſern könne. (§. 209.) Denn eben dadurch wird die Abſicht des Gegners vereitelt, welcher uns unterdrücken wollen.

§. 206.

Wenn wir die Folgen eines Krieges unterſuchen wollen, ſo müſſen wir unterſcheiden:

1) Die beyden über jede Nation herrſchende und eigentlich den Krieg anfangende Regenten.

2) Die

2) Die Heere, welche ſie von beyden Seiten ſtellen, um gegen einander zu fechten.

3) Die dadurch in Krieg verwickelte Nationen überhaupt.

4) Der den Krieg veranlaſſende Vorwurf.

Die beyden den Krieg anfangenden Regenten leiden dadurch am wenigſten, und kommen bey gegenwärtiger Abhandlung am wenigſten in Betracht, weil ſie gemeiniglich dem Kriege von Ferne zuſehen, und die Folgen in guter Ruhe erwarten: wenn ſie gleich ſonſten als die Hauptperſonen anzuſehen ſind, welche den Krieg anfangen, auch wiederum, wenn es ihnen gefällt, Frieden ſchließen.

Die beyden fechtenden Heere laufen zwar die mehrſte Gefahr, indem ſie gegen einander kämpfen, und ſich einer den andern todt ſchlagen müſſen: Nachdem ſie ſich aber einmal dazu widmen, ſo bedauren wir ſie nicht weiter, ſondern glauben vielmehr, daß ſie dazu erſchaffen und beſtimmt ſind, um Ungemach zu leiden, und es kommt auf eine Geſchicklichkeit an, wer den andern am beſten überwältigen kann.

Ich richte alſo mein Augenmerk hier auf die übrigen Mitglieder zwoer ſtreitender Nationen, welche ſelber nicht mitfechten, ſondern zu Hauſe den Ausgang des Krieges zwar gerne geruhig abwarten wollen, aber durch die eigentlich ſtreitenden Heere zu Zeiten mit beunruhiget und in Gefahr geſetzt, alſo wider ihren Willen Antheil an dem Kriege in ſo weit zu nehmen gezwungen werden, daß ſie auf ihre eigne Rettung und Sicherheit bedacht ſeyn müſſen. Denn ſelten ſind ſonſt unter den geſitteten Völkern ganze Nationen, ſo als die wilden in America gegen einander erbittert, welche mit Frauen und Kindern an dem Kriege

Antheil nehmen, und ihre Nachbaren mit Stumpf und Stiel auszurotten trachten. Oft ſind die kriegende Nationen unter ſich die beſten Freunde, blos ihre Regenten führen den Krieg, um ihre Macht zu erweitern, oder ſich wegen einer Privat-Beleidigung Genugthuung zu verſchaffen. Nicht allemal betrifft die Veranlaſſung zum Kriege das weſentliche Beſte eines ganzen Landes; jede Nation aber kann ſich eher helfen und Schaden abwenden, wenn ſie die wahre Veranlaſſung zum Kriege weiß.

§. 207.

Mehrentheils werden die Kriege durch einen Neid, den die Ausbreitung der Handlung wirket, veranlaßt.

Selten werden, wie der Herr Abbt ſagt, Kriege zu unmittelbarer Vertheidigung eines Staates unternommen.

Wenn es auch gleich den Namen hat, daß man den Krieg anfange, um ſich wegen einer zugefügten Beleidigung Genugthuung zu verſchaffen, ſo werden es doch deswegen beyde Theile ſchwerlich zu einem Friedensbruch kommen laſſen, wenn nicht der angreifende Theil befürchtet, daß der Gegner, in Anſehung der Handlung zu viel Vorzüge erlangen, oder ſonſt mit der Zeit zu mächtig und gefährlich werden mögte; oder wenn man nicht hoffet, ſeiner Seits während des Krieges die Handlung auszubreiten.

Die Fälle ſind ſelten, daß ein Eroberer auftritt, und eine Armee anrücken und fechten läßt, blos in der Abſicht, um neue Eroberungen zu machen, nemlich die Bewohner von fremden Ländern und Oertern zu zwingen, daß ſie ihn als ihren Befehlshaber erkennen,

kennen, ſich hinführo ſeine Unterthanen nennen, und ſeinen Befehlen gehorſamen müſſen. Dergleichen Eroberer, Conquerans, deren Abſicht nur habſüchtige Wünſche ſind, rechnet der Herr Abbt (vom Verdienſte S. 244.) gar unter das Diebesgeſchlecht; Ein Ausdruck, der mir zu hart ſcheint. Freylich verfolgen wir einzelne geringe Menſchen, welche durch Gewalt, Liſt, Klugheit, Verwegenheit oder Tapferkeit das Vermögen anderer an ſich bringen, ohne ein Recht daran zu haben: Wir loben aber einmal große und tapfere Helden, welche Heere zu Hülfe nehmen, um, wenn ſie auch im mindeſten nicht dazu befugt oder gerufen ſind, ganze Nationen zu verfolgen, zu unterdrücken, große Länder zu verwüſten, auch viele tauſend Menſchen umzubrigen, und, wo nicht hinzurichten, doch arm, elend und zu Krüppel zu machen.

Man nennt dergleichen Eroberer Homicidas privilegiatos, privilegirte Erwürger; Sie können aber ihre geheimen Staatsurſachen haben, welche ihr Verfahren berechtigen. Vielleicht ſind wir Menſchen alſo in unſern Urtheilen zu Zeiten zu voreilig.

Ich kann alſo auch nicht die Anmerkung des Verfaſſers von der *Ecole de l'homme* billigen: Entre un heros & un coquin il n'y a ſouvent de difference, que les occaſions, le lieu ou le tems. Beſſer gefällt mir der Ausſpruch des *Panard:* Guerrier, ton metier fait honneur, mais je n'en veux point être.

§. 208.

I. **Anmerkung.** Wenn dannenhero zwo oder mehrere Nationen, es ſey aus welcher Abſicht es wolle, in einen Krieg verwickelt werden, ſo ſteht es einzelnen Mitgliedern nicht weiter zu, die Rechtmäßigkeit des Krieges zu beurtheilen,

ſondern ſie müſſen ſich in die Folgen, welche der Krieg veranlaſſet, ſchicken.

Dieſe gegenwärtige Abhandlung zu entwerfen, bin durch die Anmerkungen veranlaßt worden, welche ich in dem letztern Kriege zu machen Gelegenheit hatte, der von 1757 an, bis zu dem am 10ten Febr. 1763 geſchloſſenen Hauptfrieden, ganz Deutſchland ſechs Jahre lang der äußerſten Gefahr ausſetzte, und uns den gänzlichen Untergang zu drohen ſchien, wenn wir nicht auf eine ganz wunderbare, und alle Erwartung überſteigende Art errettet worden wären.

Die Franzoſen fällen von dieſem Kriege ſelber das Urtheil, daß er der merkwürdigſte unter allen ſey, die man jemals erlebet habe: Theils wegen der außerordentlichen Menge von Schlachten, welche darinn geliefert worden; Theils weil die Anführer eine vorzügliche Geſchicklichkeit erwieſen, und die Armeen in einer beſtändigen, vorhin nie geſehenen Wirkſamkeit erhalten, auch alles geleiſtet haben, was die Kriegeskunſt jemals wunderbares ausdenken können: par l'activité des armées & le talent des Generaux, par les prodigues en tout genre que l'art militaire y enfanta. Dieſer Krieg ſchien für uns Niederſachſen um ſo gefährlicher zu ſeyn, da niemand kannte und wußte, was ein Krieg war, nachdem wir ſeit dem dreyßigjährigen Kriege, alſo in länger als hundert Jahren, keinen Feind geſehen hatten. Man glaubte nicht einmal, daß es möglich ſey, daß in einer ſo armen und unfruchtbaren Gegend, als die unſrige war, ſich Armeen halten, fortkommen und Krieg führen könnten; Es ſchien noch weniger wahrſcheinlich, daß Frankreich ſo weit ganze Armeen zur Schlachtbank ſchicken, und ſeine beſten Leute aufopfern würde, wo

es

es gar keine Eroberungen zu machen Hoffnung hatte, alſo unſägliche Koſten umſonſt anwenden mußte; bis wir uns auf einmal von einem fremden zahlreichen Heer überzogen und überwältigt ſahen, da wir einen Ueberfall kaum als möglich anſahen, und uns auf eine Gegenwehr zu ſchicken nur eben anfiengen. Es fehlte uns alſo noch an Leuten, an Lebensmitteln, an Artillerie, an Ammunition, und – – – an allen, weil wir bis dahin hofften, daß wenn wir als ehrliche Leute handelten, uns geruhig hielten, und keinen beleidigten, ſo würden auch wir von Niemand in unſerer Ruhe geſtöhrt werden, und Niemand dürfte wagen, uns unſchuldiger Weiſe anzufechten, indem ſodann alle unſere Freunde und Nachbaren ſich unfehlbar unſerer annehmen, uns gegen die Gewalt eines Eroberers mit vereinbarten Kräften beſchützen, und das bisher mit ſo vielem Eifer verfochtene Gleichgewichts-Syſtem aufrecht erhalten helfen würden.

Die Vorſicht aber wollte, daß wir, was ein Krieg ſey, erfahren, und der Nachwelt ein Exempel hinterlaſſen ſollten, welches allemal Verwunderung erwecken, und kaum glaublich ſcheinen wird; Wie nemlich ein kleiner muthiger Haufen unter den Befehlen eines tapfern unerſchrocknen Anführers, denen zahlreichen Armeen einer mächtigen, aller Orten Beyſtand und Hülfe findenden, und mächtige Alliirte habenden Krone beynahe ſechs Jahr lang Wiederſtand leiſten, alle deren fürchterliche Anſtalten vereiteln, und ganz Deutſchland von denen ihm gedroheten und unvermeidlich ſcheinenden Banden befreien können.

So glücklich wir nun auch am Ende unter dem Schutze einer höhern Hand allen Gefahren entronnen ſind, ſo litten wir doch durch dieſen Krieg, inſonderheit

derheit im Anfange, mehr als wir nöthig gehabt hätten, weil wir den Krieg gar nicht kannten; alſo uns mehr fürchteten als nöthig war, an der andern Seite aber noch nicht verſtanden, von denen Vortheilen, welche die übrigen Umſtände uns darboten, Gebrauch zu machen.

Denn Anfangs bildete ſich ein jeder ein, daß nun alles verlohren ſey; Es würde alles ausgeplündert, und ein jeder von Haus und Hof gejagt werden; Viele bereiteten ſich zum Tode, und glaubten, daß ſie, wo nicht todt geſchlagen werden, doch todt hungern würden. Andere entfernten ſich an Oerter, wo ſie ſicher zu ſeyn glaubten: Andere ſchickten ihre Habſeeligkeiten, wer weiß wie viel Meilen weit weg, wendeten an deren Transport und Verwahrung mehr Koſten, als ſie kaum werth waren, und erhielten ſie am Ende beſchädigt wieder: Andere verſcharrten und verſteckten ihr Geld, und kamen darum, da ſie es ſicher bey ſich liegen laſſen können: Andere vergruben ihre Obligationes und beſten Papiere in die Erde und lieſſen ſie verfaulen: Gar viele grämten und ängſtigten ſich ungeſund oder gar zu Tode: Kaufleute wollten weiter keine Waaren verſchreiben, und beſtellten die ſchon verſchriebenen wieder ab. Einige Haushälter, deren Felder einmal abfuragirt waren, bedachten ſich, ob ſie ſolche das folgende Jahr beſtellen wollten, weil ſie befürchteten, daß gar keine Ernten ſeyn würden. Die Einwohner von ganzen Dörfern liefen, wenn ſie fremde Soldaten ankommen ſahen, davon, flüchteten mit ihrem Vieh und beſten Habſeeligkeiten in die Hölzer und Brücher, und gaben alle in den Häuſern zurück gelaſſene Furage und Hausgeräthe dem Feinde Preis.

All-

Allgemählig lernten wir, daß wir mit einem billig denkenden Feinde zu thun hatten, daß ein jeder, der ſich nicht feindſeelig bezeigte, geruhig bey dem Seinigen bleiben konnte, und daſelbſt für ſich und ſeine Habſeeligkeit mehr Sicherheit fand, als wenn er flüchtete; daß wenn gleich hie oder da Korn abfuragirt und niedergetreten ward, dennoch das mehrſte uns übrig blieb; daß wenn gleich durch die Hinzukunft einer zahlreichen Armee eine ſtärkere Conſumtion veranlaßt werde, dennoch kein Mangel entſtehe, weil mehr für die Zufuhr geſorgt wird, und andere ſich mehr einſchränken; (§. 226.) daß dem Feinde zu Beförderung ſeiner eigenen Subſiſtenz zu viel daran gelegen ſey, daß er einen jeden, der ſich nicht feindſeelig bezeigt, ungeſtöhrt laſſe; daß, indem bey dem Kriege zu Unterhaltung der Armeen mehr Geld ausgegeben und in den Umlauf gebracht wird, alſobald auch mehr Verkehr entſteht, auch Handel und Wandel befördert wird, ſo daß Kaufleute alsdenn in einem Tage mehr abſetzen, als ſonſt in einem Monat; daß alle Einwohner zugleich Gelegenheit erhalten, leichter Geld zu löſen, und ihre Producte eher los zu werden; daß alſo überhaupt die Indůſtrie befördert wird, und mehr Leben entſteht; daß wenn gleich einige, die es nicht verſchuldet hatten, durch den Krieg unglücklich und in die traurigſten Umſtände geſetzt wurden, dennoch zugleich mehrere andere ihre Umſtände verbeſſerten, ſich empor brachten, reich wurden, neue Arten von Indůſtrie und Handlung erlernten, beſſere Wirthſchafter wurden, und neue Anlagen machten.

§. 209.

II. Anmerkung. Wenn ein Krieg ein nothwendiges Uebel iſt, (§. 205.) ſo müſſen die Einwohner

wohner dabey keine größere Gefahr ſich vorſtellen, als wirklich vorhanden iſt.

Wenn Gott einen Ort oder ein Land durch böſe Seuchen, Ueberſchwemmungen, Miswachs, Hungersnoth, Feuersbrünſte oder ſonſt heimſuchen will, ſo hilft alles ängſtigen nicht; Alle zu nehmende Vorſichten decken uns nicht gegen die über uns verhängten göttlichen Strafgerichte. Soll alſo im Kriege jemand unglücklich werden, ſo wird er ſeinem Schickſal ſchwerlich entgehen, wenn er ſich auch noch ſo ſehr vorher abängſtigt. Er wird vielmehr weniger wagen, wenn er ſein Schickſal mit einer Herzhaftigkeit und Dreiſtigkeit gelaſſen erwartet, und ſich vorſtellt, daß ihn die Vorſicht am erſten ſtrafen und heimſuchen werde, wenn er ihr nicht genugſam trauet.

Ich habe angemerkt, daß verſchiedene, welche ſich durch Flüchten in Sicherheit ſetzen wollten, das mehrſte Ungemach ausgeſtanden haben; wenn ich auch nur erwege, daß ſie in der Entfernung für das zurückgelaſſene, und um das Schickſal der ihrigen in beſtändigen Sorgen waren, und zuletzt faſt nirgends einen ſichern Ort fanden, wenigſtens mehrmalen ihren Aufenthalt mit Beſchwerde ändern mußten, da ſie ohne alle Gefahr zu Hauſe bleiben können.

Andere verlohren ihre beſten weggeſchickten Sachen, und was ſie mitten unter dem Feinde bey ſich behielten, blieb unangetaſtet.

Einige klagten über ausgeſtandene Kriegsdrangſalen, und wenn man ihre Klagen recht unterſuchte, ſo hatten ſie nichts auf ſich.

Daß man auch in dem Kriege ſich ſo gern ängſtigt, hat vielleicht nur ein Vorurtheil zum Grunde: Diejenigen, welche ſich zum Streiten im Kriege widmen,

und

und unter dem Namen der Soldaten begriffen werden, wiſſen nicht anders, als daß ſie einmal ihr Leben verkauft haben; (§. 206.) Es wird alſo nichts daraus gemacht, wenn auch viele tauſende brave unſchuldige Leute auf dem Schlachtfelde liegen bleiben, oder doch wenigſtens krum und lahm geſchoſſen, oder elend verwundet und geplündert werden. Wir bedauren ſie nicht, wenn ſie mit Zuſetzung ihrer Geſundheit, und ihrer Bagage eine ganze Campagne über Hunger und Kummer leiden, und öfter bey der ſträngſten Kälte, oder unangenehmſten Witterung ganze Nächte ohne Bedeckung unter freiem Himmel wachen oder auf dem Marſche zubringen müſſen; Sie erzählen nachher ſelber den ausgeſtandenen Kummer lächelnd.

Wenn aber jemand, der ſein weichliches Leben zu Hauſe in Ruhe fortſetzen wollen, darin beunruhigt wird; wenn er etwa einige Tage hungern muß; wenn er eine Zeitlang nicht ſeine gewöhnliche leckere Koſt haben kann; Wenn ihm ſein weiches Bett genommen, und er genöthigt wird, ſich mit einem harten Lager zu behelfen; Wenn er ſeine prächtige Wohnung durch die Flamme verliert, oder andern wider ſeinen Willen zu überlaſſen gezwungen wird; Wenn er einen Theil ſeines Vermögens, mit dem er wucherte, einbüßt; Wenn er allerley Drangſalen und Bedruck ausgeſetzt wird; So erweckt ſolches gleich Aufſehen und Mitleiden.

So wenig aber die Soldaten, welche für den beleidigten Theil fechten, alſo rechtmäßige Sache haben, deswegen jederzeit glücklich ſtreiten können, ohne jemals ein Unglück auszuſtehen; Noch weniger iſt es möglich, einen Krieg ſo zu führen, daß keiner

von

von denen übrigen Landeseinwohnern dabey einiges Ungemach auszuſtehen habe, oder ins Elend gerathe.

Gehen wir auch recht auf den Grund, ſo werden wir entdecken, daß die mehrſten durch ihr Betragen ſich ſelber ihr Schickſal zugezogen haben.

Ein recht denkender Feind wird bald erkennen, daß er, wenn er Eroberungen machen, und ſich in einem Lande erhalten, auch ſicher leben, und Gemächlichkeiten genießen will, die Einwohner auf alle Weiſe ſchonen und ſich ihr Zutrauen und Freundſchaft erwerben muß. Dies erlangt er, wenn er ihr Elend ſo gering als möglich macht, und ſie ohne Noth nicht plagt. So lange die Einwohner Lebensmittel behalten, wird er auch nicht hungern, und wenn mit einer Verſchwendung alles einmal ausfuragirt und aufgezehrt worden, ſo leidet in der Folge die Armee noch mehr als die Landeseinwohner.

Wie Menſchlichkeit und Mitleiden vornemlich bey einem Feinde gelobt zu werden verdienen, ſo muß ich hier insbeſondere das Exempel, des bey mir in unvergeßlichem Andenken ſtehenden tapfern Generals **Grafen von St. Germain** gedenken, welches andern zur Nachfolge angemerkt zu werden verdient, und wofür ihn annoch öffentlichen Dank abzuſtatten mich ſchuldig erachte.

Dieſer kam im Jahr 1759 mit einem abgeſonderten Corps hart an meinem Gute zu ſtehen. Sein erſtes Beſtreben war, ſich bey den Einwohnern Zutrauen zu erwerben, und alle Furcht zu benehmen; Er ließ ſich die nöthige Furage und Lebensmittel liefern, und erlaubte dagegen ſeinem Corps nicht, zu furagiren, oder nur die mindeſte Unordnung anzufangen. Er ritt alſo ſtets umher, ſprach vertraut mit allen Bauren,

ren, ermahnte ſie, ihre Arbeiten ungeſtöhrt fortzu- ſetzen, und nicht zu thun, als wenn ein Feind da wäre, ſo ſollte auch keiner gekränkt werden. Es wurde alſo zunächſt am Lager von den Einwohnern geackert und geerntet. Er nahm ſein Lager vorſichtig unmittelbar neben einem beſäeten Acker ſo, damit ja der Saat kein Schaden zugefügt würde; Ja er geſtat- tete nicht einmal den Soldaten durch das Korn Fuß- ſteige zu machen: Wenn die vor der Linie zwiſchen dem Korn ausgeſtellte Vorpoſten abgelöſet wurden, ſo muß- ten ſie einen weiten Umweg um den Saatacker neh- men, um kein Korn zu zertreten.

Sein Lager ward alſo gleich des andern Tages ein förmlicher Markt, wohin alles zum Verkauf gebracht ward, ſo daß das Corps an nichts Mangel hatte, die Einwohner aber löſeten Geld, und befanden ſich wohl, weil ihnen alles baar bezahlt ward; Anſtatt daß ih- nen zu einer andern Zeit von Freunden alles umſonſt genommen, und ihnen noch wol dazu mit harten Wor- ten und Drohungen begegnet war.

Ich habe daher oft mit einem Widerwillen bemer- ken müſſen, daß die Einwohner, wenn ſie von den Feinden ſahen, ſich mehr willfährig erzeigten, und hingegen mehr Widerwillen bezeigten, wenn ſie von den befreundten Truppen ankommen ſahen, und de- rer ihnen von ſolchen vorhin zugefügten Drangſale ſich erinnerten.

Statt daß ſich ſonſt der commandirende General das beſte und bequemſte Quartier zu nehmen pflegt, ſo woll- te oberwehnter rechtſchaffener **Graf St. Germain** das Quartier auf meinem Gute nicht nehmen, damit ich keine Unruhe haben, und keinen Schaden leiden ſollte. Seine Vorſorge gieng ſo weit, daß er nicht einmal, wenn

er ſelbſt nicht zugegen war, ſeine Officiers meinen Garten zu beſehen beurlauben wollte, weil er fürchtete, daß ſie Unordnungen anfangen, und Schaden zufügen mögten.

Der Graf nahm ſein Hauptquartier in einem elenden, eine einzelne Stube enthaltenden Bauerhauſe; die Stube war an einer Seite von einem Webertau, und an der andern Seite von der Arbeitsbank des Wirths, welcher ein Tiſcher war, angefüllt: des Grafen Bediente wollten dieſe, um Raum zu gewinnen, hinauswerfen; er erlaubte es aber nicht, und es durfte überhaupt im Hauſe nichts beſchädigt und verrückt werden; Er ernährte die Bewohner, und da die offne Diele ſein Eßſaal war, ſo freuete er ſich, wenn ein paar im Hauſe vorhandene junge Ziegen auf den Tiſch ſprangen, oder die Hüner über den Köpfen wegflogen; die gleich darneben an der Seite ſtehende Pferde und Kühe aber mit ihren Köpfen zwiſchen den Menſchen herdurch guckten, und blöckten.

Den Grafen löſete der Marquis von Beſewald mit einem andern Corps ab; auch von dieſem könnte ich ebenfalls beſondere Merkmale von Höflichkeit anführen, welche ich von einem Feinde nimmer erwartet hätte, und die mich gewiſſer Maaßen beſchämt machten; ich fürchte aber, daß deren Wiederholung meinen mehrſten Leſern nicht intereſſant genug ſcheinen mögte.

Bey mir ward dero Zeit ein ſolches edelmüthiges Betragen eines Feindes um deſto merkwürdiger, wenn ich dagegen die Erzählung anhörte, wie andere Truppen, inſonderheit von der Reichsarmee, ſich in freundſchaftlichen Ländern betragen haben; Unter andern iſt mir noch der Eindruck gegenwärtig, den ein junger Officier eines gewiſſen Corps erweckte, welcher, da er die Geſellſchaft mit denen tapfern Verrichtungen unterhielte, denen er beygewohnt hatte, unter andern großmüthig wie-

derholte, daß das Corps, bey welchem ſein Regiment detachirt geweſen ſey, auf einem Marſche bey einer gewiſſen Stadt zu ſtehen gekommen wäre, ſo hätte die Stadt eine Deputation an den commandirenden Officier geſchickt, um zu bitten, daß er ſeine Poſition doch ſo nehmen und ſolche Ordres ausſtellen mögte, daß die Gärten und Saatfelder geſchont würden; Eine Gefälligkeit, die man von einem Freunde ungebeten erwarten ſollen. Der General habe ſie aber ausgelacht, und ſchon des andern Morgens wären die Gärten und Felder ausgeleert geweſen; da denn die Einwohner aus der Stadt gekommen wären, und die Verwüſtung mit weinenden Augen angeſehen hätten. Ein jeder prüfe ſich hier ſelbſt, ob nicht empfindlich ſeyn muß, durch ein freundſchaftliches Corps, welches gekommen iſt, um zu beſchützen, alles in einer Nacht verſchleudert zu ſehen, wovon man ein ganzes Jahr mit Frau und Kindern zu leben gedachte.

Nachdem jenes feindliche Corps in die dritte Woche geſtanden hatte, konnte man an denen unmittelbar neben dem Lager geweſenen Gärten nicht erkennen, daß ein Feind da geweſen war; Hier wünſchte man alſo dem Feinde für ſeine Menſchlichkeit Seegen.

Ein anders ſelbſt erlebtes Exempel muß ich gleichfalls zur Dankbarkeit und andern zur Beſchämung anführen: Als die franzöſiſche Armee ſich im Jahre 1758 über der Weſer zurück zog, und das Hauptquartier in Hameln war, der Armee aber die Furage fehlte, ward auf meinem Gute zweymal furagirt. Man wollte mich damit gern verſchonen, weil ich als Geißel bey der Armee war, und viele Freunde fand; Man verlangte alſo, daß ich andere Oerter in der Nähe nennen ſollte, wo ſie Furage finden könnten, indem ſie keine weitere Wiſſenſchaft hätten, als daß ihnen verrathen wäre, daß meine Scheu-

ren noch voll von ungedroſchener Frucht lågen, welche ich mit Willen ſo liegen laſſen, in der Hoffnung, daß ich das Korn im Stroh eher retten, und da man nach dem Abzuge der Armee eine Hungersnoth befürchtete, alsdenn den armen Einwohnern damit dienen wollte. Ich håtte leicht andere Oerter anweiſen können, wo genug Furage vorhanden war, ich konnte mich aber nicht überwinden, einen andern in Schaden und Unglück zu bringen, um dadurch einen Schaden von mir abzuwenden, erlitte alſo lieber das Furagiren geduldig, und beruhigte mich dabey, daß der Feind meine Gelaſſenheit und Beſcheidenheit billigte und rühmte; daß ich das hergegebene als ein Mittel anſehen konnte, um das Land vom Feinde zu befreien, (unmittelbar darauf mußte er Hameln råumen, und ſich bis über den Rhein zurück ziehen) und daß ich übrigens ein Augenzeuge geweſen war, wie man mit einer Ordnung furagiren, und den Schaden ſo gering als möglich machen könne; denn einige hundert, zum Hauptquartier und Train gehörende, Knechte in Ordnung zu erhalten, håtte ich ſonſt unmöglich gehalten. Durch die weiſe Anſtalten des **Herzogs von Randan**, der ſich durch ſeine Menſchenliebe und Mitleiden ein unſterbliches Andenken bey uns geſtiftet hat, ward angeordnet, daß der Graf de Vance mit einem Detachement regulairer Soldaten voran kommen, und alle Thüren und Abgånge beſetzen mußte, damit keiner von den Furageurs ausweichen, und Unordnung machen konnte; Noch mehr, der Graf de Vance kam zu mir, und verlangte, daß ich ihm alle Thüren und Abwege zeigen, und ja offenbaren mögte, wenn auch an einem Ort etwas verborgen wåre, oder ein Schade befürchtet werden könnte; bloß die eine ſchon beſetzte Scheure müßte ich ihm Preis geben, ſo wolle er vor allen übrigen Schaden

den und Unordnung gut ſeyn. Ueber eine kleine Weile kam er noch einmal wieder mit dem Antrage, er ſehe noch alles Federvieh auf dem Hofe umher laufen, ich ſollte es alſo gleich eintreiben laſſen, ſo wolle er Poſten davor ſtellen, und ſorgen, daß kein Stück entwendet werde. Bis dahin mußten die Furageurs vor dem Hofe im Felde warten, und von umher reitenden Huſaren wurde Achtung gegeben, daß ja keiner abſtreufen mögte. Hierauf wurden ſie nach einander in die Scheure geführt, und einige hundert Menſchen ſchnürten ihre Furagebunde, und bepackten ſo viele hundert Pferde, ohne daß übrigens der geringſte Schaden zugefüget, oder das mindeſte verruckt wäre. Statt meinen Schaden zu bedauren, mußte ich die gute Ordnung loben und bewundern, welche ſo weit gieng, daß da bey dem erſten Furagiren ein Unterofficier von meinem Bedienten im Hauſe ein paar Stück Federvieh erbeten und willig geſchenkt erhalten hatte; dieſes aber von ſeinen Cameraden verrathen ſeyn mußte, ſo wollte der Graf, als er zum zweytenmal wieder kam, verlangen, daß ich für dieſe elende Hüner, von denen ich nicht einmal etwas erfahren, und die man dem armen Menſchen gern gegönnt hatte, Geld annehmen ſollte.

§. 210.

III. Anmerkung. Wenn es auch im Kriege einigen Perſonen recht übel geht, ſo müſſen wir bedenken, daß gewiſſe Unglücksfälle überhaupt nicht ganz zu vermeiden ſind, und daß deswegen die Menſchen nicht gleich alle leiden; noch weniger, daß die Welt gleich untergienge.

So ſehr wir die Feuersgefahr zu entfernen bemüht ſind, ſo erfolgen doch ab und an Feuersbrünſte, und viele Menſchen werden dadurch unglücklich mit dem Verluſt des ihrigen; deswegen wird ſich aber nicht ein jeder

Menſch ohn Unterlaß grämen, und mit der Vorſtellung quälen, daß dieſes Unglück ihn betreffen werde; Ein Einwohner in der Stadt kann ſonſt keine Nacht geruhig ſchlafen, weil leicht ein unvorſichtiger Nachbar durch ſeine Wahrloſigkeit ein Feuer veranlaſſen kann.

Es werden jährlich Menſchen durch anſteckende Seuchen hingerafft, deswegen wird aber nicht gleich ein jeder, der unpas wird, untröſtlich ſeyn, daß er nothwendig an der Seuche ſterben müſſe.

Es geſchehen oft Diebſtähle, und dabey werden Menſchen jämmerlich zugerichtet u. erbärmlich umgebracht.

Durch Ueberſchwemmnngen, Miswachs und Theurung wird mehrmalen ein beträchtlicher Theil der Einwohner in die erbarmungswürdigſte Umſtände verſetzt.

Was geſchehen nicht alle Jahr für Unglücke auf der See, und wie manche tauſend Menſchen kommen auf die elendeſte Art um.

So iſt es auch im Kriege nicht zu vermeiden, daß nicht viele Menſchen, welche an dem Kriege keinen Antheil nehmen wollen, doch darunter leiden, unglücklich werden, und wol gar Geſundheit und Leben auf eine jämmerliche Art verlieren; Deswegen kann man aber nicht ſagen, daß ganze Länder eben durch den Krieg unglücklich werden. Vielmehr wird man einige Zeit nach dem Kriege, wo nicht das ganze Land, doch viele von deſſen Einwohnern in beſſern Umſtänden finden. Der Krieg macht die Einwohner aufmerkſamer, fleißiger, hurtiger, lebhafter und ſparſamer; er lehrt beſſer wirthſchaften, ſich kümmerlicher behelfen, und allerley Umſchläge machen. Die Handlung und allerley Gewerbe werden mehr ausgebreitet; Viele erhalten Gelegenheit, ſich durch Lieferungen und Handlungen zu bereichern; Müſſiggänger, welche ſonſt nicht arbeiten mögen, finden bey der Armee

Gelegenheit, durch allerley Arten von Verrichtungen und Bedienungen Lebensunterhalt zu erwerben; die Armuth und Bettler nehmen ab.

Wenn man eine genaue Balanz und Vergleichung anſtellt, ſo werde nicht zu viel ſagen, wenn ich behaupte, daß ein feindlich überfallenes Land oft (ich ſage nicht allemal) weniger leidet, als das andere Land, deſſen Herr unglückſeeliger Weiſe den Entſchluß faßt, ſeinen Nachbaren zu bekriegen; der alſo den arbeiſamſten und rührigſten Theil ſeiner Einwohner zum Lande hinaus ſchickt und aufopfert, zugleich aber ſo viele Millionen baaren Geldes aus den Händen ſeiner Unterthanen und aus dem Umlauf zieht und entfernt. Die Vorſicht aber will oft, daß ein Land einen Krieg anfangen, und dadurch ſo viele Einwohner verlieren, auch die Schätze, welche es ſeit mehrern Jahren von ſeinen Nachbaren an ſich gezogen hat, wiederum von ſich geben muß; weil es ſonſt endlich zu mächtig werden, und alle Nachbaren verſchlucken, oder doch ſich zinsbar machen würde. Oft wird eben in dieſer Abſicht ein Land in einen Krieg verwickelt, der ihm eigentlich nichts angeht.

Genug, die übrigen Einwohner können einen Krieg nicht veranlaſſen auch nicht abwenden, und müſſen alſo das Schickſal, welches gemeiniglich durch die intereſſirte oder ehrgeitzige Abſichten einzelner Perſonen über ſie verhängt wird, geduldig erwarten. Der Krieg ſetzt nicht alles in Gefahr, ſondern vermehrt und verdoppelt nur die Gefahren und Unglücksfälle, denen wir ohnehin vorerwehnter Maaßen ausgeſetzt ſind, und die wir nicht durch eine ängſtliche anhaltende Furcht abwenden, ſondern denen wir mit einer gewiſſen Dreiſtigkeit, Herzhaftigkeit und Beſtändigkeit entgegen gehen müſſen. Wir thun wohl, wenn wir auch hierunter eine gewiſſe Art von

Verhängniß glauben, dem wir nicht entgehen können. Ein jeder, der gegen den Feind fechten ſoll, wird allen Muth verlieren, wenn er ohn Unterlaß der Gefahr nachdenkt, der er ſich ausſetzen muß, und wenn er ſich das Bild unglücklich bleſſirter, und deren Leid und Elend vorſtellt, auch ſich damit ängſtigt, daß es ihm eben ſo gehen werde. Wir zeigen einen Heldenmuth, La Valeur, wenn wir der Gefahr getroſt und beherzt entgegen gehen, und uns damit beruhigen, daß uns ohne eine höhere Zulaſſung nichts übles begegnen könne, und daß, wenn dieſe uns heimzuſuchen und zu ſtrafen gut findet, alle unſere Sorgen umſonſt ſind.

Ich erinnere mich die Erzählung gehört zu haben, daß ein Soldat in einer Canonade von einer außerordentlichen Furcht überfallen ſey, und ſich gar nicht mäßigen können; er habe alſo in einem alten darneben geſtandenen Thurm ſich ſicher geglaubt; ſo wäre aber gleichwol eine Canonkugel durch eine Schiesſcharte herein geflogen, und habe ihn im Zurückprallen zerſchmettert.

Im übrigen habe ich die Anmerkung gemacht, daß man zu Anfange des Krieges ſich für den ankommenden Feind ausnehmend fürchtet; der Name des Feindes kommt uns fürchterlich vor, und in der Folge hat man oft von den befreundten Truppen, inſonderheit wenn es Auxiliair-Völker ſind, die uns zu Hülfe gekommen ſind, mehr Ungemach und Drangſalen auszuſtehen. Denn da dieſe, indem ſie uns helfen und beſchützen, ihr Leben und Geſundheit wagen, ſo glauben ſie auch von uns mehrere Gefälligkeiten und Auſwartſamkeit nicht allein erwarten, ſondern auch mit Ungeſtüm fordern zu können, und brauchen oft weniger Behutſamkeit und Achtung als der Feind, welcher allemal in gewiſſem Grad furchtſam bleibt, weil er weiß, daß ihm alles entgegen iſt.

Noch

Noch mehr hat man von einer geſchlagenen ſich zurück ziehenden Armee zu befürchten, welche der erlittene Stoß unzufrieden und verdrießlich macht; die alſo ſelbſt ihren eignen und denen mit ihnen verbundenen Mitbürgern mehr Drangſale zuzufügen pflegt, als der ſie verfolgende Feind.

§. 211.

IV. Anmerkung. Es liegt viel daran, wenn wir uns durch ein aufrichtiges Betragen des Feindes Achtung und Zutrauen erwerben.

Hier iſt ein Unterſchied zu machen, ob wir mit einem billigen Feind zu thun haben, der Vorſtellungen annimt, und nachdenkt; oder ob der Feind ergrimmt, wild, und wütend iſt, und alſo gleich einem wilden Tartaren zur Regel annimmt: Schlag ihn nebſt ſeinem Vieh und Kindern todt, ſo kann er dir und deinen Kindern nicht weiter ſchaden. Wird eine Nation von einem ſo denkenden Feind überfallen, ſo bleibt nichts übrig, als daß ſich alle Einwohner, ſelbſt Frau und Kinder nicht ausgenommen, gegen ihn zur Wehr ſtellen, und wenn ſie ihn nicht länger abhalten können, alles ſelbſt vorher verheeren, und ſich zurück ziehen, damit der Feind nirgends Unterhalt findet; Wie denn auf dieſe Art der Krieg gegen die ſtreifende Tartaren geführt wird.

Hat hingegen der Feind Billigkeit und Nachdenken, ſo wird er bald aus der Erfahrung erkennen, wie ſehr ihm daran gelegen ſey, diejenigen, welche ihm nicht feindlich begegnen, zu ſchonen, und bey ſeinen Soldaten die ſtrengſte Mannszucht zu erhalten. Es iſt ein ſeltnes Exempel, daß eine Armee, bey der Ausſchweifungen und Unordnungen zugelaſſen werden, dennoch brav fechtet.

Ich bin in dem letztern Kriege auf meine Landesleute durch ihr Betragen etwas ſtolz geworden, indem ſie un-

erachtet deſſen, daß ihnen nach den Umſtänden ein ziemlicher Grad von Freyheit geſtattet werden mußte, dennoch in allen und jeden Vorfällen vor denen übrigen ihnen zu Hülfe gekommenen Truppen eine vorzügliche Tapferkeit gezeiget, und von der Freyheit weniger Misbrauch gemacht haben, als andere; Vielleicht würden meine Landesleute auch noch ordentlicher gehandelt haben, wenn ſie nicht zu Zeiten das Exempel und die Verführung von andern vor ſich gehabt hätten.

Hat nun ein Befehlshaber ſo viele Urſachen, daß er ſeine unterhabende Mañſchaft in guter Ordnung erhält, wenn er anders in einem beſetzten Lande ſicher u. mit Gemächlichkeit ſeyn, und ſeine Armee nicht in Mangel und Elend ſtürzen will, ſo wird er noch mehr der überwundenen Nation ſchonen, wenn er ihren guten Willen ſieht.

Ich habe in der Ausübung ziemlich ſchwer gefunden, ein Mittel zu treffen, daß man dem ankommenden Feind dasjenige, was er als Feind fordern und erwarten kann, nicht zu ſchwer macht, ohne gegen ihn eine ungebührliche und unziemliche Willfährigkeit zu bezeigen, noch ihm beförderlich zu ſeyn, und die Mittel an Hand zu geben, daß er ſich deſto eher in einem fremden Lande feſtſetzen und Progreſſen machen kann.

Ein jeder wird billig, wenn ein Feind ankommt, alles vermeiden, was deſſen Eindringen befördern kann, und eine gewiſſe Geneigtheit gegen denſelben zu erkeñen giebt: Wenn er ſich aber einmal eingeſchlichen, und feſten Fuß gefaßt hat; wenn diejenigen, welche die Vertheidigung des Landes übernommen haben, ihn nicht weiter abhalten können, ſo müſſen auch die übrigen keine Waffen führenden Landeseinwohner ſich in ihr Schickſal ſchicken, u. den Feind als ihren Eroberer und Bezwinger anſehen, deſſen Befehlen ſie ſich auf einige Zeit unterwerfen ſollen. Der

Feind kann ſodann verlangen, daß man ihn ſichern Aufenthalt gewähre, und beförderlich ſey, die nöthigen Lebensmittel herbeyzuſchaffen.

Wir haben erfahren, was daran gelegen ſey, wenn man ſich ſodann gleich bey dem Feinde ein gewiſſes Zutrauen erwirbt, und ihn von Anfang an überzeugt, daß man aufrichtig und ehrlich mit ihm zu Werke gehe, und keine heimliche Griffe gebrauche: Vielmehr ihm dasjenige, was er zu fordern die Macht in Händen hat, und welches zu geben wir uns nicht weiter wehren können, mit einer Ordnung liefert.

Wir hatten das Glück, dieſes Zutrauen bey der franzöſiſchen Generalität zu erlangen, als ſie 1757 dieſe Lande beſetzte; die erſte von uns gefaßte gute Meinung hat uns den ganzen Krieg über Vortheil gebracht; Indem der größte Theil der Feinde mit uns Mitleiden hatte, unſer unglückliches Schickſal bedauerte, auch öfters Vorſtellungen annahm, und Nachſichten gebrauchte, welche ein anderer Feind vielleicht nicht gehabt haben würde.

Muß hingegen der Feind eine jede Kleinigkeit erſt durch Drohungen und Zwangmittel beytreiben; ſieht er aus der Erfahrung, daß ihm vieles ohne Noth ſchwürig gemacht worden, und daß man ſeine Umſtände ſchlimmer vorgeſtellt, oder mehr zurück gehalten hat, als man wirklich Urſache hat: So wird er ein ander Mal auf unſere gerechte Klagen gar nicht paſſen, und nur deſto mehr Strenge und Härte gebrauchen, alle Höflichkeit aber bey Seite ſetzen, auch mehr fordern, als er haben will.

Wollen die Landeseinwohner ſich gar feindſelig bezeigen, und wirklich an den Feind vergreifen oder Hand anlegen, es ſey durch plündern, oder verrathen, oder gar durch heimlich todtſchlagen, ſo wagen ſie nicht allein alles für ihre Perſon, ſondern ſetzen auch alle ihre Mitbürger

ger der größten Gefahr aus; Es iſt ſchon gefährlich den geringſten Schein zu geben, woraus der Feind dergleichen Verdacht ſchöpfen könne. Blos ein ſolcher Verdacht hat veranlaßt, daß mancher Ort geplündert und in Brandt geſteckt worden, oder daß man die Einwohner auf die unbarmherzigſte Art gemishandelt hat.

Hingegen muß einem Feinde gefallen, wenn man ihn lobet, und zeiget, daß man das Gute, welches man ihm zu danken hat, erkennet; Ich habe wenigſtens mehrmalen bemerkt, daß man bey einem Franzoſen alles auszurichten vermogte, wenn man ſeine Ehre wach machte, und ihn rühmte. Die Nation beſitzt überhaupt mehr Menſchlichkeit und Mitleiden gegen Fremde, wenn ſolche auch gleich unter einander in eine Eiferſucht ausbricht.

Hat man auch mit einem härtern Feinde zu thun, ſo werden wir gegen denſelben nicht ſo viel gewinnen, wenn wir uns feig gegen ihn ſtellen, und ihm zu ſehr die weiche Seite geben, als wenn wir ihm mit einer Dreiſtigkeit und unerſchrocknem Muth begegnen, und ihm bey jeder Gelegenheit zeigen, daß wir zwar aufrichtig zu Werke gehen, und ihn als unſern Ueberwinder erkennen, mithin ſeine Befehle auszuüben befliſſen ſind, im übrigen aber uns für ſeine Drohungen nicht fürchten, keine Gefahr ſcheuen, und deſto weniger uns bewegen, jemehr er pocht und drohet; denn alsdenn wird er bald nachgebender werden.

Die Franzoſen waren zu Anfange ziemlich ausgelaſſen, und beobachteten bey dem erſten Einfall eine ſchlechte Mannszucht; Als ſie aber die Folgen davon ſahen, und daß ihre eigne Armee darunter am mehrſten litte, ſo haben ſie uns Deutſche nachher durch ihre gute Ordnung oft beſchämt, und manchen Vorwurf veranlaßt.

§. 212.

§. 212.

V. Anmerkung. Alle Landeseinwohner müſſen ja mit Aufmerkſamkeit bedacht ſeyn, daß ſie während des Krieges in Anſehung der Handlung nicht verlieren, ſondern ſolche vielmehr erweitern, dem Gegentheil aber hindern, daß er ſeiner Seits uns nicht zuvorkomme und Abbruch thue.

Es wird, wie ſchon erwehnt, (§. 207.) ſchwerlich ein Krieg angefangen oder geführt werden, wenn nicht eine Eiferſucht daran Theil hat, da der eine Theil, daß der Nachbar ſeine Handlung zu weit ausbreitet, und ihm Abbruch thut, mit neidiſchen Augen ſieht, und alſo hofft, daß derſelbe während des Krieges im Handel geſtöhrt werden, und ſeine Kunden verlieren, oder doch dahin gebracht werden ſoll, daß er uns Zeit laſſen muß, um uns zu erholen. Dieſes iſt wenigſtens zwiſchen England und Frankreich der beſtändige Stein des Anſtoſſes, und auch die erſte Veranlaſſung zu dem letztern Kriege geweſen, welcher ſeit 1755 anfing ſich anzuſpinnen. Obgleich Frankreich in demſelben einen unerſetzlichen Verluſt an Menſchen und baaren Gelde erlitten hat, ſo iſt derſelbe meines Bedünkens nach für nichts zu rechnen, gegen den Schaden, den ihm die Engländer durch ihre Schiffe veranlaßten, da ſie von Jahren zu Jahren den Handel mehr erweiterten, und endlich bald ganz an ſich zögen, mithin dadurch Frankreich mehr, als durch die verlohrnen Bataillen unterdrückten.

Ein in einem Lande unterhaltener Krieg giebt oft Anlaß, daß blühende Fabriken ſich von da wegbegeben, da denn billig Nachbaren aufmerkſam ſind, ſolche an ſich zu ziehen; oder es werden von des Feindes Soldaten einige, welche gewiſſe Handthierungen verſtehen, bewogen, ſich bey uns häuslich niederzulaſſen und zu heirathen;

Oder

Oder aber unſere Soldaten, indem ſie an fremde Orte kommen, lernen ſich in gewiſſen Arbeiten üben, und ſetzen ſolche demnächſt, wenn ſie zu Hauſe kommen, fort. Ich will nur ein hieher gehörendes Exempel anführen; In dem alten brabandter Kriege heirathete ein Unterofficier von uns in Braband eine Knüplerinn, und läßt ſich nach geendigtem Kriege mit derſelben in dem Städtgen Liebenau nieder; die Frau fängt an zu knüppeln, und lehrt einige Kinder; allgemählig fangen alle junge Mädgens des Orts an zu knüppeln, und errichten eine kleine Spizzenfabrik, welche ſich nunmehr über ſechszig Jahr erhält, ein paar hundert Menſchen beſchäfftigt und ernährt, und an einem kleinen Ort jährlich ein paar tauſend Thaler fremd Geld in den Umlauf bringt.

In dem letztern Kriege ſind verſchiedene gute Arbeiter bey uns geblieben.

§. 213.

VI. Anmerkung. Leiden alſo einzelne in einem Kriege, ſo wird ihnen noch allemal Gelegenheit übrig bleiben, ſich zu tröſten und zu erholen. (§. 203)

Da der letztere Krieg vornemlich die Gegend in Gefahr und Unruhe ſetzte, wo meine Güter lagen, ſo habe ich mich mehrmalen in denen Umſtänden gefunden, daß alles einzubüſſen beſorgen mußte; die nahe Gefahr erweckte nothwendig eine Unruhe und Nachdenken: Wenn ich aber bey mir überzeugt war, daß durch meine Vorſicht nichts abwenden konnte, ſondern mich blos einer höhern Fügung überlaſſen mußte; ſo ſchien mir nichts übrig zu bleiben, als allerley Projecte zu machen, wie mich allenfalls, wenn noch unglücklicher würde, wiederum helfen könnte. Ich glaubte zu finden, daß mir noch allemal Mittel offen ſtünden, um mich damit wahrſcheinlicher Weiſe des Hungers zu erwehren; dies war mir genug. Inſonderheit

derheit fielen mir folgende Erzählungen ein, welche ehedem gehört hatte. Als im vorigen Jahrhundert die Franzoſen ſchon einmal einen Einfall ins Osnabrückſche gethan haben, und unvermuthet angekommen ſind, iſt eben ein reicher Bauer und Beſitzer eines großen Meyerhofes in die Stadt Melle geritten geweſen, und hat im Wirthshauſe eine Flaſche Wein getrunken; ſein Knecht kommt ihm nachgejagt, und ruft ihm zu, er mögte doch eilends nach Hauſe kommen, die Feinde nehmen alles weg: Der Bauer frägt gelaſſen; Haben ſie den Meyerhof ſchon weggenommen? der ſich über ſolche laconiſche Antwort wundernde Knecht erwiedert, o Herr! den wollen ſie euch wol laſſen, aber ſie furagiren die Scheuren leer. Ey nun denn, fährt der Herr fort, wenn ſie mir den laſſen werden, ſo gebt mir erſt noch eine Flaſche Wein her. Dieſer Bauer, und die Vorſtellung, daß mir Grund und Boden doch bleiben würde, haben mich mehrmalen in der größten Gefahr beruhiget.

Als das oben (§. 209.) erwähnte Beſewaldiſche Corps bey mir ſtand, und unerwartet durch unſere Jäger attaquirt ward, daß eben mein mit Wall und Graben umgebenes Wohnhaus in der Mitten lag, ſo daß wenn canonirt worden wäre, die Kugeln ſolches paſſiren müſſen, ſo ſahe ich ſolches in Gedanken ſchon im Feuer aufgehen und in den Grund liegen, meinen Garten aber, der mir ſo viel Vergnügen gemacht hatte, verwüſtet. Mir blieb nichts übrig, als in alle Winkel umher zu gehen, und mir alles recht einzuprägen, damit ich mich in der Folge doch noch wenigſtens erinnern könnte, wie jeder Theil ausgeſehen habe, und geordnet geweſen; Ich beſchauete noch einmal alle ſchöne Gewächſe, worauf ſeit funfzig Jahren geſammlet war, und machte Plane, wie künftig mich einſchränken und ganz im Kleinen wieder an-

anfangen wollte. Dabey ſtellte ich mir lebhaft das Bild eines mecklenburgiſchen Edelmanns vor, deſſen Gut während der Zeit, daß er in einem der ältern Kriege geweſen war, völlig verwüſtet worden; der faſt nichts nach Hauſe bringt, als ein Gewehr und etwas Pulver, und ſich blos damit hilft, daß er ein Stück Wild nach dem andern ſchießt, und die erſtern ſelbſt auf einer Karre nach Roſtock fährt, bis er allgemählig ſo viel Geld löſet, daß er einen Knecht, ein paar Pferde, und etwas Ackergeräth anſchafft, damit einen Theil ſeines Ackers beſtellt, ſich immer weiter ausbreitet, darauf anfängt zu bauen, und endlich alles vollkommen wieder herſtellt, ſo daß er als ein bemittelter Mann verſtorben iſt.

Ein anders Exempel aus einem bekannten Geſchlechte iſt noch merkwürdiger; Der Eltervater derer jetzt noch lebenden Herren v. L. zieht als ein junger Menſch und der jüngſte ſeines Hauſes in dem dreyßigjährigen Kriege mit zu Felde, und will ſein Glück im Kriege machen, als noch dreyzehn ſeines Geſchlechts leben; Er bleibt einige zwanzig Jahr abweſend, und läßt in dieſer Zeit nichts von ſich hören, binnen welcher alle übrigen Vettern geſtorben, folglich die geſammten anſehnlichen Güter auf ihn gefallen waren. Weil man ihn aber auch todt glaubt, ſo nehmen die verſchiedenē Lehnsherrn die Lehngüter zu ſich, und die übrigen Erbgüter verfallen in denen damaligen unruhigen und traurigen Zeiten ganz. Als er nach dem hergeſtellten Frieden nach Hauſe kommt, beſteht ſein ganzes im Kriege erworbenes Gut in einem einzelnen Pferde; Zu beſondern Glück aber kommt zugleich einer ſeiner Unterthanen, eines Gaſtwirths Sohn, welcher auch als Lieutenant gedient hatte, zurück, und hat gleichfalls ein Pferd behalten; Sie ſpannen ſolche zuſammen, und vereinbaren ſich; am erſten Tage hilft der Gaſtwirth des

Junkers Feld bearbeiten, am folgenden arbeitet der geſtrenge Junker mit auf ſeines Unterthanen Felde, und ſo ſtehen ſie ſich wechſelsweiſe einander bey, bis ſie ſich bald ſo viel erwerben, daß jeder zwey Pferde anſchaffen, und ſeine Wirthſchaft allein anfangen kann; da denn Jener nach gerade ſeine Güter wieder herſtellte, die zerſtreueten von den unrechtmäßigen Beſitzern herbeyſchaffte, die verwüſteten Gebäude von neuen aufführte, und in denen achtzehn Jahren, welche er annoch gelebt hat, anſehnliche baare Capitalien ſammlete, folglich die annoch gezeugte drey Kinder in ſehr guten Umſtänden verließ.

Es dürfte überflüßig ſeyn, noch mehrere Beweiſe anzuführen, daß ein geſetzter Mann bey einem großen Verluſt und erlittenen Unglück nie verzagen ſoll.

Wenn ich aber jetzo nachdenke, daß mich während des Krieges mit Gedanken dieſer Art beruhiget und mit ſolchen Träumen unterhalten habe, da vielleicht mitler Weile gleich andern mich bereichern und meine Umſtände verbeſſern können; So mache mir zu Zeiten daher einen Vorwurf, ob nicht für die meinigen unverantwortlich gehandelt habe, daß nicht hurtiger und wachſamer geweſen bin, Geld zu ſammlen. Wenn ich denn bey weiterer Prüfung doch finde, daß keine Gelegenheit verſäumt habe, wo nach meiner Denkungsart, und ſo viel es die allgemeine Noth erlauben wollen, Geld ſammlen können; daß alſo das wenige, was ich habe, mit einer völligen Beruhigung genieſſen, und deswegen jedesmal Rechenſchaft geben kann, ohne den mindeſten Vorwurf oder Nachrede zu befürchten; ſo glaube doch gegen die meinigen verantworten zu können, wenn ihnen keine beſſere Umſtände hinterlaſſe. Vielleicht ſind ſie glücklicher damit, als wenn ſie das zehnfache Vermögen erbten, und es ruhete ein Unſegen darauf.

Ich wünſche ihnen, daß ſie bey Erinnerung derer in ihrer Jugend mit erlebten Unruhen, wie ſüß es ſey, ſeiner Voreltern Gut in Ruhe zu genieſſen, empfinden, und nie in ſolche bedenkliche Umſtände wieder gerathen mögen, worin ich mich mehrmalen befunden habe, und die ihnen Gelegenheit geben könnten, zu verſuchen, ob meine Anmerkungen richtig ſind, oder ob ſie ſich auf eine beſſere und mehr ſichere Art aus einer Gefahr ziehen können?

– – – – Multos in ſumma pericula miſit
Venturi timor ipſe mali: fortiſſimus ille
Qui promptus, metuenda pati, ſi cominus inſtent;
Et differre poteſt.

Lucan.

Zwölfte

Zwölfte Abtheilung.

Des Hausvaters Betragen bey einer Hungersnoth oder Theurung.

Chaque nation a ſes opinions particulieres; & ſi les préjugés les plus contraires à l'humanité, ont ſouvent régi des peuples entiers, faut-il s'étonner, que ceux, qui paroiſſent tendre à leur conſervation, ſoient ſi difficiles à déraciner — — — — — Ne prenons donc plus la forme pour le fonds.

Herbert.

§. 214.

Da ich eben von dem Verhalten eines Hausvaters in Gefahren handle, ſo muß beſonders annoch einer mehrmalen eintretenden Gefahr gedenken; Nemlich, wie man ſich verhalten ſoll, wenn eine **Hungersnoth** oder **Theurung** befürchtet wird? (§. 190.)

Die Menſchen haben ſich in Europa nunmehro zu ſehr vermehrt, als daß die in einem gewiſſen Bezirk wohnende ſich blos von demjenigen ernähren könnten, was der Erdboden in dieſem Bezirk willkürlich an Wurzeln, Kräutern und wilden Thieren hervorbringt: Wir müſſen unſere erſte Nahrungsmittel durch unſern Fleiß und Bemühung in größerer Menge und beſſerer Güte anzubauen trachten.

Die mehrſten Völker haben ſich nach gerade an eine gewiſſe Art von Korn gewöhnt, ſo daß ſie ſich ohne ſolches kaum ſättigen können, und in deſſen Ermangelung glauben, daß ſie Hungers ſterben müſſen.

Unter dem Namen von **Korn** begreifen wir ſolche Pflanzen, welche wir leicht in Menge anbauen können, und die einen Samen in reichlicher Menge bringen, welcher mit einer mehlreichen, unſrer Nahrung zuträglichen Subſtanz angefüllt iſt.

Ein Engländer und Franzoſe verhungert, wenn er kein Weitzenbrod hat, Triticum *hybernum*; Ein Deutſcher und die übrigen nordiſchen Völker entbehren deſſen eher, wenn ſie nur Rocken Secale *cereale* haben. In dem obern Theil von Deutſchland ißt man viel den Spelß Triticum *ſpelta*; In magern Sandgegenden ſättigt man ſich mit Buchweitzen Polygonum *fagopyrum*: In Italien wird der Türkiſche Weitzen Zea *mays* vorzüglich gebauet; Ein Türk hingegen und mehrere orientaliſche Völker kennen dies alles nicht, und eſſen Reiß Oryza *ſatiua*.

Wie wir Menſchen uns nun gern überhaupt das ſchlimmſte vorſtellen, und, wenn das von uns ſelbſt entworfene willkürliche Syſtem nur einiger Maaßen verruckt wird, leicht alles verlohren zu ſeyn glauben; alſo geſchieht es auch mehrmalen, daß wir Hungers ſterben zu müſſen befürchten, wenn der Erdboden neben uns, auch nur in einem Jahr, nicht genau ſo viel Korn trägt, als wir davon erwartet haben, und wir befinden uns eben, da ich dieſes ſchreibe, in der Verfaſſung, daß ganz Deutſchland von der Vorſtellung einer ſolchen Gefahr in den beyden Jahren 1770 und 1771 die traurigſten Wirkungen empfunden hat; So daß über die deswegen zu nehmende Maaßregeln öffentliche Berathſchlagungen angeſtellt worden, und in verſchiedenen im Druck herausgekommenen Schriften zu Abhelfung des Uebels patriotiſche Vorſchläge geſchehen ſind.

Da-

Da aber die Meinungen darüber getheilt ſind, und mir ſehr daran gelegen iſt, überzeugt zu ſeyn, ob die Meinung, welcher ich beypflichte, wenn vermöge meines Amts mein Gutachten geben muß, gerechtfertigt werden könne; So werden meine Leſer mir nicht übel nehmen, wenn ich in dieſe Materie etwas weiter hineingehe; Zumalen ohnehin ein jeder Hauswirth wiſſen muß, wie er ſich in einer Gefahr am leichteſten und am zuverläßigſten ſichern könne. Ich habe auch oben bereits im erſten Stück S. 61 erwehnt, daß ein jeder einzelner Hausvater Urſache habe, in ähnlichen Fällen vorſichtig zu ſeyn, daß er nicht etwa durch ſeinen falſchen Rath, oder durch ungegründete Klagen, oder durch unzeitig geäußerte Beſorgniſſe, oder durch unrichtige Tadel diejenigen, denen die Beſorgung der öffentlichen Anſtalten anvertrauet worden, irre mache, oder gar verleite, den unrechten Weg einzuſchlagen. Meine Abſicht iſt alſo nicht ſo ſehr, andere, die anders denken, zu wiederlegen, oder eines Irrthums zu beſchuldigen, ſondern blos mich gegen andere zu rechtfertigen, welche mich etwa, weil ich ihnen nicht beyfallen und in ihre Abſichten nicht hinein gehen kann, eines Eigenſinns oder einer Halſtarrigkeit beſchuldigen mögten.

Alles, was ich ſage, ſind meine eigene Gedanken, und ſie gründen ſich auf die in einer dreyßigjährigen Erfahrung geſammleten Beobachtungen und Anmerkungen, und auf eine ſorgfältige Ueberlegung. Indeſſen, da ich, nachdem mein Aufſatz entworfen war, nach meiner Gewohnheit nachleſe, was andere darüber geſchrieben haben, ſo finde zu meiner großen Beruhigung, daß meine Gedanken nicht neu, ſondern großen Theils von andern bereits vorgetragen

ſind; Man kann deswegen den **Herbert**, **Melon**, **Nickolls**, **Philippi**, **Reimarus**, und überhaupt die Schriften, welche die neue Einrichtung in Frankreich veranlaßt hat, und welche theils für, theils gegen den freien Kornhandel ſchreiben, nachleſen, und ich habe mich hin und wieder auf ihren Beyfall berufen.

Ich vermeine jedoch noch einige neue Beweisgründe hinzugefügt, auch alle übrige in einen genauern Zuſammenhang verbunden, und zugleich alles mehr nach unſrer deutſchen Verfaſſung eingekleidet zu haben. Das übrige überlaſſe der geneigten Beurtheilung meiner Leſer.

§. 215.

Wenn wir an einem unentbehrlichen Stück Mangel zu leiden befürchten, ſo ſcheint, um ſich gegen eine ſolche Gefahr zu ſichern, das kürzſte Mittel zu ſeyn, daß man

1) den annoch übrigen Vorrath möglichſt zu Rath halte, folglich die Conſumtion einſchränke; Zugleich

2) ſich in Sicherheit ſetze, daß dieſer Vorrath uns nicht von andern entwandt werde; Anbey aber

3) bedacht ſey, das ſodann annoch fehlende herbey zu ſchaffen.

Daher iſt man denn darauf verfallen, ſobald als ein Mangel an dem benöthigten Korn eintritt, oder auch nur befürchtet wird, allerley Einſchränkungen, Verbote, Sperrungen, Zuſchläge und andere dergleichen gewaltſame Mittel einzuführen.

Zu Erläuterung des folgenden muß ich hier eine allgemeine Anmerkung einſchalten: Es erhält alle

Staaten

Staaten und Länder in der genaueſten Verbindung, und befördert eben die vortreffliche Ordnung im Ganzen, daß jede Gegend, jedes Land, nicht alles hervorbringt, was deſſen Bewohner nöthig haben, oder daß ſie ſich doch nicht bey demjenigen einſchränken laſſen, was die von ihnen bewohnte Gegend anliefert.

Die Vorſicht billigt vielmehr, daß jedes Land viele aus entfernten Gegenden kommende und dort überflüſſig werdende Producte als unentbehrlich anſieht, und, damit man dieſer habhaft werden könne, bedacht iſt, mit ſaurer Mühe, und unter Vergießung vielen Schweißes neue Werke des Fleißes hervorzubringen, welche an Ort und Stelle zwar überflüßig ſind, hingegen von andern Nachbaren hinwiederum als unentbehrlich betrachtet werden, ſo daß ſie, um ſolche zu erlangen, Fleiß, Koſten und Mühe anwenden: Kurz, die Bedürfniſſe einiger Nationen, wenn ſie auch nur eingebildet ſind, und der Ueberfluß anderer, wenn ſie auch erſt dazu mit der größten Beſchwerde, oder gar mit Lebensgefahr gelangen, ſetzen alle Völker in eine gewiſſe Verbindung, welche alle Staaten blühend und in einer beſtändigen Bewegung und Aufmerkſamkeit erhält.

Es iſt alſo nicht als ein Uebel oder als ein Unglück zu betrachten, wenn uns das nöthige fehlt. Es gereicht blos zu einiger Beſchwerde, wenn uns deſſen Erhaltung ſchwüriger gemacht wird, als vorhin; wenn wir uns damit nicht ſo gemächlich als gewöhnlich verſehen können, ſondern ſie erſt durch Umſchweiſe aus entfernten Gegenden zu erhalten trachten, auch vielleicht das dreydoppelte dafür bezahlen, oder wol gar gewiſſer Stücke auf ein oder ein paar Jahr entbehren,

behren, und deren Abgang auf andere Weiſe zu erſetzen ſuchen müſſen.

Wir Menſchen aber ſind gewohnt, alles aus einem engen Geſichtspuncte zu überſehen; unſere Einſichten ſind eingeſchränkt: Wenn nun der Erdboden bey uns nicht ſo viel Korn hervorbringt, als wir davon erwartet haben, ſo wollen wir gleich verhungern. Wir trauen der Vorſicht zu wenig zu; Wir ſollten bedenken, daß ſolche ſo viele tauſend Jahre lang regiert, und die Menſchen am Leben erhalten hat; Statt deſſen ſehen wir nur gar zu gern Vorfälle, welche die Vorſicht vielleicht gar zu unſern Beſten zuläßt, als Unglücksfälle an; wir wenden ſie alſo nicht ſo wie wir ſollten, zu unſern Nutzen an; und indem wir ſelber klüger ſeyn und die Folgen beſſer vorausſehen wollen, ſtrafen wir uns eben, und machen uns Vorfälle läſtig und beſchwerlich, von denen wir Vortheil ziehen könnten. Es trifft dabey die oben (§. 198.) überhaupt gemachte Anmerkung ein, daß wir bey einer vermeinten Gefahr zu deren Abwendung ſelten die rechten Mittel vorkehren, ſondern daß unſere zur Hand genommene Vorkehrungen uns oft erſt einer Gefahr und Mangel ausſetzen.

Zwar iſt anjetzt das Lieblingsſyſtem, daß jedes Land nur in und aus ſich ſelber leben, mithin daß man alle Producte der Nachbaren als überflüßig und zur Ueppigkeit gehörend verachten, folglich ſeine Einwohner zur Frugalität gewöhnen, und ſie mit wenigen ſich zu behelfen lehren will; Man ſieht es alſo als eine Straſe an, wenn wir in die Nothwendigkeit geſetzt werden, von Fremden etwas kommen zu laſſen. Ich habe aber ſchon oben S. 266. §. 144. einige Bedenklichkeiten dagegen angeführt, und gleichwie alle Län-

der erſt ſeit der im Großen eingeführten Schiffahrt und Handlung blühend, mächtig und volkreich geworden ſind; diejenigen Länder auch für die mächtigſten gehalten werden, welche die weitläuftigſte Handlung haben, und die mehrſten entbehrlichen Waaren bey ſich abſetzen; Alſo ſteht auch zu vermuthen, daß jenes Frugalitätsſyſtem bald wieder in ſich ſelber zerfallen, mithin daß die Staaten am größeſten bleiben werden, welche ſich am weiteſten davon entfernen: Es wäre denn, daß jemand als ein Glück anſehen wollte, wenn wir wieder auf den alten Zuſtand zurück kommen, ſo daß jede Nation wie die Wilden in America für ſich ſelber lebet, und ſich mit demjenigen, was der Erdboden oder die Gewäſſer an ſeinem Ort liefern, ernähret *).

§. 216.

Da nun gewöhnlich iſt, bey einem befürchteten Kornmangel Fruchtſperren zu machen, andere aber deren Zuläßigkeit in Zweifel ziehen; So würde die zu beleuchtende Frage dieſe ſeyn:

*) Vielleicht wird dieſe Materie ein neues Licht erhalten, da von der Geſellſchaft zu Orleans in Frankreich zur Preisfrage aufgegeben worden:

„ Was für Vortheil oder Schaden der Staat ha-
„ ben würde, welcher zuerſt bey ſich die Handlung
„ völlig frey und uneingeſchränkt giebt; Nachdem
„ faſt in allen Reichen von Europa die Handlung
„ durch die mannigfaltigen bey der Einfuhr und
„ Ausfuhr auf alle Landesproducte ſowol als auf
„ die Werke des Fleißes oft von beyden Seiten ge-
„ legte anſehnliche Rechte gehemmet wird?“

Daß ein ſolcher Staat anſehnliche Vortheile haben wird, kann auf mehrerley Weiſe erwieſen werden; die Erfahrung lehrt auch, daß kleine zwiſchen andern ge-

Kann man ſich gegen eine Hungersnoth verwahren, wenn die Ausfuhr des Korns gehemmt oder gar geſperrt wird; Oder hat man andere ſichere und bequemere Mittel, um zu ſeinen Endzweck zu gelangen?

Alle Kornſperrungen gründen ſich eigentlich auf ein allgemeines Vorurtheil, welches jezt in vorangeführten öffentlichen Schriften genugſam wiederlegt iſt, und deſſen Ungrund wir in den verfloſſenen Jahren aus der Erfahrung am beſten haben kennen lernen.

Man betrachtet nemlich den gemeinen Mann als den gröſten Haufen, welcher gröſtentheils vom Korn ſich nähren, alſo am mehrſten ankaufen muß. Man glaubt alſo, daß dem gemeinen Mann ein rechter Dienſt geleiſtet werden würde, wenn das Korn in geringem Preiſe erhalten wird; ſo daß diejenigen, welche deſſen ankaufen müſſen, das benöthigte in der Nähe, ohne Mühe, und wolfeil erhandeln können.

Daher iſt in einigen deutſchen Provinzen ſchon zur Gewohnheit geworden, daß man, wenn der Preis des Rockens nur um wenige Groſchen ſteigt, ſofort die Ausfuhr von allen Arten von Früchten verbietet, ohne

geſperrten Ländern liegende Freyörter weit blühender und glücklicher ſind. Die alte Regel bleibt: Que la liberté eſt l'ame & le ſoutien du commerce & que la concurrence eſt le ſeul moyen d'établir le prix de toute marchandiſe au taux le plus avantageux au public. Oder wie ein Menſchfreund, der Marquis de Mirabeau ſich ausdruckt: que le commerce eſt à l'exterieur ce qu'eſt la vivication à l'interieur; blos der auswärtige Handel muß einem Lande Leben und Kräfte geben. S. Hausv. III. Th. S. 105.

ohne zu erwegen, daß die Provinz mehr Korn liefert, als die Unterthanen ſelbſt conſumiren können.

Man vergißt, dabey in Betracht zu ziehen, daß der Bauer eigentlich der Fabrikant iſt, und daß der Fabrikant allemal gewinnt, wenn ſeine Waare im Preiſe ſteigt.

Da einige Taglöhner Korn zukaufen müſſen, ſo glaubt man, alle Bauren müßten Korn kaufen; Man ſieht ſie alſo blos als Käufer an, und will ſich nicht überzeugen, daß die mehrſten Bauren eigentlich Verkäufer ſind, ſo daß wenn gleich viele davon eine oder andere Art Korn zukaufen müſſen, dennoch dagegen von ihnen andere Arten von Lebensmitteln zu Markte gebracht werden.

Weil bey theuren Preiſen einzelne große Pächter, die Beſitzer anſehnlicher Güter, und die Kornhändler zu Zeiten anſehnlich gewinnen, ſo urtheilt man, daß dieſes nur die einzigen Verkäufer wären, und daß ihr Gewinnſt mit dem größten Bedruck und zum Nachtheil des gemeinen Mannes geſammlet werde. Man erwegt nicht, daß das mehrſte zu Markte kommende Korn von geringen Bauren zur Stadt gebracht, daß unter den Bauren der ſtärkſte Kornhandel getrieben wird, und daß der Handel von jenen blos mehr in die Augen falle, weil er zur Zeit auf größere Summen geſchloſſen wird, da der Bauer ſeinen Vorrath nach und nach bey einzelnen Himten abſetzt; So wie auch das Geld, was große Kornhändler löſen, nicht aus dem Zirkel kommt, ſondern von den mehrſten größtentheils gleich wieder angewandt und in den Umlauf gebracht wird.

Es iſt anbey zu bemerken, daß höhere Kornpreiſe auch die Preiſe von allen übrigen Victualien ſteigen

machen,

machen, und veranlaſſen, daß dieſe mehr geſucht werden. Die Bauren alſo, welche kein Korn zu verkaufen haben, haben doch gemeiniglich Federvieh, Kälber, Schaafe, Schweine, Pferde, Butter, Eyer, Holz, Torf und dergleichen mehr zu verkaufen, und können alles dieſes jetzt theuer loswerden, da es ihnen bey wohlfeilen Preiſen Niemand abgenommen haben würde, oder wenn ſie es auch zur Stadt bringen wollen, der Weg ihnen kaum bezahlt wäre.

Daß alſo, um eine Hungersnoth abzukehren, ein Verbot der Kornausfuhr nicht hinreiche, hat der Herr D. **Reimarus** in ſeiner **Abhandlung von der freien Aus- und Einfuhr des Getreides** kurz, deutlich und gründlich ausgeführt, daher ich mich vorläufig darauf nur berufe. Sein Urtheil muß um ſo unpartheyiſcher ſcheinen, da er in einer großen Handelsſtadt wohnt, welche, wenn die Nachbaren ſperren und eine Theurung veranlaſſen, dabey mehr gewinnt als verliert, alſo Urſache hätte, ſie in der Verſtockung zu erhalten.

§. 217.

Man pflegt aber die Frage gleich ſo zu faßen:

Wenn gleich überhaupt freilich bedenklich iſt, die Ausfuhr des Korns zu verbieten; können nicht gleichwol beſondere Umſtände und politiſche Betrachtungen das Verbot anrathen, ja gar nothwendig machen?

Vielleicht werden viele Leſer glauben, daß ſich dieſes von ſelbſt verſtehe, und daß eine weitere Unterſuchung dieſer Frage überflüßig ſey; zumalen, wenn ſie erwegen, daß faſt in allen Ländern von Europa bey

bey einem anſcheinenden Kornmangel Zuſchläge und Einſchränkungen gemacht werden; ja daß viele Einwohner ſofort dergleichen begehren und wünſchen.

Bey genauer Erwegung wird man jedoch hoffentlich die nachfolgende Prüfung dieſer Frage nicht ganz überflüßig finden.

Um mich deutlicher auszudrucken, werde ich ſie in folgende Glieder faſſen, und jedes beſonders abhandeln.

I. „Wer ſind diejenigen, welche in dergleichen „Fällen eine Fruchtſperre anzurathen pflegen?“ §. 218.

II. „Was hat man für Gründe, um eine Fruchtſperre zu rechtfertigen?“ §. 219.

III. „Da die Erfahrung die beſte Lehrmeiſterinn „iſt, und wir ſo viele Exempel haben, daß Zu„ſchläge gemacht worden; ob die Folgen unſerer „Erwartung gemäß ausgeſchlagen ſind?“ §. 226.

IV. „Ob andere ſichere Mittel in Vorſchlag ge„bracht werden können, um einen Kornmangel „weniger empfindlich zu machen?“ §. 227.

V. „Was bey denen übrigen Vorſchlägen, wo„durch andere einen Kornmangel abhelfen wol„len, etwa zu erinnern iſt?“ §. 243.

§. 218.

Es ſcheint der Mühe werth zu ſeyn, daß ich vorläufig eine Betrachtung anſtelle:

I. „Wer bey einem ſich äußernden Kornman„gel eine Kornſperre anrathe oder begehre?“ (§. 217.)

Denn wenn ein Vorſchlag von Perſonen von Anſehen kommt, denen wir Einſicht und Unpartheilichkeit zutrauen, ſo hat er ſchon mehrere Vermuthung vor ſich, und einen ſtärkern Eingang.

Viel=

Vielleicht werden einige mir auch hier antworten, daß unnöthig ſey, nachzufragen, ob einzelne Perſonen eine Fruchtſperre begehren; da bey eintretendem Kornmangel die Stimme des ganzen Volks einmüthig rufe: „Wird die Ausfuhr des Getreides noch „nicht verboten werden? Will man denn noch nicht „dem Frevel fremder Aufkäufer ſtöhren, welche uns „unſere Nothdurft wegkaufen und vertheuren? „Wird man dem Exempel der Nachbaren nicht bald „nachfolgen? Soll das Branteweinbrennen noch „nicht eingeſtellt werden? Will man uns nun gar „Hungers ſterben laſſen? Iſt denn Niemand im „Lande, der ſich unſer erbarmet, und einer weiſen „Landesregierung die gemeine Noth vorſtellet?“

Freylich hört man eine ſolche Sprache öfters genug, aber nie von allen, ſondern nur von einzelnen, welche ein beſonderes Intereſſe dabey haben, und denen man vielleicht antworten mögte, daß ſie nicht wiſſen, was ſie begehren, oder wie **Herbert** ſagt; (Police des grains p. 37) La multiplicite des ſentimens ne réunit pas toujours la plus grande quantité de bon ſens.

Der gemeine Mann wird ſchwerlich überhaupt jemals Zuſchläge anrathen, vielmehr den Bedruck, den er darunter leidet, nachdrücklich empfinden.

Wenn aber nur einzelne Perſonen Zuſchläge begehren, ſo werden ſich ſolche in folgende Klaſſen bringen laſſen.

1) Werden vor allen Dingen furchtſame Hauswirthe dazu rathen; welche bey der geringſten Gefahr verzagen, und alles verlohren glauben, alſo ohn Unterlaß klagen, ohne vorher hinlänglich zu überlegen, ob ſie rechtmäßige Urſache dazu haben, und ob ſie auch

auch auf die rechten Mittel zu Abwendung der Klagen verfallen. Dieſe ſollten das vortreffliche Werk des *Pope* Eſſai ſur l'homme nachleſen, darin er auf eine überzeugende Art lehrt, wie die Vorfälle, welche wir Menſchen als böſe und als ein Unglück anſehen, oft nichts weniger ſind, und vielmehr zu unſerm wahren Beſten gereichen. Wenn ein ſtarker Sturm und Ungewitter kommt, ſo geht unſerer Meinung nach alles unter, und es folgt das fruchtbarſte Wetter und reiche Ernte darnach: Wenn das Jahr das Feld nicht ſo viel trägt, als wir davon erwartet haben, ſo ſchreien wir gleich über Miswachs, ohne zu bedenken, daß in andern Gegenden die Ernten deſto reicher ſind, und daß ſich unſer Boden nur ausruhe und neue Kräfte ſammle, um in der Folge deſto ergiebiger zu ſeyn.

2) Gleiche Bewandniß hat es mit mitleidigen Obrigkeiten und Beamten, welche die ihnen anvertraueten Unterthanen gern aufhelfen und glücklich machen wollen, und in dieſer Abſicht deren Umſtände bey den Obern kläglicher vorſtellen, als ſie wirklich ſind; Alſo, um jenen zu helfen, die erſten die beſten Vorſchläge thun, ohne zu überlegen, ob durch deren Befolgung denen Unterthanen weſentliche Hülfe wiederfährt, genug, wenn ſie nur den allgemeinen Vorurtheilen gemäß ſind.

3) So haben auch Pächter und diejenigen, welche mit Korn handeln, verſchiedene Urſachen, das Verbot der Ausfuhr anzurathen. Entweder, wenn ſie zu ihrer Conſumtion Korn ankaufen müſſen, und in Angſt ſind, daß es ihnen von andern weggekauft oder zu ſehr vertheuret werden mögte; Bald, wenn geſcheute Kornhändler aus der Eefahrung ſchon wiſſen, daß

Zuſchläge die Preiſe ſteigern, alſo ihnen Gelegenheit geben, ihren Vorrath theurer los zu werden, auch bey dem gehemmten Handel neue Vorräthe aufzukaufen, um ſie demnächſt mit guten Wucher abzuſetzen. Manche Pächter können auch beſondere Urſachen haben, den Mangel größer vorzuſtellen, damit ihr ſtarker Gewinnſt bey den theuren Preiſen dem Herrn des Guts nicht ſo ſehr in die Augen leuchte.

4) Andere, welche von Beſoldung oder blos von baarer Geldeinnahme leben, und ihre Eintheilung ſo gemacht haben, daß ſie bey gemeinen Jahren eben damit auskommen können, finden ſich merklich beſchwert, wenn ſie bey theuren Jahren die nothwendigen Stücke um das doppelte bezahlen müſſen. Sie hoffen alſo eine Erleichterung und wohlfeilere Preiſe, wenn ſie einen Zuſchlag anrathen.

5) Einige von dieſen werden aus einem mitleidigen Herzen ſich doppelt dazu berechtigt glauben, wenn ſie von ſich auf den gemeinen Mann ſchlieſſen, und urtheilen, daß dieſen die Theurung noch mehr drükken müſſe. Sie ſollen aber dagegen bedenken, daß dieſer eben derjenige ſey, der ihnen die Sachen verkauft, und durch ihren Bedruck gewinnt; indem oberwehnter Maaßen mit dem Korn auch mehrere Lebensmittel im Preiſe ſteigen, alſo unter dem gemeinen Mann bey theuren Preiſen jederzeit mehr Geld rullirt, und mehr Leben iſt; Ein Taglöhner, der ſein Korn alsdenn theurer bezahlen muß, kann auch eher, um ſolches einzukaufen, Tagelohn gewinnen, als wenn bey wohlfeilen Preiſen ein jeder ſich einſchränkt, alſo alsdenn vielen eher Geld fehlt, um auch nur wohlfeil einzukaufen. Diejenigen, die etwa gar nicht kaufen können, finden leichter andere, die ſie ſpeiſen.

6) So

6) So werden auch geſtrenge Hausväter (I. St. p. 134) leicht Zuſchläge anrathen, welche gewohnt ſind, alles nach den redlichſten Abſichten und mit einer wahren Menſchenliebe zu beurtheilen, alſo daher ſchlieſſen, daß, wenn nur die Menge des Korns zu vermehren, und deſſen Ausfuhr zu verhindern getrachtet würde, alsdenn auch zugleich allen Misbräuchen vorgebauet, und ein Ueberfluß befördert werde;

Das ſchlimmſte dabey iſt nur, daß die mehrſten Menſchen nicht ſo redlich denken, und da viele mehr auf ihre Privat-Convenienz ſehen, als bedacht ſind, das gemeine Beſte zu befördern, ſo helfen die beſten Abſichten nichts, wenn ſie uns nicht wegen des Erfolgs ſichern. Ich kann mich hier abermalen auf das Zeugnis des **Herberts** berufen; La Loix eſt donc vicieuſe ou inutile, ſagt er, ſi toutes les précautions que l'on prend pour ſon execution ne procurent pas les ſecours, qu'elle fait eſperer, ou ſi la malice des hommes trouve le moyen de l'éluder. On oſe même avancer, qu'elle eſt nuiſible & contraire à l'abondance des denrées, *qui n'eſt jamais mieux entretenue, que par la liberté.*

7) Der gröſte Haufen, welcher ſofort Kornzuſchläge anzurathen und zu begehren pflegt, ſind die Bewohner der Städte, welche gemeiniglich zu ihrem eigenen Nachtheil auch in andern Zweigen der Handlung Einſchränkungen veranlaſſen.

Dieſe ſehen auf ihren Privat-Vortheil; ſie überlegen, wie viel ſie zu ihrer Conſumtion gebrauchen, und in welche Verlegenheit ſie geſetzt würden, wenn ſie ihre Bedürfniſſe zu ungleich höhern Preiſen kaufen müſſen, oder wenn ihnen die Zufuhr gar fehlen ſollte; Sie hoffen daher zu gewinnen, wenn ſie durch

erbetene Einſchränkungen die Anzahl der Käufer vermindern, und dadurch den Landmann zwingen, daß er ſeinen Vorrath zur Stadt bringen und um die von ihnen zu beſtimmende Preiſe losſchlagen müſſe.

Die Erfahrung ſollte ſie belehren, daß die Einſchränkungen mehr die Anzahl der Verkäufer als der Käufer mindere: denn man gebe nur einmal Acht, ob nicht, wenn die Furcht für einen Kornmangel bemerklich gemacht wird, ein jeder, der ſonſt noch wol Korn verkaufen würde, zurück hält, und antwortet: „ Wer wollte jeßt wol Korn verkaufen? nach einigen „ Monaten ſo wird erſt ein Mangel eintreten und „ ſo werden die Preiſe erſt ſteigen; das jeßt von auſ„ ſen verſchriebene Korn kommt im Einkauf ſchon ſo „ hoch, und wird immer theurer werden, oder viel„ leicht gegen des gar nicht weiter zu haben ſeyn, und „ alsdenn iſt Zeit loszuſchlagen; Wer jeßo ſchon ver„ kaufen wollte, muß ein ſchlechter Wirth ſeyn, oder „ das Geld höchſt nöthig haben.“

8) Leßtlich kann ich diejenigen zu einer beſondern Klaſſe rechnen, welche Zuſchläge anrathen, blos aus Gewohnheit, weil ſie ſich erinnern, daß man in ähnlichen Fällen dazu geſchritten ſey, und weil ſie hören, daß andere dergleichen ſchon verfüget haben.

Es geht damit, als mit manchen Moden, da, wenn deren Einführung bekannt wird, ein jeder gern der erſte im Nachahmen ſeyn will, wenn ſie gleich zu unſerm Nachtheil gereichen.

Man ſollte aber bedenken, daß es mit den Krankheiten des Staatkörpers oft die nemliche Bewandnis hat, als mit den Krankheiten des menſchlichen Körpers. Gewiſſe Krankheiten werden viele Jahre lang von allen Aerzten auf die nemliche Art gehandhabet,

un-

unerwartet aber treten neue Aerzte auf, erklären die bisherige Art zu curiren höchſt gefährlich, ja wol gar tödtlich, und ſchreiben neue Mittel vor, welche die ältern als höchſt nachtheilich verdammt haben würden. Frankreich kann hierunter am beſten zum Exempel dienen. Es fehlte daſelbſt zu Zeiten an Korn; man ſchrieb den Mangel der ſtarken Ausfuhr zu; Man glaubte für die Folge die beſten Maaßregeln zu nehmen, wenn alle Kornausfuhr verboten würde *), ſo daß ſie nachher nicht einmal weiter aus einer Provinz in die andere erlaubt wurde; ein jeder wollte nur für ſich ſorgen, darüber litten alle, und der Ackerbau kam in gänzlichen Verfall. Gleichwol koſtete es die größte Ueberwindung, ehe man ſeinen Fehler einſehen wollte. Erſt unterm 17ten Sept. 1754. wurde der Handel zwiſchen denen unterſchiedenen Provinzen aufgegeben; und die größten Gelehrten und Staatskundige mußten alle Beredſamkeit zuſammen faſſen, um alle ihnen gemachte Schwierigkeiten zu wiederle-

 gen,

*) Ich habe zwar irgendwo geleſen, daß die freie Kornausfuhr in Frankreich während der Miniſterſchaft des großen Sully ſchon gehemmt ſey. In ſeinen Memoirs erinnere mich aber nichts davon gefunden zu haben. Ich zweifle auch daran, da Frankreich ihn als den Miniſter verehrt, welcher den Ackerbau erſt wieder empor gebracht hat. Im Jahr 1607 ſoll auch noch ein Richter zu Saumür, welcher die Ausfuhr des Mehls verbieten wollen, nachdrücklich beſtraft ſeyn; ich vermuthe alſo, daß Colbert, welcher die Manufacturen zu ſeinen Vorwurf genommen hat, erſt im Jahr 1661 die Ausfuhr des Getreides verboten habe, damit der Unterhalt der Handwerksleute wohlfeil bliebe, und die vön ihnen verfertigten Waaren um einen geringern Preis zu bekommen ſeyn mögten.

Die

gen, und zu erweiſen, daß Frankreich durch einen freien Handel gewinnen würde, ehe ſie die Erlaubniß dazu durch das Arret vom 31ten Octob. 1768. auswirken konnten; Von deſſen Nothwendigkeit nunmehro ganz Frankreich und ſeine Nachbaren überzeugt ſind.

Wenn alſo die Fruchtſperren durch das Anſehen derer Perſonen. welche dazu rathen, nichts gewinnen, ſo iſt weiter zu erwegen, ob ſie durch beſondere Gründe ein größers Gewicht erlangen?

§. 219.

Sehen wir II. auf die **Gründe**, womit man Fruchtſperren und Einſchränkungen rechtfertigt, (§. 217.) ſo werden ſolche hergenommen:

1) Aus der Natur der Sache ſelbſt. §. 220.

2) Von unſerer eigenen Bedürfniß und der Habſucht der Nachbaren. §. 221.

3) Von

Die Franzoſen werfen ihm aber ſelber vor, „*que* „ *c'etoit ſacrifier le laboureur au manufacturier, par-* „ *ceque ce ſont les productions de la terre, qui entre-* „ *tiennent les arts & les fabriques, le commerce mê-* „ *me ne peut avoir un plus ferme appui. L'agricul-* „ *ture, les arts, & le commerc* (nicht eben einzelne „ Manufacturen) *ſont les établiſſemens les plus utiles* „ *& les plus propres à fortifier les ſources de l'aiſan-* „ *ce publique.*“ Sie nennen ſein Syſteme des prohibitions *fatal;* und erkennen „que les moyens qu'on „ avoit mis jusqu'ici chez eux en uſage, pour pre- „ venir l'abus, ont formé préciſement eux mémes „ l'abus, & que tel eſt l'effet des Loix mal combinées, „ qui rejailliſſent toujours ſur les gouvernemens qui „ les font“ voy. *les interéts de la France mal entendus*, & *Corps d'obſervations de Societé établie à Rennes.*

4) Von der Nothwendigkeit, der Habſucht gewinnſüchtiger Wucherer und Vorkäufer zu ſteuren. §. 223.

5) Von der beſondern Lage eines Landes. §. 224.

6) Von beſondern eintretenden Nebenbetrachtungen. §. 225.

Außer dieſen finde ich keine Gründe von andern angeführt. Wir wollen alſo dieſe nach einander beleuchten.

§. 220.

Erwegen wir 1) nach der Natur der Sache, in wie weit eine Kornſperre zuträglich ſeyn könne? (§. 219.) So iſt ein Unterſchied zu machen a) ob bereits wirklich ein Mangel eintritt, oder b) ob wir denſelben erſt befürchten.

Der letztere Fall iſt der gemeinſte; ich werde alſo mein Augenmerk zuerſt darauf richten. Nun ſcheint nichts bedenklicher zu ſeyn, als wenn wir eine Gefahr erſt befürchten, und wir machen den Anfang damit, daß wir unſere Verlegenheit öffentlich erklären, und eine allgemeine Furcht erwecken; die Furcht iſt in ſolchen Fällen von üblern Folgen, als die befürchtete Gefahr ſelber, und ich habe oben (S. 505.) gezeigt, daß es in einer wahren Gefahr eine Klugheit iſt, wenn man ſeine Furcht geſchickt und den Umſtänden gemäß zu verbergen weiß.

Welcher Kaufmann wird, wenn ſein Waarenlager abnimmt, und wenn er befürchtet, daß er nicht alle Käufer werde befriedigen können, den Anfang damit machen, daß er ſeinen Laden zuſchließt, und ſeine Verlegenheit nicht allein durch Handbriefe ſeinen Corre-

ſpondenten, von denen er neue Waaren erhalten kann, kund thut, ſondern auch in allen öffentlichen Blättern Avertiſſements bekannt macht? Oder, wer wird wol, wenn er in tiefen Schulden ſteckt, dennoch aber Mittel zu erhalten hoffen kann, um ſich zu helfen, ſich gleich ſelber öffentlich bankerot erklären, und alle diejenigen, die ihm ſonſt noch wol Geld gegeben hätten, furchtſam machen, daß ſie ihm wenigſtens doppelte Zinſe abfordern.

Man kann auch hier wieder das Gleichniß von der Art, die Krankheiten zu heben, anwenden: Oft befürchten wir eine Krankheit, und wollen derſelben durch Aderlaſſen oder andere Preſervative vorbauen, die uns eben in Gefahr ſtürzen, und eine ſchwer zu hebende Krankheit wirken. Zu einer andern Zeit wollen wir eine wirklich uns treffende Krankheit durch Palliative heben, welche zwar die Krankheit zu vermindern ſcheinen, aber zu ſchwach ſind, um die rechten Quellen und Urſachen der Krankheit aus dem Grunde zu heben, ſo daß dieſe bald in eine neue weit gefährlichere Krankheit ausbrechen.

Bey allen Fällen, die ich mir ſeit dem Jahre 1740 bemerkt habe, ſind auf eine jede verhängte Einſchränkung im Kornhandel die gewiſſen Folgen geweſen; merklich ſteigende Preiſe, und häufigere Klagen über Mangel. Denn ſobald dadurch die Furcht für Kornmangel allgemein wird; ſo hält ſofort ein jeder, der ſonſt noch Korn verkauft haben würde, mit dem Verkauf an, und überſchlägt, damit er ja mehr in Vorrath behalte, als er zur eignen Conſumtion bis zur nächſten Ernte nöthig hat: und mit dem übrigen wird er, wenn ihn nicht der Geldmangel nöthigt, ſicher noch an ſich halten, weil er nun voraus weiß, daß

die Preiſe bey dem unterbrochenen Handel nicht wieder fallen, wol aber ſteigen werden; wenn auch gleich manche, wie mir dergleichen Exempel bekannt ſind, darunter betrogen werden, und am Ende ihren Vorrath gar behalten.

An der andern Seite, da der gemachte Zuſchlag die Vermuthung erweckt, daß ein Land mit ſeinem eignen Vorrath ausreichen werde, ſo handelt nunmehr kein Kaufmann auf Speculations dahin; um ſo weniger, da er, wenn er einmal in eine geſperrte Provinz Korn ſchicken will, damit nicht weiter frey ſchalten, und es nicht wieder herausbringen kann.

An der dritten Seite werden unſere Nachbaren, welche uns ſonſt um billige Preiſe ausgeholfen hätten, ſobald ihnen bekannt wird, daß ihr Beyſtand uns unentbehrlich ſey, ihn gleich ſo viel höher ſchätzen, und uns in den Preiſen überſetzen.

An der vierten Seite haben **Reimarus** und andere genugſam erwieſen, daß ein Verbot der Ausfuhr eben ſo viel ſey, als wenn zugleich ausdrücklich verboten wird, daß auch weiter kein Korn eingeführt werden ſoll, zumalen da die Nachbaren leicht Gegenzuſchläge machen.

Ich ziehe daraus den Schluß: Beſteht die Furcht für Kornmangel nur in der Einbildung, ſo daß kein weſentlicher Mangel eintreten wird; ſo iſt übel gerathen, wenn ſolche Anſtalten vorgekehrt werden, welche die Vorſtellung eines Mangels erwecken. Iſt aber die Furcht, daß uns mit der Zeit Korn fehlen wird, gegründet, ſo ſind Zuſchläge nicht das Mittel, den Mangel zu erſetzen, ſondern ſie ſperren eher die uns dazu offen ſtehende Wege, und vergrößern die Noth in einem merklichen Grade.

Dabey iſt noch überhaupt anzumerken, daß wenn ein Kornmangel befürchtet wird, ſo liegt der Fehler gemeiniglich nicht ſowol an einem fehlenden Kornvorrath, als vielmehr daran, daß denenjenigen, die Korn kaufen müſſen, das dazu erforderliche Geld fehlt. Eine jede Fruchtſperre veranlaßt zu Anfange eine Stockung in dem Umlaufe des Geldes, und benimmt denen, welche einen Mangel daran haben, noch mehr die Gelegenheit, daß Geld in ihre Hände gelangen kann; Zumalen bey jeder Fruchtſperre mehr baar Geld hinaus geht, und weniger zurück in den Umlauf kommt, alſo das Land merklich ärmer wird.

§. 221.

Aber was iſt denn 2) zu thun, wenn wir wirklich einen Mangel an Korn leiden, und wenn unſere Nachbaren, die gleichen oder noch größern Mangel haben, uns das noch wenige übrige Korn wegzukaufen trachten? So iſt doch, ſagt man, unumgänglich nöthig, daß die Ausfuhr verboten werde? (§. 219.)

Iſt bey uns ſchon der Mangel weſentlich, wozu ſollen alsdenn noch Zuſchläge helfen? Geſetzt, ein in gleicher Noth ſtehender Nachbar erforſcht, wo bey uns hin und wieder ein kleiner Vorrath liegt, ſo kommt das wenige, was er uns auf dieſe Weiſe wegnehmen kann, gegen die ganze uns fehlende Menge in keinen Betracht, und woher die uns fehlende Hauptſumme erfolgt, kann auch jener geringe Abgang leicht erſetzt werden, wenn nur Handel und Wandel frey bleibt. Wenn wir weſentlichen Mangel haben, ſo muß ſolcher nothwendig durch Hülfe anderer erſetzt werden; Dieſe Hülfe erwarten wir nun, entweder

von Nachbaren, wenn ſie ihren Vorrath uns unmittelbar überlaſſen, oder mit uns theilen; Oder wir erhalten die Hülfe mittelbar durch Kaufleute, welche Zufuhr aus entfernten Gegenden beſorgen.

In beyden Fällen müſſen wir nicht den Anfang damit machen, daß wir denenjenigen, die wir zu Freunden behalten wollen, feindſelig begegnen; dieſes geſchiehet, wenn wir Zuſchläge machen.

Wie kann ich von meinen Nachbaren Hülfe gewärtigen, dem ich vorher alle Hülfe verſage? Wer wird wol gegen einen Spieler eine große Summe wagen, der voraus erklärt, daß er an keinen Mitſpieler etwas bezahlen, wol aber von ihnen gewinnen will? Soll uns ein Kaufmann helfen, ſo muß er freie Hände behalten; wir dürfen ihn von keiner Seite die Hände binden, noch in Gefahr ſetzen, daß er in der Folge in ſeinem Handel geſtöhrt oder eingeſchränkt werden könne. So gut einzelne, keinen Ackerbau habende, Städte durch die Kaufleute mit hinlänglichen Vorrath verſehen werden können; noch leichter werden dieſe ganze Provinzen verſorgen können: Nur kein Zwang! So lange dieſer nachbleibt, iſt die Zufuhr leichter, und wir haben weniger zu befürchten, daß Nachbaren uns zu viel Korn wegkaufen werden.

Es ſcheint, daß man ſich bey dieſer Gelegenheit von dem Leichtſinn dererjenigen, welche noch Korn zu verkaufen haben, eine gar zu gefährliche Vorſtellung macht. Man befürchtet, daß ein jeder bey einer ſolchen Gelegenheit ſeinen Vorrath an den erſten, den beſten, Käufer weggeben werde. Dies kann vielleicht im Anfange auf ziemlich beträchtliche Summen geſchehen; Es wird aber bald bekannt, wenn Korn geſucht wird, und ſodann hält ein jeder mehr an; Auch

ſelbſt der gemeinſte Bauer iſt klug genug, zurück zu halten, und auf ſeinen Vortheil bedacht zu ſeyn; Eher wird er, wenn ein Verbot kommt, heimlich etwas weggeben, weil der Menſch die Freyheit liebet, die Einſchränkungen haſſet, und nicht geneigter zu einer That iſt, als nachdem ſie verboten worden.

Geſetzt, es ſtiege auch das Korn durch die erlaubte Ausfuhr an einigen Grenzorten auf das dreydoppelte, ſo wird unſer Vortheil deſto größer ſeyn; denn wir ziehen um deſto mehr Geld ins Land, indem wir das weggehende von einer andern Seite wieder erhalten können, und gleich einem Kaufmann anzuſehen ſind, deſſen ſein Waarenlager reißend abgeht, und der es von einer andern Seite ſofort wieder erſetzt; ſo wie durch die Ab- und Zufuhr Wirthe, Fuhrleute, Handlanger u. ſ. w. in Bewegung kommen, und gewinnen. Am wenigſten haben ſolche Länder zu befürchten, welche an der See und an Schiffreichen Flüſſen wohnen, auch große Handelsſtädte in der Nähe haben, welche alſo eher wünſchen ſollen, daß Nachbaren ihr Waarenlager ihnen fleißig abkaufen. Ich erinnere mich hier einer Anmerkung des **Herrn von Hallers** aus den Göttingiſchen Zeitungen; „Es iſt „(ſagt er) mit den Klagen eines Volks eine widerſinnige Sache, die reichen Engländer ſind aufrühriſch, die um 48 Schilling 480 ℔ Weitzen zu 16 „Unzen kaufen, und die armen Helvetier murren „nicht bey den 103 ß., die ſie für eben das Gewicht „bezahlen.“

§. 222.

Noch gemeiner iſt 3) das Vorurtheil, daß wenn ein Land mit einer Einſchränkung anfängt, ſeine Nachbaren nothwendig auch dazu ſchreiten

müſſen. Alſo, ſagt man; wenn mein Nachbar die Kornausfuhr ſperrt, ſo bleibt mir kein ander Mittel übrig, als gegen ihn ein gleiches zu verbieten? (§. 219.)

Daraus würde alſo höchſtens folgen, daß man gegen einen uns feindlich begegnenden Nachbaren auf ähnliche Weiſe den Krieg erklären müſſe; dadurch wird aber kein allgemeiner Zuſchlag gerechtfertiget.

Der ſein Land gegen uns ſperrende Nachbar hat entweder ſelbſt einen Mangel an Korn, oder er hat noch einen Ueberfluß. In jenem Fall kann uns ſein Zuſchlag ſehr gleichgültig ſeyn, indem wir doch wenig von ihm erhalten haben würden, und er hingegen, da er ſelbſt den Handel aufruft, jetzt weniger von uns zu hoffen hat, wenn auch der Handel unſrer Seits frey bleibt; er giebt vielmehr, da er ſeine Schwäche zu Tage legt, uns Gelegenheit, davon vorangeführter Maaßen zu genießen.

Hat unſer Nachbar aber noch Vorrath, ſo ſtraft er ſich am mehrſten durch ſeinen Zuſchlag; indem die Ausfuhr doch nicht unterbleibt, und wir jetzt wohlfeiler von ihm kaufen. Alſo bleibt der Schaden allein an desjenigen Seite, der den Zuſchlag zuerſt anfängt, und die Nachbaren nehmen nur daran Antheil, in ſo weit, als ſie ſich verleiten laſſen, darauf nachzufolgen. Die Nachbaren von einem ſperrenden Staate ſollten alſo ſo wenig eiferſüchtig darauf ſeyn, daß ſie es vielmehr als einen neuen, ihnen eingeräumten, Vorzug anſehen können.

Ich kann dieſes durch ein nicht völlig paſſendes Gleichnis erläutern: Wenn mein Nachbar ein gefährliches Feuer anlegt, und ich befürchte, daß ſolches ſeine Gebäude in Brand bringen, mithin die

mei-

meinigen daran ſtoſſenden mit ergreifen werde; So werde ich, um dieſer Beſorgniß zu entgehen, meine Gebäude nicht vorher ſelber anſtecken und abbrennen: Oder geſetzt, ich habe ein, aus Mangel des Bluts entſtandenes ſchleichendes, Fieber: Meine Nachbaren halten mir die nöthigen Nahrungsmittel vor, wodurch ich wieder zu Kräften kommen kann, ſo wird mir wenig helfen, wenn ich, um Repreſſalien zu gebrauchen, mich gegen ſie einſperre, allen Umgang mit ihnen aufhebe, und mir alſo nunmehro ſelber die Nahrungsmittel entziehe, welche ich ſonſt noch durch Güte oder Liſt, oder durch Umſatz von ihnen erhalten können; folglich lieber Hungers ſterbe, um nur meine Rache gegen jene auszuüben.

Bey den Fruchtſperren kommt es vornemlich darauf an; entweder die Unterthanen des ſperrenden Staats ſind unſere guten Freunde, ſie leben in einer genauen Verbindung mit uns, ſind gewohnt, uns beſtändig gewiſſe Nahrungsmittel zuzuführen, und gewärtigen dagegen von uns in andern Stücken wechſelsweiſe Beyſtand; So werden die Unterthanen ſich nicht ſtark daran kehren, wenn ihnen gleich von ihrer Obrigkeit alles Verkehr mit uns unterſagt wird; Sie werden ſchon Auswege zu finden wiſſen, um uns das nothwendige zuzuführen, ſo lange wir ſie nicht verlaſſen, und uns freundſchaftlich gegen ſie betragen.

Oder aber, die Nachbaren haben ohnehin wenig Verkehr mit uns, ſo wird eine Fruchtſperre bey ihnen auf uns wenigen Einfluß und vielleicht gar keinen haben, wenn wir fortfahren, ihnen freundſchaftlich zu begegnen: Hingegen werden wir ſie noch mehr erbittern, und künftig zu öffentlichen Feinden machen, wenn wir durch Gegenanſtalten ihnen die Folgen der

ihnen

ihnen ohnehin verdrieslichen Einſchränkung empfindlich machen.

Ich kann mich hier überhaupt auf das Zeugniß ſolcher Obrigkeiten berufen, welche Nachbaren haben, bey denen die Sperrungen gewöhnlich ſind, ob ſie ſich nicht nach verbotener Ausfuhr leichter und bequemer mit dem Nothwendigen daher verſehen können, als vorhin?

§. 223.

Da bey eintretendem Kornmangel die Kornhändler einen Vorrath von Korn aufzuſchütten pflegen, in Hoffnung noch theurer Preiſe; ſo glaubt man: 4) daß doch die Zuſchläge dazu gereichen könnten, um ſolchen gewinnſüchtigen Wucherern die Hände zu binden? (§. 219.)

Erwegen wir dagegen die Folgen der Kornſperren genau, ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß ſolche eben den Vorkauf begünſtigen, und den Wucherern Gelegenheit geben, ſich Vortheile zu machen.

Eine jede Einſchränkung macht bey dem erſten Eindruck einen Stillſtand im Kornhandel.

Für Orte, welche mitten im Lande liegen, und auf mehrere Meilen weit keine fremde Nachbaren haben, wird ein Zuſchlag ohne große Wirkung ſeyn, weil ſie ohnehin nichts an Fremde verkauft haben würden: An Grenzorten hingegen, welche täglichen Umgang mit den Nachbaren haben, werden die Einwohner verdrieslich, wenn ihnen auf einmal der Handel mit ihren beſten Freunden unterſagt wird; und wenn ſie nicht dahin verkaufen ſollen, wo ſie es gewohnt ſind. Alsdenn machen ſich die Kornhändler dieſe Zeit zu nutz, und ſammlen Vorräthe, um ſo mehr, da ſie aus der Erfahrung wiſſen, daß die Zufuhr von auſ-

ſen

ſen künftig fehlen werde, und daß ſie ihre Vorräthe mit ſichern Vortheil wieder verkaufen werden. Die Unterthanen leiden alſo im Grunde dadurch, daß ſie von dieſen Aufkäufern weniger bezahlt bekommen, als ihre Nachbaren ihnen, wenn der Handel frey geblieben wäre, gezahlt haben würden. Wer nachmals von dem aufgekauften Korn etwas wieder haben will, muß es vielleicht etwas theurer bezahlen; Das Ganze aber leidet dadurch nicht, denn Korn und Geld bleibt im Lande.

Wird in der Folge das Korn ſeltener, ſo iſt bey der zurückbleibenden Zufuhr ein Glück, wenn die Nothleidende im Lande bey den Kornhändlern doch noch etwas Vorrath finden: Fehlt es aber nicht an Korn, ſo bleiben dieſe mit ihrem Vorrath ſitzen.

Man thut ſolchen Vorkäufern daher mehr Ehre an, als ſie verdienen, wenn man ſie ſo ſehr gefährlich hält, oder wol gar glaubt, daß ſie eine Theurung veranlaſſen. Dies thut eine Fruchtſperre, nicht aber einzelne unvermögſame Kornaufkäufer an kleinen Orten. Wir mögen aber immer gern entfernte Urſachen hervorſuchen.

Wie unrecht man ſich in ſolchen Fällen für die Kornhändler und deren Wucher fürchte, darüber hat unter andern **Herbert** (*Pol. des grains p.* 74.) aus dem La Marre verſchiedene Exempel angeführt. Dieſer hat in Frankreich in mehrern theuren Jahren auf das genaueſte nachforſchen müſſen, wo aufgeſchüttete Vorräthe verborgen gehalten würden. Er hat unter andern im Jahre 1699 nur drey ſolcher vermeintlicher Wucherer finden, und bey ihnen nicht mehr als fünf und zwanzig Müids, oder ungefehr zwey hundert vierzig Malter aufheben können. Welch ein geringer Gegen=

genſtand für ein ganzes Königreich? Die in Deutſchland wiederholte, eben ſo ausgefallene, Verſuche ſind bekannt.

Ich würde alſo nie rathen, daß man die Kornaufkäufere, wenn man ſie auch mit Recht Korn-Juden oder Wucherer nennen könnte, einer beſondern Aufmerkſamkeit würdigen, oder ihre Habſucht von Obrigkeitswegen ahnden ſolle. Die Verachtung, mit welcher das Publicum dergleichen Perſonen anſieht, welche auf eine unerlaubte und gar zu gierige Art aus der allgemeinen Noth einen übertriebenen Gewinnſt zu ziehen ſuchen, und die ſchlechten Begriffe, welche man ſich von ihrer niederträchtigen Denkungsart macht, ſind für ſie Strafe genug. Das Publicum lernt ihre gewinnſüchtige Abſichten bald kennen, und nimmt ſich dagegen ſchon in Acht.

§. 224.

Aber, ſagt man weiter; Macht nicht 5) zu Zeiten die beſondere Lage eines Landes einen Kornzuſchlag nothwendig? (§. 219.)

Wenn eine beſondere Lage des Landes einen Zuſchlag rechtfertigen könnte, ſo müßte es die Lage von England oder Frankreich ſeyn; nemlich ein großes geſchloſſenes Land, wo zwar Seehäfen und Grenzorte ſind, durch welche an die, nach Korn ſeufzende, Nachbaren Korn ausgefahren werden kann; wo aber dieſer Päſſe nur einzelne ſind, folglich die Unterſchleife leicht verhütet werden, hingegen durch Schiffahrt das fehlende bequem herbey geſchafft werden kann, wo alſo der Vortheil davon handgreiflich zu ſeyn ſcheint, ſo wie man glauben ſollte, daß die ſonſt bey Zuſchlägen zu befürchtende, oben erwehnte, Gefahr wegfallen müßte.

Da

Da aber nun eine ſo vieljährige Erfahrung in Frankreich gelehrt hat, daß die verbotene Kornausfuhr wol ſchädliche, aber keine gute Wirkung nach ſich zieht, und daß hingegen jetzt über die frey gegebene Ausfuhr ein jeder Unterthan frohlocke:

Da ferner der ſeit 1766 in England gemachte Verſuch die Klagen über Mangel keinesweges vermindert, ſondern die Theurung nur vermehrt, und die einländiſchen Kornhändler in den Stand geſetzt hat, deſto ſicherer ihre Vortheile zu ſuchen, und ſchädliche Misbräuche einzuführen: (§. 244.) So weiß ich mir nunmehro gar keinen Fall auszudenken, da ein Zuſchlag durch die Lage nützlich werden könnte: Es müßten denn ſolche volkreiche Handelsſtädte ſeyn, als Hamburg, Lübeck, Bremen, welche keinen Ackerbau haben; ihre eigne Nothdurft von andern gewärtigen müſſen, anbey in den Umſtänden ſind, daß ein jeder, der Waaren, folglich auch Korn, nöthig hat, ſolche von ihnen verſchreibt, und daß ihre damit handelnde Kaufleute mit demjenigen, der ihnen am mehrſten giebt, am liebſten handeln; ſo daß ihre Einwohner, inſonderheit wenn ſtarke Commiſſiones von Auswärtigen ertheilt werden, ſich täglich der Gefahr ausgeſetzt ſehen, daß ihnen das nothwendige von Fremden weggekauft werde, und ſie Hungers ſterben müſſen.

Man hört daher an ſolchen Orten oft klagen: „wenn der Magiſtrat nicht bey Zeiten bedacht wäre, „die Magazine zu füllen, ſo würde eine Hungers„noth entſtehen.“ Man hat mir verſichern wollen, daß der auf das Wohl der Einwohner jederzeit aufmerkſame Magiſtrat in Hamburg im Jahr 1770 ſelbſt angefangen hätte, furchtſam zu werden, und zu zweifeln, ob ſie nicht auf ihre eigene Sicherheit bedacht

ſeyn

ſeyn müßten; Die Kaufmannſchaft aber wäre gleich zugetreten, und habe erklärt, daß ſie, ſo lange der Handel frey bliebe, einſtehen wollten, daß kein Mangel eintreten ſollte, nicht aber, wenn man den Kornhandel nur auf einerley Weiſe einſchränken wollte. Ein gleiches wird mir auch aus Holland verſichert. Die ſchon ſeit vielen Jahren in mehrern Ländern in Handlung und Verbindung ſtehende Kaufleute wiſſen ſodann bald Auswege.

Hingegen ſind Zuſchläge am allerſchädlichſten, in kleinen Provinzen, welche ſtarken Ackerbau und einen Ueberfluß an Korn, und dabey keinen andern Geldzufluß, als aus dem Kornhandel haben. Man befürchtet gemeiniglich, dieſe würden mehr verkaufen, als ſie miſſen könnten; oder aber, man will ihren Vorrath gern für andere Landesunterthanen aufgehoben wiſſen. Dieſen wird dadurch wenig geholfen, und die Eingeſchränkten empfinden alle oben angeführten Bedrückungen doppelt, wenn ſie mit ihren gewöhnlichen Abnehmern nicht handeln dürfen, wenn ſie ihren Ueberfluß wohlfeiler geben müſſen; und wenn er ihnen wol gar zur Laſt liegen bleibt, hingegen das baare Geld fehlt.

Faſt noch ſchädlicher ſind Einſchränkungen für ſolche Gegenden, welche zwiſchen fremden Nachbaren zerſtreut liegen, keinen Ueberfluß von Korn haben, ohne täglichen wechſelsweiſen Handel mit Nachbaren nicht leben können, und wenigſtens eine oder die andere Art Korn von Nachbaren eintauſchen müſſen, alſo zugleich Käufer und Verkäufer ſind, mithin doppelt geſtraft werden, wenn ſie dasjenige, was ſie übrig haben, nicht nach Gemächlichkeit abſetzen dürfen, hingegen das benöthigte erſt durch viele Umwege mit Ge-

fahr, und zu doppelten Preiſen erhandeln ſollen, da ſie es vor der Thür haben können *). Dieſemnach wird für eine kleine Provinz die Ausfuhr zu verbieten vergebens ſeyn, weil ſie ohne Einfuhr nicht leben kann; und in größern Ländern wird ſich, wenn der Handel frey bleibt, die Kaufmannſchaft bald verbinden, bey eintretendem Mangel Korn kommen zu laſſen. Kein Fremder wird ſodann ferner im Lande beträchtliche Handel zur Ausfuhr ſchlieſſen können: denn Wenige werden an Fremde um wohlfeilere Preiſe verhandeln, wenn ſie im Lande mehr erhalten können, und Kaufleute werden außerhalb keine große Commiſſiones geben, wenn ſie vor der Thür wohlfeiler einkaufen können.

Ueberhaupt muß ich eine allgemeine Anmerkung wiederholen: Bey der beſten Einrichtung, bey der beſten Abſicht bleiben Misbräuche möglich; deswegen darf man das Gute noch nicht verwerfen, weil es gemisbraucht werden kann, oder weil einige es nicht ſo anwenden, wie ſie ſollen.

Wenn

*) Eine jede Einſchränkung kann uns auch noch von einer andern Seite gefährlich werden: Wenn unſer Nachbar gewohnt iſt, bey guten Jahren uns von unſerm Ueberfluß zu befreien, und wir wollen ihm im Nothfall allen Beyſtand entziehen, ſo wird er künftig, wenn er nach einer andern Seite den Handel angefangen hat, uns vielleicht auch mit unſerm Vorrathe ſitzen laſſen, oder Vortheile erlernen, um ſich einzuſchränken und zu helfen, auf die er ſonſt nicht gedacht haben würde, und die uns empfindlich in der Folge drücken können. (§. 226.) Il n'eſt rien ſi dangereux, que de forcer d'autres peuples à ſe procurer eux mêmes leurs beſoins, ou à y ſuppléer. *Elemens du Commerce.* p. 27.

Wenn alſo Misbräuche bemerkt werden, ſo muß man ſolche nicht durch eine andere Einrichtung abzuwenden ſuchen, welche ungleich mehr Uebel anrichten wird, als jene Misbräuche. (§. 218.)

Wenn nun ausgemacht iſt, daß eine Kornſperre mehrere Uebel anrichtet, und die Unterthanen überhaupt einer größern Gefahr ausſetzet, als ein freier Handel; ſo wird auch keine beſondere Lage jene rechtfertigen *). Man muß es daher als eine Art einer Seuche anſehen, daß alle Obrigkeiten ſo geneigt zu Einſchränkungen und Sperren ſind, oder wie der

*) Wenn auch irgendwo die beſondere Lage eines Landes außerordentliche Einſchränkungen anrathen mögte; So ſollte doch insbeſondere in denen Provinzen, welche unſer Churfürſtenthum ausmachen, eine Sperre als doppelt verdächtig betrachtet werden. Ich ſtelle deswegen folgende Umſtände denenjenigen, welche bislang dazu gerathen haben, zu weiterer Prüfung dar:

Unſere Provinzen ſind von gar unterſchiedener Beſchaffenheit; Einige Gegenden tragen reichlich Korn; dieſe leiden empfindlich, wenn ihr freier Handel geſtöhrt wird, weil ſie zu weit von denen andern Provinzen entfernt liegen, wo es etwa fehlen mögte.

Andere bauen niemalen, auch nicht in den beſten Jahren, ſo viel Korn, als ſie zu ihrer Conſumtion nöthig haben; dieſe werden durch eine Sperre doppelt geſtraft, weil ihre nächſten Nachbaren durch Gegenſperren ihnen die unentbehrliche Zufuhr entziehen.

Noch einige haben an einigen Arten von Korn Ueberfluß, z. E. an Rocken und Hafern; es fehlen ihnen aber andere Sorten, z. E. Gerſten oder Weizen; welches ſie leicht, ſo lange der Handel frey bleibt, oder doch, wenn der Nachbar ſperren ſollte, heimlich durch Tauſchen erhalten könnten; woran ſie aber Mangel leiden, wenn ihnen bey der ſchwerſten Strafe alles Verkehren mit Nachbaren unterſagt wird.

Menſchenfreund, der **Marquis de Mirabeau** ſich ausdrückt (T. III. p. 138.) C'eſt la manie univerſelle de l'humanité, & l'article ſur le quel, à mon ſens, tous les gouvernemens du monde s'eloignent le plus de leur objet.

§. 225.

Es bleibt alſo nur noch zu erwegen; 6) Ob in einzelnen Fällen beſonders eintretende Nebenumſtände oder Nebenbetrachtungen eine Sperre befehlen? (§. 219.)

Was ſollen dieſes vor Fälle ſeyn? Ich weiß mir nur folgende auszudenken:

a) Et-

Inſonderheit beſteht das Fürſtenthum Calenberg aus lauter zerſtreuet umher liegenden, und fremde Grenzen habenden Aemtern, ſo daß der Kornhandel mit Nachbaren nie unterbleiben kann, wenn auch die ſchwerſten Strafen darauf geſetzt werden. Eine Einſchränkung erſchwert nur den Handel und die Zufuhr, und ſetzt die Unterthanen harten Verfolgungen und Strafen aus.

An der andern Seite liegt unſer Churfürſtenthum ſo bequem als keine andere Provinz von Deutſchland, um ſtets neue Zufuhr zu haben. Wir grenzen an der einen Seite ans Meer, an zwoen andern Seiten haben wir Schiffreiche Flüſſe, die Elbe und Weſer; Wir haben reiche Kornländer, das Hildesheimiſche, Halberſtädtſche und Schaumburgiſche zu unſere nächſten Nachbaren; drey große Handelsſtädte, Hamburg, Lübeck und Bremen ſind unſere Nachbaren und Freunde, und alles Korn, was ein großer Theil derer übrigen deutſchen Länder kommen läßt, muß unſre Grenzen paßiren. Wie glücklich wären wir nicht, wenn wir mit dieſen unmittelbar handeln und ihnen das benöthigte liefern wollten? Würden ſie uns auch mehrmalen unſer Waarenlager und den ganzen Vorrath von Korn abkaufen, ſo daß wir ſolchen durch neu anzukaufende Früchte erſetzen müßten.

a) Etwa ein bevorſtehender Krieg, da man gern bey Zeiten einen anſehnlichen Vorrath um billige Preiſe zuſammenbringen mögte? So wird man zu dem Aufkauf am leichteſten gelangen, wenn er unvermerkt geſchieht, ſo lange Handel und Wandel frey bleibt. Wollte man auch die Unterthanen mit Gewalt zwingen, das benöthigte um beſtimmte Preiſe zu liefern, ſo werden ſie dadurch bey weiten nicht ſo ſehr gedrückt werden, wenn die Handlung frey bleibt, als wenn man ſie auch von andern Seiten und überhaupt einſchränkt.

b) Muß es etwa geſchehen, um dem anrückenden Feinde die Subſiſtenz zu benehmen? So iſt ein groſſer Unterſcheid, Lieferungen an den Feind zu verbieten; oder allen Kornhandel einzuſchränken.

c) Will man dadurch fremde Aufkäufer von uns abwehren? So habe ich ſchon gezeigt, daß man dazu keine Mittel anwenden ſoll, welche ſchlimmer als das Uebel ſind.

d) Will man einen Nachbaren dadurch züchtigen, indem man ihm alle Subſiſtenz entzieht? So müſſen ſehr triftige Bewegungsgründe vorhanden ſeyn, welche uns vermögen können, unſere Nachbaren todt zu hungern, vornemlich wenn wir durch deren Untergange mit leiden, und ich laſſe dahin geſtellet ſeyn, in weit es der Menſchlichkeit und Politic gemäß iſt. Man kann hier vielleicht die Fabel anwenden, von dem Körper, deſſen Glieder den Magen als überflüßig anſahen, und ihm keine Nahrung weiter reichen wollten, aber darüber ſelber verdarben und hinfielen. Ich erinnere mich, daß von mehrern Officieren habe erzählen hören, daß im Kriege, wo ſonſt alle Barmherzigkeit und Mitleiden aufhört, diejeni-

gen, welche bey einem Mangel nur ein einziges Stück Brodt oder Fleiſch übrig haben, ſolches doch gern mit andern, die in größerer Noth ſind, theilen, ohne zu wiſſen, ob ſie Morgen etwas wieder haben werden, oder beyde Hungers ſterben müſſen.

Man kann alſo ohne Rührung in öffentlichen Blättern die Klagen gewiſſer Oerter über die Härte ihrer benachbarten Mitſtände nicht leſen, welche ſich aus einer übertriebenen Furcht, daß ſie vielleicht Hunger leiden könnten; oder vielleicht aus eigennützigen Nebenabſichten, gleichſam unter einander verbinden, dem kleinern, der ohne ihren Beyſtand nicht leben kann, ſolchen zu verſagen, und ihn dadurch in die bedenklichſten Umſtände zu ſetzen, ja wol gar auszuhungern. Ohne Rückſicht zu nehmen, was für Vortheile ihre Unterthanen von dem Nachbar, ſo lange er in Flor iſt, ziehen, daß deſſen Untergang und Verfall ſie am mehrſten drücken werde, und daß ſie, wenn ſie ſich ſchicken wollen, ſämmtlich leben können, ſo wie ſie jetzt gemeinſchaftlich über Noth klagen und leiden *).

§. 226.

Solchergeſtalt würden auch alle Gründe, welche man für die Fruchtſperre anführen kann, eher davon abrathen: Man wird mir aber einwenden; Wozu

*) Was man alſo zu Rechtfertigung einer ähnlichen Sperre auch ſagen kann, ſo kommen wir dennoch allemal wieder zurück auf dasjenige, was Mirabeau von den Prohibitions überhaupt behauptet. (T. III. p. 189.) le beau ſecret de la politique commerçante, qu'on appelle *prohibition*, n'eſt qu'une groſſe bêtiſe, qui ſuppoſe des grues dons nos voiſins, quand elle emploie l'artifice, & qui devient la plus ſordide injuſtice, quand elle ſe ſert de la violence &c.

Wozu hilft in ſolchen Fällen alles raiſonniren, und weitläuftige Ueberlegung.

„ Wir haben III. die Erfahrung vor uns, und „ dies iſt die beſte Lehrmeiſterinn?“ (§. 219.)

Hier wünſche ich nun zu wiſſen, ob mir jemand aus der Erfahrung irgend ein Exempel anführen könne, da man zuverläßig behaupten kann; **daß ein Land bey einer Hungersnoth durch eine verbotene Ausfuhr gerettet, und der Ueberfluß hergeſtellet worden?** Es iſt der Mühe werth, daß andere, welche in der Hiſtorie mehr bewandert ſind als ich, alle ähnliche Fälle zuſammen ſammlen. Vielleicht wird dies oder jenes Reich, durch eine oder andere Einſchränkung erleichtert zu ſeyn, glauben: So bleibt dennoch zu unterſuchen übrig, ob ihnen nicht auf eine andere Weiſe bey ungeſtöhrt gelaſſener Freyheit noch mehr Hülfe wiederfahren können? Manche Kranke rühmen ſehr die Sorgfältigkeit eines Arztes, der ſie von einer nicht gar heftigen Krankheit, welche ein anderer in wenig Tagen würde gehoben haben, endlich auch nach vielen Monaten und nach vielen Umſchweifen, auch verſchiedenen vergebens verſuchten Mitteln, herſtellet, nachdem die Natur dabey das Beſte thun müſſen.

Ich fieng bey der Theurung von 1740 meine Wirthſchaft an, und kam zugleich in eine Bedienung, welche mir Gelegenheit gab, ſeit dieſer Zeit mit vieler Aufmerkſamkeit auf alle Fälle zu achten; Alle gehabte Erfahrungen beſtätigen aber die vorhin behauptete Sätze ohne Ausnahme. Die Hülfe, welche wir von dem gemachten Züſchlage empfunden zu haben glaubten, blieb zweifelhaft, und wenn Nachbaren Zuſchläge machten, ſo hat man ſich allemal dazu in

der Folge gefreuet, wenn gleich der erſte Eindruck eine Furcht erweckte, daß wir in Verlegenheit gerathen würden, wenn die ſonſt daher gehabte Zufuhr zurück bleiben ſollte.

Was ich behaupte, wird noch mehr erläutert werden, wenn ſich mehrere in unterſchiedenen deutſchen Provinzen die Mühe nehmen wollten, jedesmal genau anzumerken; „ob nicht eine jede Einſchränkung „eine neue Furcht vor Mangel erwecke und die Preiſe „ſteigen mache, auch um deſto gefährlichere Folgen „habe, je härter ſie wird, und je mehr mit einer „Strenge über deren Beobachtung gehalten wird?“ Es wird leicht ſeyn, an jedem Orte die Preiszettel zu ſammlen, und die Data derer öffentlichen Verordnungen dagegen zu halten, um zu finden, ob die Preiſe nicht jedesmal ſtuffenweiſe ſteigen, wenn z. E. Anfangs auch nur der Aufkauf von Fremden unterſagt, darauf aber die Ausfuhr gänzlich gehemmt; Hiernächſt die Ausfuhr des Brantewei̇ns verboten, eine Zeit nachher das Brennen ganz eingeſtellt; bald die Boden und Vorräthe unterſucht, und endlich durch öffentliche Veranſtaltungen große Vorräthe herbengeſchafft werden.

Man ſollte glauben, daß jede Einrichtung, welche eine löbliche Vorſorge bemerkt, theils auch die Conſumtion vermindert, oder aber den Mangel wirklich erſetzt, das Publicum jedesmal beruhigen, die Preiſe aber vermindern müſſe. Man ſollte ferner meinen, daß fremde Kaufleute, welche gern etwas gewinnen mögen, wenn ſie hören, daß an einem Ort eine Waare fehle, mit ihrem Vorrath dahin eilen würden, weil ſie gewiſſen Abſatz hoffen können. Der Kaufmann aber ſcheuet gar zu ſehr allen Zwang, und

ſofort als eine Sperre gemacht wird, hört auch aller Handel auf.

Es hat zudem mit dem Kornhandel eine eigne Verfaſſung: Furcht und Einbildung haben darauf gar zu großen Einfluß, und machen die Preiſe mehr ſteigen, als ein wahrer Mangel.

Ich habe mehrmalen erlebt, daß viele wirklichen Mangel haben, und Korn ſuchen, ſo daß viel Verkehr damit iſt, und die Preiſe bleiben bey dem allen geringe und die nemlichen.

Zu einer andern Zeit ſteigen die Kornpreiſe, ohne daß man faſt weiß warum? indem faſt kein Handel damit iſt, und niemand Korn ſucht.

Oft iſt die Ernte ſchlecht ausgefallen; ſo lange aber noch Niemand eine Furcht äußert, daß das geerntete zu den Bedürfniſſen nicht hinreichen werde, denkt auch keiner an einen Aufkauf; die Preiſe bleiben geringe, der Kornhandel ſchläft, und man langt aus.

Bald wiederum glaubt man eine gute Ernte und hinreichend alten Vorrath zu haben; plötzlich aber entſteht eine Furcht vor Mangel, und die Preiſe ſteigen von Markttage zu Markttage.

Dieſes war unſer Fall von 1770. Wir hatten verſchiedene mittelmäßige Jahre gehabt, die Preiſe waren außerordentlich niedrig geweſen; In großen Haushaltungen hatte man den Vorrath von zwey bis drey Jahren aufgeſchüttet, und war wegen des Abſatzes in Verlegenheit, ſo daß man gar, wie **Reimarus** S. 14. behauptet, in Sachſen einen Theil der dritten Ernte drauſſen auf dem Felde verderben laſſen, weil man den Vorrath von zwo Ernten nicht zu laſſen wußte.

Es war über die wohlfeilen Zeiten und über den fehlenden Abſatz ein allgemeines Wehklagen.

Wie man mehrmalen angemerkt hat, daß nach recht wohlfeilen Zeiten eine Theurung folget; ſo fieng man auch dasmal in einigen Provinzen an, eine Furcht zu ſchöpfen, daß man mit dem geernteten bis zu der nächſten Ernte nicht ausreichen mögte; Man wollte bald ſeine Sicherheit nehmen, und ſuchte gleich nach der Ernte auswärts aufzukaufen, um von den wohlfeilen Preiſen noch zu genießen. Die gegebene Commiſſiones wurden aber bald bekannt, und machten die Nachbaren nicht allein aufmerkſam, ſondern die Furcht verbreitete ſich gleich einem Lauffeuer in der größten Geſchwindigkeit; Ein jeder dachte auf ſeine Sicherheit, damit er nicht etwa Hungers ſterben müßte. In allen Ländern machte man ſchon öffentliche Vorkehrungen. Ein jeder wollte der erſte ſeyn, um ſich zu verſorgen, und, ſiehe da! man hörte allgemeine Klagen über Mangel und Hungersnoth, da man wenige Monate vorher über Mangel des Abſatzes verlegen geweſen war. Die alten Vorräthe verſchwunden, vielleicht weil man gar zu viel Vorſicht anwendete, um ſie beyzubehalten. Die Klagen nahmen durch ganz Deutſchland zu, je häufiger die Gegenanſtalten wurden, und je gefliſſentlicher man ſich beſtrebte, ſich untereinander die Subſiſtenz abzuſchneiden, und gemeinſchaftlich zu hungern.

Die Geſchichte erzählen mehrere Fälle, da ganze Länder durch Hungersnoth und andere Landplagen bey einem allgemeinen Miswachs heimgeſucht worden: Schwerlich aber wird man ein ähnliches Exempel finden, daß ſo zu reden mitten im Ueberfluß blos durch die in guter Abſicht gemachte Anſtalten eine ſo allgemeine

meine Noth und ſo häufige Klagen veranlaßt worden. So daß man ohne Wehmuth und ohne ein wahres Mitleiden zu empfinden, die Erzählungen von dem traurigen Zuſtande nicht anhören kann, worin dadurch einige Orte, z. E. die Stadt Nürnberg geſetzt worden. Es iſt leicht, einen ſolchen Ort, der ohne Zufuhr von andern nicht leben kann, auszuhungern, und die Armen aus Mangel ſterben zu machen, die Reichern aber in Verlegenheit zu ſetzen, oder gar zu ruiniren. Aber gewinnen die übrigen dadurch, wenn ſie einem Nachbar die Zufuhr abſchneiden, oder leiden ſie nicht zugleich mit?

Eine andere ſchon im erſten Stück S. 176. aus der Erfahrung gemachte Anmerkung muß ich hier wiederholen; daß nemlich jeder Menſch, ſo wie er ſich für ſeine Perſon glücklich und unabhängig zu machen ſucht, alſo auch geneigt iſt, andern Nebenmenſchen einen Zwang aufzulegen, und ſie einzuſchränken; daher pflegen auch diejenigen, denen die Verwaltung des Staatskörpers oblieget, ihre Vorſorge für das gemeine Beſte nicht ſelten durch Verbote und Einſchränkungen zu erkennen zu geben, obgleich andere dagegen erweiſen wollen, daß es zu Zeiten gefährlich ſey, die natürliche Freyheit der Mitbürger einzuſchränken, und ihnen das Recht zu benehmen, über ihr Vermögen zu beſtimmen, davon recht zu genieſſen, und ſich der natürlichen Vortheile, welche ihnen ihre Umſtände, worin ſie ſich befinden, darbieten, recht zu Nutze zu machen *). Denn dadurch werden die Einwohner

*) Ich erinnere mich in einem gewiſſen Wochenblatte bemerkt zu haben, daß in einem bekannten Lande in einem Jahr über hundert neue Verordnungen publicirt waren,

wohner eingeſchläfert, in ihrem Fleiß zurück gehalten, und auf Unterſchleiſe und Contrebande zu denken bewogen: Indem, um die Befehle geltend zu machen, ein Heer von Aufſehern, Landreutern, Controleurs und Mareſchauſſees erfordert werden, welche das ganze Land beunruhigen, peinigen, in neue Contribution ſetzen, und zuletzt diejenigen, welche ſie anzugeben gut finden, zu unglücklichen Leuten machen, weil ſie das nicht unterlaſſen wollen, was ihnen das eigentliche Recht und die natürliche Freyheit erlaubt.

Dergleichen Einſchränkungen ſind alſo vornemlich bey ſolchen Stücken verdächtig und gefährlich, welche einen Einfluß auf den Ackerbau haben. Denn man muß, wenigſtens bey uns, wo der gemeine Mann blos vom Ackerbau lebt, dieſen als die erſte und blühendſte Fabrik im Lande; den Ackersmann aber als einen verehrungswürdigen Fabrikanten, bald auch als einen angeſehenen Kaufmann betrachten.

Nun wird jeder Fabrikant abgeſchreckt und kleinmüthig gemacht, wenn man ihm den Abſatz ſeiner, mit ſaurer Mühe verfertigten Waare erſchweret, und wol gar die Preiſe, zu denen er verkaufen ſoll, vorſchreiben; oder, was noch ſchlimmer iſt, ſogar verwehren will, ſeine Waare dahin abzuſetzen, wo er ſie am beſten los werden kann, oder wo er ſie bereits verſagt hat, oder wo er, vornemlich wegen der Folgen, ſeine beſte Convenienz findet.

Ein Kaufmann läßt ſich eben ſo wenig auf ſolche Art einſchränken, und auch der gemeinſte Landmann ſieht

waren, welche mehrentheils neue Verbote, Einſchränkungen, Impoſte u. ſ. w. betrafen; wovon hoffentlich nur der geringſte Theil zur Ausführung wird gebracht ſeyn.

ſieht die Folgen davon beſſer ein, und raiſonnirt vernünftiger darüber, als man meinen ſollte.

Nichts deſto weniger zeigt die Erfahrung, wie ſchwer es halte, diejenigen, welche darüber Verfügungen zu machen haben, zu überzeugen, daß alle Arten von Zwang, wenn ſie auch unerheblich ſcheinen, dennoch einen merklichen Einfluß auf andere Zweige des Verkehrs haben, auch nicht ſelten eine merkliche Zerrüttung veranlaſſen, und mehrere Einſchränkungen oder ſchärfere Verfügungen veranlaſſen, wodurch jeder Einwohner ſich denen Nachforſchungen und Inquiſitionen derer beſtellten Aufſeher und Obrigkeiten ausgeſetzt ſieht, welche ihn nach Gefallen taxiren.

Noch lehrt die Erfahrung, daß zwar leicht geſagt ſey: Es ſoll kein Korn außer Landes gehen; Es läßt ſich aber nicht ſo leicht aller Handel mit Nachbaren aufheben, inſonderheit an Grenzorten, wo die Einwohner mit fremden Unterthanen vermiſcht wohnen.

Ein paar mir bekannte Fälle werden dies noch mehr erläutern: Geſetzt das Amt A bauet bey ſich überflüßigen Rocken, hat aber Mangel an Gerſten oder Hafern: das unmittelbar daran ſtoſſende, und durch einander liegende, Amt B. hat Mangel an Rocken, bauet aber mehr Gerſten und Hafern. Beyde ſind ſeit vielen Jahren gewohnt, mit einander zu tauſchen, und viele Einwohner haben ihren Nachbaren bereits einen Vorſchuß entweder an Gelde oder an andern Waaren gegeben, und ihre Rechnung darauf gemacht, daß der Nachbar das fehlende liefern ſoll. Jedes Amt hat aber ſeinen beſondern Landesherrn, welche beyderſeits die Ausfuhr des Getreides bey der ſchwerſten Strafe verbieten. Jetzt weiß A ſeinen Rocken nicht abzuſetzen, und ſoll ſeinen Hafern viele Meilen weit her-

herholen, auch denſelben um das doppelte bezahlen, ohnerachtet er nicht einmal taugt, auch iſt der von B zu gewärtigende gute Hafern ſchon bezahlt, und es fehlt bey A Geld um andern zu bezahlen. B kann ſeinen Hafern wol los werden, und viel theurer ausbringen, als wofür es ſolchen an A verſagt hat: Es muß aber unterdeſſen Hunger leiden, weil es auf den von A zu erhaltenden Rocken gerechnet hatte.

Geſetzt einen andern Fall. Das Amt C hat Korn aber keine Feurung; D hat überflüßig Holz, aber wenig Ackerbau: Beyde haben alſo bislang zuſammen getauſcht, und in großer Einigkeit gelebt: Jetzt da die Ausfuhr von Korn verboten iſt, kann C ſein Korn ſonſt genugſam und um höhere Preiſe los werden; es muß aber verfrieren, weil D kein Holz geben will, wenn es nicht dagegen Korn erhält; denn es reißen ſich andere Nachbaren um das Holz und bezahlen es gern theurer. C weiß ſich nicht zu helfen, weil der Winter ſtrenger wird, und die Einwohner nicht verfrieren können. Sie fallen alſo in die Holzung von D und wollen Holz ſtehlen, ſie werden aber betroffen und ſollen dafür das dreydoppelte an Werth und Strafe bezahlen. Es fehlt ihnen an baarem Gelde, ſie wollen es alſo beſſer machen, und liefern heimlich an D Korn; in der Hoffnung, daß wenn es auch auskommen ſollte, die, ihre Umſtände kennende, Obrigkeit Nachſicht gebrauchen ſoll. Dieſe hat aber ein erhaltener Verweis aufmerkſamer gemacht, ſie will ſich alſo nunmehr ein Verdienſt daraus machen, endlich einen frevelhaften Uebertreter der hohen Verordnungen ertappt zu haben; die Aufſeher werden wegen der Wachſamkeit gelobet und belohnet; denen unglücklichen Uebertretern wird ihr Korn weggenommen und

con=

confiſcirt, ſie müſſen ſogar mit ins Gefängnis wandern, und ſie ſollen in die Karre geſchickt werden. Ihre Frauen und Kinder mögen indeſſen, da ſie nicht einmal Feuer zum Kochen haben, verhungern und verfrieren, und ihre Höfe wüſte liegen bleiben. Heißt dies geſorgt? Doch dies iſt noch nicht einmal das rechte Uebel: D lernt bey dieſer Gelegenheit, daß es ſein Holz an einer andern Seite in eine Stadt um das doppelte los werden, und ſich daſelbſt eben ſo bequem mittelſt der nemlichen Fuhren mit Korn verſehen kann. Nun bleibt künftig alle Jahr das Korn an C zur Laſt, und muß D noch recht gute Worte geben, um von ihm etwas Holz um einen dreyfach erhöhten Preis zu erhalten, Die mehrſten Grenzorte werden ſich in nemlichen Umſtänden befinden.

Noch eine andere Anmerkung lehrt die Erfahrung. Der gemeine Mann kann ſich ſehr gut einſchränken, und verſteht, ſeine Maaßregeln ſehr weißlich zu nehmen, daß er mit wenigem auskomme; man muß ihm nur freye Hände laſſen, und ſich in ſeine Wirthſchaft nicht miſchen. Ein Bauer, der nicht aus ſeinem Hauſe kommt, und täglich bey dem Ackerbau umgeht, auch auf nichts anders zu denken hat, lernt endlich aus der Erfahrung, was er zu thun hat, beſſer, als man es ihm ſagen kann; zumalen bey uns hat er in dem leztern Kriege wol lernen müſſen, ſich kümmerlich zu behelfen, alles zu Rathe zu halten, mit wenigem Haus zu halten, auch wol gar zu hungern, im übrigen aber, wenn theure Preiſe kommen, davon Vortheile zu ziehen. Wir glauben ihn aber in ſeinem Gewerbe zu dumm, und dümmer als er wirklich iſt: Wir verfahren mit ihm gleich denen gar zu vorſichtigen Eltern, welche für die Geſundheit ihrer lieben

Kinder

Kinder ſo beſorgt ſind, daß ſie dieſen, damit ſie ja nicht den Magen mit harter Speiſe überladen mögen, ſogar die nothdürftige Nahrung vorenthalten; ja ſie wol gar zwingen, daß ſie Arzneyen nehmen, und den Magen damit noch mehr ſchwächen müſſen.

Es geht auch dem Bauren oft ſo als den Vornehmern, die eine Speiſe erſt alsdenn recht ſchmackhaft finden, und ſolche um deſto mehr begehren, je mühſamer ſie dazu gelangen, und je koſtbarer ſie ihnen fällt.

Hat der Bauer eine ſchlechte Ernte gehabt; iſt er ein ſchlechter Wirth, der ſein Brodtkorn entweder aus Noth oder aus Muthwillen frühzeitig verſchleudert hat, und dem es nun an Gelde fehlt, um neues ankaufen zu können; ſo wird er ſich kümmerlich bis zur neuen Ernte behelfen, und nicht klagen, wenn er auch in vielen Tagen kein Brodt ſchmeckt, ſondern ſein Leben mit andern Mehlſpeiſen von Gerſtenmehl, oder Hafergrütze, und Gemüſe oder Milch hinhalten muß. Hört aber eben dieſer Bauer, daß öffentlich über den Mangel des Brodts geklaget, und dieſes als ein ganz unentbehrliches Stück angeſehen wird; ſo dünkt ihm ſchon, daß er nicht länger leben könne, wenn er noch ferner wahres Rockenbrodt entbehren müßte. Erfährt er gar, daß von Obrigkeitswegen Korn verſchrieben, und unter die Dürftige vertheilt werde, ſo bildet er ſich ein, daß ihm unrecht geſchehen würde, wenn er nicht auch von dem angekauften ſeinen Theil erhielte. Zumalen, und was das ſchlimmſte dabey iſt, da gemeiniglich der Wahn mit hinzukommt, daß das Korn vielleicht gar geſchenkt werde, wenigſtens, daß es auf mehrere Monate verborget werde. Sobald es auf Credit ankommt, zehrt der Bauer drauf los, und überlegt nicht voraus, wie

ihm

ihm zu Muthe ſeyn werde, wenn die Zeit der Bezahlung heranrückt *).

Bey dieſer Gelegenheit erinnere ich mich einer andern Erfahrung aus dem letztern Kriege, worauf ich mich ſchon oben S. 64. bezogen habe. Der Ackersmann mußte mehrere Jahre hinter einander in meiner Gegend mit ſeinen Pferden faſt beſtändig zum Dienſte der Armee auf den Straßen liegen; Der dem Akker gehörende Miſt wurde verſchleppt; ganze Gegenden verlohren ihr Hornvieh an der Seuche, andern wurde es, auch wol gar ihre Pferde und Wagen vom Feinde weggenommen, und wiederum andere mußten ihr Vieh aus Noth und Mangel der Futterung verkaufen; die wenigſten konnten alſo ihr Land ordentlich bedüngen, noch weniger ihm die gehörige Pflege geben. In verſchiedenen Gegenden wurde das Korn abfuragirt, oder bey den Durchmärſchen vertreten und überfahren; in andern mußten ſtarke Lieferungen zu den Magazinen geſchehen, viel Land blieb gar wüſte liegen.

Ich kann daher aus den Zehntregiſtern auf eine ziemliche Strecke beweiſen, daß die Felder alle ſechs Kriegesjahren über nicht ſo viel als drey gewöhnliche gute Ernten ertragen haben.

*) Es iſt ein gar großer Unterſcheid, ob viele Nothleidende und in Gefahr ſeyende für ihre eigene Sicherheit und Rettung ſorgen und wachen müſſen; dadurch wird eben ihr Fleiß aufgemuntert, die Indüſtrie erweckt, und Gelegenheit zu neuen Erfindungen gegeben: Oder ob ſie dadurch eingeſchläfert und beruhigt werden, daß man von Obrigkeitswegen für ihre Erhaltung ſorge: On a toujours vu les prodiges de l'induſtrie eclore du ſein de la neceſſité. V. *Elem. du Comm.* p. 27.

An der andern Seite ſtieg die Conſumtion von allen Hauswirthen wenigſtens auf das doppelte; theils weil ſie bey der ſchwerern Arbeit und auf Reiſen für ſich und ihre Pferde ungleich mehr verbrauchten, theils weil ohne Unterlaß Einquartierungen und Durchmärſche von, oder zu der Armee durchgiengen, die bey fehlender Ordnung, was man nicht in Güte geben wollte, wegnahmen.

Das fehlende anzukaufen, ſchien unmöglich, weil die Armeen alles aufzutreibende, auch in den entfernteſten Gegenden aufkaufen lieſſen; Hätte auch einer oder der andere noch Gelegenheit gefunden, Korn zu kaufen, ſo fehlten die Mittel, es herzuſchaffen, da Niemand des Spannwerks mächtig war, und auf den Strömen alle Schiffe von der Armee in Beſchlag genommen waren. Da nun der Krieg zugleich alle Ordnung aufhob, und keine Einſchränkung geſtattete, ſo hätte man eine wahre Hungersnoth befürchten ſollen, und viele glaubten ſie auch unvermeidlich. Statt deſſen blieb jederzeit ein Ueberfluß, oder man hörte doch überhaupt nicht über Mangel klagen, wenn auch hie und da einzelne Noth litten.

Ich ziehe daraus den Schluß: Haben ſo viele Einwohner bey ſechs nach einander folgenden ſchlechten abſchlägigen Ernten und bey einer größern Conſumtion auskommen können, ohne Noth zu leiden, und ohne daß deswegen Zuſchläge zu machen nöthig geweſen wäre, obgleich eine unzählbare Menge von Aufkäufern, Liveranten, und hungrigen Anhängern der Armee, allen Vorrath aufſuchten; Iſt keine Hungersnoth entſtanden, da alle Aufſicht fehlte, und gar keine Einſchränkung möglich war: Wie viel weniger haben wir einen Mangel nach einer einzigen mittelmäßi-

gen

gen Ernte zu befürchten, wenn nur alles in der gewöhnlichen Verfaſſung und Ordnung bleiben könnte, alle Einſchränkungen aber verbannt würden.

Noch iſt aus der Erfahrung in Erinnerung zu bringen, daß bey einer Fruchtſperre der Mangel an Korn nicht ſo ſehr drücke, als der Mangel an Gelde, und die dadurch veranlaßte Stockung in der Circulation. Wenn die freie Aus- und Durchfuhr des Getreides aufhört, ſo verlieren ſo viele Handwerker, Tagelöhner, Wirthe, Fuhrleute, Zölle u. ſ. w. ihren Unterhalt. Nun iſt eine jede Einrichtung bedenklich, wodurch der Umlauf des Geldes gehemmt wird. (S. 266) Hier kommt aber noch hinzu, wie bereits angeführt iſt, (§. 220.) daß bey einer Fruchtſperre mehr Geld als nöthig iſt weggeht, und hingegen eine Hauptquelle, wodurch in die Kornreiche Gegenden Geld hereinkommt, verſtopft wird.

Der bey theuren Preiſen drückende Geldmangel wird alſo nicht durch die höhern Preiſe gewirkt, wol aber durch Einſchränkung, und weil dadurch die Preiſe über das wahre Verhältnis erhöhet, alſo größere Geldſummen aus dem Umlauf gezogen werden, als nöthig war. In einem Lande, oder an einem Orte, wo theure Preiſe ſind, z. E. in London, hört man nie über Geldmangel klagen, ſo lange das Geld im Umlauf bleibt.

Ich könnte noch eine Anmerkung aus der ſchon vorhin angeführten Erfahrung einrücken; Ob nicht, ſo bald in öffentlichen Verordnungen und Anzeigen ein Mangel bekannt gemacht wird, ein jeder ſofort einen Schauder und eine heimliche Angſt empfindet? So, daß es damit eben ſo geht, als mit einem Kranken, der ſeine Krankheit und Gefahr nicht fühlt, ſo lange man ihm nichts davon ſagt, ſo bald man ihm aber

eröffnet, daß er in Lebensgefahr ſey, ängſtigt er ſich, und zieht ſich durch ſeine Unruhe neue ſchlimmere, und wol gar den Tod befördernde, Zufälle zu.

Bey meiner dreyßigjährigen Bedienung habe ich einigemal angemerkt, daß an meinem Ort kein Menſch über Mangel klagte; Sobald aber ein, an andern Orten ſich hervorthuender, Mangel ein Ausſchreiben veranlaßt hatte, und daß ich ſolches nicht länger verborgen halten konnte, (denn ſo lange es mir möglich war, habe dergleichen zum Beſten der Unterthanen nicht gern bekannt machen mögen) ſo ſtanden vor meiner Thür täglich ganze Haufen von Bauren, welche gleich verhungern wollten, und welche denn doch, wenn ich ſie ernſtlich vermahnte, ſich noch eine ziemliche Zeit hinhielten, ehe ſie Korn nöthig hatten.

Indem ich dieſes anführe, ſo wird man nicht von mir denken, als wenn ich kein Mitleiden beſitze, oder gegen Nothleidende zu hart verführe, da ich mir ſchmeichle, eine allgemeine Liebe bey den Unterthanen gehabt zu haben; Es iſt aber ein großer Unterſcheid, ob ein getreuer Vater gehörige Vorſorge für ſeine Kinder hat, und ihnen zu rechter Zeit dasjenige giebt, was ihnen nöthig thut, oder ob er einem verzogenen Kinde dasjenige, worauf es zur Unzeit, und vielleicht zu ſeinem Schaden ſteuret, vorenthält, wenn es ſich gleich den Hals darüber abſchreien will.

Sehen wir übrigens auf die Erfahrung in andern Ländern, ſo rechnen Nickolls und andere, welche von dem engliſchen Handel geſchrieben haben, die Aufnahme der dortigen Handlung von der Zeit an, da der Kornhandel in England ganz frey gelaſſen iſt, und vornemlich von 1689 an, da ſo gar eine Belohnung auf die Ausfuhr geſetzt worden. (§. 244.) Dagegen

gegen machen **Herbert** und viele andere, traurige Beſchreibungen von dem Verfall des Ackerbaues und der Nahrung in Frankreich ſeit der Zeit, daß nicht allein die Ausfuhr des Korns überhaupt verboten, ſondern auch der Handel nach dem Exempel von Deutſchland unter einzelnen Provinzen geſperrt geweſen.

Dieſem allen nach bliebe noch eine Erfahrung zu machen übrig: Wenn ein jeder über Mangel klagt, wenn alle Fruchtſperren und öffentliche Ankäufe nichts helfen; „Ob alsdenn, nach dem ſchon oben ange„führten Satz alle Klagen nicht eher aufhören wer„den, wenn aller Zwang aufgehoben, und Handel „und Wandel frey gegeben wird, ſo daß der am ehe„ſten dazu ſchreitende Staat den größten Vortheil „davon hat?“

Nach den Zeitungen hat Neuwied damit in Deutſchland beym Schluß des 1771ten Jahrs einen Anfang und Verſuch gemacht, ohne ſich um die Sperren der Nachbaren zu bekümmern.

Florenz ſoll ſich vornemlich wohl dabey befinden, daß es ſich von denen übrigen Italieniſchen Staaten abgeſondert, und den Kornhandel ganz frey gelaſſen hat.

§. 227.

Den mehrſten wird mein Vorſchlag ungereimt vorkommen, und ich höre den Einwurf: Soll denn, wenn die Noth da iſt, gar nichts geſchehen? Soll man gegen das Winſeln ſo vieler Nothleidenden die Ohren verſtopfen und unempfindlich bleiben? Soll man die Beyſtand bedürftigen hungern und wol gar ſterben laſſen?

Es wird alſo IV. zu erwegen ſeyn: **Was ſollen wir bey eintretendem Kornmangel vor einen Weg einſchlagen?** (§. 216.)

Bey Beantwortung dieſer Frage iſt zu unterſcheiden, 1) ob man ſein Augenmerk nur auf einzelne Diſtricte, oder auf einzelne Orte richte, welche durch Miswachs, Ueberſchwemmung, Viehſterben oder andere Unglücksfälle alles verlohren und gar nichts geerntet haben, alſo nothwendig durch vorzukehrende Anſtalten unterſtützt und am Leben erhalten werden müſſen? Alsdenn iſt freilich zu überlegen, welches die nächſten Wege ſind, um die erforderliche Subſiſtenz herbeyzuſchaffen; Dieſes kann nun nach dem vorausgeſetzten in aller Stille geſchehen, und am ſicherſten, wenn alles Verkehr frey bleibt, ohne ſeinen Mangel merken zu laſſen. Zweyerley ſoll man dabey nur vermeiden: Eines Theils muß man aus dem Mangel einzelner nicht gleich die Noth ſich allgemeiner vorſtellen als nöthig iſt; Andern Theils ſoll man, um einzelnen zu helfen, keine Vorkehrungen zur Hand nehmen, wodurch das Ganze mit geſtraft, und auch andere in gleich dürftige Umſtände geſetzt werden, ohne daß jenen eine weſentliche Hülfe wiederfährt: Und eben dieſes iſt der Fall bey den Zuſchlägen. Solchen einzelnen Diſtricten kann oft mehr mit einem Nachlaß an den gewöhnlichen Gefällen, mit einem baaren Geldzuſchuß, und der Erlaubnis, ſich ſelber nach eigenen Gefallen zu verſorgen, geholfen werden, als wenn man ihnen rein Korn liefert. Denn, wenn gar keine Einſchränkungen ſind, werden ſich bald Kaufleute mit einmiſchen, und für die Anlieferung des nöthigen ſorgen, auch ſolches ungleich wohlfeiler herbeyſchaffen, als wenn der Ankauf unmittelbar durch öffentliche Veranſtaltungen geſchiehet.

Wenn aber 2) die Rede von einem allgemeinen Kornmangel iſt, ſo richtet man ſein Augenmerk nicht

auf

auf einzelne Diſtricte, ſondern auf ganze Länder, und alsdenn will ich folgende Regeln zu weiterer genauen Prüfung auf das angelegentlichſte empfehlen.

§. 228.

I. Regel. „Wenn mehrere wohlfeile Jahre auf einander folgen, ſo ſtelle man ſich vor, „daß ein Mangel und Theurung bevorſtehe.“

Ich habe dieſes oben §. 226. aus der Erfahrung angemerkt, und finde, daß Mehrere auch in Frankreich ſeit vielen Jahren ähnliche Beobachtungen gemacht haben.

Iſt es, daß die Erde, wenn ſie einige Jahre in einer Gegend reichlich getragen hat, ſich wieder ausruhen und neue Kräfte ſammlen muß? Gehört es etwa zu der Ordnung im Ganzen, daß Mangel und Ueberfluß eben ſo als Winter und Sommer abwechſeln müſſen? Gehet der gemeine Mann nach einigen wohlfeilen Jahren zu verſchwenderiſch mit dem Korn um, ſo daß er, wenn ſolches ſeltner wird, ſich nicht gleich wieder einſchränken, und den Vorſatz faſſen kann, mit wenigem auszukommen, und nicht in vollem Ueberfluß zu leben? Genug, ich kann mich auf die Erfahrungen von 1740 und 1770 berufen, daß wenn man in dem gröſten Ueberfluß zu ſeyn glaubt, eben am eheſten ein Mangel zu befürchten iſt.

Ich ziehe daraus folgende Schlüſſe:

1) Bey wohlfeilen Jahren iſt nicht gut, wenn aus großen Haushaltungen alles Korn verkauft und kein Vorrath aufgehoben wird, indem ſich alsdenn ein jeder, der Korn bedarf, genug verſehen kann, und das Ueberflüſſige, das wir bald höchſt nöthig gebrauchen werden, nur verſchleudert wird.

2) Man ſoll alſo diejenigen nicht ſchelten, noch mit den verhaßten Namen von Wucherern belegen, welche bey wohlfeilen Zeiten nicht verkaufen wollen, ſondern ihr Korn nach kaufmannſcher Sprache auf Speculation liegen laſſen, oder gar noch aufkaufen *).

3) Man

*) Von dem Nutzen ſolcher Magazine kann ich ein Exempel von 1740 her anführen, welches vielen noch bekannt ſeyn wird: Ein Beamter bey uns kaufte in denen vorhergehenden wohlfeilen Jahren ſtark Korn auf, und beſchüttete alle Boden, welche er auf verſchiedene Meilen weit in Miethe erhalten konnte; Er ſuchte auch andere mit dazu zu bereden, und prophezeyete, daß wir gewis bald theure Zeiten und einen allgemeinen Mangel haben würden.

Wenige Nachbaren wollten ihm folgen, wenn ich mich nicht etwa ſelber darunter rechnen darf. Wie wir Menſchen überhaupt geneigter ſind, des Nächſten Thun zu tadeln und zu ſtrafen, alſo fanden auch die mehrſten den Aufkauf von jenem unrecht, wußten vieles dabey zu erinnern, und berechneten, wie viel tauſend Thaler Schaden er dadurch leiden würde; Indem er ſein Korn zerſtreuet umher liegen hatte, ihm alſo wegen mangelnder Aufſicht vieles verlohren gieng oder gar verdarb.

Der außerordentlich harte Winter im Anfange des 1740ten Jahrs machte in einem großen Theil von Deutſchland alle Winterſaat verderben, und es war eine wirkliche Hungersnoth zu befürchten; Jetzt war es für unſere Provinz das größte Glück, daß jener Beamter einen anſehnlichen Vorrath geſammlet hatte, und die Nothleidende damit um billige Preiſe verſorgen konnte; Er gewann alſo mehr als eine Tonne Goldes, und erleichterte doch das Land, indem das Geld größten Theils in der Nähe blieb, und wieder in den Umlauf kam, ſonſten aber mehr als doppelt ſo viel vielleicht für fremdes Korn ohne Rückkehr aus dem Lande geſchickt werden müſſen.

3) Man ſoll vielmehr von Obrigkeitswegen denenjenigen Hauswirthen, welche das Geld entbehren können, und alſo ihr Korn aufſchütten wollen, um zum Beſten des Publici Magazine anzulegen, allen Vorſchub leiſten, und ſie aufmuntern.

4) Man ſoll auch alle Kornhändler und Kaufleute durch Verſprechung eines unumſchränkten Handels aufmunteen, Vorräthe zu ſammlen: Indem dieſe ſodann nicht allein im Lande aufkaufen, ſondern auch auswärts Commiſſiones geben, und ſich mit fremden Kornhändlern in Verbindung ſetzen werden; auf eine ſolche Weiſe, daß ſie, wenn Korn fehlen ſollte, ſofort im Stande ſind, das nöthige herbeyzuſchaffen; welches von ihnen nicht leicht auf den Stutz geſchehen kann, wenn ſie einmal außer Verbindung, und andere ſchon ihnen zuvorgekommen ſind.

5) Auf allen herrſchaftlichen Aemtern, abſonderlich wo die Zufuhr von auſſen beſchwerlicher iſt, und viel Zinskorn erhoben wird, muß bey wohlfeilen Zeiten ein Vorrath aufgeſchüttet werden. Damit man von einem beſtändigen Magazin verſichert ſey, worauf im Fall der Noth, und bis ein mehrers herbeygeſchafft worden, gegriffen werden kann.

6) An einem Orte, wo gar kein, oder wenig Akkerbau iſt, alſo jährlich ein Mangel entſtehen kann, muß nothwendig ein rechtes Magazin errichtet werden, welches einjährige Conſumtion erhalten kann. Denn ſolche Oerter müſſen allemal von fremder Zufuhr leben, und können gar leicht in Verlegenheit gerathen, wenn ihnen die Nachbaren plötzlich alle Zufuhr entziehen. Dieſes werden alle Vorſichten ſeyn, die man nehmen kann, das übrige muß man der höhern Vorſicht überlaſſen.

§. 229.

II. Regel. „Wenn Klagen über Mangel
„ entſtehen, ſo ſoll man zwar auf alle Vorſtel-
„ lungen aufmerkſam ſeyn, aber nicht gleich al-
„ les, was geſagt wird, als Wahrheiten an-
„ nehmen.“

Der Menſch iſt überhaupt zum Klagen geneigt, ſtellet ſich oft eine Sache ſchlimmer vor, als er Urſache hat, und ſieht Gefahren, wo keine zu befürchten ſind. (§. 200.) Zugleich verfällt er gar leicht auf unrechte Mittel, um ſich gegen Gefahren zu ſichern.

Dieſes bemerke ich bey vielen Landwirthen; Sie nähren ſich einen großen Theil vom Tage mit Sorgen. Fallen ihrer Meinung nach einige Tropfen Regen zu viel, ſo muß alles Korn auf dem Felde verderben und verfaulen. Bleibt der Regen nach ihrer Eintheilung einige Tage zu lange aus, ſo wird alles verdorren, und Menſchen und Vieh muß verſchmachten. Hält der Winter zu lange an, ſo iſt gleich alles verfroren; Bleibt der Froſt, wenn man ihn gewohnt iſt, zurück, ſo verſauft alles in der Näſſe.

Ich habe noch wenige Jahre erlebt, da nicht viele Hauswirthe zu bemerken glaubten, daß ſie eine ſolche außerordentliche Witterung in keinem Jahre erlebt hätten; dasmal würde es gewis nicht gut gehen.

Nach dieſer Gewohnheit, und aus andern oben angeführten Nebenabſichten (§. 218.) werden oft Landwirthe einen Kornmangel unvermeidlich glauben, da er am wenigſten zu befürchten iſt; Sie werden Mittel dagegen in Vorſchlag bringen, die entweder überflüſſig oder verdächtig ſind.

Wird nun von Obrigkeitswegen auf Klagen dieſer Art zu früh gepaßt, werden ſofort Veranſtaltungen da-

gegen

gegen gemacht, ſo iſt dies eben das Mittel, zu Zeiten einen Mangel zu veranlaſſen. (§. 226.)

Wollte man ſie hingegen aus der Acht laſſen, ſo wird vielleicht die beſte Zeit verſäumt werden, der Gefahr vorzubauen.

Das ſicherſte Mittel iſt alſo, ſich bey einer ſolchen Gelegenheit gleich einem vorſichtigen Kaufmann zu betragen; Er giebt auf das genaueſte Acht, und unterhält darüber Correſpondenz, ob die Waare, womit er handelt, ſeltener und mehr geſucht werden dürfte? Er richtet ſich darnach mit dem Verkauf und beſtimmt die Preiſe, ſpeculirt auch, ob er bey Zeiten einen ſtärkern Vorrath von der Waare zu weitern Abſatz beſprechen oder gar ſchon kommen laſſen ſoll, und wie er ſich mit andern Kaufleuten verbinden müſſe, um, wenn ſein Waarenlager leer werden mögte, ſolches jedesmal wiederum anfüllen zu können.

Wenn alſo alle Umſtände nach denen vorausgeſetzten Regeln einen wahren Mangel befürchten laſſen, ſo müſſen wir mit vernünftigen Kaufleuten Rückſprache halten: Wiſſen dieſe eine Gefahr, ſo werden ſie bald die Hand bieten, um ihr zuvor zu kommen; Sie werden, wenn etwas zu befürchten iſt, zeitig genug davon durch ihre Correſpondenten benachrichtigt ſeyn. Erhält man ſodann dadurch Nachricht von gewiſſen, in andern Ländern ſchon angefangenen, Einrichtungen, ſo muß ein geſchwinder Entſchluß gefaßt werden.

Wie ſehr in ſolchen Fällen durch eine weiſe Vorſehung, durch Faſſung gehöriger Maaßregeln und durch einen geſchwinden Aufkauf für ein Land geſorgt werden kann; davon kann unſer Churfürſtenthum den beſten Beweis geben, welches ſich unter einer für das Beſte

des Landes unermüdet ſorgenden Landesregierung vor vielen andern glücklich ſchätzen und ſtolz ſeyn kann.

§. 230.

III. Regel. „Aus dem Mangel einzelner „Oerter muß man die Noth nicht allgemeiner „glauben, als ſie wirklich iſt.“

Wie wir gern das ſchlimmere befürchten, und die Noth allgemeiner glauben als ſie iſt; So deucht mich auch beobachtet zu haben, daß wenn zu Zeiten aus einzelnen Gegenden Berichte von einem gegründeten Mangel einkommen, daraus zu leicht und geſchwind auf das Ganze geſchloſſen wird.

Es kann, wenn der Mangel auch allgemein iſt, die eine Gegend doch vor der andern Auswege wiſſen, um ſich leichter zu helfen, ſo daß man den Mangel in Betracht ihrer keinen Mangel mehr nennen ſollte: daher wird nicht leicht in ſolchen Fällen eine allgemeine Anſtalt getroffen werden, welche allen zur Hülfe gereicht; Sondern ein Mittel, das den einen erleichtert, unterdrückt vielleicht andere, nach dem S. 514 gegebenen Exempel. Eine allzugroße Vorſorge wird eher zum Bedruck gereichen.

§. 231.

IV. Regel. „Wenn ſich ja eine paniſche „Furcht äußert, ſuche man ſolche eher zu unterdrücken, als auszubreiten.“

Es iſt oben erwieſen worden, daß in ſolchen Fällen die Furcht vor Gefahr größern Schaden thut, als die Gefahr ſelber; Man kann bey ſich äußerndem Mangel die nöthigen Anſtalten zu Herbeyſchaffung des mangelnden machen, ohne zugleich einem jeden die Gefahr,

worin er ſtehe, bekannt zu machen; als wodurch eben ein allgemeines Mistrauen und Schrecken entſteht.

Eine Frage wird man aufwerfen: „Wenn ein Man„gel befürchtet wird, wenn man merkt, daß Nach„baren ſtark aufkaufen; Iſt alsdenn nicht nöthig, „doch wenigſtens alle Unterthanen zu warnen, daß „ſie nicht zu viel weggeben, und am Ende ſelber „Mangel leiden mögen?“ Dieſe Warnung iſt freilich gut, denn viele werden froh ſeyn, wenn ſie nach einer gehabten wohlſeilen Zeit, ihren Vorrath nun um einen billigen Preis los werden können; Es wird ihnen alſo daran gelegen ſeyn, wenn ſie bey Zeiten benachrichtiget werden, daß die Preiſe binnen kurzem auf das doppelte ſteigen werden; Eine ſolche Warnung geſchieht auf die Art, wie ſich Kaufleute ſofort avertiren, wenn in Holland oder England eine Waare, z. E. Koffee, Zucker, Wein, aufſchlägt. Damit ein jeder ſeinen Vorrath zurück halte oder aufſchlage, auch ſein Waarenlager bey Zeiten vergrößere, ehe der Mangel öffentlich bekannt wird. Eine Warnung wegen befürchteten Kornmangel darf aber nicht öffentlich geſchehen, ſonſten veranlaßt ſie vielleicht eine ſchädliche Furcht, welche ſonſt nicht erfolgt wäre, und welche eben unterdrückt werden muß. (§. 200.)

Wenn auch öffentlich Korn aufgeſucht wird, ſo verbreitet ſich das Gerücht davon gar bald, und es iſt der Schade, wenn auch einige tauſend Malter wohlfeil verkauft werden, nicht ſo groß, als wenn der Mangel zu früh öffentlich erklärt wird.

So viel ich aus der Erfahrung anmerken können, gründet ſich unſere Beſorgniß auf ein doppeltes Vorurtheil. An der einen Seite ſtellet man ſich vor;

„Ein

„ Ein jeder, der Korn habe, werde mit deſſen Ver„ kauf gar zu freygebig ſeyn, und ſolches zum Nach„ theil des Landes gleich an Fremde wegſchenken.“ Wie man dieſes vorausſetzen könne, weiß ich nicht, da man zugleich eine Unzufriedenheit bezeigt, daß bey eintretendem Mangel ein jeder ſeinen Vorrath zurück halte, und nicht geſchwind genug losſchlage. Wenn nun gewis iſt, wie es wirklich iſt, daß bey ſteigenden Preiſen die mehrſten eher ihren Vorrath zu einem theurern Verkauf liegen laſſen, und ihre nächſte Nachbaren nicht einmal damit verſorgen wollen; was hat man denn wol für Grund, zu vermuthen, daß jeder eine ſolche Predilection für fremde Nachbaren äußern ſoll, daß er ihnen ſein Korn wegſchenkt, und ſeine nächſten Mitbürger hungern läßt, oder ſich ſelber der Gefahr ausſetzt, Mangel am Ende zu leiden? Wenn einzelne ſchlechte Wirthe auch ſolches zu thun fähig ſind, ſo kann man darauf rechnen, daß ihre Anzahl ſo geringe iſt, daß ſie auf das Ganze keinen Einfluß hat: Es verhält ſich damit nicht anders, als wenn man bey anfangendem Mangel befürchten will, ein jeder Landwirth werde von ſeinem Vorrath mehr weggeben als er miſſen kann, und wollte daher jedweden einſchränken, wie viel oder an welchen Nachbaren er davon verkaufen ſoll. Auch der gemeinſte Bauer iſt in dieſen Fällen vorſichtiger als man glaubt. An der andern Seite bildet man ſich ein; “ Wenn nicht das Aufkaufen eines in Verlegenheit „ ſeyenden Nachbaren bey Zeiten geſtöhrt werde, ſo „ werde er uns die Preiſe auf eine empfindliche Art „ ſteigern.“

Ich muß hier ein ſpecielles Exempel anführen, woher mir ein Einwurf gemacht worden: Northauſen, ſagt man,

man, welches ſonſt einen ſo ſtarken Handel hat, iſt jetzt in der größten Verlegenheit, weil alle Länder, woher es ſonſt ſeine Zufuhr erhält, geſperret haben; erlaubten wir nun die Ausfuhr dahin, ſo würden ſie bald den Himten Rocken auf 3 Rthlr. ſteigen machen. Allein die dahin angrenzende Aemter haben ſelber den größten Mangel an Korn, und wollen Hungers ſterben; wie kann man alſo vorausſetzen, daß aus ſolchen auch nur 100 Himten nach Northauſen gehen würden: Geſetzt aber, Northauſen zwünge es mit den hohen Preiſen, und dadurch, daß es für den Himten 3 Thaler zahlet, daß einige große Hauswirthe, die ſonſt ihren Vorrath bis zu der künftigen Ernte gemacht haben, ihnen 1000 Malter überlaſſen, in der Hoffnung, daß ſie nach ein paar Monat von Hamburg das Korn wieder erhalten können, wenn ihnen auch der Himten im Ankauf und mit den Transportkoſten auf 2 Thaler zu ſtehen kommt; Was verlieren ſie oder das Land dabey? Nichts! ſie gewinnen vielmehr, und das Publicum überhaupt. Sie ziehen für die 1000 Malter 18000 Rthlr. baar; für die neu anzukaufende 1000 Malter zahlen ſie 8000 Rthlr. wieder; ſo gewinnet das Land einen Zufluß von baaren Gelde von 10000 Rthlr. Ich will den Fall ſetzen, daß die Transportkoſten bis an Ort und Stelle 4000 Rthlr. koſten, ſo machen dieſe gleich ſo viel tauſend Menſchen leben, bringen an vielen Orten neu Geld in den Umlauf, und die übrig bleibende 6000 Rthlr. ſind für die Verkäufer gut genug, um ſie als eine Vermehrung ihres Reichthums in die Taſche zu ſtecken. Es geht aber damit, als einigen gar zu genauen und vorſichtigen Wirthen, welche Groſchen und Pfennige auszugeben ſich zehnmal bedenken, und

die rechte Gelegenheiten, wo ſie Thaler einnehmen und gewinnen können, verſäumen.

Wenn in einer Stadt Mangel entſteht, verkaufen die umliegende Dörfer nicht mehr als ſie miſſen können, darüber wird man keine Klagen hören, wol aber, daß die Zufuhr in der Stadt fehle, und daß ein jeder mit dem Verkauf zaudere.

§. 232.

V. **Regel.** „Alle bey einem Mangel vorzukehrende Anſtalten laſſen ſich leichter machen, „wenn Handel und Wandel frey bleibt.“

Dies iſt, was **Reimarus** und andere beweiſen wollen, weil eine Einſchränkung wegen Mangel in einzelnen Gegenden überflüßig, und bey allgemeiner Noth unzulänglich, ja wol gar ſchädlich ſey. (§. 224.) Man behauptet, daß wenn eine Zufuhr von fremden Korn nöthig ſey, ſolche ſicherer und wohlfeiler herbeygeſchafft werde, ohne Sperre.

Man will verſichern, daß bey einer Sperre und der dadurch an der einen Seite veranlaßten Furcht, an der andern aber erweckten Hoffnung, eine ſtärkere Zufuhr erfordert werde, als wenn die Ausfuhr frey geblieben wäre. Unſere gegenwärtige Erfahrung ſcheint dies zu beſtätigen.

Ohnerachtet der unermüdeten Wachſamkeit einer ſtets für das Beſte des Landes aufmerkſamen Regierung; ohnerachtet aller lobenswürdigen Vorkehrungen; ohnerachtet, daß von der Cammer die größten Summen zum Beſten des Landes angewandt, und ſehr beträchtliche Vorräthe hergeſchafft worden; hört man doch nicht, daß dem Mangel abgeholfen werde. Ein jeder klagt nur, daß das angekaufte nicht früh

genug

genug komme, oder daß er nicht genug davon erhalte. Wie wollten wir es aber machen, wenn wir nicht einen ſo gnädigen Landesherrn hätten, der alles anwendet, und ſeine einzige Sorge ſeyn läßt, wie er ſeine Unterthanen glücklich ſehen, und ihre Laſt erleichtern kann? Die Hauptfragen ſind alſo ſo zu faſſen:

1) Wenn Mangel entſteht, ſo muß Korn herbey geſchafft werden, und dasjenige Land iſt ſodann das glücklichſte, deſſen Obrigkeit dafür Sorge nimmt, und die Unterthanen von der Hungersnoth errettet: Iſt aber dazu, und um ſie mit dem Nöthigen zu verſehen, eine Sperre nöthig? *)

2) Würde der Ankauf nicht geringer ſeyn können, und könnte er nicht gemächlicher, mit weniger Gefahr, und um wohlfeilere Preiſe geſchehen, wenn Handel und Wandel frey bliebe?

3) Da ohnehin ſo viel angekauft werden muß, würde dem Lande ſchädlicher ſeyn, wenn an Statt

*) Wenn ich bey unſerer bisherigen Dürftigkeit in Unterredungen mit guten Freunden behauptet habe: Man hätte lieber Handel und Wandel ganz frey laſſen ſollen, ſo iſt mir mehrmalen der Einwurf gemacht worden; wie es möglich ſey, einen ſo paradoxen Satz im Ernſt anzunehmen? Wer alle, auch aus andern Ländern einkommende, erbärmliche Klagen und Berichte leſe und höre, und wie ängſtlich mehrere Nachbaren gebeten hätten, ihnen doch etwas Korn zu überlaſſen, damit ſie ſich nur des Hungers erwehren könnten, müſſe gewis anderer Meinung ſeyn, und die Nothwendigkeit der Zuſchläge erkennen.

Ich glaube aber meine Schutzſchrift für den zu verſtattenden freien Kornhandel im Zuſammenhange genugſam erwieſen zu haben, um mit Ueberzeugung zu

des von Fremden bey uns angekauften Korns etwa zwanzig tauſend Malter mehr angekauft und hereingeſchafft werden müſſen? Oder könnte man das Land etwa als einen großen, reichen Abſatz habenden, Kramladen anſehen, der ſo wie er Korn abſetzt, ſein Waarenlager ergänzt, und ſo wie die Waare mehr geſucht wird, ſie nach und nach im Preiſe ſteigert, jedesmal aber dahin ſieht, daß er bey dem Verkauf Vortheil hat, und mehr zurück erhält, als ihm die Waare im Einkauf koſtet?

4) Da der Handel mit Nachbaren doch nicht ganz unterbleiben kann, und der Schleichhandel am mehrſten ſchadet; würde es nicht vortheilhafter ſeyn, wenn man den Handel öffentlich geſtattete, und könnte man alsdenn nicht eher dafür ſorgen, daß er in unſern Vortheil geführt werde?

5) Können wir uns etwa mit einem Kaufmann vergleichen, der ein Waarenlager von vielen Centner

Koffee

zu behaupten, daß alle eben angeführte Klage und Angſt größtentheils weggefallen und gar nicht eingetreten ſeyn würden, wenn wir uns weniger Mühe gegeben hätten ihnen vorzubauen. Jetzo, da ein jeder nur für ſich ſorget, iſt Mangel überall, und man hört von mehrern Orten, daß viele Menſchen aus Noth zur Verzweifelung gebracht, oder gar Hungers geſtorben ſind. Nun will ich nicht behaupten, daß bey völlig frey gelaſſenem Handel Niemand über Mangel leiden und über Hunger klagen können; Ich ſage nur, daß ſodann der Mangel weit geringer, weniger empfindlich und bedrückend, mithin eher zu vermeiden und zu erſetzen geweſen ſeyn würde; daß nicht ſo viel Geld aus dem Lande gegangen, hingegen mehr herein gezogen, mithin unſere Umſtände weit glücklicher als jetzo geblieben ſeyn würden.

Koffee hat; Er will aber nichts davon verkaufen, weil er weiß, daß der Koffee theurer werden wird; Seine Mitbürger haben indeſſen einen Mangel daran, und wiſſen ſich nicht zu helfen; Viele davon ſind mit ſeinen Ladendienern bekannt und verwandt, und bereden ſolche, ihnen von dem Kaffee zu überlaſſen, die Ladendiener glauben, es werde ihrem Herrn gleichviel ſeyn, ob er den Koffee jezt oder nachher verkaufe, ſchlagen ihn alſo los. Da der Herr endlich ſein Waarenlager nachſieht, und da der Koffee am mehrſten geſucht wird, ſo iſt der Vorrath mehrentheils weg; der Kaufmann hat dafür weniger in Kaſſe bekommen, als er erhalten können; und die beſte Zeit, da er neue Vorräthe wohlfeil einkaufen können, iſt verſtrichen. Jetzt muß er aus Noth ſchlechtern Koffee theurer einkaufen; Seine Käufer müſſen ihn zwar ſo viel theurer wieder bezahlen, daß er ohne Schaden bleibt, er kann aber auch nichts dabey gewinnen, ſondern verliert vielmehr in der Kaſſe, da er mehrere tauſend Thaler baar Geld wegſchicken muß, und ſonſten mit Wechſel handeln, das baare Geld aber zum Beſten der Nachbaren anwenden können.

Ein großer Kaufmann fürchtet ſich nicht vor den Zufluß von Käufern, und vor den zunehmenden Abſatz ſeiner Waaren, ſo lange er noch Mittel weiß, ſein Waarenlager zu erſetzen.

6) Da es uns nun noch nicht an Zufuhr von Korn fehlt, ſo wäre zu überlegen, ob wir nicht ſtatt einer Sperre mit mehrerm Vortheil die Lieferungen an die Nachbaren ordentlich übernehmen, und ob unſer Land nicht gleich den Handelsſtädten dadurch Millionen gewinnen können?

§. 233.

VI. Regel. „Man mache die Gegenanſtal„ten nicht allgemeiner als es die Nothdurft er„fordert.“

Es verhält ſich damit, als wenn einer mit einer epidemiſchen Krankheit befällt, und der Arzt wollte alle noch geſunde Nachbaren handhaben, als wenn ſie ſchon die nemliche Krankheit hätten. Denen Geſunden aber Preſervative zu gebrauchen, iſt ein groſſer Unterſcheid; Man darf ſie nur nicht gleich ganz einſperren, zu Bette legen, und bey Kranken-Koſt ſetzen.

Wenn man einen Miswachs auch allgemein glaubt, ſo erſtreckt er ſich doch nicht auf alle und jede Einwohner in gleichem Grad. Der eine wird mehr getroffen als der andere, und dem fünften gereicht es vielleicht zur Aufnahme, wenn ſeine vier Nachbaren leiden.

Wenn auch mehrere Arten von Korn misrathen, ſo pflegt doch eine oder andere Sorte einzuſchlagen, wie man 1770 am Buchweizen in Sandgegenden bemerkt hat.

Wenn bey großen Ueberſchwemmungen niedrig liegende Gegenden alles einbüßen, ſo gewinnen bergigte Gegenden: Wenn hohe bergigte, ſandige oder ſterile Felder bey anhaltender Dürre verbrennen, ſo geben niedrige Gründe reiche Ernten.

Wenn ein größers Land über Miswachs klagt, ſo haben nicht gleich alle einzelne Diſtricte gleichen Mangel; es entſtehen Bedürfniſſe von mancherley Art, welche nicht durch einerley Mittel gehoben werden können. Was der eine ſodann zu ſeiner Erleichterung und Aufnahme wünſcht, kann dem Nachbaren zum

größten

größten Bedruck gereichen. Alſo wenn auch eine ganze Provinz nach ihrer Privat-Convenienz einen Zuſchlag wünſcht, ſo werden andere dadurch geſtraft. Ein Exempel wird dies erläutern: Geſetzt, es habe auch den Namen; Eine ganze Gegend ſey bey der anhaltenden Näſſe, und dem wiederholten Austreten der Flüſſe ganz ruinirt, indem alle Wieſen überſchwemmet, das Korn aber auf dem Felde theils erſäuft worden, und das übrige in der naſſen Ernte ausgewachſen und verfault iſt, alſo daß auch das aus der Seuche übrig gebliebene Vieh wegen Mangel der Futterung abgeſchafft werden muß: So ſagt man, dieſe Gegend habe totalen Miswachs; deswegen folgt noch nicht, daß kein einziger Bewohner dieſer Gegend ein Mittel übrig habe, um ſich dadurch kümmerlich hinzuhalten und wieder aufzuhelfen. Man ſehe vielmehr ſolche Gegend, welche man ganz verlohren hielte, nach zehn Jahren wieder an, ob ſie nicht mit ihren Nachbaren in einerley Umſtänden ſeyn wird.

Es kann ſeyn, daß der Landwirth A allen Rocken verlohren hat; Er braucht alſo nothwendig zur Einſaat, zu Brodkorn für ſich und ſeine zahlreiche Familie bis zur nächſten Ernte vier und zwanzig Malter, die herbeygeſchafft werden müſſen, und nicht anders als den Himten zu anderthalb Thaler angekauft werden können. Er ſoll dafür zwey hundert und ſechzehn Thaler bezahlen, und weiß auf keinerley Weiſe nur zehn Thaler anzuſchaffen; So muß ihm freilich auf dieſe Summe Credit gemacht werden; Deswegen haben aber nicht gleich alle Nachbaren ſo viel nöthig. Es kann vielmehr ſeyn, daß der zweyte B zwar den Rocken verlohren, aber noch Gerſten, Hafern und Erbſen geerntet hat, und um ſich nicht in Schulden

zu ſtecken, davon Brod ißt, auch, da es ſeinen Hausgenoſſen nicht recht ſchmeckt, weniger Malterzahl gebraucht, als wenn er Rocken genommen hätte; ihm fehlen alſo nur ſechs Malter Rocken zur Saat, er ſchafft ſolche durch andere Umſchläge an, ohne Geld aufzunehmen; da ſein Hof ſonſt ſchlechter war als der vorige, ſo iſt er nun um zwey hundert und ſechzehn Thaler mehr werth.

Ein dritter C hat zwar von allen dieſen vier Arten Korn wenig zu Hauſe gebracht, aber einen Kamp mit Buchweizen gerettet, der ihm eine außerordentlich reiche Ernte giebt. Er giebt ſich aber nicht damit kund, ſondern klagt gleich den vorigen, um mit ihnen gleicher Hülfe theilhaft zu werden; läßt unterdeſſen ſeinen Buchweizen heimlich zu Grütze machen, fährt ihn in die Stadt, und löſet daraus ſo viel, daß er alle übrige Arten von Korn damit eintauſchen kann.

Ein vierter D, ein fleißiger aufmerkſamer Hauswirth, erhält ſein Land in beſonders guter Cultur, und hat es durch Dämme und Abzüge gegen Ueberſchwemmungen geſichert; Da er auch gewohnt iſt, ſein Winterfeld früher als andere zu beſäen, ſo konnte er vierzehn Tage früher als ſeine Nachbaren mehen, mithin ſeinen Rocken ſchon einſcheuren, ehe der übrige gemehet ward, und das anhaltende Regenwetter einfiel. D war mit ſeiner guten Ernte ſehr ſtille, und klagte eben ſo viel als ſeine Nachbaren, aus Furcht, daß man ihm von Obrigkeitswegen einen Theil ſeiner Ernte wegnehmen, oder davon zu verborgen zwingen mögte. Er wußte, daß ſeine Nachbaren an den öffentlichen Abgaben ſtarken Nachlaß zu gewärtigen hätten, deſſen er ſich nicht verluſtig machen will; Zudem hört er, daß man in der Folge größern Mangel be-

befürchte, und deswegen Einſchränkungen mache. Statt alſo, daß er ſonſt ſeine Nachbaren gleich mit dem nöthigen Saatkorn ausgeholfen haben würde, machte er ſich die öffentlichen Anſtalten zu Nutze, und hielt ſeinen Vorrath ſo geheim als möglich, bis er ihn auf das theurſte ausbrachte.

Ein fünfter E hat zwar wenig Korn geerntet, und ſeine Wieſen waren gleich den übrigen überſchwemmet; Als ein fleißiger Hauswirth aber hatte er das Gras im Waſſer abgemehet, ausgefiſcht, und des anhaltenden Regens ungeachtet, auf Anhöhen mit vieler Mühe endlich getrocknet; Er verkaufte alſo das Heu, da es außerordentlich rar und theuer war, in der nächſten Stadt, den Centner zu anderthalb Thaler, und löſete daraus ſo viel, als er für anzukaufendes Korn ausgeben mußte.

Ein ſechſter F beklaget gleich andern den Verluſt ſeines Korns und Viehes; er hat aber viele Obſtbäume, welche voller Früchte ſitzen, und da die hohen Kornpreiſe einen Einfluß auf das Obſt haben, ſo kann er ſein Obſt theuer los werden, und ſich dadurch retten.

Sein Nachbar G hat das Glück, daß ein paar von ſeinen Kühen durchgeſeucht ſind, und daß er ein paar hoch liegende Wieſen hat, er hat außerdem auf Anhöhen zwiſchen den Büſchen mühſam Gras zuſammen geſucht und getrocknet, kann alſo ſeine Kühe ſtark futtern; jede giebt ihm täglich 24 Quartier Milch, er ernährt damit ſein Haus, und löſet noch ſo viel aus Butter und Käſe, um das ihm fehlende dafür einhandeln zu können.

H hat funfzehn Ferken zugezogen; er würde ſonſt das Stück zu einem halben Thaler verkauft haben; die theuren Preiſe haben auch einen Einfluß auf das

Vieh; er verkauft jedes Ferken zu drey Thaler, und fünf und vierzig Thaler reichen ihm zu Beſtreitung der nöthigſten Ausgaben zu.

Ein neunter I hat gleich ſeinen Nachbaren Miswachs, es iſt ihm aber von ungefehr vorig Jahr ein großer Vorrath von Torf liegen blieben, den er dero Zeit gern, das Hundert zu drey Groſchen, weggegeben hätte, jetzt da bey dem anhaltenden Regen der Torf nicht von den Mooren gebracht werden können, und wenig zur Stadt gefahren wird, giebt man ihm für das Hundert zwölf Groſchen.

K war Anfangs bekümmert, wie er bey dem Miswachs ſich und die ſeinigen am Leben erhalten wollte; um ſeinen in Kämpe getheilten Saatfeldern ſtanden aber viele Eichbäume, und er fand ſie im Herbſt voller Maſt, ſo daß zehn Schweine darunter fett werden konnten; ſie giengen zehn Wochen, er ließ ſich für jedes wöchentlich einen halben Thaler zahlen, und hatte dadurch eine baare Geldeinnahme von funfzig Thaler.

Dem eilften L fehlen ſchlechterdings alle dieſe Hülfsmittel; Er hat nichts geerntet; und ſein Vieh verlohren; die Obſtbäume gehen von der Ueberſchwemmung aus; er weiß alſo ſeine Kinder nicht vom Hunger und Tode zu erretten; Es muß ihm das nöthige Korn geborgt, und an den jährlichen Gefällen Nachlas gegeben werden.

Der zwölfte weiß kein Mittel, auf ſeiner Städte Brodt zu erwerben; er geht in die nächſte Stadt, arbeitet um Tagelohn, und verdient in der Woche ſo viel, daß er am Sonnabend das Brodt einkaufen und mit nach Hauſe nehmen kann, womit Frau und Kinder die folgende Woche ſich hinhalten.

Ein dreyzehnter ernährt ſich mit Boten gehen.

Ein

Ein vierzehnter ſpinnet mit ſeiner Frau und Kindern Garn.

Ein funfzehnter und ſechzehnter arbeitete bey den Nachbaren in Tagelohn, um deren überſchwemmte Felder aufzuräumen, Graben zu ziehen, und das übrig bleibende Waſſer abzuleiten.

Ein ſiebenzehnter und achtzehnter helfen das Korn anfahren, was für die übrigen angekauft iſt, ſtatt des Fuhrlohns nehmen ſie Korn, und ihnen iſt geholfen.

So wie einige dieſer Leute Geld von auſſen hereinbringen, und wieder ausgeben, verbreitet ſich ſolches unter den übrigen, und ſie leiſten ſich weiter unter einander Beyſtand; ſo daß binnen kurzer Zeit alles in eine gewiſſe Ordnung wieder kommt.

Hätte man nun gleich Anfangs alle achtzehn als nothdürftig betrachten, und für alle das benöthigte Korn unmittelbar herbeyſchaffen wollen, ſo würde das baare Geld, welches ſo unter ihnen rullirt, weggeſchickt, und ihre Dürftigkeit eher vermehrt ſeyn.

Es fällt mir bey dieſer Gelegenheit noch eine Anmerkung ein: Wenn ſich Nothleidende finden, ſo ſind unter den Nachbaren noch immer einige, die ſich zum Mitleiden bewegen laſſen, und den Dürftigen helfen, ſo lange als es eine freywillige Beyſteuer bleibt; Wenn aber ein höherer Befehl den Beyſtand für einen Nothleidenden erzwingen ſoll, ſo werden die mehrſten ſchon einen Wiederwillen zeigen, und mit ihrer Hülfe langſamer und kaltſinniger ſeyn, ja einige wären wol gar fähig, ſtatt einer Hülfe die Noth zu vergrößern.

Alles dieſes wird zeigen, wie ſehr man Urſache habe, vorſichtig in Vorkehrung öffentlicher Gegenanſtalten zu ſeyn, damit dieſe nicht gefährlicher als die

Noth ſelber werden. Unter denen achtzehn erwehnten Einwohnern waren kaum der dritte Theil, welchen eine unmittelbare Hülfe wiederfahren mußte, und indem dieſe recht angewandt wurde, fanden ſich auch die übrigen Zwölfe mehr erleichtert, als wenn man ihnen unmittelbar mit Korn beyſtehen wollen.

§. 234.

VII. Regel. „ Jede Einſchränkung und
„ Zwang iſt um ſo gefährlicher und deſto mehr
„ zu vermeiden; Je größer die Gefahr iſt, dar-
„ in wir uns befinden.“

Sind wir in wirklicher Gefahr, ſo können wir uns ohne den Beyſtand anderer nicht helfen: wir dürfen alſo keinen Schritt thun, der ihre Hülfe entfernt oder beſchwerlich macht. (§. 221.)

Bey einer großen Gefahr können wir ohne Kaufleute nichts ausrichten, alſo iſt auch in deren Betracht die Einſchränkung bedenklich.

Und eben ſo wenig dürfen wir gegen diejenigen, welche etwa Korn auf Speculation und Wucher aufgekauft haben, uns erklären. Denn entweder iſt am Ende noch Korn genug, ohne daß es auf ihren Vorrath ankommt, ſo werden ſie ſelber am mehrſten geſtraft, indem ſie ihr Korn nicht ſo theuer, wie ſie gehofft, los werden; Oder aber, es entſteht am Ende ein rechter Mangel, ſo iſt allemal ein Glück, noch Vorräthe zu finden, denn ſonſt würden die bedürftigen entweder verhungern, oder ſie müſſen das Korn von auswärts um noch höhere Preiſe kaufen, und das Land um ſo viel mehr baar Geld ärmer machen. Sind alsdenn nur wenige ſolcher Aufkäufer, die den Preis nach Gefallen ſetzen können, ſo liegt die Schuld

blos

blos an der Einrichtung, daß man nicht von Anfange an ihrer mehrere begünſtiget und veranlaßt hat, daß mehrere Vorräthe aufgeſchüttet worden, die ſich ſodann unter einander mehr die Wage halten können *).

§. 235.

VIII. Regel. „Man muß ſich, ehe ein „Mangel eintritt, von der Freundſchaft großer „Kaufleute ſichern, um im Nothfall von ihrer „Hülfe ſicher zu ſeyn.“

Wenn wir erſt ihre Hülfe alsdenn anflehen, wenn es auf das äußerſte gekommen iſt, ſo werden ſie ſolche weit höher ſchätzen.

Iſt der Kaufmann unſer Freund und überzeugt, daß er völlige Freyheit im Handel behalten werde, ſo wird er mehr wagen, und bey Zeiten Anſtalt machen, um

*) Es wird überhaupt als ein aus den Kornſperren erwachſender Misbrauch angemerkt, daß da alsdenn wenige Kaufleute wagen mögen, Korn kommen zu laſſen, ſondern nur einzelne auf Gewinn und Verluſt einen gefährlichen Handel unternehmen, auch wol gar von der Obr.gkeit Begünſtigungen und Freyheiten erhalten, ſo räumet man dieſen unvermerkt ein ſchädliches Monopolium ein, welches ſie anwenden können, um einen großen Theil der Unterthanen in Contribution zu ſetzen. C'eſt autoriſer un Monopole, qui devient plus dangereux, parcequ'il eſt à l'abri de la Loi. Alors le Negociant ordinaire devient oiſif; lui, qui par des correſpondences deja ſolidement établies, auroit procuré bientôt à meilleur marché toute l'abondance, que la denrée peut comporter, par raport à la quantité, qui en exiſte par toutes les Nations; au lieu, que l'avide Privilegée avec tous ſes avantages vendra plus cher, & peutêtre obtiendra des indemnités. *Melon Eſſai ſur le Commerce.* p. 26.

um uns kräftig beyzuſtehen. Wenn der Kaufmann nur von weiten vermuthen kann, daß eine Waare mehr werde geſucht werden, und daß er ſich Vortheile machen könne, ſo wird er zu rechter Zeit und ehe die Preiſe anlaufen, Handel auf Speculation ſchlieſſen, und ein Waarenlager ſammlen. Da er eine genaue Correſpondenz unterhält, ſo weiß er die beſten Monate zu treffen, wenn und von welcher Seite er mit dem größten Vortheil kaufen kann; Er ſucht auch eher das fehlende durch Umtauſchen gegen andere Waaren herbeyzuſchaffen, damit das baare Geld im Lande bleibe. Wir können durch ſeine Correſpondenz am ſicherſten erfahren, ob ein Mangel zu befürchten ſey; ob ein Nachbar ſtarke Commiſſiones gebe; oder ob wir Urſache haben, gegen die Anfälle eines andern Nachbars uns zu ſichern? Ob wir unſern Vorrath nur losſchlagen können, oder ob wir denſelben an uns halten müſſen, oder ob wir gar noch neue Ankäufe committiren ſollen?

Iſt man mit den Kaufleuten nicht in beſtändiger Verbindung, ſo muß der Ankauf bey entſtehendem Mangel abſeiten der öffentlichen Kaſſen beſorgt werden.

Will ſich ſodann ein Fremder in den Handel miſchen, der mit den Kaufleuten nicht in beſtändiger Verbindung ſtehet, ſo werden ſich dieſe bald gegen ihn vereinbaren: Wenn er mit ſeinen Commiſſionen auch noch ſo geheim iſt, ſo werden jene doch durch ihre an jedem Ort unterhaltene Spionen und Correſpondenten frühzeitig genug davon unterrichtet ſeyn, ſich unter einander Nachricht geben, und die ſofort zu ſteigernde Preiſe verabreden. Es iſt bey einer ſolchen Gelegenheit an einem großen Handelsorte luſtig anzuſehen, wie die Stafetten ankommen und abgehen,

wie ſich die Zeitung gleich einem Lauffeuer ausbreitet, wie auf den Börſen alles in Bewegung kommt, und wie die Kaufleute in mehrern weit auseinander gelegenen Handelsſtädten bereits gemeinſchaftliche Abrede genommen haben, ehe kaum die Commiſſiones zum Handel in den Kabinetten ausgefertigt, wenigſtens ehe ſie an Ort und Stelle gelangt ſind.

Da auch diejenigen, welche zum Ankauf gebraucht werden, oft ihr eigenes Intereſſe dabey beobachten, ſo kann ein ſolcher Commiſſionshandel nicht leicht ohne Schaden der Kaſſe geführt werden, und wenn die Unterthanen ſolchen am Ende erſtatten müſſen, ſo iſt es ſo gut, als wenn eine neue Contribution auf dieſelben gelegt wird, der ſie überhoben ſeyn könnten.

Man wird mir einwenden: Ob es nicht gleich viel ſey, wenn man z. E. nach Caſſel oder Braunſchweig ſo viel hundert Laſt nöthig hat; ob man ſolche in Hamburg auf der Stelle aufkaufe, und durch einen Commiſſionair hinliefern laſſe; oder ob man mit einem Kaufmann in Hamburg verabrede, daß er ſo viel hinſchaffen ſoll; das leztere werde vielmehr koſtbarer und weitläuftiger ſeyn?

Ich antworte aber Nein! Wer den Verſuch gemacht hat oder machen will, wird finden, daß Kaufleute wohlfeiler hinliefern werden, und daß dieſes bey weiten nicht ſo viel Aufſehens erweckt, als wenn es den Namen hat, ein dritter Commiſſionair kaufe auf Ordre Korn auf und ſchicke es weiter. Ein Kaufmann kann ſchon Nebenumſchläge machen, die ein dritter nicht kennt. Z. E. wenn der Kaufmann den verſprochenen Rocken in Mecklenburg einkauft, und ihn von da, ohne daß er nach Hamburg kommt, gleich fortſchickt, alſo ſo viel an der Fracht gewinnt.

Daß man in ſolchem Fall einem Kaufmann eben dieſelbigen Freyheiten an Zöllen u. ſ. w. zugeſtehen müſſe, verſteht ſich von ſelbſten.

§. 236.

IX. Regel. „Machet einen Unterſcheid un„ter der Furcht vor Mangel, und einem wahren „dringenden Mangel.“

Wenn man eine Gefahr nur befürchtet, ſo kann man ſich wegen derer zu nehmenden Maaßregeln vorher bedenken, darüber correſpondiren und Rückſprache halten, auch wol Verſuche machen. Ein anders aber iſt, wenn plötzlich ein dringender Mangel entſteht. Ich nenne es aber alsdenn einen dringenden Mangel, wenn in dem Lande nicht mehr ſo viel Vorrath iſt, auch nicht alſofort herbeygeſchafft werden kann, als es die unumgängliche Nothdurft erfordert; Alsdenn iſt ſchleunige Hülfe nöthig; man darf ſich nicht lange bedenken, ſondern muß Anſtalt machen, um die Zufuhr aus der Ferne zu befördern: Ein ſolcher Fall kann ſeyn, wenn ein Winter ungewöhnlich ſtrenge und anhaltend iſt, da Menſchen und Vieh mehr eſſen, und die Conſumtion merklich zunimmt; zumalen wenn im Frühjahr die Futterung verzehrt iſt, und das Vieh wegen der rauhen Witterung länger als gewöhnlich auf dem Stall, und zwar mit reinem Korn hingehalten werden muß. Dazu kann weiter kommen, daß wegen der widrigen Witterung die Ernte um drey bis vier Wochen ſpäter als in gemeinen Jahren anfängt, ſo daß die mehrſten Hauswirthe ihre Vorräthe, mit denen ſie bis an die Ernte auszureichen gedachten, vier Wochen früher aufgezehrt haben, und da nirgends Korn übrig iſt, ſich nicht zu helfen wiſſen.

Dieſes

Dieſes macht mich an einige Erfahrungen erinnern, welche beſtätigen werden, daß die mehrſte Zeit, wenn über Mangel geklagt wird, nicht ſowol ein wahrer Mangel, als die Furcht Urſache daran ſey.

Denn ſonſt müßte allemal kurz vor der Ernte die größte Noth ſeyn, und die Preiſe müßten ſteigen, ſo wie man der Ernte näher kommt, vornemlich wenn dieſe ſpäter anfängt. Dies war der Fall von 1771; wie der Rocken gemehet werden ſollte, fieng es an zu regnen, die Körner wollten alſo nicht hart werden, man konnte bey anhaltendem Regen das Korn nicht einſcheuren, und an theils Orten ward dadurch das Einfahren des Rockens über vier Wochen verzögert; da nun ein jeder vorhin bey der im Junius gehabten Dürre eine frühe Ernte ſich verſprochen, alſo im Anfang Julius aufgezehrt hatte, nirgends aber der geringſte Vorrath war; ſo hätte man glauben ſollen, die Preiſe hätten im Julius und Auguſt außerordentlich ſteigen müßen; Man ſpürte aber keine merkliche Veränderung, und es war, als wenn viele ſich mit der Hoffnung ſättigten, weil ſie reifen Rocken zu dröſchen von einem Tage zum andern hofften.

Gemeiniglich ſteigen die Preiſe am mehrſten im Winter, wenn uns eine plötzliche Furcht einnimmt, ob der ganze Vorrath noch wol bis zur Ernte hinhalten würde. Es iſt alsdenn gewis noch ſo viel Vorrath, daß man ein paar Monate wenigſtens ausreichen kann, und in dieſer Zeit könnte man allgemählig ſuchen, ſich mit dem übrigen, bis zur Ernte erforderlichen, zu verſehen. Dabey pflegt man ſich aber aldenn nicht zu beruhigen, ſondern viele vorſichtige Hauswirthe machen einen genauen Ueberſchlag, wie viel Korn ſie nicht allein bis zu der Ernte, ſondern wol

wol gar bis Martini und Weihnachten, gebrauchen werden, und ruhen nicht eher, bis ſie ſolches zuſammen haben; aus Furcht, daß andere es ihnen wegfiſchen mögten, und daß ſie am Ende in Verlegenheit ſeyn würden. Wenn nun viele ſtark aufkaufen, ſo macht ſolches gleich ein Aufſehen, woran aber die bloße Furcht Theil hat. Denn wenn ein jeder ſeine Proviſion gemacht hat, oder mehrere nur anfangen, ſich auf das Lauren zu legen, ſo fallen die Preiſe nach gerade wieder.

Wenn die Ernte ſchlecht ausfällt, und viele Hauswirthe den Ueberſchlag machen, daß ſie bey weiten das nicht ernten, was ſie zu eigner Conſumtion gebrauchen, ſo ſollte man die Gefahr am größten glauben; und gemeiniglich hat das Steigen der Preiſe unmittelbar nach der Ernte am wenigſten zu bedeuten. Indem ſodann ein jeder Hauswirth, daß er weniger geerntet hat, klärlich ſieht, ſo ſucht er ſofort von dem erſten Anfange an alle Conſumtiones einzuſchränken, und zwar nicht allein bey Menſchen, ſondern auch, und was den vornehmſten Einfluß hat, bey dem Vieh. Denn obgleich der Menſch kein Stroh genießt, ſo habe ich doch mehrmalen bemerkt, daß kein wahrer Mangel entſteht, ſo lange es dem Vieh noch nicht an nöthigem Futter und Streuung fehlt: Werden aber dieſe ſeltener, ſo ſteigen auch ſofort die Kornpreiſe; Ich halte alſo dafür, daß uns nie ein Steigen der Kornpreiſe beunruhigen darf, ſo lange wir verſichert ſind, daß ein genugſamer Vorrath vom Viehfutter da iſt. Ein vorſichtiger Hauswirth giebt ſeinen Bedienten und Hausgenoſſen an ſtatt der Mehlſpeiſen mehr Obſt und Gemüſe; Er ißt mehr Milch, und macht weniger Käſe und Butter, wozu er Brodt eſſen müßte;

Er läßt weniger Rockenbrey und Grütze kochen; Er läßt weniger oder gar kein Vieh mäſten, ſondern ißt lieber das zu ſchlachtende Vieh mager, oder mäſtet mit Rüben, Kohl und Kartuffeln. Er verkauft bey Zeiten die Schweine, welche er nicht in die Maſt treiben kann, damit ſie ihm kein Korn vom Boden koſten. Viele Branteweinbrenner werden aufhören zu brennen. Ein Bauer, der ſonſt ſeinen Pferden zu Zeiten Brodt gegeben hätte, wird ihnen dieſes entziehen u. ſ. w.

Ich werde nicht zu viel ſagen, wenn behaupte, daß ein gemeiner Landwirth bey einer ſolchen ſparſamen Wirthſchaft beynahe mit der Hälfte der gewöhnlichen Conſumtion ausreichen kann. Zu Erläuterung dieſes Satzes will ich eine eigene mir merkwürdig geweſene Erfahrung anführen.

Als im Jahr 1757 bey uns der letztere Krieg angieng, war die Ernte in der ſandigten Gegend, welche ich dero Zeit bewohnte, bey der im Sommer lang anhaltenden Dürre gar ſchlecht, und kaum die Hälfte zu ſchätzen. Ich ſahe voraus, daß den Unterthanen bey den Unruhen nicht auf die ſonſt gewöhnliche Art würde geholfen werden können, vielmehr, daß ſie außerordentlichen Aufwand haben würden; Ich ließ die vornehmſten und beſtändigſten Wirthe vor mir kommen, ſtellte ihnen die zu beſorgende Folgen vor, und rieth ihnen, auch die andern Nachbaren mit aufzumuntern, daß ſie gleich auf alle mögliche Art ſich einſchränken, und alles zu Rathe halten mögten, wenn ſie nicht todt hungern wollten; indem ſie wenigſtens von mir keinen Beyſtand hoffen könnten, ſondern vielmehr ſich vorſtellen müßten, daß ich noch außerordentliche Lieferungen verlangen würde. Es gereichte zu meiner nicht geringen Beruhigung, als ich im folgen-

den Frühjahr die gute Wirkung von meiner Warnung ſahe. Die mehrſten Wirthe langten nicht allein, der gehabten Einquartierung ohnerachtet aus, ſondern es fand ſich gar, daß einige, welche ſonſt bey guten Jahren wol Früchte zukaufen müſſen, für ſechzig bis achtzig Thaler erübrigte Furage und Korn in die Magazine geliefert hatten. Ich zweifle, ob ein gleiches geſchehen wäre, wenn Kornzuſchläge erfolgt wären; wenigſtens wünſche, daß dies Exempel einen Eindruck machen könne, mit wie wenigem der gemeine Mann auskommt, wenn er Freyheit behält.

Will man hergegen den Unterthan aus der Urſache einſchränken, weil man einen Mangel befürchtet, ſo gemahnet es mich, als wenn man bey einer anhaltenden Dürre einen Mangel an Waſſer befürchtet, man hätte aber einen großen weitläuftigen Teich, und wollte denſelben über und über zudecken, damit die Sonne oder der Wind nicht einmal Dünſte davon abtreiben, noch auch ein durſtiger Wandersmann hinzugehen, und einen Trunk daraus ſchöpfen könne; Unterdeſſen daß das Waſſer unter der Bedeckung bey denen hie und da bleibenden Ritzen und Oeffnungen ſich eben am eheſten verliert.

§. 237.

X. Regel. „Wenn eine einzelne Art von „Korn misräth, wenn davon nicht ſo viel vorhanden iſt, als zur Conſumtion erfordert wird; „ſo iſt nicht gleich nöthig, eben dieſe Art herbeyzuſchaffen.“

Wir ſind eben an Rocken und Rockenbrodt gewohnt, (§. 214.) wir wiſſen, daß jeder Menſch davon im Jahr wenigſtens 2 Malter gebraucht und aufißt; Wenn aber nun der Rocken misräth, und in einer

ner Gegend, wo zehn tauſend Menſchen wohnen, nur fünf tauſend Malter Rocken gewachſen ſind, ſo folgt noch nicht, daß ſie nun verhungern müßten, wenn nicht noch funfzehn tauſend Malter herbey geſchafft werden. Sie werden reichlich auskommen, wenn ſie nur fünf oder höchſtens zehn tauſend Malter erhalten.

Denn ſie können ſich auf eine doppelte Art einſchränken, entweder daß ſie wie eben geſagt worden, die ganze Conſumtion von Brodt abkürzen; oder aber, daß ſie zum Brodt nicht blos Rockenmehl nehmen. Sie werden auch ſolches eher thun, wenn ihnen Freyheit gelaſſen, und durch beſondere Anſtalten nicht die Vorſtellung erweckt wird, daß zu des Menſchen Nahrung reines Rockenbrodt erfordert werde. Wir haben ein paar gar magere bergigte Dörfer im Lande, wo das Land faſt zu ſchlecht iſt, Rocken zu tragen, und wo die Einwohner ſich faſt das ganze Jahr hindurch kümmerlich mit Haferbrodt ernähren.

Viele von meinen Gerichtsſaßen haben in den beyden Jahren von 1770 und 1771 auf ihren naſſen Feldern nichts als Dreſpen Briza *ſecalina* geerntet, und davon mit untergemiſchten Gerſten, Hafern und Erbſen, Brodt gebacken, welches freilich ſchlecht genug iſt; Sie befinden ſich doch in der Folge weit beſſer dabey, als wenn ſie ſich einbilden wollen, ſie müßten Rockenbrodt eſſen, und borgten alſo gleich andern ſo vielen Rocken, um ſich auf viele Jahre damit zu ruiniren, und das wenige baare Geld zum Lande hinauszuſchicken. Hören ſie indeſſen, daß für andere Rocken verſchrieben werde, ſo ſteigt auch bey ihnen der Gedanke auf, ob ſie nicht wol Rockenbrodt eſſen müßten? Würde ihnen anbefohlen, daß ſie bey dem Mangel an Rocken ſo ſchlechtes vermiſchtes Brodt

eſſen müßten, ſo würden ſie es ſchon mit Widerwillen genieſſen. So aber, da ſie es aus freyen Willen thun, ertragen ſie ihren Mangel in Gedult.

In einigen unſerer Sandgegenden iſt Buchweizengrütze die gewöhnliche Koſt des Bauren; es würde ihm empfindlicher ſeyn, wenn er derſelben entbehren ſollte, als wenn man ihm das Brodt entzöge. Iſt aber der Buchweizen doch misrathen, und er denkt nicht weiter daran, ſo ſättigt er ſich mit Milch, Kartuffeln und Gemüſe; Wird er hingegen veranlaßt, daß er öfter an Buchweizen gedenken muß, öfters davon ſprechen hört, auch wol erfährt, daß ſein Beamter für ihn ſorgen, und welchen kommen laſſen wolle, ſo wird ihn ſchon darnach gelüſten, und wenn einer nur von ferne Buchweizen bey einem andern erblickt, ſo bildet er ſich ein, daß er verhungern müſſe, wenn er einer Koſt, woran ſeine Natur gewohnt ſey, länger entbehren ſollte: Sollte er ihn alſo noch ſo theuer bezahlen, ſo muß Buchweizengrütze gegeſſen ſeyn, und deſſen erſter Anblick wird bey dem ganzen Hausgeſinde eine größere Freude erwecken, als wenn im Herbſt die erſte Schüſſel voll friſcher Auſtern einem Leckermaule zu Tiſche gebracht wird. Es iſt bey dem gemeinen Mann ein bekanntes Sprichwort, „daß „ein Armer ſich bey einer theuren Zeit am eheſten an „Brodt arm eſſe.“ Leute, die aus dem Reiche kommen, wo die unüberlegten Sperrungen die Noth auf das äußerſte getrieben haben, verſichern, daß ein Menſch in einem Tage für einen Gulden dortiger Münze Brodt eſſen könne *) Wie viel Fleiſch kann er

*) Die Angabe iſt von Reiſenden geſchehen; ſie kommt jedoch mir und andern unglaublich vor. Vielleicht haben

er dafür kaufen, und wie lange könnte er ſich mit denen davon zu kochenden Suppen, und mit Zugemüſe hinhalten?

Ein Zwang hilft aber in ſolchen Fällen, wie ſchon geſagt, nicht ſo viel, als wenn der Menſch ſelbſt darauf verfällt, oder unvermerkt dahin geleitet wird: ſonſt ſtellt er ſich eben ſo widerſpenſtig als ein Patient, dem der Arzt einen bittern widrigen Trank verordnet, wenn er ihm auch die kräftigſten Verſicherungen ertheilt, daß der Trank der Geſundheit gemäß ſey.

Was aber gute Vorſtellungen vermögen, darüber habe ich 1771 in Harburg eine Erfahrung gemacht; Der Mangel war dort eben ſo groß als anderer Orten; Es fehlte zwar in der Nachbarſchaft von Hamburg nicht an Korn, die Unterthanen aber, welche ſeit mehrern Jahren Miswachs und Ueberſchwemmungen gehabt hatten, und dadurch in ſchwere Schulden gerathen waren, wußten kein Geld zu ſchaffen; Es wurde von Herrſchaftswegen Korn angeſchafft, um denen Nothleidenden zu Hülfe zu kommen, und ſo wollte ein jeder Rocken haben. Ganze Dorfſchaften verſammelten ſich bey mir, und beſchrieben ihre Um-

Rr 3 ſtände

haben Fremde durch Vergrößerung der Noth andere zum Mitleiden erwecken wollen. Wenn ich annehme, daß eine Perſon im Tage auch drey Pfund Brodt eſſe, ſo müßte das Pfund auf acht Mariengroſchen oder zwey Kopfſtücke kommen. Aus einem Himten reinen Rocken kann der Becker nach Abzug der Unkoſten wenigſtens 48 Pfund Brodt liefern, ſo müßte der Himten koſten ſechszehn Gulden. Wenn aber die Brodtportion für eine Perſon täglich nur acht bis zwölf Mariengroſchen koſtet, ſo iſt es für den gemeinen Mann ſchon unausſtehlich, der vielleicht nur 2 oder 3 gr. verdient.

ſtände auf das kläglichſte, um zu bewegen, daß ihnen Korn im Borg abgemeſſen werden mögte; verſchiedene Hauswirthe ſtellten weinend vor, daß ihre Kinder ſeit zwey Tagen nach Brodt geſchrien hätten, und gedachten dadurch Mitleiden zu erwecken, welches denn auch einige billig verdienten und fanden. Ich erfuhr aber zugleich, daß einige derer bemittelteſten an der Elbe wohnenden Marſchleute viele Tage lang kein Brodt im Hauſe gehabt, ſondern ſich mit Fiſchen, Milch, und Zugemüſe erhalten hätten. Da ſie ſonſten gut zu leben und mehr Weiß- als Schwarzbrodt zu eſſen gewohnt waren, auch vorzüglich Beyſtand gefunden, und Rocken in Borg erhalten haben würden; Sie behalfen ſich aber lieber kümmerlich, damit ſie ſich im Herbſt nicht wegen Bezahlung des geborgten in Verlegenheit ſehen mögten. Ich führte alſo ihr Exempel denen andern klagenden von magern Geeſtörtern zu Gemüthe, und da ſie bey guten Jahren ſchon gewohnt ſeyn müßten, Mangel an Brodt zu leiden, ſo würde ihnen jetzt bey der allgemeinen Noth noch leichter als andern fallen, ſich einzuſchränken; Weil ſie auch begehrten, daß man Amtswegen für ſie ſorgen mögte, ſo würde ſolches zu ihrem wahren Beſten eben dadurch geſchehen, wenn man ſie abhielte, Korn zu borgen, da ſie im Herbſt bey der abermalen bevorſtehenden ſchlechten Ernte, die Bezahlung dafür noch weniger als jetzt herbeyſchaffen könnten: Sie mögten alſo nach Hauſe gehen, nochmals überlegen, ob ſie keine Auswege wüßten, und wenn ſie ſich gar nicht helfen könnten, darüber eine Beſcheinigung von ihren Vögten bringen. Ich hatte die Beruhigung, daß viele, welche Anfangs am mehrſten pochten, ſtillſchweigend weggiengen und nicht wieder kamen. Da-

hin-

hingegen einige ohne Beyhülfe vielleicht verhungert ſeyn würden. Eine Obrigkeit kann in ſolchen Fällen durch freundſchaftliche Vorſtellungen und dienſames Zureden viel Gutes ſtiften, wenn man in die Umſtände der Leidenden hineingeht, und ſie überzeugt, daß man ihre Noth erkennet und ihnen zu helfen bereit iſt, daß alſo der Rath, den man giebt, nicht eine Unempfindlichkeit, ſondern ihr wahres Beſtes zum Grunde habe. Ein geſcheuter Arzt läßt ſich nicht auf alle Klagen der Patienten ein, und verordnet nicht gleich Mittel die ſie begehren, wenn er glaubt, daß ſie durch beſſere Mittel, oder vielleicht ohne Arzney hergeſtellt werden können. Wo aber eine gefährliche Krankheit iſt, iſt er deſto aufmerkſamer und hurtiger mit der Hülfe.

§. 238.

XI. **Regel.** „Es wäre gut, wenn dem gemeinen Manne ſolche Pflanzen mehr bekannt „gemacht würden, welche er in Ermangelung „des Brodtkorns zur Nahrung zu Hülfe nehmen kann.“

Es ſind dieſe von zweyerley Art; **Erſtlich** ſolche, welche man mit zum Brodt nehmen, und ſtatt des rechten Mehls unterſchieben kann. (§. 255.) So iſt ſchon an mehrern Orten im Gebrauch, Kartuffeln unter den Teig zu miſchen. In Schweden und ſogar bey uns hat man die innere Rinde von Linden und Fuhren zum Mehl genommen, oder aber die Kerne von Buchecker, den Samen von Klee u. d. m. **Zweytens** wachſen bey uns viele Pflanzen wild in Menge, welche nahrhaft ſind, auch oft auf vornehmer Leute Tiſche gebracht werden, die aber der wenigſte Theil von geringen Leuten achtet. Ich will nur

z. E. die gewöhnlichen **Trüffeln** Tubera *eſculenta* anführen. In Franken und Sachſen wächſt auf den Feldern hin und wieder der Lathyrus *tuberoſus* in Menge, deſſen knolligte mehlreiche Wurzel in Holland unter dem Namen von **Erdmäuſen** als ein Lekkerbisgen gegeſſen, und beym Nachtiſch aufgeſetzt wird; Unſere **Kartoffeln** ſind in Frankreich im Jahr 1615 zum erſtenmal als eine Seltenheit auf die Königliche Tafel gebracht, und bey uns erſt ſeit funfzig Jahren allgemein geworden: Jetzo kann man allein damit den Mangel von Korn erſetzen *).

Die Wurzeln von dem bey uns ſo häufig wachſenden **Queckengraſe** Triticum *repens*, ſind ſehr nahrhaft, und werden von den Aerzten oft zu einer Ptiſane verordnet. Aus Frankreich geſchahe vor einigen Jahren die Anzeige, daß der gemeine Mann zu St. Maur die Galläpfel oder Auswüchſe, welche man an den Gundelreben oder Hedera terreſtris (Veronica *hederæfolia*) antrift, mit Nutzen aus Noth gegeſſen, und von Gewürzhaftem Geſchmack gefunden habe. Ich habe ſie aber bey uns nur ſelten und niemalen in Menge gefunden.

Man

*) Man hat verſchiedene Vorſchläge, um aus Kartoffeln bald Brodt, bald Käſe, Butter oder Stärke zu machen. Ich finde aber am allervortheilhafteſten, ſie blos als Kartoffeln zur Speiſe zu gebrauchen; denn wenn man daraus z. E. Stärke macht, ſo wird ein Himten ſchwerlich mehr als vier Pfund geben, wenn aus einem Himten Weizen wenigſtens zwey und dreyßig Pfund Stärke erfolgen; mit acht Himten Kartoffeln kann man aber mehrere Menſchen ernähren, als mit dem Mehl aus einem Himten Weizen. Acht Himten Kartoffeln koſten auch wenigſtens doppelt ſo viel als ein Himten Weizen.

Man pflegt, wenn das Korn ſeltener iſt, die Leute zu bedauren, welche ſtatt deſſen Kräuter und Wurzeln zuſammen geſucht haben. Man ſollte ihren Fleiß und Aufmerkſamkeit loben, öffentlich zur Nachfolge bekannt machen, und ihnen eher eine Premie zuwenden; denn, indem ſie die Hülfe erwählen, welche ihnen ihr Erdboden anbeut, verhüten ſie, daß nicht ſo viel Geld zum Lande hinausgeht.

Unſer Körper iſt nicht ſo gebauet, daß er nur einerley Nahrung gebrauchte, ſo wie ein Seidenwurm crepirt, wenn er keine Maulbeerblätter hat; Es iſt kein Thier auf der Welt, daß ſo viele Speiſen von ſo mancher Art genießt, als der Menſch. Was alle drey Reiche der Natur hervorbringen, kann er ſich beynahe zur Nahrung zubereiten. Man hat ſogar nahrhafte Erden; Es iſt alſo blos ein Vorurtheil, daß der Menſch ſich gleich geſtraft findet, wenn ihm eine derer gewöhnlichen Speiſen abgeht, wie das Brodt, da ſo viele hundert tauſend Menſchen auf dem Erdboden leben, die dieſelbe niemalen genießen. Mir fällt dabey eine alte gemeine Erzählung ein, daß eine Prinzeſſin ihre Verwunderung bezeugt habe, wie Leute Hungers ſterben könnten, ſie wollte lieber Weißbrodt und holländiſchen Käſe eſſen, als todt hungern. Kann alſo der gemeine Mann nicht auch ſagen, er wolle lieber Fleiſch und wilde Kräuter eſſen, als todt hungern? Die Kräuter werden ihm zwar Anfangs eben ſo ſchlecht ſchmecken, als wenn man ihm zum erſten mal friſche Auſtern vorſetzt, und er wird ſich vielleicht noch eher entſchlieſſen, ein unbekanntes Kraut, als eine friſche lebendige Auſter in den Mund zu ſtecken. Alles kommt dabey auf die Einbildung an, und auf eine kurze Gewohnheit. Die Franzoſen,

zoſen, wie ſie uns ins Land kamen, ekelte vor unſer Sauerkraut, und ſie mogten keinen braunen Kohl, beydes ſoll jetzo bey ihnen eine gewöhnliche Speiſe] ſeyn.

Der **Ritter Linne** hat eine eigene Abhandlung geſchrieben, Plantæ eſculentæ patriæ. Siehe deſſen *Amoen. acad.* T. III. p. 74. *D.* **Locher** hat ein **Verzeichniß einiger eßbaren Pflanzen** drucken laſſen. Und in denen in Stutgart 1771 gedruckten Bogen, die **Haushaltungskunſt im Kriege und in der Theurung**, iſt eine ausführliche Anzeige enthalten von Pflanzen, die ſtatt des Brodts zur Nahrung dienen können. Sie gehet aber mehrentheils nur auf Pflanzen, deren knollichte Wurzel oder Samen von mehlartiger Subſtanz ſind, und zum Brodt dienen, die aber zum Theil nicht einheimiſch, wenigſtens nicht in Menge zu haben ſind; Es kommt meines Ermeſſens mehr auf ſolche Pflanzen an, welche auf die eine oder die andere Art ſich leicht verdauen laſſen, und deren Säfte dem Bau unſers Körpers gemäß ſind. Sie müſſen zugleich in Menge bey uns wachſen und häufig zu ſammlen ſeyn, als z. E. das vor andern bey uns häufig wachſende Unkraut, die ſogenannten gelben Butterblumen (Löwenzahn) Leontodon *taraxacum*, oder das Queckengras Triticum *repens*, oder die Brunnenkreſſe Siſymbrium *naſturcium aquaticum.* Die Academie zu Beſancon hat davon für das Jahr 1772 eine Preisaufgabe gemacht, wie vorhin ſchon von mehrern geſchehen, „ daß man anzeigen ſoll, welche Pflanzen bey einem Mangel die Stelle der gewöhnlichen erſetzen, und dem Menſchen zur Nahrung dienen können, auch wie ſie zubereitet werden müſſen.“ Vielleicht haben wir dadurch eine brauchbare Abhandlung zu hoffen.

Ich

Ich kann auch einen Bauren unmöglich beklagen, wenn er gezwungen iſt, Fröſche oder Schweinigel zu eſſen, da ſolche bey vornehmen Tiſchen unter die niedlichen Speiſen gehören.

Ein tübingiſcher Arzt **Plouquet** hat angerathen, die Knochen von den geſchlachteten Thieren zu raſpeln, und dieſes nahrhafte Mehl mit unter das Getreidemehl zu miſchen, da die Knochen ſich bekanntlich leicht in eine ſtärkende Gallerte auflöſen laſſen.

Die Franzoſen ſchoſſen Krähen und kochten ſich davon Fleiſchſuppen.

Ein Eyerkuchen von Sperlingseyern ſoll angenehm ſchmecken, es gehört nur viel dazu, ehe man ſo viel zuſammen bekommt, als ein Bauer zu ſeiner Nahrung gebraucht; Bey einer Theurung darf man hingegen nichts verwerfen, das zur Nahrung dienen kann, wenn es auch noch ſo klein iſt.

In Hildburghauſen hat man verſucht, Gerſtenſtroh zu trocken, zu mahlen, und das durchgeſiebte Mehl unter Rockenmehl zu miſchen, und es hat gutes Brodt gegeben.

Im Weimarſchen ſind unter dem 30ten April 1771 einige ſtatt des Brodts dienende Nahrungsmittel öffentlich bekannt gemacht worden.

§. 239.

XII. **Regel.** „Wenn alle Vorſichten angewandt ſind, und dennoch Korn angekauft werden muß, ſo kaufe man es lieber etwas theurer in der Nähe, als wohlfeil in der Ferne.“

Ich habe ſchon mehrmalen angemerkt, daß bey einer Theurung nicht ſowol der Mangel am Korn, als der Mangel am Gelde drücke, und ich ſehe es

als

als die größte Strafe für ein Land an, daß für das anzukaufende Korn ſo viel baar Geld weggeht; vornemlich, wenn bey einer Sperre nichts wieder zurück kommt.

Kaufen wir nun in der Nähe von Nachbaren, mit denen wir in beſtändiger Verbindung ſtehen, ſo iſt Hoffnung, daß das Geld bald wieder zurück kommen werde, und ſo ſchadet es im Ganzen nicht, wenn der Himten auch auf das doppelte und dreyfache ſteiget.

Sind wir aber gezwungen, das Korn aus der Ferne kommen zu laſſen, ſo geht das Geld dafür ohne Rückkehr weg, und das Land verliert auf beſtändig ſo viel von ſeinem baaren Vermögen. Ein empfindlicher Verluſt, worauf ſelten Rückſicht genommen wird, deſſen Folgen uns aber noch lange drücken können.

§. 240.

XIII. **Regel.** „Bey zunehmender Theurung „dürfen Bemittelte ſich nicht einſchränken, ſon„dern ſie müſſen eher neue Arten von Aufwan„de hervorſuchen.“

Weil, wie ſchon öfter erinnert worden, der Mangel an Gelde, und eine gewiſſe Stockung in deſſen Circulation am mehrſten drücken. Alſo, alles was von neuen Geld in den Umlauf bringt, und den gemeinen Mann in Bewegung ſetzt, iſt vortheilhaft; derowegen ſind alle Kriegsdrangſalen weniger empfindlich, als ſie ſonſten ſeyn würden, weil täglich dadurch ſo viel friſch Geld in den Umlauf gebracht, und ein jeder gezwungen wird, Aufwand zu machen und ſich zu bewegen; Hingegen behält niemand bey den täglichen Unruhen Zeit, dem Uebel nachzudenken.

Stöſſet

Stöſſet uns hingegen in Friedenszeiten nur ein geringes Uebel zu, ſo nehmen wir es gleich mehr zu Herzen, und ängſtigen uns mit den Folgen; wir betrachten leicht einen geringen Vorfall als eine allgemeine Landplage, und als ein Strafgericht. Wer alsdenn ſich mitleidig, aufmerkſam und chriſtlich bezeigen will, pflegt zu urtheilen, daß man bey einer allgemeinen Noth ſich ja einſchränken, allen unnöthigen Pomp und überflüßigen Aufwand vermeiden müſſe, um öffentlich zu zeigen, daß man an der gemeinen Noth Antheil nehme, und dadurch gerührt ſey.

Giebt jemand ein großes Gaſtgebot, oder ein öffentliches Feſtin, ſo wird man mehrmalen das Urtheil hören, ob es nicht ſündlich ſey, zu einer traurigen Zeit einen ſolchen Aufwand zu machen, man hätte ſollen lieber das Geld an die Armen geben. Es iſt zwar in einer Theurung höchſt nöthig, für die Verſorgung der Armen zu ſorgen, und es iſt lobens würdig, wenn Reichere einen Theil ihres Vermögens dazu anwenden; Für das Publicum und zum Beſten des Staats aber iſt es ungleich vortheilhafter, wenn abſeiten derer, die das Vermögen und die Mittel dazu in Händen haben, auf allerley neue Arten von Aufwande gedacht wird, und wenn ſie ihr Geld zum erſtenmal ſo ausgeben, daß gleich mehrere dadurch beſchäfftigt und in Activität geſetzt werden, um durch ſie morgen andere in Bewegung zu bringen, und einen jeden aufmerkſam zu machen, daß von denen dadurch rullirenden Ducaten auch in ſeine Hände gelangen mögen, die dadurch in einer Geſchwindigkeit durch alle fünf und zwanzig Hände gelangen. (§. 90.) Man wunderte ſich zu **Königs Ludwig des Vierzehnten** Zeiten, und legte es ihm zu einer unzeitigen

Ver=

Verſchwendung aus, daß mitten in dem koſtbarſten Kriege, wozu man die Koſten anzuſchaffen in der größten Verlegenheit war, dennoch ſo viele Millionen an Aufführung prächtiger, zum Theil ganz unnützer, Gebäude von Ihm angewandt wurden: Vermuthlich iſt es aber wohlbedächtlich aus einer beſondern Staatsklugheit geſchehen: Denn indem die Unterthanen ſich bey dem neuen Bau beluſtigten, vergaßen ſie, daß ihnen das Vermögen bis auf den letzten Blutstropfen abgezapft wurde, und da ein Theil davon wieder in den Umlauf kam, ſo viele Handwerker ernährte, und einen großen Theil des Landes in Bewegung ſetzte, ſo drückte die Noth weniger, als wenn auch das Geld gleich dem übrigen, zur Armee geſchickt wäre.

Es gehört hieher noch eine Regel, welche die alten Römer hatten; Sie hielten nicht ſo bedenklich, wenn auch ein oder anderer armer Menſch wegen Mangel des Beyſtandes Noth leiden oder gar umkommen müßte, als wenn man durch gar zu große Freygebigkeit an Arme Faulheit und Müſſiggang mehr ausbreitete, mithin veranlaßte, daß mehrere ſich von den Geſchäfften abgeben, und unter die Zahl der Armen gerechnet ſeyn wollten.

Mir iſt von einem gewiſſen Ort in der Nachbarſchaft erzählt worden, wo aus einer alten von einem derer ehemaligen Landesherren gemachten Stiftung täglich eine große Menge Einwohner geſpeiſet werden, daß man deutlich merken könne, wie ſolche ſich dem Müſſiggange ergeben, und träger als ihre Nachbabaren wären, weil ſie wüßten, daß ſie täglich ihren Tiſch gedeckt fünden.

Dagegen haben wir im letztern Kriege angemerkt, daß ſobald nur viel Geld rullirt, und täglich neue

Beſchäfftigungen vorfallen, ſo nimmt auch die Anzahl der Armen ab; Ohnerachtet der abſcheulichen Drangſalen, welche der Krieg veranlaßte, ohnerachtet ſo viele Menſchen um das ihrige kamen, und ohnerachtet die Laſt und Abgaben von einem jeden merklich vermehrt wurden, haben wir bey uns nie ſo wenig Arme und Bettler geſehen, als eben mitten im Kriege. Wer nur die Hände einiger Maaßen rühren konnte, hatte Gelegenheit, bey der Armee, bey den Magazinen, bey den Feſtungen u. ſ. w. ein reichliches Tagelohn zu verdienen. Viele Arme vergaßen alſo, daß ſie betteln wollten, und gaben ſich wieder an die Arbeit, wenn ſie auch nur Botenweiſe giengen.

Mein Garten, den der Hausvater öfter angeführt hat, hat dieſerhalb bey mir noch einen vorzüglichen Werth, und ich denke, daß ein gewiſſer Segen darauf ruhen müſſe; denn der Stifter hat ihn zu Anfange dieſes Jahrhunderts angelegt, und faſt über Vermögen Summen angewandt, eben in den Zeiten, da in der Gegend eine Art von wahrer Hungersnoth geweſen. Es ſind alſo Einwohner aus dem Paderborniſchen und Lippiſchen einige Meilen weit mit ihren Pferden und Wagen gekommen, und haben für Brodt und Futter um ein geringes Tagelohn gedienet; Hätten ſie dieſe Hülfe nicht empfangen, ſo würden vielleicht einige von ihnen verhungert ſeyn: Er vollführte alſo ein großes Werk, und die armen Leute wünſchten ihm vielen Segen, daß er ihnen eine Art von Allmoſen zugewandt hatte. Hätte er das Geld blos an Arme ausgetheilt, um ſolche in einer Ohnthätigkeit zu erhalten, würde es weniger vortheilhaft für das Publicum geweſen ſeyn.

Nach meinen Begriffen verdient alſo derjenige nicht ſo viel Aufmerkſamkeit, welcher denen, die ſich als Arme erklären, anſehnliche Summen zuwendet, als andere, welche durch weit geringere Ausgaben gleich mehrere Hände beſchäfftigen und in Bewegung erhalten.

Wenn derowegen in einem Staate große Baue oder beträchtliche Veränderungen angelegt werden ſollen, ſo wird das Publicum deſto mehr dadurch gewinnen, wenn ſie eben bey einer gemeinen Noth angefangen werden; Sollten auch große Summen dazu aufgenommen werden. Deſto nachtheiliger für das Publicum iſt, wenn abſeiten öffentlicher Caſſen zur Zeit einer allgemeinen Noth die Ausgaben eingeſchränkt werden, unter der Entſchuldigung, weil die Zuflüſſe abnehmen.

§. 241.

XIV. **Regel.** „Wenn wir nicht verhüten „können, daß eine benachbarte Obrigkeit eine „Fruchtſperre gegen uns einführt, ſo müſſen wir „denjenigen, der die Sperre verhängt, als un„ſern Feind, ſeine Unterthanen aber dem ohner„achtet als unſere Freunde betrachten.“

Die Unterthanen eines geſperrten Landes empfinden gegen die Sperre jederzeit einen Widerwillen, und werden ſich Mühe geben, ſie, wo möglich zu entkräften, und dieſes um ſo mehr, wenn wir fortfahren, ihnen freundſchaftlich zu begegnen, und ihre Freundſchaft zu pflegen; und ſo brauchen wir uns für keine Sperre zu fürchten; ſie wird mehr vortheilhaft ſeyn, als ſchädlich. Wenigſtens wird ſie uns nur alsdenn ſchädlich werden, wenn wir unſere Rache die benach-

barten

barten Unterthanen empfinden laſſen, die dafür nichts können, und ſchon durch die Sperre geſtraft ſind.

Eine Sperre ſelber können wir zwar nicht wol anders als eine förmliche Kriegserklärung nehmen: Geſchieht ſie aber von einem Nachbaren, von dem wir nichts zu befürchten haben, ſo müſſen wir ſie gar gleichgültig anſehen, und gelaſſen dabey bleiben; der Sperrende ſtraft ſich ſelber am mehrſten, und wird bald zurück kommen, wenn wir ihm nur nicht nachfolgen.

Sperret aber ein mächtiger furchtbarer Nachbar, von dem wir nemlich die Zufuhr erwarten, ſo müſſen wir uns bemühen, ihn freundſchaftlich zu einen Handlungstractat zu bewegen. Dies wird aber ſchwerlich durch Repreſſalien geſchehen; denn er weiß voraus, daß es ihm nicht darauf ankomme, ob er von uns Beyſtand erhalte, ſondern daß er nur ſein Korn im Lande behalte. Können wir ihn alsdenn nicht zu Aufhebung der Sperre bewegen, ſo müſſen wir ihm als einen offenbaren Feind, aber immer mit Schonung der Unterthanen begegnen, welche uns heimlich zuführen werden. Wir müſſen weiter auf Mittel ſinnen, ob wir ihn durch den Beyſtand anderer zu Aufhebung der Sperre zwingen, oder aber ohne eine Gegenſperre auf andere Weiſe züchtigen können. Hilft dies alles nicht, ſo müſſen wir vorläufig mit entfernten Kaufleuten ein Bündniß geſchloſſen haben, daß dieſe uns mit dem nöthigen verſorgen.

Geſetzt, es würde von dem Nachbaren auch ſogar die Durchfuhr verſagt, wie wir dermalen leider in Deutſchland dergleichen Klagen hören, ſo muß ein Land, das ſich gegen ſolche unbarmherzige und mehr als feindlich handelnde Nachbaren gar nicht wehren

und keinen Schutz finden kann, ſich anſehen, als eine Stadt, die von einem grimmigen Feinde bloquirt gehalten, in den Grund geſchoſſen, und bis auf den letzten Mann ausgehungert wird, deren Einwohner zuletzt Pferdefleiſch, Katzen und Ratzen eſſen, um ſich am Leben zu erhalten.

Wollen ſie dagegen ſchreien oder eine Gegenſperre verhängen, ſo gehören ſie zu denen unterirdiſchen Einwohnern des Klimius, die ſich gegen ihre Feinde nicht anders als durch entſetzliche Scheltworte zu wehren wußten. Man muß ſich mit der bekannten Deviſe tröſten: Premitur, non opprimitur.

Iſt das von mir vorausgeſetzte richtig erwieſen, ſo darf kein Staat ſich für die Einſchränkungen des Nachbaren fürchten, und die Zeitung; „Ein Nachbar habe geſperret;“ wird nicht weiter ſchrecklich klingen. Große Länder werden nicht leicht ſperren, ſondern das Exempel von England und Frankreich ſich zur Warnung dienen laſſen; und was kleine Provinzen thun, kann den Nachbaren gleichgültig ſeyn; Wollen ſie ſich ja ſelber durch Sperren ruiniren, ſo iſt der Schade an ihrer Seite; es iſt daher keine gefährliche Folge auf das Ganze oder die Nachbaren zu befürchten, und die heimliche Zufuhr unterbleibt doch nicht, wir handeln vielmehr nun wohlfeiler. S. II. Th. S. 434.

§. 242.

Zum Beſchluß füge ich die XV. **Regel** hinzu: „Ueberlaſſet vieles einer weiſen Vorſehung.“

Dieſe hat ſo lange alles in der vollkommenſten Ordnung erhalten, und wird auch ferner für uns ſorgen. Es wird nicht erfordert, daß wir jederzeit in gleich guten Umſtänden und im Ueberfluß bleiben; unſer

Leben

Leben wird uns vielmehr angenehmer, wenn Winter und Sommer; geſunde und kranke, gute und böſe Tage mit einander abwechſeln: Wenn einer oder anderer zu Zeiten Noth leidet oder verhungert, ſo ſterben nicht gleich alle Menſchen Hungers. Wenn einer Hungers ſtirbt, ſo müſſen wir uns nicht gleich alle einer gleichen Gefahr ausſetzen. Wenn die Vorſicht uns einen Mangel zuſchickt, ſo müſſen wir uns darin zu finden lernen, und nicht gleich glauben, daß uns Unrecht geſchehe, wenn der vorige Ueberfluß nicht ſofort erſetzt wird.

Wir verſündigen uns vielleicht, wenn wir einem Vorfall, der zu unſerm Beſten gereichen ſoll, ſofort entgegen bauen, und alles nach unſerm Eigenſinn ausgeübt wiſſen wollen.

Will man ſeiner Sache zu gewiß ſeyn, und gar zu genaue Unterſuchungen anſtellen, ob ein jeder Einwohner auch das nöthige geerntet habe; ſo wird es damit eben als mit unſern gewöhnlichen Feldbeſichtigungen gehen; bey denen, ſobald Achtsleute herbeygerufen und auf ihr Gewiſſen befragt werden, die Antwort ein und alle Jahr lautet, daß auf einem Felde nicht die Hälfte des Korns ſtehe, welches darauf wachſen können. Von ihnen wird alle Jahr Miswachs zum Gutachten eingebracht.

Man frage große Pächter und die Obrigkeiten vom Lande, auch in den beſten Jahren, ob ihre Gegend einen Ueberfluß habe? Sie werden faſt allzumal das Gegentheil melden; Folglich müßten wir faſt alle Jahr Miswachs und theure Zeiten haben. Sie werden aber nicht leicht erfolgen, wenn wir uns nur nicht darüber ängſtigen.

Ich müßte mich ſehr irren, ſonſt werden wir alle Jahr, ſelbſt bey den reichſten Ernten, Noth, Mangel und Klagen unterhalten und fortdauren machen können, wenn wir nur die von den deutſchen Fürſten bisher eingeführte Sperren und Einſchränkungen fortſetzen und die Furcht vor Mangel ernähren wollen.

§. 243.

Da die Veränderung in Frankreich vorzüglich veranlaßt hat, daß die Frage wegen der freien Ein- und Ausfuhr ſeit einigen Jahren von mehrern in Erwegung gezogen worden; ſo wird noch übrig ſeyn

V. die beſondern bey einer Theurung in Vorſchlag gebrachten Hülfsmittel in Erwegung zu ziehen. (§. 217.)

So bald ein Fehler oder eine Noth bemerkt wird, ſo pflegt es nicht an Projectenmachern und Neuerlingen (I. Th. S. 383.) zu fehlen, welche ſich zu Aerzten aufwerfen, und die Mittel erfunden haben wollen, um das Uebel zu heben, oder die ihrer Schuldigkeit gemäß erachten, das Publicum von der Gefahr zu unterrichten, welche ſie aus dem Gebrauch derer von andern vorgeſchlagenen Mittel befürchten. Die wenigſten davon pflegen alle Umſtände, welche dabey in Betracht zu ziehen ſind, in einem Zuſammenhange zu erwegen; alſo geht es ihnen, wie jenem, der mit ſeinem mitgebrachten Elephanten den Ackerbau auf einmal empor bringen, und durch ihn zugleich zwanzig Pflüge ziehen laſſen will; der ſchwere Elephant ſinkt aber, ehe der erſte Pflug angeſetzt worden, in das noch feuchte Erdreich ſo tief ein, daß man ihn kaum wieder herausgraben können, und vergebliche

Mühe anwenden müſſen, um die dadurch verurſachte Grube zuzuwerfen, und das Land wiederum zu ebnen.

Die Vorſchläge, welche von andern geſchehen ſind, theile ich in vier Klaſſen.

Die **erſten** glauben, wenn in dem Kornhandel überhaupt eine beſſere Ordnung eingeführt werde, ſo würden die Einwohner eines Landes nicht ſo leicht eine Ueberſetzung im Preiſe zu befürchten haben, alſo auch nicht ſo leicht eine Theurung zu vermuthen ſeyn. Dahin rechne ich die erſten ſieben Vorſchläge. (§. 244 bis 250.)

Die **zwote Klaſſe** glaubt für das gemeine Beſte zu ſorgen, wenn ſie Anleitung giebt, wie die Conſumtion des Korns eingeſchränkt, und dadurch der wenige Vorrath verlängert werden möge. Von dieſer Art ſind die Vorſchläge von (§. 251 bis 257.)

Die von der **dritten Klaſſe** denken nur darauf, wie man mehr Korn anbauen könne, und glauben, alsdenn würde nicht ſo leicht ein Mangel eintreten. Dahin gehören die folgenden vier Vorſchläge. (§. 258 bis 261.)

Die **vierte Klaſſe** aber richtet ihr Augenmerk auf den vorhandenen Vorrath, und wie man ſich deſſen ſichern, oder gar noch bey Zeiten einen ſtärkern Vorrath ſammlen könne. Dieſe machen die letztern Vorſchläge aus. (§. 262 und 263.) *)

*) Es wird nicht ganz überflüſſig ſeyn, wenn ich die ſeit denen im II. Theile des Hausvaters S. 41 und 431 erwehnten Werken herausgekommenen Abhandlungen, ſo viel mir deren bekannt geworden ſind, worin theils die Frage von der freien Ein- und Ausfuhr, theils was bey theuren Zeiten zu veranſtalten ſey, unterſucht worden, hier dem Titel nach anführe.

§. 244.

I. Rath. „Eine Landesregierung müſſe ſich „unmittelbar in den Handel miſchen, ſonſt wür„de alle Augenblick ein Mangel zu befürchten „ſeyn.“

Dies

a) Ueber die freie Aus= und Einfuhr.

Three tracts on the Corn trade and Corn Laws. Lond. 8.

An Eſſay on the cauſes of the decline of foreign trads. Lond. 1744. 8.

Hanwey Lettres on the improvement of the Riſing generation. Lond. 8. II. Vol.

Nach dem *Herbert* iſt 1739 un Memoire d'un Magiſtrat, und 1748 ein anders Memoire gedruckt worden, pour prouver les avantages de l'exportion des grains; beyde ſind mir aber unbekannt.

Les Interêts de la France mal entendus. à Amſterd. 1757. 8.

M. Thomas Secretaire du Duc de Praslin hat eine in der Academie Françoiſe gekrönte Abhandlung, worin er für die Provinz Bretagne die freie Kornausfuhr vertheidigt, im Jahre 1763 publicirt, mir iſt aber der rechte Titel unbekannt.

Memoire de l'exportation & importation des grains, par *Mr. Dupont.* à Soiſſons 1764. 4.

Fragment d'une lettre ſur la police des grains. à Bruxelles 1764. 12.

Arthur Young The Farmers lettres to the people of Engeland. Lond. 1767. 8. 1771. neue Aufl.

Avis au peuple ſur ſon premier beſoin ou petits traités économiques par Mr. *Baudot.* à Paris 1768. 8. (premier traité, la liberté de vendre ſon blé.)

Faits qui ont influence ſur la cherté des grains en France & en Angleterre. à Paris 1768. 8.

Lettres ſur les avantages de la liberté du commerce des grains & le danger des prohibitions. à Amſterd. 1768. 8.

Oeko-

Dies iſt eben der für Frankreich ſo unglücklich geweſene Satz, welcher im Jahr 1598 Gelegenheit gab, daſelbſt alle Kornausfuhr zu verbieten, damit es den Einwohnern nie an Korn fehlen mögte, und

Oekonomiſche Unterſuchung, die Sperrung der Fruchtausfuhr betreffend. Ulm 1768. 8.

Principes ſur la liberté du commerce des grains. à Amſterdam 1768. 8.

Examen des principes ſur la liberté du commerce des grains. à Paris 1768. 12.

Lettre d'un Gentilhomme de Languedoc au Magiſtrat de Normandie. à Paris 1768. 12.

Reponſe du Magiſtrat de Normandie au Gentilhomme de Languedoc, ſur le commerce des bleds, des farines, & du pain. à Paris 1768. 12.

Lettre à un ami ſur les avantages de la liberté du commerce des grains, & le danger des prohibitions. à Amſterd. 1769. 12.

Reponſe au Magiſtrat du parlement de Rouen à la lettre d'un gentilhomme des Etats des Languedoc. à Paris 1768. 12.

Reſultat de la liberté & de l'immunité du commerce des grains, de la farine & du pain. à Amſterd. 1768. 12.

Objections & reponſes ſur le commerce des grains & des farines. à Paris 1769. 8.

Repréſentations aux Magiſtrats, contenant l'expoſition raiſonnée des faits rélatifs à la liberté du commerce des grains, & les reſultats reſpectifs des reglemens & de la liberté, à Paris 1769. 8. (vorzüglich.)

Reflexions ſur le commerce des bleds. à Amſterd. 1769. 8.

Memoire ſur le commerce des bleds. à Amſterd. 1769. 8. (ſuite du prec.)

L'avis du parlement de Dauphiné, ſur la libre circulation des grains, & la reduction naturelle des prix

welchen nach hundert und ſiebenzig Jahren zu beſtrei-ten, alle Beredſamkeit erfordert worden.

Es verhält ſich damit eben ſo, als wenn man ei-nen, in einer großen Stadt wohnenden geſchickten Tuch-

prix dans les années de cherté, addreſſé au Roy le 26 d'Aout. 1769. 8.

Recreations oeconomiques, ou lettres de l'auteur des répréſentations aux Magiſtrats, à Mr. le Chevaliers Zanobi ſur le commerce des bleds. à Amſterd. 1769. 8. (à Paris 1771. 8.)

Lettre *de M. L. C. de L.* a Mr. Dupont Auteur epheme-riſte. à Paris 1770. 12.

Dialogues ſur le commerce des bleds, par Mr. *L'Abbé Galliani.* à Paris 1770.

L'intereſt general de l'Etat, ou la liberté du commerce des bleds, demontrée conforme au droit naturel. à Amſterd. 1770. 12. (Refut. du prec.)

Conſiderations on the exportation of corn, wherein the principal argument in favour of the bounty are answered, and the inferences commonly drawn from the Eton Regiſter are diſpoſed, to wich are added ſome remarks on the experiency of ſelling corn by weight and not by meſure. London 1770. 12.

Arthur Young the expediency of a free exportation of Corn at this time. London 1771. 8. 2te Edit.

Anmerkungen über die dermalige Fruchtſperre. 1771. Fol. 2 Bogen.

D. Reimarus, die wichtige Frage von der freien Aus- und Einfuhr des Getreides, nach der Natur und Geſchichte unterſucht. Hamb. 1771. gr. 8. (vorzüglich.)

Schreiben eines Italiäners an ſeinen Freund in A. vom 11ten Sept. 1771. Augſpurg.

Die Kunſt, ohne Miswachs theure Zeiten zu machen, nebſt den bewährteſten Mitteln darwider. Frankf. 1771. 8.

Scharn-

Tuchmacher, der ſeine Waare anderswo mit Vortheil abſetzen kann, zwingen wollte, ſein Laken ja nicht außerhalb der Stadt zu verkaufen, damit es den Bürgern nicht etwa einmal an nöthiger Bedeckung des Leibes fehlen mögte.

Scharnweber, Beurtheilung der Frage, ob es gerathener ſey, einen geſetzlichen Kornpreis auf ein oder mehrere Jahre einzuführen? Götting. 1771. gr. 8.

Pro Memoria, die Kornſperre betreffend. Regenſp. 1771.

Gedanken bey dem Getreidemangel in Deutſchland von 1770 bis 1771, über deſſen Quellen und über die Mittel wieder denſelben auf künftige Zeiten; in J. F. Mayers Beyträgen zur Aufnahme der Land- und Hauswirthſchaft, 2te Fortſ. Frankf. 1771. 4.

Joach. Dieder. Lichtenſtein Zweifel und Bedenken bey der wichtigen Frage von der freien Aus- und Einfuhr des Getreides. Braunſchw. 1772. gr. 8.

J. A. Schlettwein Freyheit im Handel, u. ungeſtöhrte Ein- u. Ausfuhr des Getreides. Berl. 1772. 8.

b) Auf theure Zeiten beſonders gerichtete Vorſchläge.

Traité ſur la diſette, par le *P. Segni*. 1666.

H. A. E. zufällige Gedanken von der Möglichkeit und Nothwendigkeit der Wohlfeilheit. Chemnitz 1766. 8.

Wartenhorſt Getreide-Tabellen, für Becker, Kornhändler und Amtleute. Osnabrück 1767. 8.

Granhandelaars handboek, dienſtig voor Korn- en Zaadkopers, Makelaars, Commiſſionarien, Factoors, en alle die enige belang by de Koopzaad en Graanhandel hebben, door *F. Ringery*. Amſterd. 1768. 8.

Obſervations ſur la Mouture des bleds & ſur leur produit en pain d'après les experiences de l'hopital general de Paris. 1768. 12.

Man rechnet in Frankreich nun ſchon, daß ſeit 1764, da der Handel nur zum Theil frey gegeben worden, in den jährlichen Ernten ein Zuwachs von ſechszig Millionen Livres gewonnen, und daß ſeit der 1768 ertheilten völligen Freyheit viele 1000 Morgen Landes artbar gemacht worden.

Gleich=

The occaſion of the Dearneſs of proviſions by a Manufacturer. Lond. 8.

The cauſes of the Dearneſs of proviſions aſſigned. Glouceſter 1766. 8.

Inquiry into the cauſes of the high prices of proviſions. Lond. 1767. 8.

A Lettre to the Right honorable *Braß Crosby* concerning the preſent dearneſs of proviſions. Lond. 1771. 8.

Entdecktes Geheimniß der Müller, Becker und Melber. Anſp. 1769. Fol. S. auch J. C. Hirſch Sammlungen II. Theil.

Engels Anleitung, wie man bey theuren Zeiten wohlfeil und gut leben ſoll. Zürch 1771. 8. (Frankf.) (Dieſelbe iſt auch franzöſiſch gedruckt.)

D. *Ploucquet* Anweiſung, wie man ohne Früchte mit geringen Koſten ſich dennoch ernähren könne. Tübingen 1771. 4.

Methode pour recueiller les grains dans les années pluvieuſes & les empecher de germer, par *Mr. Ducarne de Blangy.* à Paris 1771.

D. Locher Verzeichniß einiger eßbaren Pflanzen, die dem Landmann zur Nahrung dienen. Zürich 1771. 8.

Die Haushaltungskunſt im Kriege und in der Theurung, nebſt einer Anzeige der Pflanzen, die ſtatt des Brodts dienen können. Stutg. 1771. 4.

Einleitung zur Haushaltungskunſt, beſonders bey der gegenwärtigen Theurung. Stutg. 1771. 4. (das vorige unter einem andern Titel.)

Die Haushaltungskunſt im Kriege. Stutg. 1771. 4. (In Geſtalt eines Wochenblatts.)

Vor=

Gleichwol da 1770 auch dorten der Preis des Getreides nur etwas zu ſteigen anfieng, wollten einige ſchon wieder der freien Ausfuhr die Schuld davon beymeſſen. Mr. Dupont und Du pré de St. Maux haben aber unter andern durch Berechnungen gewieſen, daß das Getreide vor erlaubter Ausfuhr in einer Reihe von hundert und dreyzehn Jahren fünf und ſechzig mal in höhern Preiſen geweſen ſey; und daß vielmehr die Noth dermalen, wenn das Verbot noch fortdauerte, weit größer ſeyn würde, nachdem in ganz Frankreich nach einander fünf ſchlechte Ernten geweſen wären; denn man berechnete den Miswachs von 1766 auf ein viertel; von 1767 auf ein drittel; von 1768 auf die Hälfte; von 1769 auf ein drittel; und von 1770 auf ein viertel, ſo daß die Nation in dieſen fünf Jahren einen Verluſt von einer ganzen und zwey drittel Ernten erlitten hätte. Ein Verluſt, der ſchon eine

Vorſchlag, der Theurung des Getreides in Zukunft einiger Maaßen abzuhelfen. Frankf. 1771. 8.

J. A. Schlettwein Mittel, das allgemeine Elend aufzuhalten, und die Schulden des Staats zu tilgen. Durl. 1772. 8.

An das mitleidige Publicum, zum Beſten der Nothleidenden in Sachſen, bey dem Eintritte des Jahrs 1772. Leipzig. 8.

Die Beherzigung der Zeit, eine Wochenſchrift von Dr. Krügelſtein. Ohrdruf 1772. 8.

Die mögliche zweymalige und zweymal reichere Korn- und Brodternte in einem Jahre, als das leichteſte Rettungsmittel wider alle Theurung, von einem patriotiſchen Landwirth in dreyen Sendſchreiben. Leipzig 1772. 8.

Des patrioiſchen Medicus patriotiſche Vorſchläge, wie den allgemeinen Klagen über die ſogenannten ſchlechten Zeiten entweder gänzlich abgeholfen, oder dieſe wenigſtens gemindert werden können. Hamburg 1772. gr. 8.

eine merkliche Steigerung der Preiſe veranlaſſen können, um ſo mehr, da zugleich die Weine, alle Arten von Obſt, und die Furage misrathen waren, alſo der Unterhalt für Menſchen und Vieh vom Kornboden genommen werden mußte, folglich die Conſumtion von Korn anſehnlich zunahm, zu einer Zeit, da das Korn ſelber fehlte *).

Ein Vorfall, der zu einer andern Zeit beynahe eine Hungersnoth erwecken müſſen, und der bey der freien

*) Eine ähnliche Anmerkung hat man auch in England gemacht; ſeit dem, daß im Jahr 1689 daſelbſt die Kornausfuhr frey gegeben, und ſogar Prämien darauf gezahlt worden, bis zu 1752, alſo in 63 Jahren iſt der mitlere Preis des Weizen 2 L. 2 S. 3 D. und in den leztern 43 Jahren vorher 2 L. 18. S. 2 D., alſo beynahe 16 Schilling höher geweſen. Da doch in den leztern 63 Jahren die Preiſe aller Dinge merklich geſtiegen ſind; vermuthlich auch öfterer Mangel an Korn geweſen ſeyn muß, indem man alle 10 Jahr ein abſchlägiges Jahr zu rechnen pflegt. So lange die Ausfuhr eingeſchränkt war, hatte man mehr Mangel, und in den 5 Jahren von 1746 bis 1750, ſollen allein 5,906,000 Quarters, das iſt ungefehr 8,859,000 unſerer Malter, allerley Korn, deſſen Werth man auf 8,210,000 Pfund Sterling berechnet, ausgeführt, auch in manchen Jahren 150 bis 200,000 Pfund an Gratificationen bezahlt ſeyn, v. *Elemens du Commerce* p. 67.

Ich habe daher ſchon im II. Theile S. 437. anzumerken gewagt, ob die 1764 in England eingeführte Einſchränkung zu einer Zeit, da Frankreich den Handel frey gab, nicht etwa gefährliche Folgen haben mögte; daß dadurch der Mangel vermindert worden, habe ich nicht gehört; wol aber, daß Staatskundige tadeln, daß der freie Kornhandel, den man ſeit achtzig Jahren als die Quelle des Ueberfluſſes betrachtet hat, nunmehr die Urſache des zufälliger Weiſe entſtandenen Mangels ſeyn ſoll.

freien Ausfuhr, ohnerachtet kein Vorrath war, dennoch die Preiſe nicht einmal zu der Höhe brachte, wie ſie vorhin faſt jährlich geweſen waren. Sollte ein ſo ſehr in die Augen leuchtender Beweis uns nicht überzeugen, „ daß am beſten ſey, ſich unter keinerley Vorwande in den Kornhandel zu miſchen, und ſollte wol ein einziger Gegenbeweis beygebracht werden können, welcher eine Art von Einſchränkung nothwendig macht?“ (S. §. 225.)

§. 245.

II. Rath. „Es wäre doch wol ein Glück, beſtändige Preiſe zu unterhalten, und dadurch zu verhüten, daß die Fruchtpreiſe nicht auf einmal außerordentlich ſteigen können.“

Es hat ſich jemand die Mühe gegeben, dieſen bekannten Vorſchlag in den Göttingiſchen Unterhaltungen von 1771 zu wiederholen.

Man richtet ſein Augenmerk vornemlich auf einzelne Fabrikanten. Man glaubt, daß dieſe bey wohlfeilern Jahren beſſer leben können, hingegen, wenn die Lebensmittel zu theuer werden, zu Grunde gehen müßten. Es kommt dabey auf drey Fragen an.

1) „Gereicht es zum Beſten und zur Aufnahme eines Fabrikanten oder Kaufmanns, wenn man ihn zwingt, ſeine Waare wohlfeiler wegzugeben?“ Dies wird wol niemand behaupten; vielmehr wird ein jeder eingeſtehen, daß der Vortheil eines Fabrikanten ſowol, als eines Kaufmanns um deſto größer ſey, je theurer ſie ihre Waare ausbringen können.

2) „Kann ein Fabrikant eher fertig werden bey wohlfeilen Preiſen?“ Auch dieſes zieht man noch

in

in Zweifel. Denn wenn alle Lebensmittel wohlfeil ſind, ſo iſt auch der Abſatz von allen Waaren geringer; alſo kann ſodann ein Fabrikant ſeine Waaren nicht abſetzen, ein Kaufmann muß hingegen ſeinen Laden wol gar zuſchlieſſen; Denn wenn alles wohlfeil iſt, kann Niemand etwas zu Gelde machen, es kommt alſo auch ſelten jemand zu dem Kaufmann in deſſen Laden, und indem er nichts abſetzt, kann er auch dem Fabrikanten keine neue Waare abnehmen, und beyde löſen nicht ſo viel Geld, um das benöthigte auch nur zu wohlfeilen Preiſen einkaufen zu können; (§. 216.) Iſt hingegen Korn und andere Lebensmittel in hohen Preiſen, ſo kommt mehr Geld in den Umlauf, und man wird die Fabrikanten weniger klagen hören. S. 281.

Einen deutlichen Beweis davon haben wir bey uns eben erlebt: Wir hatten vor 1770 einige wohlfeile Jahre. Man freuete ſich Anfangs über die glückliche Zeiten, welche man als die güldene Zeiten anſah, worin der Bauer glücklich und reich werden, auch ſich erholen, der Manufacturier aber in Aufnahme kommen, mithin das Land nun recht bebauet und bevölkert werden könnte.

Was geſchah aber? die wohlfeilen Preiſe wirkten einen Stillſtand in allen Zweigen des Gewerbes und der Handlung; der Bauer wußte aus den wenigen Producten nicht ſo viel zu löſen, um die monatlichen Gefälle zu bezahlen; der Pächter konnte mit denen ausgelobten Pachtterminen nicht Wort halten, und ward banquerot. Der Begüterte konnte nichts zu Gelde machen, und ſeine Gefälle blieben ihm zurück. Der Beamte klagte, daß er keine Mittel ſehe, die herrſchaftlichen Gefälle fernerweit beyzutreiben.

Da Niemand etwas einnahm, und ein jeder von dem erſten bis zum geringſten ſich einſchränkte, ſo mußten die Taglöhner mit ihren Frauen und Kindern betteln. Die Handwerksleute mußten die Geſellen abſchaffen, und baten um Gottes willen, daß man ihnen Verdienſt geben mögte; Viele ſonſt in guten Umſtänden geweſene Kaufleute wußten ſich nicht mehr zu helfen; die Fabrikanten mußten davon laufen, weil ihnen der Abſatz fehlte; Die Klagen über wohlfeile Zeiten wurden allgemein, ſo daß man, wie ſchon mehrmalen angemerkt worden, dieſe allgemeine Noth mehr als den erſten Urſprung des 1770 gefolgten Mangels anſehen kann, als die freilich nicht ſehr ergiebige Ernte dieſes Jahrs. Mir fiel, wenn man vorher über die wohlfeile Zeiten frolockte ein, was der Herr Policeydirector Philippi von einem holländiſchen Staatskundigen erzählet, der durch das Altenburgiſche gefahren iſt, und ſich dorten nach den Kornpreiſen erkundiget; alſo, als er hört, wie geringe ſie wären, ausgerufen haben ſoll: Gott bewahre mein Vaterland für das Unglück, einen ſo niedrigen Kornpreis zu erleben.

Der Satz iſt auch ganz unrichtig, daß eine Fabrike da eben am beſten fortkomme, wo alles am wohlfeilſten iſt: Sonſt würde man am leichteſten in einem finſtern abgelegenen Städtgen Fabriken errichten können. Sie werden eher an einem Orte empor kommen, wo viel Verkehr iſt, wo viele Handwerker ſind, wo ſie alles, was ihnen nöthig thut, bequemer haben können, wenn ſie es gleich theurer bezahlen müſſen.

Nirgends ſind mehr Handwerker als in der Stadt London: An keinem Orte ſind wol die Fabriken mehr

in Flor als in Lyon in Frankreich, und es ſoll wegen der ſtarken Conſumtion dort ungleich theurer ſind, als in den benachbarten kleinern Orten.

Geſetzt aber, es litten einige Fabrikanten; ſo tritt die **dritte Frage** ein: „Soll man nicht, wenn „mehrere Fabriken in Betracht kommen, derjenigen „Fabrik den Vorzug geben, welche die mehrſten Hän„de beſchäfftigt, und in den blühendſten Umſtänden „iſt?“

Dieſe Frage zu bejahen wird hoffentlich Niemand Bedenken nehmen. Welches iſt aber nun die Hauptfabrik bey uns? Iſt es nicht der Ackerbau? Ernährt und beſchäfftigt nicht der Ackerbau die mehrſten Hände?

Die Anzahl derer bey dem Ackerbau ſich beſchäfftigenden Arbeiter, wenn wir die Handwerker und Bedienten mit dazu rechnen, welche ſich mit davon beſchäfftigen und erhalten, wird ſich bey uns wenigſtens gegen die Anzahl derer übrigen eigentlichen Fabrikanten verhalten, wie fünf tauſend gegen eins. Geſetzt, das Verhältnis wäre auch nur von fünf hundert gegen eins; Iſt es denn wol den Regeln einer geſunden Politik gemäß, daß man den Nebenvortheil von einem Einzelnen befordere, und das weſentliche Beſte von fünf hunderten hintenanſetze? daß man, damit ein einzelner auf eine kurze Zeit weniger Noth leide, die übrigen fünf hundert in Verlegenheit ſetze, Noth leiden laſſe, und ihnen den Gewinnſt entziehe, womit ſie jenen hernach mehrere Jahre lang unterhalten könnten?

Wenn man einen Staat in Aufnahme bringen will, ſo wird es nicht durch eine größere Anzahl ſolcher Perſonen geſchehen, welche von deſſen Allmoſen leben, oder denen zu Gefallen alle übrige Einwohner des Landes ſich einſchränken müſſen.

Man

Man pflegt ſich auf die allgemeine Staatsregel zu berufen, „ daß das allgemeine Beſte das Opfer von „ einem Theile der Freyheit eines jeden Bürgers er„ fordert.“ Dies iſt eben der Grundſatz von allen Policey-Anſtalten, daß ſich einige in gewiſſen Stükken einſchränken müſſen, damit alle mehr Gemächlichkeiten genießen.

Die Einſchränkungen müſſen aber nicht alle Mitglieder betreffen, damit einige einzelne Perſonen dem Ganzen zur Laſt mehrere Gemächlichkeiten genießen, oder vielleicht nur kümmerlich ihr Brodt haben.

Ein anders iſt es mit einem Orte oder Lande, allwo viele Einwohner ſind, die ſonſt gar keine Beſchäfftigungen haben, als mit künſtlichen Manufacturen; und ein anders bey uns, da die mehrſten Hände bey dem Ackerbau ihre Beſchäfftigung und ihr gutes Auskommen finden, und da das Ganze eher leidet, wenn mehrere Hände von der Hauptbeſchäfftigung ab- und auf weniger vortheilhafte Arbeiten geleitet werden.

Und was ſoll denn endlich der Nutzen von geringern Kornpreiſen ſeyn? Ich weiß keinen andern, als daß Vornehme und Reiche, welche keinen Ackerbau haben, ſondern das Korn, was ſie eſſen, von dem armen Ackersmann kaufen müſſen, dieſes zum Bedruck des Manufacturiers wohlfeiler einkaufen können, und daß alſo weniger Geld in den Umlauf kommt. S. oben S. 554.

Denn, daß das Land überhaupt gewinnen würde, wenn die Kornpreiſe wieder in ein ſo geringes Verhältnis kämen, wie ſie zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts geweſen, da ein Himten kaum einen Mariengroſchen gegolten; wird wol Niemand behaupten, noch zeigen können, daß die Zeiten jetzo ſchlechter und

nahrloſer ſind, als vor zwanzig Jahren, da man den Himten im Durchſchnitt auf zwanzig Groſchen rechnete, der jetzt ſchon über einen Gulden im Durchſchnitt angeſchlagen werden kann. Man wird, wenigſtens unſern ſtarken Ackerbau treibenden Gegenden noch kein Unglück prophezeyen, wenn der Himten auch in zwanzig Jahren vor beſtändig im Durchſchnitt auf zwey Gulden ſteigen wird, denn ſo richten ſich alle übrige Preiſe darnach, der gemeine Mann würde doppelt Tagelohn verdienen, ſeine Manufacturwaaren ſo viel höher bezahlt bekommen, und ſeine Gefälle mit weniger Bedruck abtragen können.

Der eben ſchon angeführte Philippi macht eine Anmerkung; man ſolle einen Fremden mit zugebundenen Augen durch alle Städte eines Kornbau habenden Landes führen, und ohne ihm den Namen von einer Stadt zu ſagen, blos an jedem Ort ſich nach dem daſelbſt herrſchenden Kornpreis erkundigen, ſo würde diejenige Stadt, welche die höchſten Preiſe hätte, entweder den größten Handel treiben, oder die Reſidenz ſeyn, oder ſonſt am meiſten blühen. Ich laſſe dahin geſtellet ſeyn, ob dieſe Regel ohne Ausnahme eintreffen werde; denn der am mehrſten blühende und die mehrſte Handlung habende Ort hat gemeiniglich die mehrſte Zufuhr, und dieſe veranlaßt, daß man daſelbſt wohlfeiler als an andern entlegenen geringern Orten einkaufen kann.

Da man nicht einmal dem Golde gegen Silber einen beſtändigen Preis ſetzen kann, ſo ſehe ich noch weniger die Möglichkeit ein, wie man dem Korn einen beſtimmten Preis erhalten kann? Denn Korn iſt und bleibt eine Waare; es wird denn mehr, denn weniger geſucht, und darnach muß der Preis verän-

dert

dert werden. Wollen wir auch bey uns zum Bedruck der Fabrikanten ſie mit Gewalt zu Annehmung eines Preiſes zwingen, ſo werden ſich die Nachbaren nie daran kehren, und deren Preiſe haben auf die unſrigen einen Einfluß.

Ich vermag derowegen nicht den Nutzen abzuſehen, den man ſich abſeiten der Geſellſchaft des Landbaues in Caſſel von der durch ſie im Jahr 1766 aufgegebenen Frage verſprochen hat; „ Wie iſt es einzurichten, „ daß ein beſtändiger Preis der Früchte nach einem „ vorausgeſetzten willkürlichen Maaße gerechnet, in „ einem Lande ſo erhalten werden könne, daß der Akkermann für ſeine Mühe, Koſten, und Gefahr „ das Seinige nicht zuſetzen müſſe, ſondern zum „ Fleiß aufgemuntert werde, det Bürger, Fabrikant „ und andere Käufer aber beſtehen können, und wie „ iſt einzurichten, daß ein ſolches Land ſich an die „ hohen Preiſe ſeiner Nachbaren ſo wenig, als zu „ einer andern Zeit an die allzugeringen Fruchtpreiſe „ zu kehren habe, mithin beſtändig einerley Preis „ erhalte?“ Ich zweifle, ob jemand wird darauf antworten können.

§. 246.

III. Rath. „ Die Policey ſteuret doch in „ andern Stücken allen Vorkäufern und Wucherern; warum ſollte man nicht bey dem Kornhandel Ziel und Maaß ſetzen, und diejenigen, „ welche Vorrath haben, zwingen können, ſolchen, wenn wir es nöthig finden, wegzugeben.“

Wer ſoll hier die Frage der Noth beſtimmen; der Käufer, der Verkäufer, oder ein dritter, und was will man vor eine Grundregel dazu annehmen?

Ich habe oben gezeiget, (§. 228.) daß in einem Staate Magazine zu unterhalten nothwendig ſey: Wird nun wol der Landesherr ſeinen ganzen Vorrath aus den Magazinen, ſo bald ſich nur die erſten Käufer melden, ausſtreuen und verſpillen? Wird er nicht mit Angreifung der Magazine auf das äußerſte warten, und wenn er auch etwas abmeſſen laſſen muß, noch einen guten Theil zurück behalten, vornemlich, wenn er voraus ſieht, daß die Noth noch größer werden, und erſt nach einigen Monaten am ſtärkſten ſeyn wird? Wird man wol zugeſtehen, daß das Publicum das Recht habe, die rechte Zeit zur Ausſpendung zu beſtimmen?

Je mehr Magazine wir im Lande haben, je beſſer iſt es auf den Fall der Noth; Ein jeder, der Korn aufſchüttet, unterhält ein Magazin; Je mehrere deren ſind, je weniger gefährlich ſind ſie, indem ſie ſich unter einander die Waage halten; Hat nur einer oder der andere einen Vorrath, ſo können einzelne eher nach Willkühr die Preiſe ſetzen. Läßt doch der Landesherr ſelber, wenn er Noth befürchtet, oft Vorräthe aufkaufen, warum ſollte dieſes einzelnen Particuliers nicht erlaubt ſeyn? Der Kornhandel iſt nicht ſo vortheilhaft, wie wir uns vorſtellen, ſonſt würden ſich mehrere darauf legen, und wir würden mehrere ſteinreiche Kornhändler antreffen. Man kann, wenn man glücklich iſt, anſehnlich dabey gewinnen; aber die Gefahr, auch dabey zu verlieren, iſt beynahe wie zwey gegen eins.

Sollten wir alſo nicht mehr Urſache haben, nach einer geſunden Politik gegen diejenigen, welche ihr Geld im Kornhandel wagen, eine Verbindlichkeit zu äußern, und ſie eher aufzumuntern und zu belohnen.

Es geht aber in mehrern Fällen ſo, daß wir unſere Wohlthäter als Feinde anſehen. Wir wollen eigentlich nicht den Wucherern, ſondern der Vorſicht ſelber Schranken ſetzen. Alles zu beſorgende Uebel entſteht nur alsdenn, wenn wir einzelne und zu wenige Kornhändler haben, und dieſe durch unſere Einſchränkungen in den Stand ſetzen, daß ſie übertriebenen Gewinnſt ſuchen können. Haben wir mehrere Kornhändler, und ſie werden nicht eingeſchränkt, ſo wird ihre Anzahl ſich noch mehr vermehren, und bey ihrem getheilten und verſchiedenen Intereſſe wird der Handelsneid, die Liebe zum Gewinnſt, die Furcht zu verlieren, allen ihren Unternehmungen gewiſſe Schranken ſetzen, wie wir an allen Handlungsörtern ſehen.

§. 247.

IV. **Rath.** „Wie, wenn es die Wucherer „aber zu arg machen, wenn die Noth am größ„ten iſt, ſo fährt der Pöbel ſelber oft zu, bricht „ihre Boden auf, und macht den Vorrath preis; „Wenn ein ſolches Exempel geſchieht, ſo werden „die übrigen furchtſam?“

Freilich machen alle Gewaltthätigkeiten diejenigen, welche mit Korn handeln, furchtſam; aber eben um deswillen werden ſie keinen Ankauf wagen, und dadurch entſteht der Mangel.

Der Pöbel in London wirſt oft denenjenigen, die es mit ihm am beſten meinen, die Fenſter ein, oder ſtürmt gar die Häuſer, wenn ihm übel gerathen und falſche Begriffe beygebracht werden. Sollen wir aber darauf nachzufolgen rathen? Ein ungenannter in der **Kunſt ohne Miswachs theure Zeiten zu machen,** thut dieſen Vorſchlag, vermuthlich aber

im Scherz, oder, ohne daß er die Folgen überlegt hat: er würde, wenn er des Philippi vertheidigten Kornjuden vorher geleſen, und der Sache weiter nachgedacht hätte, ihn bey ſich behalten haben. Man hat in Böhmen Verſuche damit gemacht, welche aber nach denen oben ſchon angeführten Erfahrungen (§. 223.) die Noth natürlicher Weiſe vermehren müſſen. Es iſt alſo zu wünſchen, daß bey jedem Mangel nicht einmal eine Vermuthung erweckt wird, daß man abſeiten der Landesregierung dergleichen Gewaltthätigkeit zu befürchten habe, denn ſonſt waget Niemand, Korn aufzuheben, und es iſt bey jedem Mangel deſto eher eine Hungersnoth zu befürchten.

In den Städten kann nicht der zwanzigſte Bürger ſeine Conſumtion auf ein ganzes Jahr aufkaufen; Wenn alſo diejenigen, welche das Vermögen haben, zum Beſten ihrer Nachbaren, und um ſolche nach und nach damit zu verſehen, nicht einmal einen Vorrath zu ſammlen wagen dürfen, aus Furcht, daß der Magiſtrat ihnen den Vorrath wegnehmen, oder daß der Pöbel ihre Häuſer beſtürmen werde, ſo iſt eine Stadt alle Augenblick einer Hungersnoth ausgeſetzt.

In wohleingerichteten Republiken darf eigentlich der Fabrikant ſeine Waaren nicht ausmeſſen, ſondern er überläßt ſie an Kaufleute zu weiterer Austheilung; Bey dem Kornhandel will man, daß der Fabrikant ſelber ſeine Waare austheilen ſoll, und man will einen Kaufmann, der ſie von ihm an und in Verwahr nimmt, als ſtrafbar betrachten. Der Fabrikant kann aber oft des Geldes nicht länger entbehren, ſo wird die Waare verſpillt, und am Ende leiden Fabrikant, Kaufmann, und Käufer.

Ich

Ich läugne nicht, daß einige Aufkäufer zu ſtarken Wucher treiben; Viele andere Kaufleute überſetzen auch die Käufer, deswegen darf man nicht gleich allen Handel unterſagen, noch einen jeden Kaufmann einer übertriebenen Gewinnſucht beſchuldigen.

§. 248.

V. Rath. „Es wäre doch wol gut, wenn „man nach der Ernte, wie viel ein jeder einge„ſcheuret habe, wer davon etwas, und wie viel „er den Nachbaren überlaſſen könne, und wie viel „die übrigen annoch nöthig haben, nachſchla„gen könnte, um das fehlende gleich Anfangs, „ehe die Preiſe zu hoch ſteigen, herbeyzuſchaffen?“

Jeder vorſichtiger Hauswirth wird einen ſolchen Ueberſchlag zu ſeiner Nachricht machen; im Ganzen aber iſt eine ſolche Berechnung nie mit Zuverläßigkeit zu machen; Denn, liegt noch vieles Korn im Stroh, ſo hat man gar keinen Fuß. Iſt gleich ſchon vieles ausgedroſchen, ſo werden gute Wirthe ihre Scheuren dennoch größten Theils voll haben, und ihren Reichthum eben aus Furcht vor Gewalt nicht gern kund geben. Ein jeder wird auch von ſeiner Conſumtion einen höhern Anſchlag machen, und mit in Berechnung bringen, was er wenigſtens bis nächſten Martini oder Weihnachten braucht, um nicht gleich, heißt es, auf das friſche Korn fallen zu dürfen; er wird auch ein anſehnliches auf ſein Vieh rechnen, weil Niemand genau beſtimmen kann, wie viel ſolches erfordern werde. (§. 236.) Diejenigen aber, denen fehlet, werden ihre Bedürfniſſe höher anſchlagen, als ſie Urſache haben, entweder weil ſie ſich fürchten, und vorſichtig ſeyn wollen, oder weil ſie glauben, daß ſie

doch nicht alles bekommen werden, oder weil ſie gar damit zu wuchern gedenken.

Kurz, dergleichen Berechnungen ſind nicht allein allemal ohne Verlaß, ſondern geben auch eben die erſte Veranlaſſung zu einem vermeintlichen Mangel; indem ſie eine allgemeine Furcht erwecken. Man wird ſelten auch in guten Jahren einen ſolchen Ueberſchlag machen, ohne daß ſich bey dem Abſchluſſe ein beträchtlicher Mangel zeiget. Wird nun dieſer bekannt, ſo hält ein jeder der übrig hat, mit dem Verkauf an, und andere, denen etwas fehlt, ſtellen ſich, als wollten ſie mit Gewalt einkaufen; ein jeder will vorſichtiger ſeyn als die übrigen, und ſo ſteigen die Preiſe, und man hört die Klagen.

Wenn einen ſolchen Ueberſchlag zu machen möglich iſt, ſo muß es in einem kleinen Kornreichen Lande, oder in einem Amte geſchehen, welches man leicht überſehen kann, wo die mehrſten Einwohner Ueberfluß haben, den wenigſten aber etwas fehlt, wie man denn erzählt, daß An. 1770 ein gewiſſer Herr wirklich dieſen Verſuch gemacht habe. Sollte ſein kleines Land, welches einen vorzüglich ſtarken Ackerbau, und die blühendſte Korn-Manufactur hat, dadurch gewonnen haben? Ich glaube es nicht! Alle in der größten Zahl vorhandene Fabrikanten ſind dadurch verkürzt, und mismüthig gemacht worden, mehrere tauſend Thaler, und vielleicht Tonnen Goldes, welche ſonſt dieſe Provinz jährlich von den Nachbaren an ſich zieht, ſind dasmal zurück gehalten worden, damit einige einzelne wohlfeiler einkaufen, und das benöthigte im Schlaf vor der Thür finden könnten. Dadurch iſt eine Schläfrigkeit gewirkt, und da jetzt im Lande nur ohngefehr ſo viel Gulden rulliren, als ſonſt Ducaten

caten eingenommen ſeyn würden; da ſonſt viele durch den Handel anſehnliche Geldſummen in das Land herein ziehen, und damit das Publicum auch in der Folge bereichern können: So ſind jetzt alle Einwohner ärmer geworden, und ein jeder klagt.

Würden auch andere Provinzen darauf nachfolgen wollen, wo der Kornbau geringer iſt, ſo würde der Schade weit erheblicher ſeyn.

Es gemahnet mich damit, als wie mit einem vorſichtigen Vormunde, der für das Beſte ſeiner Pupillen zu genau wacht, und ihnen jeden Schritt den ſie thun, und jeden Thaler, den ſie ausgeben ſollen, vorſchreibt, und wenn ſie darwider handeln, unbarmzig ſtraft, aber dadurch die Pupillen träge, widerſpenſtig, unordentlich, verſchwenderiſch, und wol gar liederlich macht.

Oder wenn die um einer großen Stadt, z. E. um Hannover wohnende Beamte, wenn ſie hören, daß in der Stadt das Korn ſehr im Preiſe ſteige, und ſtark geſucht werde, ſich fürchten wollen, ihre Unterthanen würden zu viel Korn zur Stadt fahren, und am Ende darben, die Tagelöhner aber ſodann verhungern; Und ſie wollen den von jedem einzelnen Hauswirth einen Vormund abgeben, und demſelben vorſchreiben, wie viel er vorläufig zurück legen ſoll, und wie viel er ſeinen Nachbaren erſt geben, und was er endlich zur Stadt fahren dürfe.

Ich muß hier an dasjenige erinnern, was oben aus dem **Herbert** angeführt worden. (§. 218.)

§. 249.

VI. Rath. „Daß alle gute Anſtalten keinen beſſern Erfolg haben, komme blos von „dem Mangel gehöriger Aufſicht, und eines

„ rechten Ernſtes her. Man müſſe nur mit ge-
„ höriger Strenge über die guten Verfügungen
„ halten.“

Sollte nicht aus demjenigen, was ich bisher erwieſen habe, eben das Gegentheil folgen, nemlich daß jede Einſchränkung nur um ſo weniger ſchädlich ſey, je weniger darüber gehalten werde?

Reimarus macht S. 50. die Anmerkung, „ daß
„ es traurig ſey, wenn ſtets neue Verordnungen nö-
„ thig wären, um dem Schaden, den die vorigen
„ angerichtet, zu ſteuren, und die doch wol nichts
„ weiter wirkten, als neuen Schaden zu ſtiften und
„ in neue Verlegenheit zu ſetzen.“ S. Hausv. II. Th. S. 434.

Wir haben auch die Erfahrung, daß in einigen deutſchen Provinzen die Ausfuhr bey köpfen und hängen verboten, und durch beſtändig umher gehende Patroullen auf das ſtrengſte gewacht worden. Aber haben ſie befördert, daß dadurch Korn ins Land gekommen iſt? Nichts weniger als das; Sie ſchreien und klagen immer mehr, und würden vielleicht einen hinlänglichen Vorrath haben, wenn ſie alle Einſchränkungen gar unterlaſſen hätten.

Ich will das Urtheil hinzufügen, welches in einer franzöſiſchen Zeitung bey Anführung ſolcher Anſtalten gefällt wurde. On ſent bien, qu'il n'y a, que le danger extrême, qui puiſſe inſpirer de ſi ſeveres précautions. — — Il y a long tems, que l'Allemagne n'a recueilli une moiſon ſi abondante, & qu'elle n'a éprouvée une diſette ſi affreuſe. Un de nos habitans, qui poſſede des terres à une lieue d'ici ſur un autre territoire eſt obligé, d'y laiſſer ſa recolte & reduit à mourir de faim, s'il n'a d'autres ſecours. — —

La

La recolte eſt par tout très abondante & nous ſommes à la veille de manquer du pain. L'exportation eſt defenduë tout au tour de nous ſous peine de corde, & perſonne ne s'expoſera à être pendu pour nous ſecourir. Les prohibitions ſe multiplient tous les jours; on eſt même venû jusqu'à préſcrire le moment de la moiſſon.

Toutes les précautions ne ſervent, *qu'à augmenter la defiance, & à faire rencherir les grains.* Ils ſont par tout à un prix exceſſiv, *excepté dans les lieux, ou l'exportation eſt libre.* De maniere, que par le tarif des prix des differens Etats on peut deviner & affermir avec certitude ſur l'aſpect ſeul de l'abondance & du bon marché, que l'exportation eſt libre dans les pays, on l'on jouit de cet avantage. Toute l'Allemagne, toute l'Europe ſe font une guerre cruelle, en ſe coupant les vivres de toutes parts.

§. 250.

VII. **Rath.** „Wenn es gleich viele Wahr„ſcheinlichkeit hat, daß man den Kornhandel „mit Nachbaren nicht gut aufrufen könne; (§. „233.) Wenn gleich billig ſey, unſerm Noth„leidenden Nachbaren beyzuſtehen, ſo dürfe man „doch unmöglich erlauben, ihnen den Aufkauf „zu geſtatten: Sie würden ſonſt gleich mehr, „als ſie ſelber nöthig hätten, aufkaufen, und „ſolches weiter verfahren.“

Iſt es denn ſo gar leicht, nur aufzukaufen, ſo viel als man will? Giebt ein jeder ſeinen Vorrath unüberlegt weg? Die Klagen, daß Niemand verkaufen wolle, und die Vorſchläge, ſie dazu mit Gewalt zu zwingen, zeigen das Gegentheil. Sollte nicht das Verbot

bot des Aufkaufs gefährlicher ſeyn als der Aufkauf? Wenn es ſogar leicht wäre, den Vorrath wegzukaufen, ſo würde man öfter hören, daß die um einer großen, Mangel leidenden, Stadt belegene Einwohner von dem platten Lande ſich durch die in der Stadt geweſene theure Preiſe verleiten laſſen, mehr Korn zur Stadt zu bringen, als ſie miſſen können.

Im übrigen wollte ich wünſchen, daß unſer Land eine ſolche Niederlage von Korn werden könnte, wie z. E. Hamburg und die übrigen Handelsſtädte, wohin die Korn benöthigte Länder nur nach Gefallen Commiſſiones ertheilen könnten; wir könnten den Abgang durch neue Zufuhr beynahe ſo leicht, wo nicht gar leichter, als die Handelsſtädte erſetzen, und den Vortheil, den ſie bey Tonnen Goldes ziehen, mit ihnen theilen, wenn wir uns mit ihnen aſſociirten, und nicht ſo genau blos auf die gegenwärtige Privat-Convenienz einiger einzelner ſehen.

Indem man das Verfahren einzelner ſogenannter Wucherer tadelt, und nicht will, daß ſolche ihr Intereſſe der Noth der Nachbaren vorziehen ſollen, ſo begreiſe ich nicht, wie man rechtfertigen könne, wenn ganze Länder gegen ihre Nachbaren noch feindſeliger handeln.

§. 251.

VIII. **Rath.** „Wenn Brodtkorn rar iſt, „ſo ſpart man viel, wenn die Brodt-Portions „kleiner gebacken und ausgegeben werden.“

Dieſer aus der **Haushaltungskunſt im Kriege** nebſt dem folgenden genommenen Rath, ſcheint im Anfange anſtößig zu ſeyn; wenn man nemlich einem jeden, dem man eine gewiſſe Pfundezahl Brodt zu geben ſchuldig iſt, etwas davon abzwacken will; Es

iſt aber einer der ſolideſten Vorſchläge: Es geſchieht oft im Kriege, wenn das Brodt rar iſt, daß man dem Soldaten nur die Hälfte derer gewöhnlichen Portiones ausgiebt, und die andere Hälfte mit Gelde bezahlt.

Die Verkleinerung derer Brodt-Portiones kommt uns in den Städten ſehr zu ſtatten, und beträgt ſchon ein beträchtliches, da bey zunehmenden Preiſen ein Pfund Brodt nicht ſo viel theurer bezahlt, ſondern jedes Brodt um einige Lothe leichter gebacken wird; Die mehrſten Hauswirthe aber kaufen nicht das Brodt nach dem Gewichte, ſondern ſind gewohnt, in ihren Haushaltungen täglich eine gewiſſe Stückzahl zu nehmen.

Da unſere Natur von Jugend auf an Brodt gewohnt wird, ſo können wird es nicht gut ganz miſſen, und man pflegt im Kriege zu ſagen; „eine Armee könne eher ohne Fleiſch, als ohne Brodt leben.“ Wir werden uns aber eben ſo gut befinden, wenn wir eine Zeitlang nur die Hälfte des gewöhnlichen Brodts zu uns nehmen, und den Abgang durch andere Speiſen erſetzen. Ich habe dieſe Vorſicht ſchon oben empfohlen. (§. 226. 233. 236.)

§. 252.

IX. Rath. „Man ſoll kein friſch Brodt „austheilen.“

Auch dieſe Regel iſt nicht zu verachten. Denn ein jeder wird finden, daß er von friſchen, annoch ſaftigen, Brodt ungleich mehr ißt, als wenn es trocken iſt, und nicht mehr gut hintergebracht werden kann. Da die Einbildung einen groſſen Einfluß auf uns hat, ſo iſt mancher Menſch zufrieden, wenn er nur Brodt

ſieht,

ſieht, wenn er gleich wenig davon eſſen kann. Wenn Vornehmere Brodt finden, das ihnen nicht recht ſchmeckt, ſo nehmen ſie nur kleine Bisgen zu jedem Stücke Fleiſch, und manches Frauenzimmer legt es wol ganz zurück: Wollte man ihnen aber gar kein Brodt vorlegen, ſo würde man ein allgemeines Klagen hören.

Es wäre alſo zu überlegen, ob bey einem wahren Kornmangel nicht ein weſentlicher Vortheil geſchafft werden könnte, wenn die Obrigkeit hart gebackenen Schiffs-Zwieback austheilen lieſſe, denn Niemand trocken aus der Hand eſſen könnte, wie der gemeine Mann gewohnt iſt. Indem er den Schiffs-Zwieback erſt in Fleiſchbrühe, Bier, oder auch nur in Waſſer einweichen und kochen laſſen müßte, ſo gewöhnte er ſich mehr an warme Suppen, er könnte mit dem dritten Theil an Brodt zukommen, und wenn er auch Fleiſchbrühe äſſe, ſo koſten ihm ſolche nicht halb ſo viel, als wenn er ſich, wie gewöhnlich, blos in Brodt ſatt eſſen will. Ein Schiff voll Ziebacк würde auch weiter reichen, als vier Schiffe voll Korn, mithin könnte einer Hunger leidenden Gegend, wenn die Fuhren fehlen, eher geholfen werden.

§. 253.

X. Rath. „Wenn das Brodtkorn rar iſt, „muß man den Unterthanen kein Korn zumeſſen, ſondern Brodt backen laſſen und austheilen.“

Auch dieſes iſt eine gar nützliche, einem jeden zu empfehlende, und von verſchiedenen freigebigen Gutthätern mit gutem Erfolge verſuchte, Vorſicht. Zumalen, da der Kornmangel gemeiniglich mit einem

Geld-

Geldmangel verknüpft iſt, ſo daß es vielen geringen Wirthen ſchwer fällt, auf einmal anderthalb Thaler für einen Himten Rocken zuſammen zu bringen, ſie verdienen ſich aber wol ſo viel Tagelohn, um täglich das benöthigte Brodt kaufen zu können.

In großen Landhaushaltungen, wo ohnehin die benöthigten Geräthſchaften vorhanden ſind, und wöchentlich gebacken wird, wird es nicht viel Nebenunkoſten machen, wenn man Brodt zum Austheilen backen läßt; Man kann ungleich mehr am Gewicht geben als der Becker, und dennoch ſein Korn theuer genug ausbringen, auch einen Theil zum Verſchenken für Arme übrig behalten. Dadurch theilt man Allmoſen aus, leiſtet dem geringen Mann einen weſentlichen Beyſtand, und verliert nichts.

Im Jahre 1770 beklagten ſich einige Müller, daß ganze Dörfer wenig zur Mühle brächten, weil ſie vortheilhafter fanden, daß ſie alle Woche, wenn ſie ein Fuder Holz zur Stadt fuhren, ſo viel gebacken Brodt von dem Becker zurück brachten, als ſie auf eine Woche nöthig hatten. Ich kenne andere Müller und Becker, die eben durch einen ſolchen Brodthandel reich geworden ſind.

§. 254.

XI. **Rath** „Man ſolle bey einem Brodt„mangel lieber aus dem Mehl mit Eyer und „Milch Nudeln kochen laſſen.“

Man ſagt nemlich, bey dem Backen gehe mehr von dem Mehl verlohren, denn ein Theil der Rinde werde zu Kohlen gebrannt: Man reiche alſo mit dem Mehl weiter, wenn man es blos als Nudeln kochen laſſe *).

Dieſer

*) Die in den Leipziger Intelligenzblättern von 1771 Nr. 53

Dieſer Vorſchlag gilt aber mehr auf die Provinzen im Reiche, wo man gewohnt iſt, Nudeln zu eſſen: Bey uns kennt der gemeine Mann keine Nudeln, ſondern nur Klümpe, oder ein im Kalenbergiſchen gewöhnliches ſogenanntes Muß, nemlich einen dünnen Brey von im Waſſer gerührtem Gerſtenmehl mit etwas Milch. Daß man ſich damit freilich eben ſo gut als mit Brodt hinhalten kann, ſehe ich täglich an den Bedienten von meinem Gute, welche wöchentlich ihr gewogenes Brodt erhalten, ſolches aber, abſonderlich bey einer theuren Zeit, zurück legen, damit ihre arme Anverwandte ernähren, und dagegen von dem Muße als ihrer gewöhnlichen Koſt leben, ohne

53 und 56, und daraus im Hannoverſchen Magazin von 1772 im 7ten Stück empfohlne wohlfeile und nahrhafte Suppe iſt nichts anders, als eine Art dieſer in Schwaben gewöhnlichen Nudeln; das vorzügliche dabey iſt nur, daß ſie ſich aus Frankreich oder gar aus der Türkey herſchreibt, und einen prächtigen Titel führt, nemlich La Soupe dauphinoiſe, denn ſonſt finde ich nichts beſonders daran, daß man von einem Pfunde Mehl und einem viertel Pfunde Butter ſchon eine nahrhafte Suppe kochen kann; Wenn ſich aber davon in Frankreich 6 Perſonen zweymal im Tage ſatt eſſen ſollen, alſo auf jede Perſon nur 5⅓ Loth oder eigentlich auf jede Mahlzeit 2⅔ Loth Mehl gerechnet werden, ſo würden mich meine, mit einem guten weſtphäliſchen Magen verſehene, Knechte ſehr auslachen, wenn ihnen anmuthen ſeyn wollte, daß ſie ſich ſo geringe abſpeiſen laſſen ſollten. Ich getraue mich, mehrere darunter zu ſtellen, welche die Suppe von einem Pfunde Mehl in einem Tage verzehren ſollen; wenigſtens wird ſie nicht weiter als für zwo Perſonen reichen, nemlich auf jede Mahlzeit ¼ Pfund Mehl, wobey ſie ſich doch noch nach Brodt und anderer Koſt umſehen werden.

Nach

ohne über Mangel und Hunger zu klagen, weil ſie ſich das Brodt ſelber abziehen: Wollte ich ihnen aber das Brodt zur Hälfte abkürzen, weil ſie es doch weggeben, ſo würden ſie über Elend, Hunger und Gewalt klagen, wenn ich ihnen auch das abgezogene doppelt ſo theuer mit Gelde bezahlen wollte, als ſie es ſonſt verkaufen.

Wir haben im Fürſtenthum Zelle im Wendlande Dörfer, wo der Bauer jedesmal eine Woche im Herrndienſte bleibt; er füllet alſo dem Knecht, wenn dieſer des Montags ausgeht, den Renzel voll von dick gekochter Buchweizengrütze, wovon dieſer ſechs Tage ganz vergnügt lebet, ohne an einen Mangel zu gedenken.

Alles kommt auf den oben empfohlnen Satz zurück, (§. 237, 238.) daß man dem gemeinen Mann bey aller Gelegenheit die Vorſtellung benehmen muß, daß er nicht leben könne, wenn er nicht täglich ſeine ge=

Uu wöhn=

Nach einem im I. Th. des Hausvaters S. 489 gemachten Ueberſchlag rechnet man die Koſt für einen weſtphäliſchen Knecht jährlich auf 28½ Rthl., bringt auf einen ganzen Tag, Mittag und Abends 22½ ₰, alſo für jede Mahlzeit 11¼ ₰; Brodt, Speck und alles mit eingerechnet.

Ein ℔ Mehl rechne ich zu	—	12 ₰
Ein ¼ ℔ Butter zu	—	12 ₰
Salz —	—	1 ₰
alſo die Suppe überhaupt zu 3 mgr.		1 ₰

Wenn ſich davon zwo Perſonen ſatt eſſen, ſo koſtet jede Portion Suppe ohne Brodt 12½ ₰. Bey uns fehlt dem gemeinen Mann auch die zu dieſer Suppe erforderliche Butter, er fährt alſo beſſer bey dem oben §. 214 erwehnten Muße.

wöhnliche Portion von ordentlich gebackenem Rockenbrodt habe.

§. 255.

XII. Rath. „Man ſoll ſuchen, andere, „Nahrung gebende, Zuthaten unter das Mehl „zu miſchen.“

In der ſchon angeführten Haushaltungskunſt ſind dazu Obſt- und insbeſondere Weinbeerkerne empfohlen. Wir haben aber ſolche nicht bey uns in einer ſolchen Menge, wie in der Gegend am Rhein, wo ſie ſchon ein Hülfsmittel abgeben können.

Plouquet hat in Vorſchlag gebracht, wie man Knochen von geſchlachtetem Vieh zermalmen, und das Beinmehl unter das Rockenmehl miſchen ſoll. Mir kommt aber die Zermalmung etwas zu mühſam, und die davon zu hoffende Hülfe zu geringe vor, um daß man dadurch eine beträchtliche Erleichterung zu erhalten hoffen könnte.

Beſſer gefällt mir, wenn Eicheln vorhanden ſind, ſolche trocknen und mahlen zu laſſen. Ich habe Brodt gegeſſen, wozu ein drittel Eichelnmehl genommen war, und welches ganz gut ſchmeckte, auch gewiß nahrhaft ſeyn muß.

Uebrigens beziehe mich auf das oben geſagte. (§. 238.) Es kommt nicht ſowol drauf an, um Zuthaten zu erfinden, welche unter das Mehl gemiſcht werden können, als daß man andere Nahrungsmittel kennen lerne, welche ſtatt des Brodts dienen können.

§. 256.

XIII. Rath. „Wenn das Korn ſeltener „wird, muß man mehr Vieh abſchaffen, und „entweder ſchlachten oder verkaufen.“

Man

Man führt das Exempel von China an, welches eben um deswillen ſo volkreich iſt, weil man ſo wenig Vieh dulde. Vornehmere lieſſen ſich durch andere Menſchen in Tragſeſſeln fortführen, und das Land würde mit den Händen umgegraben, damit ſie keine Pferde nöthig hätten; wo ein Pferd lebe, könnte wenigſtens ein Menſch mehr ernährt werden, wenn man alſo die Anzahl der Pferde zuerſt einſchränke, ſo könnte der Ackerbau durch Ochſen beſtellt werden, welche weniger Korn zur Futterung erforderten.

Denn tritt ein Franzoſe auf, und berechnet, daß in Frankreich die Hunde ſo viel freſſen, daß damit dreymal hundert tauſend Menſchen mehr ernährt werden könnten *). Katzen freſſen auch etwas; würde alſo nicht gut ſeyn, alle Hunde und Katzen todtſchlagen und ausrotten zu laſſen, wenn gleich das Wild und Ungeziefer weit ſtärkern Abgang an Korn veranlaſſen würde?

Das Vieh, insbeſondere das Kuhvieh, kann, wenn im Frühjahr das friſche Gras lange zurück bleibt, und wir alſo gezwungen ſind, es einige Wochen lang mit reinem Korn hinzuhalten, einen ſtarken Aufwand

*) Der Vorſchlag, die überflüßigen Hunde abzuſchaffen, iſt von einigen in großem Ernſte angeprieſen, von den mehrſten aber lächerlich gefunden worden. Wenn jene berechnen, wie viel die Unterhaltung der Hunde koſtet, und was dadurch erſpart werden könne, ſo ſehen ſie blos darauf, wie viel Brodt jeder Hund täglich verzehren könne; Sie ſetzen voraus, daß alle Hunde blos mit Brodt ernährt werden, und machen darnach einen Ueberſchlag, wie viel nun z. E 2000 Hunde zu erhalten koſten. Sie ſollten aber erwegen, daß die mehrſten Hunde, wenigſtens von den überflüſſigen, mit ſolchen Dingen gefuttert werden, wel-

von Korn veranlaſſen, und den Mangel beträchtlich vermehren; Wird aber deswegen wol jemand anrathen, daß man gleich alles Kuhvieh todt ſchlagen ſoll, um den Aufwand zu erſparen? Die Nahrung von Milch, Butter und Käſe, die uns den ganzen Sommer über entzogen würde, und der Abgang des Miſtes für die Felder, würde uns mehr drücken als der Abgang vom Korn.

Es iſt Wunder, daß noch Niemand angerathen hat, wenn das Korn rar wird, alle, ohnehin dem Lande zur Laſt fallende Arme und Krüppel zum Lande hinauszujagen, und allenfalls verhungern zu laſſen; Oder aber gleich den Wilden in America, alle alte und gebrechliche Menſchen, die ſich ihr Brodt ſelber nicht mehr erwerben können, todt zu ſchlagen; Oder auch, wie man von den Chineſern erzählt, alle gebrechliche unvollkommene Kinder, von denen der Staat doch keine brauchbare Mitbürger zu hoffen hat, umzubringen. Denn durch Abgang dieſer dreyen Klaſſen von Menſchen würde gewiß ungleich mehr erſpart werden, als durch Abſchaffung einiger Stück Vieh. Arme werden deſſen nichts überflüßiges halten, und wenn

die

che dem Menſchen nicht weiter zur Nahrung dienen können.

Es iſt auch ſchwer zu beſtimmen, welche Hunde man als überflüſſig anſehen ſoll. Denn viele Arme und Elende halten Hunde, um ſich in ihren unglücklichen Umſtänden durch die Geſellſchaft eines getreuen, an ihrem Schickſal gleichſam Theil nehmenden, Gefährten zu tröſten und aufzurichten; Es würde alſo unbarmherzig ſeyn, ihnen einen Troſt zu rauben, der niemanden ſchadet; So wie es auch hart ſcheinen würde, andern zu verbieten, daß ſie zu einem unſchuldigen Vergnügen und Zeitvertreib keinen Hund halten dürften.

die Reichen viel Vieh halten, ſo müſſen ſie die Furage von dem gemeinen Mann deſto theurer einkaufen.

§. 257.

XIV. Rath. „ Alle kommen überein, daß
„ man bey einem Mangel den Aufwand von Korn
„ einſchränken müſſe: Das Branteweinbrennen
„ erfordert viel Korn, der Brantewein iſt ein
„ entbehrliches ja wol gar ſchädliches Getränke;
„ Alſo kann man bey einem bevorſtehenden Korn-
„ mangel das Branteweinbrennen nicht früh ge-
„ nug verbieten.“

Die Wichtigkeit dieſes Satzes nöthigt mich, über dieſen Punct mich etwas umſtändlicher einzulaſſen.

Es wird ohngefehr auf folgende Fragen ankommen:

1) Wie viel Korn wird durch das Branteweinbrennen conſumirt?
2) Wie viel wird durch Einſtellung des Brennens erſpart?
3) Iſt dieſe Erſparung im Ganzen von einem Nutzen?
4) Kann der Brantewein entbehrt werden?
5) Hat das Einſtellen des Brennens auf die übrigen Zweige der Landwirthſchaft einen guten oder böſen Einfluß?

1) Da bey uns wegen der zu erhebenden Perſonenſteuer alle Einwohner gezählt ſind, und wir alſo ihre Anzahl ziemlich genau wiſſen, ſo können wir rechnen, wie viel Korn von ihnen zum Brodt erfordert wird, wenn wir durch die Bank für einen erwachſenen auf ein Jahr zwey Malter, und für ein Kind ein Malter rechnen. Wir können weiter einen ohngefehrli-

chen Ueberſchlag machen, wie viel Malter zu Brantewein verbraudt werden, weil vorhin jeder Himte angegeben werden mußte, um Licent davon zu entrichten. Vergleichen wir beyde Summen gegen einander, ſo wird das leztere höchſtens den achtzehnten Theil betragen. Rechnen wir aber mit hinzu, was außer dem Brodt in den Haushaltungen conſumirt, was zu Bier verbrauet, was in das Vieh verfuttert, was von Hunden verzehret, und was zu Puder verſchwendet wird? So wird das verbrannte Korn gegen die ganze Conſumtion nicht den ſechs und dreyßigſten Theil ausmachen.

2) Wird aber das Brennen eingeſtellt, ſo wird noch nicht dieſer achtzehnte oder ſechs und dreyßigſte Theil deswegen erſpart; denn es wird das Brennen nicht gleich durch ein ganzes Jahr aufhören, alſo iſt die Erſparung nur nach Verhältniß der Monate zu berechnen. Hiezu kommt noch, daß der gemeine Mann, wenn er Brantewein hat, eher etwas am Brodt erſparen, und ſich mit ſchlechtem Brodt ſättigen kann; wird ihm aber der Brantewein entzogen, ſo braucht er mehr Brodt, und der Magen kann ohne eine Stärkung kein ſchlechtes vermiſchtes Brodt verdauen; das bey Branteweinſchrot gewohnte Vieh aber läßt ſich an kein trocknes magres Futter gewohnen, man muß ihm alſo reines geſchrotenes Korn geben, oder es verliert die Milch, und indem der Bauer dieſe Nahrung verliert, muß er ſolche mit einer größern Menge Brodt erſetzen.

Was aber noch am mehrſten in Betracht kommt, iſt, daß wenn die Kornpreiſe ſehr ſteigen, ſo wird der Brantewein ſchon ſchwächer gebrannt, und man nimmt Obſt, Kartoffeln u. d. m. zu Hülfe. Viele

kleine

kleine Brenner werden auch alsdenn das Brennen nur ſehr mäßig treiben, blos um ihr Vieh hinzuhalten, und andere, wenn ſie mit dem Vieh nur Rath zu ſchaffen wiſſen, ſtellen es wol gar ein. Denn der Brantewein ſteiget nicht ſofort mit dem Korn, weil in großen Brennereyen ein anſehnlicher Vorrath zu liegen pflegt, den ſie um einen billigen Preis verkauſen; mit dieſen können ſodann geringere Brenner, wenn ſie das Korn ſchon theuer einkaufen müſſen, nicht Preis halten; Daher folgt denn, daß bey einer Theurung nicht die Hälfte desjenigen verbrannt wird, was ſonſt die Blaſen in einem Monate verzehren.

Dieſes alles zuſammen gerechnet, ſo kann man mit Sicherheit behaupten, „ **daß die Einſtellung des „ Brennens, zumal wenn ſie nur auf einige „ Monate geſchiehet, nicht allein nichts er„ ſpare, ſondern wol gar neue größere Con„ ſumtion veranlaſſe.**“

Ich will aber ſetzen, daß wirklich der achtzehnte Theil erſpart werden könnte; So beruhet es

3) darauf, ob die Erſparung weſentlich zu Nuzzen komme? Betrüge der erſparte Theil im Ganzen den zwey und funfzigſten Theil, ſo folgte, daß alle Einwohner nun acht Tage länger ihre völlige Portion von Brodt eſſen können; Berechnet man das erſparte nun zum achtzehnten Theil, ſo reicht er auf drey Wochen; und dieſes ſcheint im Ganzen kein Gegenſtand zu ſeyn.

Ich habe gezeigt, daß der gemeine Mann, wenn er will und Freyheit behält, die Conſumtion vom Brodt auf die Hälfte einſchränken kann, (§. 236.) und dies iſt eine beträchtliche Erſparung, welche ge-

ſchehen kann, wenn der Bauer den Brantewein dabey behält; nicht aber, wenn ihm dieſer entzogen wird. Man ſagt zwar

4) der Brantewein ſey ſchädlich, und könne leicht entbehrt werden; Ich berufe mich aber auf das Zeugnis erfahrner und vernünftiger Aerzte, welche behaupten, daß der gemeine Mann, bey ſeiner ſchlechten Koſt, und da er oft in vielen Tagen kein warmes Eſſen genießt, ſondern ſich bey Waſſer und Brodt behilft, und höchſtens ein Stück rohen Specks niederſchluckt, ohne Brantewein ohnmöglich leben könne, und daß man unter ihnen von weit mehrern Krankheiten hören würde, wenn ihr Magen nicht zu Zeiten dadurch geſtärkt und in den Stand geſetzt würde, das trockne Brodt, oder die genoßne halb gaare Mehlſpeiſen aufzulöſen.

Der Bauer kann auch eher hungern, wenn er den Mund ab und an mit einem Schluck Brantewein erquickt. Ueberdem ſind viele an den Brantewein ſo gewohnt, daß ſie ohne ſolchen eben ſo wenig, als die Vornehmen ohne Wein leben können. Sehen wir

5) auf die Folgen, welche das Verbot des Brennens wirken, ſo werden ſolche folgende ſeyn:

a) Eine neue Gegenanſtalt erweckt eine neue Furcht, macht die Kornpreiſe von neuen ſteigen, und vermehrt das Klagen oder die Noth: Nie aber wird man die Sprache hören; Jetzt da das Brennen eingeſtellt iſt, kann man noch Korn haben, nun iſt noch gute Zeit! Viele werden vielmehr über Mangel der Nahrung klagen, und wie ſehr ſie das Verbot drücke.

b) Da alle Brenner als ſo viele Manufacturiers anzuſehen ſind, welche ein Landesproduct zum größten Vortheil des Landes veredlen, ſo wird auf einmal

eine der ſtärkſten und blühendſten Fabriken niedergelegt, und ſo vielen hundert Fabrikanten das Brodt genommen; ſo daß ſie jetzt dem Staate zur Laſt fallen, da ſie ſonſt ſo viele Mitbürger ernährten.

c) Alle diejenigen, welche ſonſt von den Fabrikanten lebten, und mit ihnen den Vortheil theilten, leiden jetzt Hunger.

d) Wo in großen Brennereyen beſondere Brenner gehalten werden, müſſen ſolche entweder umſonſt bezahlt und ernährt werden, oder ſie werden wol gar verabſchiedet und gehen außer Landes. An Beybehaltung eines geſchickten Brenners iſt eben ſo viel als an jeden andern erfahrnen Fabrikanten gelegen.

e) Diejenigen, welche bereits Anſtalten zu Fortſetzung des Brennens gemacht haben, verlieren ihre angewandten Unkoſten.

f) Die Brenngeräthſchaften, wenn ſie in ſo vielen Monaten nicht gebraucht werden, verderben, und die Brenner müſſen demnächſt neue Koſten daran wenden.

g) Dem Staate entgeht das bey der Wäſche gemäſtete Vieh; Man muß ſo viel mehr fett Vieh von fremden Orten kaufen, dadurch geht mehr Geld zum Lande hinaus.

h) Milchende Kühe, welche bey der Seye gefuttert worden, verlieren die Milch; dem Brenner entgeht alſo, was er aus Milch, Butter und Käſe löſen können, welche jetzt auch ſeltener und theurer ſind. Nunmehr fehlt ihm die vornehmſte Speiſe, womit er Frau, Kinder und Geſinde hauptſächlich ernährt hat; er muß alſo ein anſehnliches mehr an Korn zum täglichen Brodt anſchaffen.

i) Das bey der Wäſche ſtehende Vieh giebt vielen und fetten Miſt; wird dieſer dem Lande entzogen, ſo können die Brenner, welche ſonſt vorzüglich gutes Korn zu haben pflegen, ihr Land nicht gehörig begeilen, und in den folgenden Ernten entſteht ein merklicher Abſchlag.

k) Diejenigen, welche noch alten Brantewein liegen haben, können ihn nach Gefallen ſteigern, wie wir denn im Jahr 1771 erlebt haben, daß ein Ortshoft, welches kurz vorher zu fünf und zwanzig Thaler verkauft worden, bis über hundert Thaler ſtieg. Es trinkt aber Niemand Brantewein, als der gemeine Mann, folglich leidet er einzig darunter, und man kann es nicht anders anſehen, als eine baare Geldcontribution, welche auf ihn zum Beſten einiger weniger Particuliers gelegt wird, um dieſe zu bereichern.

l) Es kann nicht gehindert werden, daß nicht viel fremder Brantewein hereingebracht wird; wir ſchikken alſo das Geld, welches im Lande bleiben können, hinaus, bereichern fremde Fabrikanten, welche wir zu unterdrücken trachten ſollten, entziehen den eigenen Unterthanen den ihnen von rechtswegen gebührenden Vortheil, und geben Gelegenheit zu mehrern dem Licente nachtheiligen Schleichhandel.

m) Es wird der am mehrſten druckende Geldmangel (S. 589.) dadurch merklich befördert, da ſo viel mehr baar Geld zum Lande hinausgehet, und die Circulation auf ſo mancherley Art unterbrochen wird.

Je mehr ich der Sache nachdenke, deſto weniger Gründe kann ich finden, jemals ein ſolches Verbot anzurathen; vielmehr werde ich dagegen warnen, und mein Urtheil muß um deſto unpartheyiſcher ſcheinen,

da

da ich mich nicht beſinnen kann, reinen Kornbrantewein geſchmeckt zu haben, da ich ein Feind von allen künſtlichen Liqueurs bin, da ich ſelbſt keine Brennerey habe, und bey keiner intereſſirt bin, vielmehr alle Hauswirthe, welche große Haushaltungen haben, davor warne, indem der Gewinnſt ſehr mislich iſt, und die Unterſchleife bey der ſtrengſten Aufſicht unvermeidlich ſind.

Wenn aber andere, die auch keinen Brantewein trinken, ihn deswegen, und weil er misbraucht werden kann, ſo gar überflüßig halten: ſo gemahnet es mich damit, als wenn man eine blühende, viele Hände beſchäfftigende Tuchfabrike hätte, welche jährlich für einige Tonnen Goldes Wolle verarbeitet, und man wollte ſolche legen, weil die Wolle theurer würde, und wenige vorhandene Strumpfwirker ſonſt die benöthigte Wolle nicht wohlfeil genug einkaufen könnten, oder gar Mangel daran leiden mögten.

Wer wollte wol anrathen, tauſend in guter Arbeit ſtehende Fabrikanten, welche doppelt ſo viele Nachbaren mit ernähren, um deswillen wegzujagen, damit im Jahr zwey tauſend Malter Korn zum Beſten der übrigen Einwohner gewonnen würden? Dieſe werden, wenn ihnen die baare Einnahme von den Fabrikanten entgeht, auch das ihnen zum Beſten erſparte Korn nicht einkaufen können, und bey dem Vorrath Hunger leiden, auch in langer Zeit ſich nicht wieder erholen, wenn gleich die Fabrikanten demnächſt zurück berufen werden.

Wie gefährlich es ſey, das Brennen nur unter gewiſſen Einſchränkungen zu erlauben, davon habe ich ſchon oben S. 63. und im II. Theil S. 433, 610. Beweiſe angeführt, welche durch eine wiederholte Er=

fahrung beſtättigt werden, die ich hier zu erheben Bedenken trage, da ſie noch zu neu iſt, und ich keinen Antheil daran habe.

Dieſem allen nach würde folgen, daß es bey einem eintretenden Kornmangel am beſten ſey, „den Fabrikanten bey dem Brennen ſo wenig als bey dem „Kornhandel überhaupt in ſeiner Nahrung und ſeinem Gewerbe zu ſtöhren; indem der gegen das „Ganze nicht in Betracht kommende größere Aufwand vom Korn, den das Brennen erfordert, durch „den dadurch dem Publico beſchafften beträchtlichen „Vortheil reichlich und überflüßig erſetzt wird. Der „Fabrikant auch, wenn er freie Hände behält, nach „den Umſtänden der Zeit ſich ſelber einſchränkt, eine weit größere, vielleicht auf die Hälfte gehende „Erſparung bewirket, und durch die Circulation, „welche das Geld durch ihn erhält, viele Nebenbürger aus der Noth ziehet, worin ſie ſonſt verſetzt „würden.“

§. 258.

XV. Rath. „Wenn in einem Lande mehr „Land artbar gemacht wird, ſo wird auch künftig mehr Korn geerntet, folglich iſt ſodann „nicht ſo leicht ein Mangel zu befürchten.“

Soll mehr Land artbar gemacht werden, ſo erfordert es eine größere Anzahl von Vieh, von Arbeitern und von Einwohnern, und ſo iſt auch die Conſumtion größer, folglich wird im Ganzen kein größerer Vorrath erlangt.

Sollen aber die jetzo vorhandene Einwohner künftig eine größere Flage Landes bearbeiten als vorhin; ſo iſt noch eine große Frage, ob man darauf rechnen könne, daß dadurch eine größere Menge Korn erbauet

werden möge. Ich erinnere mich des Ausſpruchs vom **Virgilius** – – Laudato ingentia rura,
Exiguum colito.
oder wie ſich *Palladius* ausdrückt: Foecundior eſt culta exiguitas, quam magnitudo neglecta. S. I. Th. S. 368.

Wer wenig Land hat, kann ſolches mit allem Fleiß mit der Hand recht bearbeiten, und reichen Nutzen davon haben: Ein Taglöhner, der einen kleinen Gartenraum hat, erzieht darauf mehr, als mancher Akkersmann auf einem zehnmal größern Felde. Wer zu viel Feld hat, hat entweder zu wenig Vieh und Hände, um alles gehörig zu begeilen und zu bearbeiten, oder er muß mehr Vieh und vornemlich Pferde anſchaffen, und ſo erntet er von dem Ganzen nicht ſo viel, oder behält wenigſtens zu ſeiner freien Beſtimmung nicht ſo viel übrig, als wenn er einen kleinern Raum mit mehrerm Fleiß bearbeitet hätte. Es bleibt alſo ſehr zweifelhaft, ob eben alle Baurenhöfe verbeſſert würden, wenn ſie angehalten werden, mehr Land artbar zu machen. Von verſchiedenen Einwohnern, welche ich bereden wollte, aus einer fruchtbar ſcheinenden Heide, Land umzubrechen, habe ich ſelbſt wol die Antwort erhalten, welche ich ganz gegründet fand: „Wir haben ohnehin des ſchlechten Landes ſchon ſo „viel, daß wir es mit unſerm Vieh nicht zu bedün„gen vermögen, was ſollten wir mit noch mehrerm „Lande machen? unſer altes Feld würde darunter „leiden, und unſere ſchlechte Pferde können der Ar„beit nicht vorkommen.“

Mit großen Gütern und Pachtungen hat es die nemliche Bewandniß: Entweder man kann mit denen ſchon vorhandenen Pferden und Leuten noch mehr beſchicken, ſo würde es unüberlegt ſeyn, wenn man

die

die Gelegenheit dazu hat, und wollte ihnen nicht ſo viel Arbeit verſchaffen als ſie beſorgen können; Am Ende kommt es denn doch auf eine Balanz an, ob der baare Ueberſchuß des Guts nach Abzug der Ausgaben nicht noch größer ſeyn können, wenn die überflüßigen Pferde und Leute eingeſchränkt wären? Will man aber mehr Land beſtellen, als mit denen jetzt vorhandenen Menſchen und Vieh beſtritten werden kann: ſo iſt genau anzuſchlagen, ob nicht die deswegen mehr anzuſchaffende Knechte, Pferde, und Geräthſchaften, mehr verzehren, und in der Unterhaltung mehr koſten werden, als das zu vergrößernde Feld jährlich ertragen wird?

Ich beſitze ſelber ein ſolches Gut, welches viel Feld hat, das größtentheils von ſchlechter Natur iſt: Indem man doch gern alles begailen und beſtellen will, erntet man von allem nicht ſo viel, als wenn das beſſere mit mehrerm Fleiß bearbeitet, und mit dem beſten Dünger verſehen würde. Ich könnte daſelbſt noch tauſend Morgen Feldes mehr artbar machen, ſo wäre mein Schade noch größer. Ich habe alſo lieber den ſchlechteſten Theil des ſonſt beſtellten Feldes ſchon wüſte liegen laſſen, und werde den Saatacker noch mehr einſchränken, da er mir, wenn er zur Weide gebraucht wird, mehr einbringen ſoll.

Ich will alſo keinesweges behaupten, daß man nicht auf alle Weiſe diejenigen Unterthanen zu befördern trachten ſoll, welche ſelbſt Feld zur Bebauung angewieſen verlangen; noch weniger, daß man nicht alle Plätze, wo Grund und Boden, um Korn zu tragen, vorzüglich gut iſt, mit dem größten Fleiß aufſuchen und artbar machen ſoll: Ich beſtreite blos den Satz, „ſo viel tauſend Morgen beackerten Landes

„mehr,

„ mehr, ſind ein ſicheres Mittel gegen künftig zu be„ fürchtenden Mangel.“

§. 259.

XVI. Rath. „Wenn keine Brach weiter „ geduldet würde, ſo erntete man künftig jähr„ lich den dritten oder vierten Theil von Korn „ mehr, und alsdenn wäre kein Mangel ſo leicht „ zu befürchten.“

Ich finde dieſen Vorſchlag verſchiedentlich angeprieſen, zweifle aber, ob er einem erfahrnen Landwirth beyfallen kann. Man beruft ſich auf das Gartenland, welches ein und alle Jahr trage, und reichlich trage; man hält alſo, das Feld ein Jahr müſſig liegen zu laſſen, überflüßig, und glaubt, indem man das Feld einmal mehr quält, auch mehr Nutzen davon zu ziehen. Ich habe aber im I. Theil S. 98, 127, und im V. Th. S. 860. die Theorie und den Vortheil von der Brach deutlich erwieſen und gezeiget, daß wenn man ein Feld in ſechs Jahren einmal ausruhen und neue Kräfte ſammlen laſſe, ſo werden die übrigen fünf Ernten ungleich ergiebiger ſeyn, als das Feld ſonſt in ſieben bis acht Jahren nicht ertragen haben würde. Die Brach macht alſo ſo wenig eine Ernte verlieren, daß ſie vielmehr gegen Miswachs deckt, und uns von reichern Ernten ſichert. (I. Th. S. 134.) Das Feld muß denn außerordentlich fruchtbar ſeyn, und aus dem innern der Erde einen beſtändigen Zufluß von neuen fruchtbaren Säften haben.

Mit einem Garten hat es eine andere Bewandnis: wenig Gartengewächs kommt darin zur Reiſe, das mehrſte wird grün weggenommen, die Kräfte und Säfte der Erde werden alſo nicht ſo ſehr mitgenommen;

men; Man kann auch einen kleinen Gartenraum mit mehrerm Fleiß bearbeiten, und ihm mehr wieder zu gute thun als einem großen Ackerfelde.

§. 260.

XVII. Rath. „Wenn die Schäfereyen ab-
„ geſchafft und mehr eingeſchränkt würden, ſo
„ könnte mehr Korn geerntet werden, und man
„ wäre ſeltner einem Mangel ausgeſetzt.“

Dieſer Rath gründet ſich auf das Vorurtheil, daß wegen der Schafe blos ſo viel Land dreiſch oder brach liegen bleiben müſſe, und daß alſo, wenn die Schafe abgiengen, das ganze Feld nur gleich beſtellet werden könne. Woher will man denn aber den erforderlichen Dünger nehmen, wenn der Hürdeſchlag wegfällt? Man muß, wird es heißen, mehr Kühe halten: Wollen dieſe aber nicht auch gefüttert ſeyn, und hat man gleich Weide dafür? Man rechnet zehn Schafe ſo austräglich und vortheilhaft als eine Kuh; eine Kuh erfordert aber ſchon beſſere Weide, und Schafe behelfen ſich auf einer dürren Heide, wo eine Kuh verſchmachten würde.

Alte Hauswirthe pflegen zu ſagen, Ein Schaf habe einen goldenen Huf, denn wo es nur hintrete, bringe es Dünger mit auf das Feld und vermehre das Wachsthum. Ich ſehe die Schäfereyen bey uns als eine unſerer Goldgruben an; Jeden Schäfer betrachte ich als einen nützlichen in Ehren zu haltenden Fabrikanten; die von den Schafen fallende Wolle und Felle, die zu verkaufende Hamel und Schafe, ja auch die abfallende Knochen und Beine als eine koſtbare, mehrere Tonnen Goldes ins Land ziehende Fabrikwaare; der Hürdeſchlag und Schafmiſt aber

iſt

iſt ein Abfall, welcher zu Beförderung einer andern Fabrikwaare ein anſehnliches beyträgt: Meines Bedünkens wird alſo ein wahrer Patriot die Schäfferey̆en eher beſchützen und ausbreiten, als ſich gegen ſie erklären, zumal da bey der gegenwärtig unter dem Hornvieh ſeit 1740 herrſchenden Seuche dabey mehr Gefahr iſt, als bey Schafen.

Man beruft ſich zwar auf das Exempel von England, und glaubt, daß daſelbſt die Einſchränkungen der Schäfferey̆en vortheilhaft befunden werden. Ich zweifle aber an der Richtigkeit der Erfahrung; wenigſtens dürfte bey uns ſchwerlich ein gleiches geſchehen. Denn das Feld bleibt nicht um der Schafe willen eben dreiſch liegen; ſondern, theils damit es ſich ausruhe, theils aber weil man nicht allen Acker bedüngen kann, auch vielleicht einen Mangel an Arbeitern hat, um alles zu beackern.

Wenn man übrigens angefangen hat, die Ausfuhr der Wolle in einigen Provinzen zu verbieten, ſo wird ſich dies Verbot nach den Regeln einer reinen Politik ſchwerlich rechtfertigen laſſen. Denn man bedenkt vielleicht nicht recht, daß gegen einen in Wolle arbeitenden Fabrikanten, den man dadurch auf Koſten und Almoſen des Staats leben machen will, ſo viele hundert Hauptfabrikanten, nemlich die Schäfer und Ackerleute, unterdrückt werden, und daß, wenn dieſe ſo viele Tonnen Goldes fremden Geldes in das Land hereinziehen und unter ihren Nachbaren in den Umlauf bringen, dadurch dem Staate ein weſentlicher Vortheil zuwachſe, nicht aber, wenn einige neue Fabrikanten das Land mit einer ſchlechtern Waare verſehen, und ſich ſolche theurer bezahlen laſſen, hingegen ihren Mitbürgern den Zufluß von fremden Gelde ent-

ziehen, womit ſie die Waare bezahlen ſollen. Siehe oben S. 573 und 576.

§. 261.

XVIII. Rath. „Wenn dem Bauer mehr „Freyheit gegeben würde, ſo werde er fleißiger „werden, und mehr Korn bauen.“

Dieſer Rath folgt aus einem Vorurtheil, daß der Ackersmann um deswillen ſein Feld nicht ſo bebaue, wie es wol bebauet werden könne, weil er zu ſehr unterdrückt und dadurch träge gemacht werde.

Man glaubt alſo, wenn der Bauer mehr ſich ſelbſt gelaſſen wäre, ſo würde er fleißiger werden, und auf ſeinem eigenen Acker mehr und beſſers Korn bauen, und dadurch könnten glückliche Zeiten erfolgen, wo wir nie Mangel hätten.

Man hat alſo einen doppelten Vorſchlag:

1) Die Umſtände des gemeinen Mannes überhaupt erträglicher zu machen.

2) Ihn beſonders von den läſtigen Frohndienſten zu erleichtern.

Beyde haben eine wahre Menſchenliebe und die lobenswürdigſte Abſicht zum Grunde, und da es allerdings der Menſchlichkeit gemäß iſt, ſeinem Nächſten die Laſt ſo leicht als möglich zu machen; Ein jeder auch, der eine Wirthſchaft hat, denen ihm dienenden die Umſtände beſchwerlicher oder erträglicher machen kann; ſo werde ich über dieſe, ſeit einigen Jahren von mehrern ſchon in Erwegung gezogene Materie, meine Gedanken kürzlich mittheilen.

Daß man 1) die Umſtände der Geringern auf alle Weiſe erträglicher machen müſſe, habe ich ſchon hin und wieder, unter andern im I. Stück S. 145 und

176,

176 gelehret; anbey S. 161. gezeiget, wie ſehr der Grundſatz der Menſchlichkeit wiederſtehe, daß der gemeine Mann nichts nutze, wenn er reich und vornehm werde.

Ich habe mir aus den Voyages d'un Philoſophe ou Obſervations ſur les moeurs & ſur les arts des Peuples de l Afrique, de l'Aſie & de l'Amerique &c. das Bild eines großen Herrn als reitzend bemerkt, wenn daſelbſt von dem Kayſer von China geſagt wird: „ Vous voyez à Pekin le plus puiſſant des mortels „ aſſis ſur le trone à coté de la raiſon, il ne com„ mende pas, il inſtruit. Ses paroles ne ſont pas „ des arrêts, ce ſont des maximes de juſtice & de „ ſageſſe. Il eſt le plus puiſſant des hommes, parce „ qu'il regne ſur les coeurs de la plus nombreuſe „ ſocieté d'hommes, qu'il y ait au monde, & qui „ eſt ſa famille. Il eſt le plus heureux des Monar„ ques, puis qu'il goute tous les jours les plaiſirs „ inefables de rendre heureux la plus grande multi„ tude d'hommes.“

Es iſt derowegen eine Nothwendigkeit, daß man den gemeinen Mann bey ſeiner ſchweren Arbeit aufmuntern und allerley Luſtbarkeiten verſchaffen muß. In dieſer Abſicht habe ich im 37ten St. des Hannoverſchen Magaz. von 1763. S. 577. angerathen, daß man die Muſik bey uns allgemeiner machen ſoll. Ich halte auch gut, wenn an einem jeden Ort ein Tag im Jahr zu einer gewiſſen Art von öffentlicher Luſtbarkeit ausgeſetzt würde, damit die Einwohner ſich einen großen Theil des Jahrs, theils voraus mit der Vorſtellung der zu hoffenden Freude, theils nachher mit Erinnerung der gehabten Luſtbarkeiten und Wiederholung derer dabey vorgefallenen Geſchichte unter ein-

ander aufmuntern und unterhalten können; So wie man in Frankreich ein bekanntes Roſenfeſt hat. In Franken wird jährlich die ſo genannte Kirchweihe mit großen Feyerlichkeiten unterhalten; Alle junge Leute bemühen ſich durch verſchiedene kleine Spiele ihre Stärke und Geſchicklichkeit öffentlich zu zeigen, und dieſes erweckt einen löblichen Wettſtreit; wollte man dort einen Einwohner einer ſolchen Kirchweihe beyzuwohnen abhalten, ſo wird er antworten: „Es iſt nur einmal im Jahre Kirchweihe.“ *)

Man

*) Ein engliſcher Bauer verrichtet ſchwerere Arbeit und iſt mehr belaſtet, als ein franzöſiſcher; jenen aber macht die Vorſtellung einer eingebildeten Freyheit muthig, friſch und unverdroſſen; weil der Franzoſe hingegen von allen Seiten unterdrückt wird, ſo iſt er träge, nachläßig, niederträchtig. Loin d'être aiſés, les payſans de France n'ont pas même la ſubſiſtance neceſſaire, c'eſt une eſpece d'hommes, qui commence à depérir avant quarante ans faute d'une réparation proportionnée à ſes fatigues; l'humanité ſouffre en les comparant avec les autres hommes, & ſur tout avec nos payſans Anglois. Chez les laboureurs françois l'exterieur ſeul annonce le deperiſſement du corps, & l'anéantiſſement des facultés de l'ame voj. *Remarques ſur les avantages & les deſavantages de la France & de la Grande Bretagne p.* 21.

Es iſt eine bekannte Anmerkung, daß der gemeine Mann den Druck der härteſten Laſt nicht ſo ſehr empfinde, wenn man ihm nur Gelegenheit giebt, ſich aufzumuntern und zu zerſtreuen; damit er keine Zeit hat, ſeinem Schickſal recht nachzudenken.

Es fällt mir eine Erzählung von dem Kardinal Mazarin bey; dieſer hatte eine neue Auflage eingeführt, und befürchtete, daß ſolche eine Gährung veranlaſſen mögte. Ein Curtiſan erzählte ihm, daß das Volk darüber ſehr misvergnügt ſey. Der Kardinal fragte

Man könnte daher die Frage aufwerfen; ob es dem gemeinen Mann eben gar vortheilhaft ſey, wenn er durch Abſchaffung einiger Feſttage, an denen er ſonſt ſich zu ergötzen gewohnt war, genöthigt wird, ſeinen Körper ebenfalls durch ſchwere Arbeiten zu ermüden? Ich werde noch weniger einigen ſtrengen Geiſtlichen beypflichten, welche den Bauren gar nicht gönnen wollen, an einem Feiertage des Nachmittags ſich eine unſchuldige Ergötzung zu machen, weil vielleicht einer oder der andere einmal zu weit gehet und ausſchweifet.

fragte auf halb ſpaniſch: Ont ils chanté? jener antwortete: Ja, es würden verſchiedene Straßenlieder öffentlich abgeſungen, welche den Bedruck enthielten. Der Kardinal erwiederte: he bien, ils payeront.

Auch Wielands Diogenes empfiehlt einem Fürſten auf das eifrigſte, ſein Volk in gute Laune zu ſetzen; denn ein fröhliches Volk thut alles, was es zu thun hat, munterer, und mit beſſerm Willen, als ein dummes und ſchwermüthiges, und es leidet zwanzig mal mehr als ein anders.

Es kam daher in Frankreich vor einigen Jahren zum Vorſchlage, jährlich eine Prämie drauf zu ſetzen, wer das beſte öffentlich zu ſingende Gaſſenlied machen würde.

Dagegen erinnere ich mich einer andern Anmerkung, welche vor einigen Jahren bey dem Bureau de Brive in Frankreich gemacht wurde, da bey einer Verſammlung die mehrſten Mitglieder der Meinung waren, daß es nicht gut ſey, den Bauren leſen, ſchreiben und rechnen zu lehren; parce que dans l'état ou ſont les choſes, preſque tous ceux qui ſont dans ce cas ſont autant de ſujets perdus pour l'agriculture, en devenant, Recors, Sergens, Huiſſiers, Gardes de fermes, ou Maitres d'école dans leurs villages, ou en forment des éleves qui leurs reſſemblent, ils ne font que perpetuer la faineantiſe & l'ignorence.

An der andern Seite aber betrachte ich allemal den Ackerbau als eine Fabrik, und die Ackerleute als die Fabrikanten.

Ein Land hält man um ſo glücklicher und reicher, je blühender deſſen Fabriken ſind. Man nennet aber eine Fabrik blühend

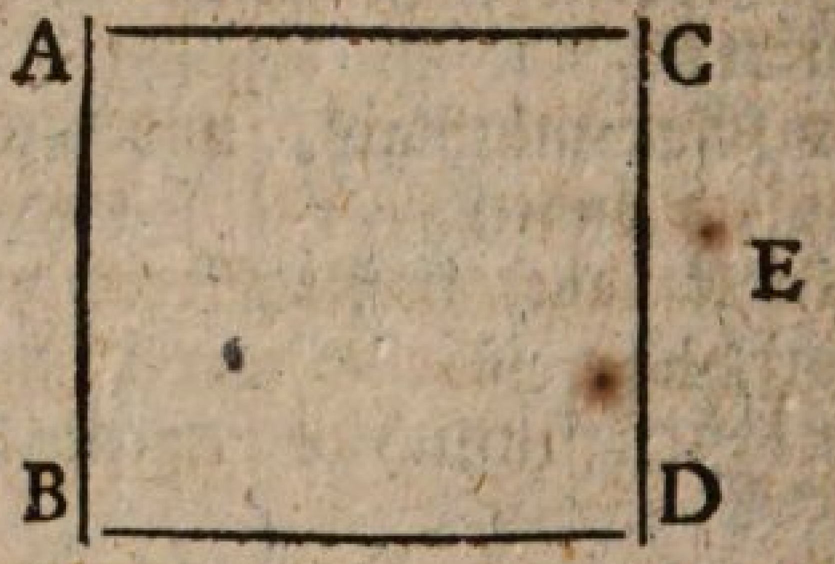
1) Je mehr Hände ſich in einem geringe Bezirk beſchäfftigen, und nicht allein hinlänglichen Lebensunterhalt finden, ſondern auch die Mitbürger mit unterhalten, und ihnen Leben geben.

2) Wenn dadurch die Nutzung eines Products zum Beſten des Staats verbeſſert wird.

3) Wenn die verfertigte Waare leicht außerhalb abgeſetzt wird, und baar Geld ins Land zieht.

4) Wenn ſie wenigen Veränderungen und Zufällen unterworfen iſt, und ſich ſelbſt unterhält. u. ſ. w.

Ich nehme an; Ein, eine Quadrat-Meile haltendes Ackerfeld A B C D



ſey der Ort der Fabrik, zu deſſen Verarbeitung ſind zehn tauſend Menſchen angeſetzt, und was dieſe nöthig haben, liefern ihnen die in der angrenzenden Stadt E wohnende Handwerker und Kaufleute.

Jetzt iſt die Frage: „Kann man denen zehn tauſend Fabrikanten in Anſehung ihres Standes, ihrer Benennung, ihrer Lebensart, oder ihres Unterhalts gewiſſe Bedingungen machen, damit dies Feld beſſer bearbeitet werde, und eine größere Men-

„ ge

„ ge fertiger Fabrikwaare liefere, oder gar künftig „ eine doppelte Anzahl Fabrikanten beſchäfftige und „ ernähre.“

Z. E. Werden die Arbeiter fleißiger ſeyn, wenn ſie gleich den Bewohnern der Stadt E, den Namen von Bürgern führen, als wenn ſie Bauren, Meyer oder Leibeigne heißen? Wird die Fabrik mehr austragen, wenn man jeden Fabrikankten in die Umſtände ſetzt, daß er Wein trinkt; oder iſt genug, wenn einige ſich bey Waſſer und Brodt behelfen? Werden ſie fleißiger ſeyn, wenn ein jeder ſich ſelber gelaſſen iſt, oder wird mehr beſchickt werden, wenn ein Theil davon unter den Befehlen der übrigen ſtehet, und ſich in der Arbeit nach den Vorſchriften von dieſen richten muß?

Alles muß nach denen allgemeinen, bey einer jeden Fabrik geltenden, Grundſätzen entſchieden werden: Nun wird diejenige Fabrik den ſtärkſten Abgang haben, und am mehrſten in Aufnahme kommen, welche die Waare in der beſten Güte und zu wohlfeilen Preiſen, auch in hinlänglicher Menge liefert. Ob nun gleich ein jeder einzelner Fabrikant, jeder Handwerksmann vor ſich fleißig ſeyn, und vorzüglich gute Waare liefern, auch bey ſeinem Handwerk empor kommen kann; So wird man dennoch bemerken, daß alle ins Große gehende und viele Hände beſchäfftigende Fabriken alsdenn beſſern Fortgang haben, wenn ſie einen oder mehrere Hauptdirecteurs und Entrepreneurs haben, die das ganze Werk veranſtalten; das nöthige zu Verbeſſerung der Fabrik herbeyſchaffen; Vorſchüſſe thun; die Arbeiten austheilen; jeden Mitarbeiter beurtheilen, zu welcher Arbeit er ſich am beſten ſchicket; die Aufſicht führen, daß jede Arbeit zu

rechter Zeit angefangen und vollführt werde; die Waare, ſo wie ſie fertig iſt, ſich liefern laſſen; prüfen, ob alles gehörig beobachtet iſt, oder ob künftig Fehler verbeſſert werden müſſen; für den Unterhalt einzelner Arbeiter ſorgen, auch allenfalls Vorſchuß geben; und endlich den Abſatz der fertigen Waare im Großen befordern, und deswegen Correſpondenz unterhalten, auch wenn ſie die Waare nicht gleich vortheilhaft ausbringen können, ſolche liegen zu laſſen, und fernern Vorſchuß zu thun im Stande ſind.

Wende ich dieſe Sätze auf den Ackerbau an, ſo wird man den aus einer großen Haushaltung mit Hülfe vieler Hände beſtellten Acker gemeiniglich beſſer bearbeitet und reichlicher tragen finden, als neben belegene Felder, welche einzelne Arbeiter nach ihrer eignen Phantaſie beſtellt haben. Wenn jemand zu mir auf mein Gut kommt, ſo kann ihm zeigen, daß auf meinem Acker wol dreymal ſo viel Frucht ſteht, als auf dem unmittelbar darneben liegenden, und von einerley Güte ſeyenden, Baurenfelde.

Hiezu kommt noch, daß ein großer Fabrikant oder Landwirth, wachſamer iſt, wo er Verbeſſerungen machen kann, auch dazu eher Vorſchüſſe thut, und zu der Arbeit Rath ſchafft. Es wird alſo in dem Bezirk eines großen Guts eher darauf geſehen werden, daß ein jedes Fleckgen zu Rathe gehalten und beſtens genutzt werde; da man hingegen auf denen an Bauren gehörenden Grundſtücken öfter ganze Plätze verwildert, mit Dornen bewachſen, und voller unfruchtbarer Hügel findet. Es kann auch ein Landwirth in einer großen Wirthſchaft mit der nemlichen Anzahl Arbeiter mehr beſchicken, als wenn ein jeder einzeln für ſich, bald hie bald da arbeitet. Hat jene

anbey

anbey den Zwang über ſeine Arbeiter, daß er ihnen genau vorſchreiben kann, wenn, wo, und wie ſie arbeiten ſollen; ſo wird er von der Güte der Fabrikwaare um deſto ſicherer ſeyn: Kommt noch der Vorzug hinzu, daß er ſeine Arbeiter um einen billigen Lohn haben könne, und vornemlich, daß es ihm, wenn zu gewiſſen Jahrszeiten, und bey einer vortheilhaften Witterung die Arbeit befordert, und die Hände vervielfältiget werden müſſen, an den nöthigen Arbeitern nicht fehlet, ſo kann die Fabrikwaare wohlfeiler gegeben werden, und die Furcht, daß ſolche misrathen, oder verunglücken werde, fällt weg.

Dieſes vorausgeſetzt, wird man mir hoffentlich eingeſtehen, daß obiges Feld A B C D beſſer beſtellt und genutzt werden könne, wenn ein oder mehrere Hauptdirecteurs die Arbeiten beſorgen, von denen die übrigen abhangen, als wenn jeder von denen zehn tauſend Arbeitern als Freyherr für ſich wirthſchaftet.

Hieraus folget aber nicht, 1) daß der ganze Raum nur von einem Directeur allein beſorget werden ſoll, ſo daß alle übrige neun tauſend neun hundert neun und neunzig Arbeiter ſich nach deſſen Vorſchriften allein richten müſſen.

Noch auch 2) daß unter der ganzen Anzahl nicht etwa hundert ſeyn können, welche blos für ſich arbeiten, und von keinem abhangen.

Noch weniger 3) daß auf dem ganzen Raum A B C D eine einförmige Einrichtung ſtatt finden müſſe. So wie ein Fabrikant auf einigen Stühlen oder an einem Orte nach deſſen Convenienz ganz andere Arbeit verfertigen läßt, als auf den übrigen; ſo kann auch auf den beyden Seiten C D., welche nach der Stadt

E zu liegen, eine ganz unterſchiedene Wirthſchaft getrieben, und C ſchon anders als D bebauet werden.

Beurtheilt man hieraus den Ackerbau im Ganzen, ſo folgere ich daher den Schluß, „daß man darauf „keine allgemeine Sätze annehmen könne, ſondern „daß ſolcher nach der Lage und den Umſtänden eines „Orts eingerichtet werden muß. 2) Daß dem Staate kein Vortheil, vielmehr Schaden zuwächſt, wenn „alle große Wirthſchaften aufgehoben und vereinzelt „würden.“ Für die Wirthe und Gutsherrn ſelber könnte es vielleicht beſſer und vortheilhafter ſeyn, wenn ſie alle Grundſtücke eines Guts, gleich als im Osnabrüggiſchen, vereinzeln, und dadurch mit weniger Unkoſten ſich von einer größern baaren Einnahme ſichern können. Es wird auch hin und wieder die Vereinzelung mit einem wahren Vortheil der Einwohner geſchehen; ſollte ſie aber aller Orten eingeführt werden, ſo würden viele Einwohner zu Grunde gehen, und der Ackerbau verſäumt werden.

Solchergeſtalt kann man die Umſtände des gemeinen Mannes zum Beſten des Staats nicht durchgängig dadurch verbeſſern und erträglicher machen, wenn man ihm mehr Feld einräumet, um ſolches nach ſeinem eignen Gutdünken gut oder ſchlecht zu bebauen. Vielmehr werden ſeine Umſtände verſchlimmert, wenn man dagegen eine jährliche ſtarke baare Geldausgabe von ihm verlangt.

Man glaubt aber noch von einer andern Seite ihn aufzumuntern, wenn man ſeine übrige äußern Umſtände verbeſſerte, und ihm zum Schein mehr Freyheit gebe. Man nimmt die Veranlaſſung dazu von denen hie und da noch befindlichen Leibeignen.

Der

Der Name von einer Leibeigenſchaft hat für uns etwas trauriges; Man ſtellt ſich die Umſtände eines Leibeignen gar zu ſklaviſch vor, der ſechs Tage in der Woche ſeinem Herrn arbeiten muß, und deſſen ganzes Vermögen dem Herrn gehört. Man glaubt, ein ſolcher Leibeigner verliere in der Sklaverey allen Muth; Weil er alles nicht ſich und den ſeinigen, ſondern dem Herrn erwirbt, ſo gebe er ſich keine Mühe, ſondern werde träge, und verabſäume den Ackerbau. Das Land werde alſo beſſer bebauet werden, wenn man ihn durch Ertheilung der Freyheit mehr aufmuntere *).

Ich habe die Leibeigenſchaft nicht weiter kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, als im Hoyaiſchen, Mecklenburgiſchen und Osnabrüggiſchen. Ich finde aber die dortige Leibeigene in gewiſſem Betracht glücklicher, als die ſogenannte freie Meyer im Kalenbergiſchen. Der Leibeigenthumsherr zieht von ſeinen Leibeignen nicht, was ein Gutsherr von ſeinem Zinsmeyer erhebt. Ein

*) Der Stand unſerer Leibeigenen iſt noch ſehr glücklich, wenn wir dagegen vergleichen, wie die Sklaven in andern Welttheilen gehalten werden, welche man kaum als Menſchen anſieht, und welche faſt nicht mit ſo vielem Fleiß gewartet werden, als das Vieh in unſern Haushaltungen.

Aber eben, weil ſie ſo ſchlecht gehalten werden, können uns die Waaren, zu deren Verfertigung man ſie dort braucht, um geringe Preiſe geliefert werden.

Wollte man ihnen dort eine beſſere Lebensart geſtatten, und mehr zu ihrem eigenen Unterhalt reichen, ſo würden nicht ſo viel Waaren zur Ausfuhr übrig bleiben, und dieſe würden den Beſitzern der dortigen Colonien und Plantagen höher zu ſtehen kommen; es könnte alſo der Handel damit in andere Welttheile nicht ſo fortgeſetzt werden.

Ich

Ein Leibeigner hat weniger zu ſorgen, als ein Zinsmeyer; denn wenn er auch alles verliert, ſo muß der Gutsherr, wenn er etwas von ihm haben will, ihm alles wieder geben; Und wenn man ihm von der Seite bedaurt, daß er alle Tage in der Woche dienen müſſe; ſo hat man noch mehr Urſache, einen armen verheiratheten Bedienten zu bedauren, der alle Tage die ſchwerſte Arbeit verrichten muß, und ſelbſt die Sonn- und Feſttage nicht einmal frey hat, auch kaum ſo viel verdient, und das Brodt aus dem Munde ſparen muß, um Frau und Kinder zu ernähren, die er dazu nur ſelten zu ſehen bekommt, und für die er Hausmiethe bezahlen muß.

Ein Leibeigner behält noch manchen Tag für ſich; kehrt jeden Abend zu ſeiner Familie zurück, und hat eher Gelegenheit, ſeine Kinder zu verſorgen und gut auszubringen, als ein bloßer Dienſtbote. Aus einer ganzen Familie dient dem Herrn nur einer, die übrigen beſchäfftigen ſich für ſich.

Man ſtößt ſich an einzelne Exempel, wenn man hört, daß ein Leibeigenthumsherr mit ſeinen Leibeignen

Ich leſe unter andern die Berechnung, daß aus dem ſüdlichen America jährlich 100,000 Barrels Reiß, jeden zu 500 bis 600 Centner, nach Europa und Weſtindien gehen. Dieſen Reiß erhalten wir um einen billigen Preis, und es iſt eines unſerer beſten Nahrungsmittel. Sollte derſelbe zurück bleiben, ſo würde eher eine Hungersnoth zu befürchten ſeyn; Müßten wir das dreydoppelte dafür bezahlen, ſo würden wir uns bedenken, ihn zu kaufen, und der Handel damit würde unterbleiben. Sollte nicht ein gleiches erfolgen, und zu befürchten ſeyn, wenn wir die Umſtände unſerer Bauren zu ſehr beſſern, und dadurch den Anbau des Korns koſtbarer machen oder gar vermindern wollten.

nen gar zu hart umgehe, und ſie zu ſchlecht halte; Es hat aber damit eben die Bewandniß; als wenn man alle Dienſtboten beklagen wollte, weil ein oder anderer einzelner Hausherr mit ſeinen Leuten unbarmherzig umgeht, ſie Tag und Nacht quälet, anbey prügelt, hungern läßt, und das Lohn vorenthält *)

Ein jeder Gutsherr kann ſeine Gutsleute ruiniren, wenn er zu gewiſſen Zeiten ihnen zu viel Nachſicht geſtattet;

*) So ſehr man gegen das Leibeigenthum declamirt, ſo erinnere ich mich doch nicht, irgendwo überzeugende Gründe geleſen zu haben, welche das Leibeigenthum ganz aufzuheben anrathen könnten. Da einige mitleidige Gutsherrn gleichwol einen Verſuch damit gemacht haben, ſo wünſche ich unterrichtet zu ſeyn, ob die Folgen ihre Erwartung erfüllen?

Wenn ein Stand wahres Mitleiden verdient, ſo iſt es der gemeine Soldat, inſonderheit zur Zeit des Krieges; Er hat Tag und Nacht keine Ruhe, muß die ſaureſten Strapazen, auch Hunger und Kummer ausſtehen, waget alle Augenblick Leben und Geſundheit; dabey wird er ſchlecht bezahlt, hart gehalten, und die commandirende Officiers dürfen oft kaum bedenken, daß ſie Menſchen vor ſich haben. Es bleibt aber unmöglich, ihnen einen höhern Sold zu geben, ihre Strapazen zu erleichtern, und die Umſtände zu verbeſſern. Der Soldat ſelber empfindet auch kaum ſein Ungemach, und iſt zufrieden, wenn er Trommeln und Pfeifen hört, und zu Zeiten eine viertel Stunde ſich ſelbſt gelaſſen bleibt, da er ſingen und pfeifen oder tanzen kann.

Man gebe alſo einem Leibeigenen Gelegenheit, daß er oft ſingen und tanzen, mithin das Gemüth aufmuntern kann, ſo wird er ſich über die Härte ſeines Standes nicht beſchweren. Man gewöhne ihn, daß er nicht mehr ſo ſklaviſch denkt, und ſich ſelber von ſeinen Umſtänden vortheilhaftere Begriffe mache, man plage ihn nicht ſehr, ſo wird er mehr Leben erhalten, und fleißiger werden.

ſtattet; denn einmal mit einer übertriebenen Strenge verfährt; denn wieder gar zu hart in Beytreibung der Gefälle iſt. Dies findet auch bey allen Pächtern ſtatt. Man kann aber daher keinen Schluß machen, daß ein Stand vor dem andern Vorzüge habe.

Die freieſten Unterthanen in Deutſchland habe ich in Franken angetroffen, ſie können mit ihren Gütern machen was ſie wollen; Es wird alſo ohn Unterlaß unter ihnen gehandelt. Sie zahlen ihren ſogenannten Gutsherrn jährlich nur geringes an Gelde, und was ſie jährlich zu den öffentlichen Anlagen beytragen, iſt kaum der Mühe werth. Blos, wenn der Beſitzer des Hofes ſtirbt, oder wenn ein Gut getheilt und verkauft wird, ſo erhebt der Gutsherr unter dem Namen von **Handlohn** jedesmal den zehnten Gulden. Es können alſo dorten unbarmherzige oder intereſſirte Herren ihre Unterthanen eher ruiniren, und eben ſo hart mit ihnen verfahren, als wenn es Leibeigne wären, wenn ſie bey jedem Vorfall eines Kauf- oder Erbhandlohns gar zu genau ſind, und ihren Eigennutz durch übertriebene Taxation der Baurenhöfe auf das höchſte treiben; deswegen wird wol Niemand rathen, daß man dort die Leibeigenſchaft einführen ſoll.

Meiner Meinung nach kann alſo die Leibeigenſchaft an einigen Orten allerdings zuläßig und vortheilhaft ſeyn, man muß die Leibeigne nur als Menſchen und nicht als Galeren-Sklaven behandeln.

Im Osnabrüggiſchen, wenn ein Leibeigner heirathet, damit nicht beym Abſterben alles was erworben iſt, mit dem Herrn getheilt werden müſſe, ſo behandelt er gleich bey der Auffahrt den Sterbfall mit; Mitleidige Herren handeln mit ihnen auf ein geringes, ſo kann der Leibeigne ſich ein größers Vermögen

er-

erwerben, als bey uns ein Meyer nimmer thun wird; und indem ein Gutsherr viele wohlhabende Titular-Leibeigne hat, ſo erhebt er mehr von ſolchen, als andere, welche alles auf das genaueſte ſuchen, und alle Unterthanen zu Bettler machen.

Wenn auch die Benennung von Freyen oder Leibeignen einen Einfluß haben könnte, ſo müßten diejenigen, welche völlig freie Höfe haben, vorzüglich fleißige Hauswirthe ſeyn; Man findet aber unter ihnen eben ſo wol einige, welche in Verfall und Concurs kommen: Oder es würden die Ackerleute fleißigere Hauswirthe ſeyn, wenn ſie alle den Namen und die Freyheit von Bürgern führten; man wird aber in denen, Ackerbau treibenden, Städten eben ſo viel, und vielleicht mehrere nachläßige Wirthe finden, und in andern Handelsſtädten ſind die Einwohner nachläßiger auf die Handlung und Fabrikarbeiten, als immer ein leibeigner Bauer auf den Ackerbau ſeyn kann. Man findet hingegen auch in denen kleinen, wenige Privilegia habenden, Landſtädten fleißige und Reichthum erwerbende Bürger, und es giebt unter den Bauren auch emſige und empor kommende Wirthe; ſie mögen Leibeigne, Meyer, Erbenzinsleute, Köther, Beybauren, oder Brinkſitzer heißen. Nur müſſen die ihnen Vorgeſetzte menſchlich mit ihnen umgehen, und ſie nicht misvergnügt machen, ſondern aufmuntern *).

Kommt es aber auf die zwote Frage an; „In „wie weit es rathſam ſey, den gemeinen Mann von „de-

*) Am merkwürdigſten iſt mir, daß viele Begüterte eben zu einer Zeit auf die Aufhebung der Leibeigenſchaft verfallen, da die großen Herrn alles Leibeigen machen, und die Adelichen ſelber als Sklaven tractiren, we-

„denen ſo läſtigen Frohndienſten zu befreyen.“ So iſt ein Unterſcheid, ob man den Dienſtpflichtigen ganz von Dienſten befreyen, oder ob man ihm den zu leiſtenden Dienſt ſo weit wie möglich erleichtern ſoll?

Ich bleibe bey obigem Exempel, und ſehe allemal den Ackerbau als eine Fabrike an. Indem ich nun die den Raum A B C D bebauende zehn tauſend Arbeiter glücklicher ſehen will, ſo iſt nicht allein die Abſicht, ſie für ihre Perſon glücklicher zu machen, ſondern mich auch zu ſichern, daß die bisher von dieſem Raum gehabte Einnahme, und die davon abzutragenden öffentlichen und Nebenabgaben deſto ſicherer erfolgen, ja gar auch vermehrt, der ganze Raum auch beſſer bebauet und genuzt werden könne; und dazu thut die Freyheit nichts.

Eine Fabrik muß ihre Waaren wohlfeil liefern, folglich muß ſie ihre Arbeiter um ein geringes Tagelohn haben können, wenigſtens die mehrſten. Wenn eine Fabrik gewiſſe unangenehme, gar ſchmuzige und zum Theil gefährliche Arbeiten erfordert, ſo müſſen ſich immer einige dazu bequemen, und man kann diejenigen, die ſich dazu widmen, deswegen nicht unglücklich nennen, noch aus Mitleiden, und um dieſen keine ſaure Tage zu machen, die Fabrik ganz eingehen oder leiden machen.

Eine Wollfabrik muß ſo viele tauſend Wollſpinners halten, welche kaum Waſſer und Brodt verdienen, auch

wenigſtens Niemanden aus dem Lande laſſen, und ſich über ihre Perſonen und Güter eine völlige Herrſchaft anmaßen.

Der Knechtſchaftſtand iſt hart, doch beſſer jederzeit,
Als ein ganz freier Stand, doch ohne Sicherheit.

Lichtwehr Fabeln.

auch bey Anrührung der fetten Wolle ausſätzig und krank werden; die Fabrik würde aber nicht beſtehen können, wenn man jedem Wollſpinner das Tagelohn um die Hälfte erhöhen wollte, damit er Fleiſch eſſen und Bier trinken, auch täglich rein Zeug anlegen, und in großen luftigen Zimmern wohnen könne.

Bey dem Ackerbau kommt noch in Erwegung, daß zu gewiſſen Jahrszeiten zu einigen Arbeiten eine große Menge Arbeiter und ſchleunige Hülfe erfordert werden; Vornemlich in der Saat- und Erntezeit, auch beym Heumachen.

Iſt man nun in großen Haushaltungen nicht von einer gewiſſen Menge Hände gewiß, daß man ſolche zu jeder Tageszeit, wenn der Directeur es nöthig findet, herbey rufen könne; ſo würde oft ein großer Theil einer Ernte verlohren gehen, oder man müßte die Hülfe mit einem übertriebenen Tagelohn erkaufen, und bliebe doch ungewiß, ob nicht Nachbaren künftig ſie durch neue Verſprechungen abſpenſtig machen werden.

Man wendet zwar ein; Es müßte für einen armen Bauren traurig ſeyn, der ſein eigen Korn verderben laſſen, und ſeinem reichen Dienſtherrn helfen müßte, daß ſolcher das ſeinige in Sicherheit bringe.

Mit gleichem Rechte kann man noch vielmehr und mit größerm Rechte einen armen Dienſtboten bedauren, der für ſeinen Lohnherrn vielleicht überflüßige und entbehrliche Arbeit machen, oder gar müſſig ſtehen und anſehen muß, daß ſeinen dürftigen Eltern das Korn wegen Mangel der Hülfe auf dem Felde verdirbt.

Es iſt annoch zu bemerken, daß wenn der Dienſtherr einiger Maaßen billig und wohldenkend iſt, ſo wird ſeinen Dienſtpflichtigen durch Ableiſtung des Dienſtes ſelten etwas verderben; denn man iſt in großen Haushaltungen gemeiniglich acht bis vierzehn Tage voraus; Gegen des, daß nun der Bauer ſein Land beſäen, oder mit der Ernte anfangen muß, iſt der Dienſtherr ſchon fertig.

Wenn auch der Bauer in eine gute wohl eingerichtete Haushaltung ſeine Knechte und Söhne auf den Dienſt ſchickt, ſo iſt dies ſo gut als eine hohe Schule; weil eine Aufſicht geführt wird, daß alles ordentlich gemacht werden muß; Es werden den Dienſtpflichtigen von Jugend auf die rechten Handgriffe gezeigt; Sie werden, wenn ſie fehlen, zu recht gewieſen, und lernen die rechte Zeit beobachten; Der Bauer würde oft vergeſſen, daß es ſchon Zeit ſey, eine Arbeit vorzunehmen, wenn er nicht dadurch, daß er dazu auf den Dienſt beſtellet wird, daran erinnert würde *)

Wenn derowegen obige zwey tauſend Morgen, ſo lange ſie in Frohndienſten beſtellt worden, jährlich eine Einnahme von zehn tauſend Thaler gethan haben, ſo würden davon, wenn man das Land unter ihnen

*) Es iſt ein Vergnügen, wenn man anhört, wie die auf dem Dienſt geweſene Bauern über die Handgriffe des Dienſtherrn und ſeines Verwalters oder Ackervoigts urtheilen, und was für Anmerkungen ſie darüber zuſammentragen. Geſcheute Bauren wiſſen gemeiniglich alle Fehler ſowol als das vorzüglich Gute ſehr richtig zu beurtheilen, und indem die Jüngern die Anmerkungen der ältern und mehr erfahrnen hören, ſo lernen ſie allgemählig ſelber mehr nachdenken, und eigne Anmerkungen machen.

ihnen gegen eine Geldpacht austhun wollte, damit ſie es in ihren eigenen Namen beſtellen könnten, jährlich höchſtens keine achttauſend Thaler aufkommen: Wollte man aber das Feld mit eignen Geſpann lieber bebauen, ſo wird man vielleicht mehr Korn davon ernten, aber nach Abzug der anzuwendenden größern Unkoſten keine fünf tauſend Thal. Ueberſchuß behalten.

Wir haben verſchiedene Freyhöfe, ja ganze Gegenden im Lande, wo der Bauer keine Dienſte leiſtet; Ich habe aber nicht gefunden, daß ihr Exempel einen ſo vortheilhaften Eindruck mache, daß man Urſache habe, allen Bauren eine Dienſtfreyheit zu wünſchen.

Wenn der Bauer ſich frey findet, ſo hält er ſich zu vornehm, um das Feld ſelber zu beackern; er miethet dazu Knechte, welche es verabſäumen, und er geht zu Kruge und wird zu Zeiten liederlich. Daraus folget aber nicht, man ſoll alle Freyhöfe dienſtpflichtig machen.

So wie ein billiger Lohnherr für ſeine Dienſtboten ſorgen, und ihnen den Dienſt eher erleichtern, folglich nicht dahin trachten wird, daß ſie, da ſie ſich bey ihm einmal in Dienſten begeben haben, den ganzen Tag über mit der ſaurſten Arbeit gequält werden; Alſo wird auch ein mitleidiger Dienſtherr bemerken, daß es nicht ſo ſehr darauf ankomme, ob ſeine Frohndienſte, welche ihm vier und zwanzig Tage in jedem Monate dienen müſſen, ſolche ſämmtlich ableiſten, wenn ſie ſich darüber auch in einem Monate ganz ruiniren ſollten. Er wird vielmehr finden, daß er Urſache hat, ſie in beſtändigen guten Umſtänden zu erhalten, damit er ſicher bleibt, auch in der Folge alle nöthige Arbeiten durch ſie beſchicken laſſen zu können,

wenn ſie auch im Monat nur zwölf Tage abdienen ſollten.

Noch iſt allerdings zu bemerken, daß wenn die Ableiſtung des Wochendienſtes dem gemeinen Manne gleich höchſt läſtig iſt, dennoch ihn an manchem Orte weit mehr drücken würde, wenn er dafür an baarem Gelde ſo viel mehr bezahlen ſollte: denn der Bauer hat zu wenig Quellen, um baar Geld einzunehmen, alſo bleiben im Ganzen die Naturalabgiften und Dienſte weniger läſtig als eine Erhöhung der Geldauflagen.

Das Land würde vielleicht gewinnen, wenn man manches Dorf zu einer Stadt, die daſigen Bauren zu freyen Bürgern, und den Bauerrichter zu einen anſehnlichen Bürgermeiſter erklärte, vornemlich wenn man allen zugleich den Geiſt der Handlung einflößen könnte *). Noch mehr aber wird dem geringern Stande aufgeholfen werden, wenn wir weniger für ihn ſorgen, und ihn weniger einſchränken; folglich auch den Un-

*) Wenn wir andre Menſchen glücklicher machen wollen, ſo müſſen wir nicht ſo ſehr drauf ſehen, in wie weit die Umſtände einzelner verbeſſert werden, ſondern ob überhaupt im Ganzen mehr Ordnung und Verkehr werde befördert werden.

Diejenigen überhaupt, welche ſchwere Dienſte leiſten, und ſtets in Bewegung ſeyn müſſen, würden zwar bey einer Erleichterung eine bequemere Lebensart führen; aber es würde auch weniger beſchickt werden; Manche Verbeſſerungen würden unterbleiben, wenn wir ſie nicht durch Dienſte mit geringen Koſten vollführen könnten. Werden auch die Umſtände des gemeinen Mannes merklich gebeſſert, ſo will er beſſer leben, und verzehrt vieles unvermerkt in ſeiner Wirthſchaft, womit jetzt Handel und Wandel getrieben wird.

Unterobrigkeiten und Aufſehern weniger Mittel an Hand geben, durch Befolgung der Einſchränkungen die Einwohner mitzunehmen, zu unterdrücken, zu taxiren, in Contribution zu ſetzen, und neue Nebenlaſten aufzubürden, wodurch ſie eben von nöthigern Geſchäfften abgehalten und mehr unterdrückt werden, als durch den gewöhnlichen Wochendienſt *).

Da von der Göttingiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften für das Jahr 1772 die Frage: „Iſt es rath-

Es ward von der Academie zu Caen in Frankreich im Jahr 1766 wohlbedächtlich die Frage aufgegeben: Quelles diſtinctions l'on peut donner aux riches laboureurs, tant proprietaires, que fermiers, pour fixer & multiplier les familles dans cet état utile & reſpectable, *ſans en ôter la ſimplicité, qui en eſt la baſe eſſentielle?* Mir iſt unbekannt, ob dieſe Frage aufgelöſet worden.

*) Verſchiedene Schriftſteller haben ſich ſchon bemühet, zu berechnen, wie viel der Bauer gewinnen würde, wenn er vom Dienſte befreyet bliebe: Es ſcheint aber, daß man den Gewinnſt nur von einer Seite berechne. Z. E. der Dienſtpflichtige gewinnet freilich an der Zeit, an Zehrung für Menſchen und Vieh, am Dünger, an Ackergeräthen, an Verluſt und Gefahr bey Pferden, an der Kleidung, an der Bequemlichkeit und ſo weiter, wenn er ſtatt auf den Dienſt zu gehen zu Hauſe bleiben, und ſeine Pferde im Stalle ſtehen laſſen kann; Sie wollen aber an der andern Seite auch, daß er die ſonſt im Dienſte zugebrachte Tage nun für Geld fahren, und dadurch mehr verdienen ſoll. Alsdenn muß er aber Pferde und Geſchirr mehr anſtrengen, die Pferde öfter abwechſeln, mehrere Unkoſten anwenden, und weit mehr Ungemächlichkeiten ausſtehen, als wenn er damit nur den Wochendienſt ableiſtete.

„ ſam, die Frohndienſte abzuſchaffen?“ zur Preisaufgabe ausgeſetzt worden, ſo wird ſie durch die zu hoffende Abhandlungen vielleicht ein neues Licht bekommen. Das hier angeführte wird aber bey deren Beurtheilung einigen Nutzen leiſten.

§. 262.

XIX. **Rath.** “Der Landesherr muß große „ Magazine anlegen, welche bey zunehmenden „ Mangel eröffnet werden können.“ (§. 228.)

Ma-

Beamte, welche Einwohner haben, die in Lohnfuhren fahren, klagen gemeiniglich, daß ſolches die ſchlechteſten und ärmſten Wirthe ſind, ſie verſchleppen den Dünger, werden liederlich, verſäumen den Akkerbau, und gerathen in Schulden.

Ueberhaupt muß ich erinnern, daß, indem ich hier die Beybehaltung der Naturaldienſte anrathe, meine Meinung keinesweges ſey, daß alle und jede Dienſtpflichtige ohne Unterſcheid mit aller Strenge zu Ableiſtung der Dienſttage angehalten werden ſollen. Ich wünſche vielmehr, daß manche Pächter, welche mit den Dienſtpflichtigen unbarmherzig umgehen, und ſie ohne Noth plagen, dafür angeſehen werden könnten. Ich mögte auch viele Landeseinwohner vom Naturaldienſt befreien, wenn ſie nemlich zu weit entfernt wohnen, durch den Dienſt außerordentlich bedruckt werden, und in den Haushaltungen, wo man ſie braucht, nicht ſo vielen Vortheil ſchaffen, wenigſtens nach der Lage und Beſchaffenheit ihrer Höfe weit größern Nutzen ſtiften, und ſolche in Aufnahme bringen könnten.

Ein neuer im Badenſchen gemachter Verſuch, da die Unterthanen gegen Erlaſſung des Naturaldienſtes den fünften Theil des jährlichen Ertrages von ihren Feldern, und den fünf und zwanzigſten Theil der Weinberge an Gelde geben ſollen, wird dieſe zweifelhafte Frage weiter aufklären.

Magazine ſind unumgänglich nöthig; vornemlich in großen Städten, und in ſolchen Gegenden, wo der Kornbau gering iſt, und wo man von der Zufuhr von Nachbaren leben muß, welche leicht ſperren; indem bey plötzlich abgeſchnittener Zufuhr die Furcht vor Mangel ſonſt leicht auf einige Zeit in Verlegenheit ſetzen kann.

Wenn auch eine Theurung überhaupt dem Lande nicht ſo nachtheilig iſt, wie man gemeiniglich glaubt, ſo drückt ſie doch einzelne arme Einwohner gewaltig, die das Geld nicht anſchaffen können, und alſo verhungern müſſen, wenn ihnen nicht Korn geſchenkt wird.

Wenn man aber voraus ſetzen will, daß in den Magazinen ſo viel Vorrath ſeyn müſſe, daß alle Einwohner bey entſtehenden Mangel drey oder vier Monate davon zehren könnten, ſo würden erſtaunliche Magazine erfordert werden.

Wenn man auch glaubt, daß die Magazine dienen ſollen, um wohlfeile Preiſe zu erhalten, ſo dürfte dies Mittel eines theils nicht hinreichend, andern theils auch überflüßig ſeyn. Es beruhet alſo darauf, 1) wie groß man die Magazine nach dem Verhältniß der Einwohner anlegen ſoll? 2) „wie ſie am beſten „eingerichtet werden?“

Die letztere Frage inſonderheit iſt von der Göttingiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften auf das Jahr 1772 als eine Preisfrage aufgegeben worden. Ich werde mich alſo darüber nicht weiter einlaſſen, ſondern nur kürzlich die von andern bey Anlegung ſolcher Magazine bemerkte Schwürigkeiten und Unbequem-

lichkeiten anmerken; da eine Anweiſung zu deren Anlegung auch lehren muß, wie man dieſe vermeiden könne.

1) Wenn abſeiten der Herrſchaft Befehle zum Aufkauf gegeben werden, ſo muß der Aufkauf durch Commiſſiones geſchehen. Es erweckt aber bald ein Aufſehen, wenn nur auf einiger Maaßen beträchtliche Quantitäten Commiſſiones ertheilt werden; dadurch wird alſo leicht eine Steigerung in den Preiſen veranlaßt, wenigſtens muß gemeiniglich bey dem Ankauf ſchon mehr bezahlt werden, als die Preiſe ſind.

2) Es wird unter einer großen Menge leicht etwas ſchadhaftes, feuchtes oder mulſtriges Korn angekauft, und man verdirbt den ganzen Haufen Korn, worunter das ſchadhafte geſchüttet wird; ja der Wurm breitet ſich über das ganze Gebäude aus, und iſt oft in mehrern Jahren nicht auszurotten.

3) Die Transport- und Nebenkoſten von ſolchem angekauften Korn pflegen gemeiniglich höher zu gehen, als wenn ein Kaufmann etwas auf eigne Rechnung kommen läßt.

4) Sollen zu Verwahrung der Magazine beſondere Aufſeher angeſtellt werden, (welches noch das Beſte iſt, da dergleichen zuſammengekauftes, und gemeiniglich zu Waſſer transportirtes Korn, vornemlich im Anfange, eine genaue Aufſicht erfordert,) ſo gehören dazu mehrere koſtbare Bediente; derer erforderlichen Gebäude nicht zu gedenken.

5) Will man die Aufſicht andern Beamten auftragen als ein Nebengeſchäffte, ſo können dieſe ſolche ſelten ſelber beſorgen, ſondern müſſen ſie ihren Neben-

und

und Unterbedienten überlaſſen, welche unzufrieden ſind, daß ihre Arbeit und Verantwortung vermehrt wird, ohne daß ſie dafür Belohnung erhalten, welche dem erſtern bleibt. Sie ſehen alſo die Magazine, zumalen, wenn ſie von andern aufgekauft worden, als eine fremde Sache an, und verlaſſen ſich auf die Tagelöhner und Herrndienſte, welche leicht etwas verſäumen.

6) Es iſt bey ſolchen großen Magazinen große Gefahr und beträchtlicher Abgang.

7) Da die Adminiſtration von dem Generaldirectorio abhangen muß, dieſes aber die beſondere Umſtände jeden Orts nicht genau wiſſen kann, ſondern ſich auf die Berichte verlaſſen muß, oder aber ſich zu ſehr an allgemein angenommene Principia bindet, ſo hat die Adminiſtration verſchiedene Bedenklichkeiten.

8) Da zu dem Verkauf jedesmal erſt Befehle gegeben werden müſſen, ſo kann ſolches in entfernten Gegenden nicht allemal mit gehöriger Vorſicht beſorget werden.

9) Bey dem Abmeſſen wird die Herrſchaft alſo gemeiniglich beträchtlich Schaden leiden; oder wenn das Publicum dieſen Schaden übernehmen ſoll, ſo wird es in den Preiſen überſetzt.

Die beſte Art, für einen Landesherrn Magazine anzulegen, bleibt wol, auf jedem Amte von denen zu erhebenden Zinsfrüchten bey wohlfeilern Jahren einen Theil aufſchütten zu laſſen; Eine Bedenklichkeit dabey iſt nur, daß bey vielen Aemtern der Raum dazu fehlen wird, und deswegen erſt neue Gebäude aufgeführt werden müſſen; die Beamten ſelber auch we-

gen der dadurch ihnen zuwachſenden Arbeit und Gefahr, und in mehrerm andern Betrachte, ein ſolches eben nicht wünſchen werden. (§. 228.)

Ueberhaupt finde ich gut, wenn es möglich wäre, dergleichen Unternehmungen ſo einzurichten, daß diejenigen, denen die Aufſicht und Verwaltung davon anvertrauet wird, an dem Vortheil und Schaden unmittelbar Antheil nehmen; um ſie aufmerkſamer und weniger gleichgültig zu machen, als wenn ſie beydes blos einer fremden Kaſſe berechnen müſſen und können.

§. 263.

XX. **Rath.** „In einem Lande müſſen hin „und wieder kleine Nebenmagazine unterhalten „werden.“

Dieſe ſind die allerbeſte Sicherheit in Gefahren; zumal wenn ſie von einzelnen Landwirthen auf ihre Gefahr und Koſten unterhalten werden.

Dies iſt eine der Hauptbetrachtungen, woher ich behaupte, daß viele große Haushaltungen und Pachtungen einem Lande nützlich ſind. Denn man kann jede, als ein zum Beſten des Staats errichtetes Magazin anſehen. Viele große Landwirthe oder Pächter werden, wenn ſie des Geldes einiger Maaßen entbehren können, bey wohlfeilen Zeiten den Ueberſchuß von einer Ernte aufſchütten und liegen laſſen; dieſen fällt auch die Unterhaltung eines ſolchen Vorraths nicht ſo koſtbar; Denn es iſt ein großer Unterſcheid, ob jemand auf ſeine eigne Rechnung einen Vorrath aufſchüttet, für deſſen ſichere Bewahrung ſelber Sorge nimmt, täglich dabey umgeht, alle Nebenunkoſten mit einer Ueberlegung und Sparſamkeit einrichtet,

tet, jeden Umſtand ſich zu Nutze macht, und auf die rechten Momente paßt, wenn er mit Vortheil losſchlagen kann.

Wären hingegen alle Felder vereinzelt, ſo ſind kleine Pächter ſelten in den Vermögensumſtänden, daß ſie das Pachtgeld anders als durch den Verkauf des eben geernteten Korns herbeyſchaffen können; ſie müſſen alſo das geerntete bald nach der Ernte, ſo zu reden, ſchon verſchleudern, und behalten oft kaum ſo viel Vorrath, als ſie zu ihrer eignen Nothdurft bis zu der nächſten Ernte gebrauchen. Wo daher keine große Haushaltungen ſind, pflegt gleich bey dem erſten Mangel das Klagen überhand zu nehmen *).

Eben aus dieſer Abſicht habe ich ſchon oben angerathen, daß man ſich nicht ſo ſehr gegen diejenigen auflegen ſoll, welche bey wohlfeilen Zeiten Korn aufſchütten, und ſolches bey angehendem Mangel nicht gleich abmeſſen wollen. Meines Bedünkens ſollten eher bey einem entſtehenden Mangel einzelne Pächter, Landwirthe und Kaufleute aufgemuntert werden, Korn aufzukaufen: Wenn ihnen auch im Nothfall, nach dem Vorſchlage anderer, dazu ein Kapital ohne Zinſen vorgeſchoſſen werden müßte, damit ſie auf ihre Gefahr ſo lange ein Magazin von beſtimmten Gehalt unterhielten, bis deſſen Losſchlagung erfordert wird. Abſeiten der Caſſen wäre dabey bey weitem nicht die Gefahr und der Verluſt, als wenn ſie auf eigne Koſten aufkaufen laſſen.

Herr

*) Man hat mir das Exempel von Rußland angeführt, allwo die mehrſten Ländereyen einzeln ausgethan ſind, und daher leicht und öfter ein Mangel entſtehen ſoll.

Herr Scharnweber hat in Vorſchlag gebracht, daß ſich zu Beſorgung eines ſolchen Ankaufs eine Geſellſchaft verbinden, und das zum Vorſchuß nöthige Kapital durch Actien einſammlen ſoll: Ich fürchte aber, daß ſie das Schickſal einer ähnlichen, in der Nachbarſchaft errichteten großen Geſellſchaft haben, und daß das Publicum dagegen durch Furcht, Argwohn und Mistrauen eingenommen werden würde: Wie ſich denn auch eine ſolche Geſellſchaft, welche in der Folge beſtändig mehr auf Beförderung des gemeinen Beſten, als auf ihr Privat-Intereſſe denken ſollte, wie doch eigentlich die Abſicht iſt, nicht wol gedenken läßt; wenn auch die Abſicht bey der erſten Stiftung noch ſo lobenswürdig geweſen.

Wäre ich ein Freund von Projecten, ſo würde ich anrathen, daß man, ſo wie bey andern großen Fabriken, Waarenlager anlegen ſolle, wohin ein jeder Fabrikante ein fertiges Stück Waare, wenn er es nicht gleich vortheilhaft verkaufen kann, gleich als in eine Leihkammer gegen Erhebung eines Vorſchuſſes ſo lange niederlegen kann, bis ſich abſeiten der Fabrik Gelegenheit findet, einen vortheilhaften Verkauf im Großen zu machen. Mich deucht, man hat ſchon in Städten ähnliche Veranſtaltungen, ſo daß ein Bauer, der Korn zu Markte bringt, und nicht los werden kann, auch daſſelbe nicht wieder mit nach Hauſe nehmen will, ſolches Korn bis zum nächſten Markttage daſelbſt niederſetzen kann.

Der größte Handel iſt unter dem gemeinen Mann und geringen Pächtern gemeiniglich bald nach Michaelis bis Martini, wenn die Preiſe noch am geringſten ſind, indem er ſeine mehrſten Zahlungen nach

der Ernte auslobet, und alsdenn herrſchaftliche Gefälle, auch das vorhin erborgte Korn bezahlen muß. Er muß alſo zu ſeinem großen Schaden wohlfeil verkaufen, und die Reichern, welche Korn aufkaufen müſſen, und es wol bezahlen können, machen ihren Vorrath auf das ganze Jahr.

Wenn nun bey allen Aemtern, Städten und Gerichten, dergleichen Waarenlager angelegt würden, wohin der Bauer ſein Korn nur vorläufig niederlegte, und das nöthige Geld vorſchußweiſe erhielte, ſo hätte man ſo viel beſtändige Magazine, und wenn die Preiſe nachher binnen einem Jahre ſtiegen, könnte einem jeden der Ueberſchuß nach Abzug der Unkoſten heraus bezahlt, oder vielleicht gar zur Zeit eines Mangels Korn zurück gegeben, mithin dem Baurenſtande ſehr aufgeholfen werden.

§. 264.

XXI. Zweifel. „Sollten die gewöhnlichen „Einſchränkungen denn gar keinen Nutzen „haben?“

Alles angeführte ſcheint die Zuſchläge abzurathen, und ſo viel Mühe ich mir gegeben habe, zu erforſchen, ob man die Fruchtſperre nicht etwa von einer Seite rechtfertigen könne? ſo vermag ich doch bey meinen eingeſchränkten Einſichten und geringer Erfahrung auch nicht einmal einen Scheingrund dazu zu finden; Ich getraue mich aber nicht, wie L'ami des hommes ſagt, de m'ériger en cenſeur public. Ich habe blos die Gründe anführen wollen, welche mich, ſo oft es auf meine Stimme ankommt, bewegen, von allen Einſchränkungen abzurathen, und zu wünſchen,

daß

daß andere eben ſo wenig dazu geneigt ſeyn, oder wenigſtens die daher zu beſorgende unausbleibliche Folgen vorher erwegen mögen: Oder daß, wenn es eine Möglichkeit wäre, mehrere Verſuche angeſtellt würden; ob, wenn auch alle Nachbaren umher ſperren, der den Handel und Wandel frey laſſende mittlere Staat nicht von allen Seiten dabey gewinnen und dadurch reich werden würde? *)

Da aber gleichwol alle Länder ſofort zu Einſchränkungen ſchreiten; da die größten Staatskundigen darin nur allein das Heil der Länder ſuchen: ohnerachtet es allemal heißen wird, wie ich eben den Augenblick in einer Zeitung den Artikel von Liſſabon leſe. „In „Portugal iſt die Getreide-Handlung mehr als je„mals eingeſchränkt; Man darf kein Getreide ohne „Paß, der ſchwer zu bekommen iſt, ausführen, „und dennoch nimmt der Mangel immer zu;“ So entſteht bey mir ein Zweifel, ob nicht die Einſchrän-

*) Wenn ich nicht ſehr irre, ſo wird man jetzt in ganz Deutſchland ſchon je mehr und mehr von der Richtigkeit meiner Sätze und von der Schädlichkeit der Sperren überzeugt.

Die deswegen auf dem Reichstage angeſtellten Berathſchlagungen und gefaßte Concluſa ſind bekannt; da gar in Vorſchlag gebracht worden, daß alle deutſche Stände ſich unter einander verbinden ſollten, den Kornhandel künftighin ganz frey zu laſſen; Nachmalen aber, daß einzelne Kreiſe wegen wechſelsweiſer freyer Ein- und Ausfuhr unter ſich eine Verabredung treffen könnten.

Ein Reichsſtand wird ſich in ähnlichen Policeyanſtalten wol niemalen die Hände binden laſſen. Es muß ihm die Freyheit bleiben, wenn er es ſeiner Convenienz

ſchränkungen doch zu der beſten Welt gehören, und ein nothwendiges Uebel ſind? Wenn an der einen Seite gleich der gröſste Haufe derer Unterthanen, welche man eben beſchützen will, dadurch unterdrückt wird, ſo erfordert vielleicht die Ordnung im Ganzen ihre Zulaſſung, damit ſich einige Privatperſonen dadurch in ihren Umſtänden verbeſſern und bereichern. Vielleicht will eben die Vorſicht, daſs durch dies Mittel das geſperrte Land verkleinert und ärmer gemacht werde, damit andere benachbarte Länder, welche bisher Mangel erlitten haben, empor kommen und ſich bereichern? Doch dieſe erhalten den Hauptvortheil von dem Korn, das ſie uns zuſchicken, noch nicht, welcher in den Handelsſtädten in den Händen derer unterhandelnden Kaufleute bleibt: dieſe bereichern ſich freilich anſehnlich, wenn ſie eine Laſt Korn, die ihnen im Einkauf ſechzig bis ſiebenzig Thaler koſtet, uns

venienz erachtet, den Handel mit Nachbaren allemal einzuſchränken, nachdem ſie ſich gegen uns betragen.

Hier iſt nur die Frage: „ob jemals die Convenienz anrathen kann, eine Kornſperre zu machen; „und ob man irgend eine Urſache habe, aus der von „Nachbaren gemachten Sperre eine Furcht oder Beſorgniſs zu ſchöpfen.“

Wenn mein Beweis vom Gegentheil richtig iſt, ſo kann jeder Staat eher als ein Glück und Vorzug für ſich anſehen, wenn ſein Nachbar unvorſichtig genug iſt, wegen eines verſpürten Mangels ſein Land zu ſperren, ſeine Verlegenheit zu verrathen, und uns ſelbſt die Mittel an Hand zu geben, um uns ſeine Schwäche zu Nutze zu machen.

Es trift auch hier ein, daſs wir, um uns gegen eine Gefahr zu decken, nur gar zu gern die entfernteſten und wol gar widrige Mittel hervorſuchen.

uns für ein hundert und funfzig Thaler verkaufen, und wenn ſie nur zwölf hundert Laſt abſetzen, daran ſchon über hundert tauſend Thaler baar gewinnen.

Indem alſo der Hauptvortheil in unſerer Nachbarſchaft bleibt, ſo dürfen wir vielleicht mit den Jahren deſſen Rückkehr hoffen?

Doch da mein Vortrag für die mehrſten Leſer ſchon zu weitläuftig gerathen ſeyn wird, ſo ſchlieſſe ich dieſe Abhandlung mit dem, in einem bekannten Journale bey ähnlicher Gelegenheit angeführten, Wunſche:

Ceux, qui ſont élevés aux rangs les plus éminens, peuvent ſeuls favoriſer l'Agriculture, & hâter ſes progrès, en aſſurant la liberté des bras, qui labourent la terre; ſeul moyen de féconder les Champs; Moyen heureux, & qui vaut mieux, que toutes ces defenſes & prohibitions &c.

Jour. encycl.

Drey=

Dreyzehnte Abtheilung.

Der Hausvater ſein Arzt.

Quid tædius turpiusque, quam ſi in hoc tabernaculo hoſpites ſimus, nec ſciamus miranda corporis, quod vbique circumferimus.

Ariſtot.

§. 265.

Damit ein Menſch ſich recht **glücklich**, und ſeinen Zuſtand **glückſelig** nennen könne, wird nothwendig **ein zufriedenes Gemüth**, und **ein geſunder Körper** erfordert.

In denen vorigen Abhandlungen habe ich mich zu zeigen bemühet, wie wir unſere Handlungen einrichten ſollen, damit bey einer anzuſtellenden Prüfung unſer Gewiſſen uns keinen Vorwurf mache, und nichts unſere Gemüthsruhe und Zufriedenheit ſtöhren könne; In denen leztern beyden Abhandlungen habe ich insbeſondere erwogen, wie wir ſolchen Gefahren, wodurch unſere Zufriedenheit geſtöhrt werden mögte, vorbeugen und ausweichen ſollen?

Es wird alſo nicht überflüßig ſeyn, einige Anmerkungen hinzuzufügen, was wir anzuwenden haben, um einen geſunden Körper zu erhalten, da ein geringer Fehler in demſelben uns misvergnügt, grämlich, verdroßen, und zu allen Geſchäfften untüchtig macht; Man kann von der Geſundheit mit Recht ſagen:

Ta préſence eſt pour nous la fraicheur de l'Aurore
Bientôt menages peu tes charmes ſont flétris

Ce que tu vaux, helas, trop ſouvent on l'ignore,
Ce n'eſt qu'en te perdant, que l'on connoit ton prix.
L'Année litter.

oder mit dem **Arzte:**

Geſundheit, von allen den Gaben
Die Sterbliche wünſchen und haben,
Nimmſt du mit Recht den Vorzug ein.

§. 266.

Diejenigen, welche eigentlich für die Erhaltung und Herſtellung unſerer Geſundheit ſorgen müſſen, nennen wir **Aerzte.**

So klug der Menſch zu ſeyn ſich einbildet, ſo ſehr er mit ſeiner Vernunft pralet; ſo kann er doch ſelten ſich ſelber vorſtehen und rathen, ſondern er muß gemeiniglich ſeine Zuflucht zu dem Beyſtande und dem Rath anderer nehmen; Es erhält uns aber in einer Verbindung, daß wir ohne Hülfe anderer nicht leben können.

Wären alle Menſchen gleich fromm, ſo hätten wir keine uns unterrichtende Geiſtliche nöthig.

Wüßte ein jeder gleich ſelbſt zu beurtheilen, ob er in einer ſtreitigen Rechtsſache Recht oder Unrecht habe? ſo brauchten wir keine Advocaten, Rechtsgelehrte, noch Richter.

Könnte ein jeder Menſch ohne den Rath anderer ſich geſund erhalten, oder die verlohrne Geſundheit herſtellen, ſo wären die Aerzte überflüßig.

Der Menſch iſt aber eine gar zu künſtliche und zuſammengeſetzte Maſchine, wer ſolche recht kennen und beurtheilen lernen will, muß mit der größten Aufmerkſamkeit beynahe ſeine ganze Lebenszeit dazu anwenden.

§. 267.

Man ſollte glauben, daß die Arzneygelahrheit unter allen übrigen Wiſſenſchaften eine der gewiſſeſten und am mehrſten ausgebreiteten ſey.

Die **Anatomie** legt uns den Bau des ganzen Körpers, deſſen Nerven, Muſkeln, Adern, und alle übrige, auch die kleinſten Theile klar vor Augen.

Die **Physiologie** lehret, wie die Bewegungen in dem Körper in geſunden Tagen folgen.

Die **Pathologie** erzählt alle Zufälle und Krankheiten, denen wir unterworfen ſind.

Die **Semiotik** erforſcht die Zeichen, woran wir einen geſunden und kranken Körper unterſcheiden.

Die **Hygiaſtik** giebt uns Regeln, wie die Geſundheit erhalten wird.

Die **Diätetik** zeigt den rechten Gebrauch der gewöhnlichen Nahrungsmittel und Speiſen.

Die **Therapie** ſchreibt die zu Herſtellung der Geſundheit erforderliche Mittel vor.

Die **Chymie** zergliedert alle Mittel, und zeigt ihre Beſtandtheile.

Die **Pharmacologie** macht uns mit allen anzuwendenden Arzneymitteln und deren Wirkungen genauer bekannt; und ſo weiter.

Ein Arzt hat überdem voraus, daß er ſeinen Klienten beſtändig vor Augen und allein über ihn zu befehlen hat; ſeine Vorſchriften ſind Machtſprüche, niemand darf ihm widerſprechen; und begeht er ja einen Fehler, ſo wird derſelbe mit Erde bedeckt: Es gelten keine Appellations- und Nullitätsklagen, das einmal gefaßte Zutrauen und die Liebe zur Geſundheit macht, daß der Kranke ihm blindlings folgt.

Ein Rechtsgelehrter, wenn er auch noch ſo geſchickt ſeine Sache ausführt, lauft allemal Gefahr, daß der Gegner das Recht durch krumme Wendungen verdunkelt, oder daß die Beurtheilung einem unerfahrnen Richter aufgetragen wird.

§. 268.

Die Erfahrung zeigt hingegen, daß wenige Wiſſenſchaften ungewiſſer ſind, als die Arzneykunſt.

Da unſer Körper eine gar künſtliche Maſchine iſt, und in demſelben ſo mancherley Kräfte zugleich wirken; wir aber nicht in denſelben hineinſehen, noch die inwendigen Theile gehörig unterſuchen können, ſo bleibt der allergeſchickteſte Arzt oft wegen des Sitzes und der Natur einer Krankheit unentſchieden und ungewiß. Die gewöhnlichen Mittel leiſten nicht ſelten ganz widrige Wirkung. Wenn in zweifelhaften Fällen mehrere Aerzte zu Rathe gezogen werden, ſo ſind ſie ſelten gleicher Meinung, und nach gewiſſen Jahren verändert man in mehrern Krankheiten die ganze Heilart, ſo daß man jetzt ein Verhalten vorſchreibt, welches vor funfzig oder hundert Jahren tödtlich gehalten ſeyn würde *). Es iſt derowegen nicht zu verwundern, daß ein mit ſich und mit der ganzen Welt unzufriedener Rouſſeau die Arzneykunſt dem Menſchen gefährlicher findet, als alle Uebel, die ſie heilen ſoll.

§. 269.

Ich ſchlieſſe daher, daß wir uns nicht allemal bey der Vorſchrift eines ordentlichen Arztes beruhigen

*) Schon Plinius klagte darüber, daß keine Kunſt ungewiſſer und mehrern Abwechſelungen unterworfen ſey, als die Medicin. Hiſt. Nat. T. III. L. XXIX. Cap. I.

higen dürfen, ſondern in verſchiedenen Fällen unſer eigner Arzt ſeyn müſſen.

Unzer ſagt in ſeinem mediciniſchen Handbuch S. 1. „Man muß der geſunden Vernunft wenigſtens ſo „ viel glauben, als Aerzten, abſonderlich denen die „ ihr nicht glauben.“

Ich werde dieſes durch Anführung einiger Fälle deutlicher machen.

§. 270.

1ter Fall. Billig ſoll jeder Menſch ſich ſelber kennen.

Es ſcheint nichts widerſprechender, als daß wir uns ſo wenig um die Kenntniß unſers eigenen Körpers bemühen, und dagegen die größten Subtilitäten, welche wenig oder gar keinen Nutzen haben, mit dem größten Fleiße erforſchen, und die genaueſten Berechnungen über die Bewegungen anderer Körper anſtellen. Da doch von mannigfaltigem Nutzen iſt, wenn wir unſern Körper in geſunden Tagen genauer kennen, alſo auch beurtheilen können, was zu unſerm Beſten gereicht, was wir als nachtheilig vermeiden müſſen, und was wir zu Erhaltung unſerer Geſundheit zu befolgen haben?

Viele Menſchen wiſſen kaum, wie die inwendigen Theile neben einander geordnet ſind; wo eigentlich Magen, Lunge, Leber, und ſo weiter liegen? Mancher nennet einen Schmerzen Magenweh, woran der Magen keinen Antheil hat, und ſo weiter.

Ich rathe daher jungen Leuten auf Hohenſchulen, ſtatt ihre Zeit mit hiſtoriſchen und ſpeculativiſchen Wiſſenſchaften, als Methaphyſik, Ontologie, Aſtronomie, Antiquitäten u. d. m. zu verſchwenden, daß

 ſie

ſie lieber anatomiſche, phyſiologiſche, phyſicaliſche und mechaniſche Collegia hören, und ſich mit ihrem eignen Körper genauer bekannt zu machen trachten ſollen.

§. 271.

2ter Fall. Ein jeder muß eine ſeinem Körper gemäße Diät beobachten.

Um unſern Körper in geſunden Zuſtande zu erhalten, wird erfordert, daß wir die ihm zuträgliche Nahrungsmittel in gehöriger Menge und Ordnung zu uns nehmen, und dem Körper von Zeit zu Zeit die nöthige Bewegung verſchaffen, zu anderer Zeit aber hinlängliche Ruhe gönnen; dies iſt was wir die **Diät** nennen.

Die zu beobachtende Diät iſt nun nach Beſchaffenheit eines jeden Körpers ſehr unterſchieden. Ein Körper verträgt viele, ſtarke Nahrung gebende, Speiſen, ja es werden ſolche zu ſeiner Erhaltung nothwendig erfordert; da ein anderer, blos gelinde, leicht zu verdauende, Gerichte erfordernder, Magen bald davon überladen werden würde *). Einige Menſchen können zu allen Stunden im Tage eſſen; andere werden gleich am ſchlafen behindert, wenn ſie nur etwas weniges von Speiſe des Abends zu ſich nehmen. Bey dem einen verurſachen einige Zugemüſe Blähungen; des andern Magen verträgt kein hartes Fleiſch; Bey dem dritten erweckt die Milch Bauchgrimmen; dem vierten erregt Obſt dergleichen; der fünfte muß deswegen das Bier meiden; Einem ſechſten erhitzen rohe Zwie-

*) **Herr Zimmermann** führt dagegen in ſeinen **Erfahrungen** Exempel an, daß Perſonen ſchwer zu verdauende Sachen vertragen können, und von weichlichen übel worden ſind. S. II. Th. S. 587.

Zwiebeln auf vier und zwanzig Stunden; Ein ſiebender empfindet vom Koffee Herzklopfen; Ein achter klaget, daß der Thee ſeine Nerven ſchwäche; Ein neunter hat die ganze Nacht Sootbrennen, wenn er des Abends etwas fettes genießt, und ſo weiter.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Bewegung; Einige müſſen ſich täglich heftige anhaltende Bewegungen machen, ſonſt klagen ſie über Beängſtigungen, Kopfweh, Magendrucken, Unverdaulichkeit, Wallung im Blut, und unruhige Nächte; Andere befinden ſich wohl, wenn ſie ſich in mehrern Wochen kaum vom Stuhl erheben, außer zu den nöthigſten Bewegungen; Einem dritten mattet eine geringe außerordentliche Bewegung auf mehrere Tage ab.

Manche Menſchen ſcheuen keinen Wind, Regen, Nebel, noch Sturm; andere verkälten ſich ſchon, wenn ſie ſich nur im mindeſten der Kälte oder rauhen Luft ausſetzen.

Es laſſen ſich alſo wegen der zu beobachtenden Diät keine allgemeine Regeln geben; Wir haben zudem nicht allemal einen Arzt bey uns, den wir um Rath fragen können; und wenn auch jederzeit ein Arzt gegenwärtig wäre, ſo würden wir oft ſehr zweifelhaft werden, und übel fahren, wenn wir blos uns nach deſſen Vorſchrift richten wollten.

Es iſt leicht geſagt, und die Regel klinget den Worten nach gut. (voy. *Mon coup d'oeil* p. 316.) Un moyen ſûr de conſerver la ſanté, c'eſt de prendre les alimens comme des medecines agréables, & par conſequent avec ſobrieté. Wie ſich aber alle Medicinen nicht für alle Naturen ſchicken, und nicht einem jedweden in gleicher Doſe verordnet werden

dürfen, alſo läßt ſich auch nicht wol das Maaß beſtimmen, wie weit ein jeder in der Diät gehen dürfe.

§. 272.

3ter Fall. Ein jeder muß demnach an ſich ſelber verſuchen, was er in der Diät vermeiden ſoll, ohne ſich nach den Vorſchriften eines Arztes zu richten.

Wenn uns wiederholte Verſuche überzeugen, daß uns etwas ſchädlich oder nachtheilig iſt, welches füglich gemieden werden kann, ſo nehmen wir uns dafür in der Folge billig in Acht.

Zweyerley haben wir dabey nur zu beobachten: Eines theils, daß wir nicht ſofort etwas uns verdächtig ſcheinendes ſchädlich halten, wir können uns darunter oft irren, und übereilter Weiſe etwas anklagen: Wenn man ſeine Gedanken in einer langen Folge zu ſtark angreift, ſo ſchwächt ſolches den Körper: Thörigt aber würde ſeyn, wenn jemand, um ſeine Geſundheit zu ſchonen, gar nicht ernſtlich nachdenken wollte. Wer eben eine ſchwache Bruſt hat, kann ſich bey einer rauhen Luft leicht einen heiſrigen Hals und Huſten zuziehen, oder ſich verkälten; Wenn aber jemand, der eine geſunde Bruſt hat, um ſolche nicht zu verderben, die Luft meiden wollte, ſo würde er ſich eben durch die Entwöhnung von der Luft ungeſund machen. Wer zu Flüßen geneigt iſt, muß allen Zug der Luft meiden; ein geſunder Menſch wird keinen Zug empfinden, ſondern ſich vielmehr dadurch in ſchwülen Tagen abkühlen, alſo davon eine angenehme Empfindung haben, hingegen in verſchloſſenen Zimmern erſticken, welche jene zu der Erhaltung der Geſundheit nöthig halten.

Das

Das andere zu beobachtende iſt, daß wir wegen des zu vermeidenden ſo wenig als möglich Aerzte zu Rathe fragen; inſonderheit wenn wir uns darnach bey mehrern erkundigen. Denn ſonſt wird wenig übrig bleiben, das nicht ſchädlich wäre, wir werden wenigſtens in beſtändigen Sorgen und Aengſten leben. Der eine Arzt iſt zu vorſichtig, furchtſam und ängſtlich, verbietet alſo vieles ohne Noth: der andere iſt melancoliſchen Temperaments, und räth auch andere von demjenigen ab, was ihm zuwider iſt: Ein dritter empfiehlt nur ſolche Speiſen, die er gern ißt, und was er nicht mag, muß überhaupt ungeſund ſeyn: Ein vierter ſucht ſich durch ſeine Urtheile ein Anſehen zu geben: Ein fünfter fürchtet, daß man ihn für einen Ignoranten halten werde, wenn er nicht vieles tadelt: Einem ſechſten treibt der Geiſt des Widerſpruchs dazu, daß er verwirft, was andere empfehlen, und überhaupt kann man auch hier ſagen; ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne *).

*) Die mehrſten Aerzte halten viele Suppen zu eſſen ungeſund; ich habe nie eine Beſchwerde davon empfinden können, ob ich ſie gleich Mittags und Abends in großer Menge eſſe, und in meinem Hauſe auch des Abends dünne Fleiſchbrühe gemeiniglich zu nehmen gewohnt bin.

Das Arbeiten in die Nacht wird durchgehends getadelt; ich habe ſchon oben erwehnt, daß es mir nicht ſchadet; wenn hingegen andere die Morgenluft anpreiſen, ſo finde ich an mir, daß die den Morgen aus der Erde aufſteigende Dünſte den Kopf einnehmen, und mehr ſchaden als die Abendluft.

Die Dichter preiſen den Frühling, und er iſt wegen der öftern Abänderungen der Luft unter allen Jahrszeiten der ungeſundeſte. Ich kenne eine vornehme

Selbſt der Herr Tiſſot iſt ſchon zu vorſichtig *), und wenn alle Vornehme, welche nicht die von ihm verbotnen Stücke meiden, krank werden ſollten, ſo werden wenige davon geſund bleiben. Ein anderer Arzt **) geht noch weiter, und findet faſt aller Orten Gefahren, ſo daß, wenn man ihm folgen wollte, wenig übrig bleibt, wobey nicht etwas nachtheiliges zu beſorgen iſt.

Ueberhaupt ſind diejenigen, welche ſich am wenigſten in Acht nehmen, gemeiniglich die geſundeſten; hingegen wer am vorſichtigſten ſeyn will, verzärtelt den Körper, und thut ſich ſelber den größten Schaden.

Der Bauer, der weder Zeit noch Gelegenheit hat, für die Erhaltung ſeiner Geſundheit zu ſorgen, pflegt am geſundeſten, und den wenigſten Krankheiten unterworfen zu ſeyn: Wer alſo glauben will, daß ihm irgend etwas nachtheilig ſey, welches doch andere vertragen können, muß ſich nicht gleich auf den erſten, vielleicht

me Dame, die deswegen den ganzen Monat März über die Stube hütete, wenn auch die angenehmſten Tage alle übrige in die freie Luft zu gehen reitzten.

Herr Zimmermann nennet das, doch ſonſt ſchmackhafte Kraftbrühen gebende, Rindfleiſch kraftlos, und hält es für einen ſchwachen Magen unter allem Fleiſch am unverdaulichſten. In Franken glaubt man keine Mahlzeit ohne Rindfleiſch thun zu können.

*) Siehe vornemlich deſſen Abhandlung von den Krankheiten vornehmer Perſonen.

) Le Conſervateur de la Santé, ou avis ſur les dangers, qu'il importe à un chacun d'éviter par *Mr. Begué de Presle*, à Yverdon 1763. 12. welches Werk auch 1765 zu Altenburg in einer deutſchen Ueberſetzung, unter dem Titel, **der Erhalter der Geſundheit, herausgekommen iſt.

vielleicht zufälligen, Erfolg, oder gar auf weit her⸗geholte Muthmaßungen gründen.

Jedoch muß ich eine Warnung hinzufügen, wer erſt in gewiſſe Jahre kommt, und gewiſſe Schwach⸗heiten empfindet, muß ſchon mehr Vorſicht gebrau⸗chen, und darf nicht mehr wagen, was er vor zehn oder zwanzig Jahren thun können. Dies empfindet einer aber bald, wenn er aufmerkſam auf ſich iſt.

§. 273.

4ter Fall. Ein jeder muß ſo viel von der Arz⸗neykunſt verſtehen, daß er an ſich merkt, wenn in ſeinem Körper eine Hauptveränderung vorgeht.

Es ſind einige Zufälle, welche im Anfange gelinde anfangen, und nichts zu bedeuten ſcheinen, aber in wenig Tagen tödtlich und unheilbar werden, wenn nicht auf das ſchleunigſte Gegenmittel gebraucht wer⸗den. Z. E. ein faules Fieber.

Wenn hier der Kranke nicht ſofort die in ihm vor⸗gehende Veränderung merkt, oder als unerheblich anſieht, ſo ſtirbt er oft, ehe ein Arzt zu Hülfe geru⸗fen wird, oder die Krankheit hat ſodann ſchon zu ſehr überhand genommen.

§. 274.

5ter Fall. Es iſt nicht genug, zu merken, wenn in uns eine Veränderung vorgeht, ſondern es iſt gut, wenn wir beurtheilen können, ob ſchlim⸗me Folgen davon zu befürchten ſeyn werden.

Denn oft müſſen wir uns auf das ſchleunigſte nach der Hülfe eines Arztes umſehen, es heißt: Hannibal ante portas. (§. 273.) Oft können wir mit geringen Mitteln einer uns drohenden Gefahr vorbauen, nach der Regel principiis obſta, ſero medicina paratur.

Oft

Oft fangen gewiſſe Krankheiten überaus heftig an, und ſcheinen ſehr gefährlich zu ſeyn, ſie gehen aber in einer Geſchwindigkeit vorüber, und beunruhigen uns ohne Noth, verdienen alſo nicht, daß man einen Arzt darum bemühe.

Viele Uebel würden eher vorbeygehen, wenn wir weniger dagegen gebrauchten, und die Natur mehr gewähren lieſſen *), welches Gelegenheit gegeben hat, zu ſagen, daß mehrere Menſchen am Gebrauch der Medicin ſterben, als an wirklichen Krankheiten.

Einige, ganz unterſchiedene, Krankheiten haben zu Anfange viel ähnliches, und werden leicht mit einander verwechſelt; erfordern aber ganz verſchiedene Mittel, z. E. eine wahre und falſche Pleureſie. §. 290. nr. 2.

Gewiſſe Zufälle haben das Anſehen einer Krankheit, und gereichen eben zur Geſundheit oder zur Verhütung größerer Uebel, wohin man ſchon ein gutes Po-

*) Ich weiß nicht, ob man nicht hieher die gewöhnlichen kalten Fieber rechnen kann; Wir hatten bey uns einen berühmten Arzt, welcher gar eilig mit deren Vertreibung war, und faſt alle kalte Fieber nach dem dritten Anfall mit China zu ſtopfen pflegte, unter dem Vorwande, die Fieber mögten ſich ſonſt zuſammenſetzen. Die Fieberpatienten mußten aber die genaueſte Diät beobachten, waren gleichwol mehrern Recidiven unterworfen, und geneſeten oft erſt recht, nachdem ſie mehrere Monate lang China nehmen müſſen.

Ein anderer Arzt, der eigentlich mein Lehrmeiſter geweſen, vertrieb nicht eher das Fieber, bis er nicht deſſen Urſache erforſcht und gehoben hatte, auch davon verſichert war; die Patienten behielten vielleicht vierzehn Tage Fieberanfälle, waren aber alsdenn geneſen, und brauchten ſich nicht zu ſchonen, ohne Recidive zu befürchten. Er pflegte zu ſagen: die China mache commode Aerzte

Podagra rechnen kann, und bey den Kindern das Wachsfieber, oder ein Durchfall beym Zähnemachen.

Manchen Provinzen und Gegenden ſind auch gewiſſe Krankheiten eigen, welche dort nichts zu bedeuten haben, an andern Orten aber gefährlicher ſeyn können.

§. 275.

6ter Fall. Wer auf dem Lande wohnt, muß oft ſein eigner Arzt ſeyn.

Denn es fehlt entweder ein rechter Arzt, oder er kann nicht ſo bald herbeygerufen werden, oder man hat zu dem nächſten Arzt kein rechtes Vertrauen. Einwohner der Städte haben in dieſem Stück einen großen Vorzug, weil ſie gemeiniglich mehrere Aerzte gleich vor der Thür, und unter denſelben die Wahl haben, auch ſolche zu allen Stunden nur rufen laſſen können. Es fallen aber oft, inſonderheit bey Kindern, oder bey alten, gewiſſen Schwachheiten unterworfenen, Perſonen ſolche Zufälle vor, da man eben nicht der Mühe werth hält, einem Arzt beſchwerlich zu fallen, und doch gern baldige Hülfe haben mögte.

§. 276.

7ter Fall. Wenn wir einem abweſenden Arzt einen Bericht abſtatten wollen, oder auf deſſen Anfragen antworten ſollen, ſo kann es nicht wol mit Zuverläßigkeit geſchehen, wenn wir nicht einige Kenntnis von den Krankheiten und von unſerm Körper haben.

Wer z. E. Seitenſtechen, eine Entzündung in der Bruſt, ein Flußfieber, oder eine andere ähnliche bekannte Krankheit hat, und zuverläßig weiß, daß er die Krankheit recht erkennt, und nicht etwa die eine

für

für die andere nimmt, thut genug, wenn er die Krankheit dem Arzt nur überhaupt meldet; Es iſt überflüſſig, wenn er alle dabey eintretende, und dem Arzt ohnehin bekannte, Umſtände weitläuftig erzählt, wenn er nur die Hauptzufälle, woraus die Stärke oder Schwäche der Krankheit erhellet, die Beſchaffenheit des Körpers, das Temperament des Kranken, und ſo weiter, meldet; denn ſonſt kann der Arzt die zu gebende Mittel und die vorzuſchreibende Doſe nicht recht beſtimmen, noch auch zuverläßig beurtheilen, ob die Krankheit und ihr Sitz richtig angegeben ſey.

Der Arzt giebt im I. Theile S. 137. den beſten Unterricht, wie ein Krankenbericht abzufaſſen ſey.

Wenn ein Arzt zu einem Kranken gerufen wird, und dieſer ſeiner Meinung nach alle Umſtände genau beſchrieben hat, ſo wird man doch oft finden, daß der Arzt ſich nach gewiſſen kleinen Nebenumſtänden erkundigt, worauf der Kranke kaum gepaßt hat, die aber den Arzt eben beſtimmen, was für Mittel er vorſchreiben und verordnen ſoll.

§. 277.

8ter Fall. Wenn es auf die Wahl eines Arztes ankommt, ſo iſt man oft in Verlegenheit, welchem man ſich anvertrauen ſoll, wenn wir nicht im Stande ſind, ſie zu beurtheilen.

Wer einige Kenntniß von der Arzneywiſſenſchaft hat, erkennet, wie ſehr man Urſache habe, vorſichtig in der Wahl desjenigen zu ſeyn, dem wir Leib, Geſundheit und Leben anvertrauen wollen.

Die mehrſten, welche bedenkliche Zufälle haben, verſehen es auf eine doppelte Art: Entweder ſie bleiben nicht bey einem Arzt und bey einer Medicin, ſondern

dern wo ſie nur von einem neuen Arzt hören, der einſtmal eine Krankheit glücklich gehoben haben ſoll, ſo wird derſelbe ſofort auch zu Rathe gezogen; kaum hat man angefangen, deſſen vorgeſchriebene Mittel zu gebrauchen, ſo werden ſie ſchon wieder bey Seite geſetzt, und erſt ein dritter und vierter um Rath gefragt. Dieſer Art Kranke können alsdenn auf ihren Grabſtein gleich jenem ſetzen laſſen: Multitudine medicorum perii, zu viele gebrauchte Aerzte machen, daß ich hier liege.

Oder aber, ſie ſehen in der Wahl mehr auf das äußerliche, und trauen denenjenigen am mehrſten zu, welche die mehrſten Worte machen, wenn ihnen ſonſt gleich Einſicht und Erfahrung fehlt. Wenn, wie man zu ſagen pflegt, ein Medicus, Hiſtrio, Raſor und Anus auf die Wahl kommen, ſo pflegt der Marktſchreier ſich den größten Zulauf zuzuziehen, ein Dorfbarbier oft den Ruhm zu haben, daß er ſehr glücklich in ſeinen Curen ſey *), und mancher Geneſete flucht und ſchwört darauf, daß ihn der, ohne alle Einſicht und Ueberlegung, gegebene Rath einer alten treuherzigen Frau hergeſtellt habe. Der bedenklichſte Vorfall aber iſt, wenn zugleich zweene geſchickte Aerzte zu-

*) Wir haben bey uns viele Wundärzte, welche durch lange Uebungen, und durch die viele in den Hoſpitälern gemachte Erfahrungen eine beſondere Fertigkeit und Geſchicklichkeit erlangt haben, ſo daß man ſich ihnen ſicherer, als einem jung angehenden Arzte anvertrauen kann. Ich finde alſo die an einem bekannten Orte gemachte Einrichtung unbillig; Nach welcher kein Arzt ſelber Mittel bereiten darf, ein Wundarzt ſich mit keinen innerlichen Curen abgeben, noch Medicin ausgeben ſoll; der Apotheker aber, die verord-

zuſammen treffen, und ungleicher Meinung ſind, wie die Krankheit geheilt werden könne, ſo daß dem einen höchſt nachtheilig und wol gar tödtlich zu ſeyn ſcheint, was der andere für das einzige Mittel zur Rettung des Kranken hält. Wem ſoll ſich hier der Kranke anvertrauen, oder zu welchem ſollen deſſen Angehörige ihre Zuflucht nehmen?

Ich erinnere mich hiebey der Geſchichte eines bekannten Kranken, der gefährlich an einem böſen Fieber krank liegt, ſo daß ihn ſein bisher gebrauchter Arzt aufgiebt, und erklärt, daß er nicht mehr zu retten ſey, ein zweeter noch herzugerufener Arzt findet ihn zwar auch gefährlich, will aber doch einen Verſuch machen, ob ihn die China retten könne: der erſte wird darüber böſe, und verſichert, wozu dies helfen könne, wenn er auch noch von dieſer Krankheit entrinnen mögte, ſo könnte er doch keine zwey Jahr mehr leben. Der phantaſirende Kranke hört dieſen Streit an, und ruft: „Gebt mir immer her, zwey „Jahr ſind noch gut mitzunehmen." Sein gutes Vertrauen rettete ihn auch, daß er nachher noch wol zwanzig Jahr lebte. Hier war die Wahl nun endlich leicht, denn es kam nur drauf an, ob der Kranke

gleich

ordneten Mittel bereiten, aber ſelber keine verordnen darf. Man kann ſicherer eine vom Arzt ſelber bereitete Medicin nehmen, und er liefert ſie wohlfeiler. Ein geſcheuter, die Erfahrung von vielen Jahren habender Apotheker, weiß oft beſſer, was ſich für den Magen eines ſtandfeſten Baureu ſchickt, als ein junger Arzt.

Wollte man dem gemeinen Manne bey uns dieſe Hülfe entziehen, ſo werden viele lieber ohne etwas zu gebrauchen hinſterben, als daß ſie zu einem entfernten Doctor in die Stadt ſchicken ſollten.

gleich ſterben, oder noch zwey Jahr leben wollte: Wie aber, wenn, wie mir auch dergleichen Exempel bekannt iſt, der eine Arzt behauptet, wenn der Kranke keine China nehme, ſo ſey er des Todes, der andere verſichert aber, wenn er China nehme, ſo ſey er nicht weiter zu retten; Was ſoll er da thun? Ich würde mich allemal demjenigen anvertrauen, der am herzhafteſten handelt, und am wenigſten nach einer gar zu ſtrengen Theorie verfährt; denn es geht hier gemeiniglich ſo wie ich bey den Gefahren oben überhaupt angemerkt habe, daß diejenigen, welche gar zu vorſichtig verfahren wollen, am leichteſten fehlen und ſelten recht wählen. Die größte Wiſſenſchaft eines Arztes beruhet darauf, daß er durch lange Uebung und durch wiederholte Erfahrung lernet, in wie weit er von der auf hohen Schulen erlerneten Theorie Anwendung machen, und nach welcher Theorie er jeden Patienten handhaben ſoll. Der gelehrteſte Profeſſor in der Arzneywiſſenſchaft pflegt nicht allemal gleich glücklich zu heilen, und iſt vielleicht ungeſchickter als ein weniger gelehrter, aber einen aufgeweckten Kopf und gute Ueberlegungskraft habender Arzt, der täglich eine große Menge Kranken beſucht, und daher eine gewiſſe Fertigkeit (Routine) beſitzet *).

Ich

*) Man erzählt von verſchiedenen Lehrern in der Arzneywiſſenſchaft, daß ſie in ihren Lehrſtunden ausnehmend unterrichtend und lehrreich geweſen ſind, ſo daß ſie unter ihren Zuhörern große Aerzte gezogen haben; Sie ſelber haben ſich aber kaum unterſtanden, ein Recept zu ſchreiben; wenigſtens haben ſie nicht gewagt, wenn ihnen auch nur ein geringer Fehler zugeſtoſſen iſt, ſich etwas zu verordnen, ſondern lieber einen Arzt herbey rufen laſſen. Andere Aerzte ſchreiben angenehm,

Ich verehre einen Tiſſot, einen Unzer; ich nehme öfters zu ihnen meine Zuflucht, um eine Krankheit kennen zu lernen und zu beurtheilen; Ich lege ſie ſelten, ohne belehrt zu ſeyn, zurück: Ich mögte aber in verſchiedenen Fällen mich nicht gern nach ihrer Vorſchrift curiren laſſen. Schwerlich wird ein junger Arzt in Niederſachſen großen Ruhm erwerben, der blos nach ihrer Anweiſung verfahren will; Inſonderheit bin ich überzeugt, daß ein Tiſſot für einen guten weſtphäliſchen Magen einen ganz andern Unterricht ſchreiben würde, wenn er einige Jahre bey uns geweſen wäre, und die ſtandfeſte Natur des gemeinen Mannes kennte; dieſer erfordert ſtarke, angreifende, heroiſche, Medicamente, und die vorgeſchriebenen Ptiſanen, leichten Tränke, dünne Suppen und Cliſtiere, würden ſchwerlich bey uns große Wirkung leiſten, da ſie bey einem ſchweizerſchen oder franzöſiſchen Magen Wunder thun. Es iſt eine bekannte Erzählung, daß ein Arzt aus dem Reiche auf ſeinen

nehm, gründlich, und unterrichtend; Man hört aber nicht, daß ſie große Curen verrichten, vielmehr werden ihre vorgeſchriebene Mittel oft mit Grunde getadelt.

Es geht in andern Wiſſenſchaften nicht anders; Die größten Gottesgelehrten predigen deswegen nicht allemal gut; und ein Profeſſor, welcher mit allgemeinem Beyfall über die Rechtsgelehrſamkeit lieſet, würde einen verworrenen Proceß, wo es auf Facta ankommt, ſchlecht führen.

Ein unſterblicher Boerhave wird ſchwerlich ſeines gleichen ſo bald haben, der bekannt iſt, daß er eben ſo gründlich in ſeinem mündlichen Vortrage geweſen iſt, eben ſo vortrefflich geſchrieben, und nicht weniger glücklich geheilet, alſo von allen dreyen Seiten ſich gleich ſtark gezeigt hat.

ſeinen Reiſen in Weſtphalen ſieht, daß ein Fieberpatient auf Sauerkraut geſteuert iſt, und auch davon geneſet; Er merkt alſo in ſeinem Tagebuch an; „Sauerkraut, ein Mittel gegen das Fieber.“ Bey ſeiner Zurückkunft verordnet er dem erſten Fieberpatienten Sauerkraut; dieſer ſtirbt aber; ſo fügt er in ſeinem Tagebuch hinzu, „für einen weſtphäliſchen „Magen, aber nicht für einen fränkiſchen.“

Viele Aerzte verfahren gleichwol faſt eben ſo, und verordnen ein Mittel, weil ſie einmal gelernt haben, daß dieſes Mittel gegen die Krankheit, welche ſie vor ſich zu haben glauben, verordnet werden müſſe, ohne zu prüfen, ob ſie ſich auch in der Beurtheilung der Krankheit irren, oder ob nicht beſondere Nebenzufälle eintreten, welche ganz andere Mittel erfordern.

§. 278.

9ter **Fall.** Noch nöthiger iſt zu Zeiten, daß man die zu nehmende Medicin ſelber in etwas beurtheilen könne.

Dieſes kann uns auf eine dreyfache Art zu Statten kommen.

1) Fügt es ſich oft, daß die vorgeſchriebene Mittel, welche der Arzt nach der Theorie mit gutem Vorbedacht verordnet hat, gleichwol der wahren Krankheit entgegen ſind, und ſolches alſobald zu erkennen geben, dadurch, daß ſie ganz widrige Wirkung leiſten, und alſo ſofort zurück geſetzt werden müſſen; wenigſtens, daß man den Arzt vorher von den Wirkungen unterrichten ſoll, weil ſonſt das rechte Uebel nur geſchärft, und die Krankheit verhärtet werden würde. Ich habe verſchiedentlich erlebt, daß Kranke glaubten, ſie müßten die Medicin bis auf den letzten

Tropfen ausbrauchen, weil der Arzt das Recept einmal vorgeſchrieben habe, obgleich die Krankheit täglich ſchlimmer ward: Sie ſchmeichelten ſich aber, die Beſſerung würde nachher wol nachfolgen. Es iſt alſo viel daran gelegen, wenn wir an uns abnehmen können, ob die Veränderung, welche die Medicin bey uns veranlaßt, als eine gute, oder als eine widrige Wirkung anzuſehen ſey, ſo, daß wir in dieſem Fall den Arzt forderſamſt davon unterrichten und neue Mittel begehren müſſen.

2) Eine gewiſſe Art von Kranken ſind alſobald unruhig, wenn ſie nach dem erſten oder zweeten Gebrauch eines Mittels nicht gleich augenſcheinliche Hülfe ſpüren. Sie nöthigen alſo den Arzt, alle Augenblick etwas neues zu verordnen, oder wählen wol gar einen neuen weit unſicherern Arzt. Dieſen würde zur Beruhigung gereichen, wenn ſie einſehen, daß viele Krankheiten ſich nicht ſo geſchwind heben laſſen, und daß man oft vom Arzt zu ſeinem Ruhm ſagen muß, cunctando reſtituit rem. Von dieſer Art ſind die von ſehr geſchwächten Nerven herrührende Krankheiten, da man nichts ſtarkes verordnen darf, und oft Jahr und Tag zubereiten und zaudern muß, bis die Nerven allgemählig ihren gewöhnlichen Reitz wiederum annehmen.

3) Noch müſſen in gewiſſen Krankheiten ſtarke oder gar gefährliche Mittel verordnet werden, welche mit der größten Vorſicht und unter den Augen eines Arztes gebraucht werden ſollen. Ich habe dabey einen doppelten Misbrauch beobachtet, entweder der Arzt warnet den Kranken nicht vorſichtig genug, und ſchreibt ihm die erforderliche Diät nicht genau vor; ſo thut das Mittel nicht die rechte Wirkung, oder

kann

kann wol gar gefährlich werden. Oder aber der Geneſete hebt ein ſolches Recept auf, und theilt es hernach andern mit, ohne ſie von der damit verknüpften Gefahr, die ihm ſelber unbekannt war, zu unterrichten; ſo habe ich erlebt, daß Perſonen, welche um ihre Schönheit beſorgt waren, gegen einen Ausſchlag im Geſicht ein Waſchwaſſer gebrauchten, und kein Arges daraus hatten, daß verſüßtes Queckſilber dazu ſey; Indem ſie alſo keine Diät dabey gebrauchten, mithin die Schärfe zurück und in das Blut trieben, ſo mußten ſie nachher die ſchlimmſten Zufälle ausſtehen, durch welche wol gar ihr Ende befördert worden.

Manchem Kinde wird auf dieſe Weiſe ein ausgeſchlagener Kopf, ein ſcharfer Fluß, oder eine Krätze vertrieben, und man will nachher gar nicht begreifen, woher doch die nothwendig darauf folgen müſſende ſchlimme Zufälle kommen mögen.

Das Queckſilber vertreibt zwar die Krätze und ähnliche Ausſchläge, es dringt aber zugleich mit in den Körper, und muß wieder herausgeſchafft werden, dazu wird ein behutſamer Arzt erfordert.

Da gar zu vorſichtige Eltern oft zu eilig mit Vertreibung eines Ausſchlages ſind, ſo muß ich hier eine Warnung aus dem IX. Theil des Arztes S. 268. anführen. „Wenn das Queckſilber Vernunft hätte, „ſo würde es ſich mit dem Siege über die Inſecten „in unſerer Haut begnügen und nicht weiter gehen: „Weil es aber von der Haut ins Blut geht, ſo fügen wir uns durch dieſe Cur ein Leid zu, das wir, „wenn es uns ein Feind zufügte, mit einem unauslöſchlichen Haß belohnen würden. Viele hundert „Kinder werden dadurch von ihren eignen Eltern um„ge-

„ gebracht, oder doch gelähmt, und zum frühen To-
„ de zubereitet.“

„ Wie oft geſchieht es, daß die Queckſilberſalben
„ Blindheit, Taubheit, Convulſionen, Schwindel
„ und hundert andere ſchlimmere Folgen nach ſich zie-
„ hen. Ich muß demnach alle meine Leſer bitten,
„ daß ſie ſich mit dergleichen Curen nicht abgeben mö-
„ gen, ſondern aus dem, was ich geſagt, ein Bey-
„ ſpiel nehmen, wie ſehr ſie ſich mit ihrer Pfuſcherey
„ unglücklich machen können, wenn ſie auch ihrer
„ Meinung nach alle Vernunft und Vorſicht dabey
„ anwenden.“

Man kann damit ſein mediciniſches Handbuch S. 144. vergleichen.

Ich leſe daher in mediciniſchen Handbüchern, welche auch für unerfahrne einen Unterricht geben ſollen, ungern, wenn darin ſolche Mittel und Curen angerathen werden, welche auch unter den Augen und in Gegenwart eines vorſichtigen Arztes mit einer gewiſſen Behutſamkeit gebraucht werden ſollen. Eine bloß hinzugefügte Warnung iſt nicht allemal hinreichend, denn viele werden ſich, wenn ſie nur ein Mittel finden, wenig an die Warnung kehren.

Ich wünſche alſo ein ſolches mediciniſches Handbuch zu haben, worin deutlich auseinander geſetzt wäre:

1) Wie man ähnliche Krankheiten von einander unterſcheiden ſoll. Z. E. ein bloßes Flußfieber von einem Bruſt- und Entzündungsfieber. Eine wahre Schwindſucht von einer vermeintlichen.

2) Leichte Krankheiten, welche ein jeder ſelber heben kann, ohne einem Arzt beſchwerlich zu fallen, und über welche man ſich zu Zeiten umſonſt beunruhigt,

hitzt, als ein leichter Huſten, Schnupfen, Verkältung.

3) Plötzliche Zufälle, wo ſchleunige Hülfe erfordert wird; als Schlag- und Stickflüſſe, Blutſtürzungen ꝛc.

4) Die Kennzeichen einer bevorſtehenden gefährlichen Krankheit, wo je eher je lieber ein erfahrner Arzt herbeygerufen werden muß, als Entzündungsfieber.

5) Fälle, wo es gefährlich iſt, ſich einem jeden Pfuſcher anzuvertrauen, oder wo gemeiniglich Mittel angewandt werden müſſen, deren Gebrauch mit einer Gefahr verknüpft iſt; wo man alſo nie an ſich ſelber curiren, ſondern ja einen ſichern Arzt aufſuchen ſoll, als in denen eben berührten Ausſchlägen.

6) Krankheiten und Schwachheiten, welche langweilig ſind, und eine beſtändige Hülfe eines Arztes erfordern, als Gicht, Steinſchmerzen, Schwindſucht, Podagra; ohne Mittel dagegen beyzufügen.

7) Die zu beobachtende Diät, und gelinde allenfalls zu nehmende Vorbereitungsmittel, wenn wir merken, daß unſer Körper zu einer dieſer Krankheiten geneigt iſt. Z. E. zu Schlagflüſſen, Vollblütigkeit.

Wenn in einem Handbuch auf die drey letzten Fälle ordentliche Curen und Vorſchriften untergemiſcht ſind, ſo wird mancher verführt, ſolche zu verſuchen, und die Zeit zu verſäumen, da ein wahrer Arzt noch helfen könnte, und die übrige brauchbare Mittel werden zu ſehr verſteckt.

Das Verhalten bey anſteckenden und epidemiſchen Krankheiten hat Tiſſot in einer beſondern Anweiſung gelehret.

§. 279.

10ter Fall. Es iſt nicht ohne Nutzen, wenn man die einmal bewährt befundene Mittel ſammlet, und ſich anmerkt. (§. 196.)

Wer ein ſicheres Mittel gefunden hat, um ſich aus einer Gefahr zu retten, wird lieber, ſo oft er in die nemliche Gefahr kommt, dazu greifen, als daß er erſt andere um einen neuen zweifelhaften Rath befragen und ſolchen befolgen ſollte.

Um aber ein einmal gebrauchtes Recept in jeden ähnlichen Fällen mit Zuverläßigkeit wieder nehmen, oder gar andere dazu rathen zu können, dazu wird ſchon erfordert, daß man den Inhalt der Recepte und die vorgeſchriebene Doſe beurtheilen könne. Denn

1) Viele Recepte ſind zwar überhaupt gegen eine Krankheit, in einem oder andern Stücke aber gegen beſondere Zufäile gerichtet, und müſſen alſo, ſo oft dieſe beſondere Zufälle ſich ändern, auch geändert werden, wenn gleich die Krankheit die nemliche iſt.

2) Es kann nach dem Unterſcheid der Temperamente und des Alters ſchon einen merklichen Einfluß auf die Wirkung haben, wenn von einem ſtarken Mittel ein Drachma mehr oder weniger zugeſetzt wird, oder ob man zehn Tropfen mehr oder weniger einnimmt.

3) Wer eine ſtarke Natur und gute Bruſt hat, kann ſchon ein ſcharfes Mittel einfach nehmen: Iſt zu einer andern Zeit die Bruſt ſchadhaft, ſo muß das Mittel ſchon durch einen Zuſatz verſüßt werden.

4) Bey gewiſſen Mitteln muß nothwendig alle Säure, oder ſalzigen Speiſen vermieden werden; Man kann dies aber nicht beurtheilen, wenn man die Medicin nicht kennt.

5) Nicht

5) Nicht ſelten wird auch ein Medicament auf den Apotheken nicht recht bereitet, oder gar durch einen Zufall verwechſelt, welches einer, der die Mittel kennt, eher bemerkt.

6) Faſt an jedem Ort hat man beſondere ſogenannte Preparata oder Zubereitungen in den Officinen, welche mit kurzen Worten verſchrieben werden, aber an vielen Orten unbekannt ſind *).

7) Viele große Aerzte haben die Vorſchriften zu gewiſſen ihnen eignen Medicamenten, welche ſie vielfältig verſchreiben, in die Apotheken gegeben, und erwehnen alſo auf den Recepten ſolche nur mit denen von ihnen angenommenen Zeichen, welche an andern Orten unbekannt ſind. Will man nun Recepte von dieſer und der vorigen Art machen laſſen, ſo muß man ſich auf den Apotheken genau erkundigen, ob ſie die Vermiſchung auch kennen.

§. 280.

11ter Fall. Es iſt durchaus gefährlich, durch eine fremde Hand mit gewöhnlichen Zeichen geſchriebene Recepte machen zu laſſen, wenn man ſolche nicht vorher durch einen Arzt unterſuchen laſſen, oder alle Zuthaten ſelber kennt.

Die mehrſten Aerzte ſchreiben eine undeutliche Hand, oder haben gewiſſe ihnen eigne Characteres, welche die Apotheker an ihrem Orte ſogleich, nicht

*) So wird anjetzo bey uns das Pfeffermünzwaſſer häufig verſchrieben, welches noch an wenig Orten bekannt ſeyn wird. Die Quaßia hat erſt ſeit wenig Jahren geſucht die China zu verdringen; In Hannover hat man eine eigne Art Magentropfen, welche aus dem Bieberklee, Trifolio fibrino, gemacht, und an wenig Orten in der Güte bereitet werden.

aber allemal fremde, vornemlich in einer etwas entfernten Gegend, und am wenigſten nur halb erfahrne Apothekergeſellen kennen. Viele Zeichen haben auch ſo viel ähnliches, daß nur geringe verrückte Striche oder Puncte eine ſehr verſchiedene Arzney oder Gewicht anzeigen, und daß eine kleine Verwechſelung gefährlich werden kann.

Wird nun ein ſolches Recept gar von einer ungeſchickten Hand nachgemahlt, ſo entſteht wunderbares Zeug daraus.

Ich habe in alten von ein paar ſorgfältigen Frauenzimmern zuſammengetragenen Arzneybüchern Recepte dieſer Art gefunden, in denen ich mit aller angewandten Mühe doch nicht ausmachen konnte, was die auf das äußerſte verſtellte Zeichen bedeuten ſollten, gleichwol wollte man Medicamente darnach verfertigen laſſen.

§. 281.

12ter **Fall.** Auf dem Lande iſt nothwendig, eine kleine Hausapothek bey der Hand zu haben, weil oft Vorfälle kommen, da ſchleunige Mittel erfordert werden: Jene kann man nicht wol anordnen, wenn man nicht gewiſſe Begriffe davon hat.

Es werden zwar dergleichen bequeme und nützliche Hausapotheken nebſt einer Beſchreibung anjetzo in Bremen verfertigt und verkauft; ich wünſchte nur nach den obigen Anmerkungen, (§. 276.) daß man ſich dabey nicht blos nach Tiſſots Anleitung eingeſchränkt hätte. In eine ſolche Hausapotheke gehören bey uns verſchiedene mit Sicherheit und dem beſten Erfolg zu gebende bekannte Hausmittel, welche

ſich

ſich beſſer für ſtarke robüſte Niederſachſen und Weſtphälinger ſchicken.

Zwar bin ich für mein Theil ſehr furchtſam im austheilen und verordnen ſolcher Hausmittel; der Herr Tiſſot hat mich aber dreiſter gemacht; Er merkt in der Einleitung zur Anleitung für den gemeinen Mann S. 18. an, „daß das Frauenzimmer eine vorzügliche Geſchicklichkeit in Ertheilung guten Raths beſitze. Eine lebhaftere Menſchenliebe, ſagt er, eine ſtandhaftere Gedult, ein mehrerer Aufenthalt zu Hauſe, eine bey ihnen oft bewunderte Scharfſinnigkeit, welche macht, daß ſie mit einer Genauigkeit beobachten, und die verborgenen Urſachen der Zufälle mit einer Leichtigkeit entwickeln, die ſelbſt den erfahrenſten Aerzten Ehre machen würde; endlich eine beſondere Gabe, das Zutrauen des Kranken zu gewinnen, ſind lauter Kennzeichen ihres Berufs, und es giebt deren eine große Menge, welche denſelben mit einem Eifer erfüllen, der die größten Lobſprüche verdient, und zum Muſter vorgeſtellt werden ſollte.“

Ich kenne ſelber Frauenzimmer auf dem Lande, welche auf die glücklichſte Art heilen, und ſtärkern Zulauf haben, als mancher Arzt; Ich bin Zeuge geweſen, daß verſchiedene geneſete ſich für die erzeigte Hülfe bedankten, welche ſchon vorher vergebens bey mehrern Aerzten und Feldſchers Rath geholt hatten. Ich weiß, daß ſie mehrmalen große und geſchickte Aerzte durch ihre Erinnerungen auf ganz andere und die rechte Wege gebracht haben, ſo daß Aerzte nachher wol gar zweifelhafte Fälle mit ihnen überlegten.

Seit verſchiedenen Jahren ſammle ich alſo ſchon Vorſchriften zu dergleichen Hausmitteln für Menſchen und Vieh, welche durch eine lange Erfahrung be-

bewährt gefunden, und von erfahrnen Aerzten gebilligt worden ſind, in der Abſicht, ſie dermaleinſt bekannt und gemeinnütziger zu machen. Meine Gönner, welche dergleichen in ihrer Familie haben, für welche ſie Gewähr leiſten können, werden um deren Mittheilung auf das angelegentlichſte von mir erſucht.

Es kann mich freuen, wenn ich ſehe, daß gewiſſe Medicamente, welche in meinem Hauſe ſeit funfzig und mehr Jahren ausgetheilt worden, auch von groſſen neuern Aerzten verſchrieben, oder gar öffentlich angeprieſen werden.

Für Mittel, welche in eine Hausapotheke gehören, erfordere ich folgende Eigenſchaften.

1) Sie müſſen nicht zu ſehr zuſammen geſetzt und künſtlich ſeyn, damit man ſie etwa ſelbſt bereiten könne.

2) Sie müſſen keine gar zu koſtbare Zuthaten erfordern, da ſie vornemlich für den gemeinen Mann ſeyn ſollen, der die Koſten ſcheuet, und dem es einerley iſt, ob man ihm z. E. echte Perlen, oder praeparirte Muſchelſchalen giebt.

3) Einheimiſche Mittel haben einen Vorzug, weil wir das Geld alsdenn im Lande behalten: Sie ſind zum Theil eben ſo kräftig, und man kann ſie ſelber ſammlen.

4) Die Mittel müſſen kräftig, aber nicht eben gar ſtark ſeyn; Gar leichte Mittel helfen einem ſtarken Bauren nicht, hingegen habe ich bey demſelben von geringen, aber kräftigen, Mitteln ſchleunige und ſtarke Wirkungen geſehen, welche alle Erwartung übertrafen, weil er ſelten Medicin einnimmt, und reitzbare Nerven hat.

5) Es dürfen keine Mittel ſeyn, welche in gar geringer Doſe genommen werden müſſen; der gemeine

Mann kann ſich nicht überzeugen, daß eine Pille oder ein paar Tropfen Wirkung leiſten ſollten; er hat das Vorurtheil, daß eine Medicin, welche helfen ſoll, in Menge genommen ſeyn müſſe. Es ſind ihm alſo Mixturen von gebrannten Waſſern vorzüglich zuträglich: Eine grobe Hand iſt auch zu ungeſchickt, um wenige Tropfen abzuzählen; Es fehlen ihnen die Gefäße dazu, und wenn auch der Arzt noch ſo ſtrenge befiehlt, die Medicin in geringer Doſe zu nehmen, ſo habe ich doch erlebt, daß die ſich klüger dünkende Wartfrauen ſich nicht daran gekehrt, und gefährliche Folge veranlaßt haben.

6) Die Mittel dürfen nach dem eben §. 278. erinnerten nicht von gefährlichem Gebrauch ſeyn. Denn Hausmittel ſetzen voraus, daß ein jeder ohne Zuziehung eines Arztes ſie nehmen könne; Man darf alſo keine Mittel anrathen, welche bey gewiſſen Umſtänden, und da ſie zu unrechter Zeit gegeben werden, gefährlich, oder wol gar tödtlich ſeyn, alſo denjenigen der ſie in guter Meinung verordnet, in Verantwortung ſtürzen können.

Es gehören hieher ſolche Mittel, welche eine ſtrenge Diät erfordern, woraus der gemeine Mann kein arges hat, und welche zu beobachten ihm das Vermögen fehlt.

Ein bekannter ſchwediſcher Arzt, der Profeſſor Haartmann in Abo gab 1765 eine Reiſe- und Hausapotheke im Schwediſchen heraus, welche gerühmt ward, auch ſo viel mich erinnere, ins Deutſche überſetzt iſt; ich werde aber von ſeinen vorgeſchlagenen Hausmitteln ſchwerlich in meine Hausapotheke nehmen; Sie haben nicht vorerwehnte Eigenſchaften, und ſcheinen zum Theil für einen deutſchen Magen zu

hitzig

hitzig zu ſeyn, dagegen ſie ſich für die kalte Witterung in Schweden deſto beſſer ſchicken mögen.

§. 282.

13ter Fall. So nützlich es auch iſt, dergleichen Hausmittel zu haben, um damit ſeinem Nächſten zu dienen, ſo wird doch Vorſicht erfordert, um zu beurtheilen; entweder wenn wir ſie ſicher anrathen können, oder aber, ob wir, da uns von andern aus guter Meinung dazu gerathen wird, nach unſerer Conſtitution davon ohne Bedenken nehmen dürfen?

Viele mitleidige Perſonen hören oder ſehen kaum, daß ein guter Freund ſich nicht recht wohl befinde, ſo ſinnen ſie ſchon aus einer wahren Menſchenliebe, wie ſie ſein Leiden, welches er oft kaum ſelber fühlt, erleichtern wollen; Sie bringen zehn Mittel vor eins in Vorſchlag. Wer ſich nun ſelber kennt, wird etwas furchtſam in Annehmung eines Raths ſeyn, zumalen wenn er einige mal den Verſuch gemacht hat, daß ihm ſolche vermeintliche Preſervative übel bekommen ſind, und daß damit in gewiſſen Fällen nicht zu ſcherzen ſey. (§. 197.) Ich erinnere mich, daß ein guter Freund über eine Kolik klagte, und ſelber glaubte, daß ſolche von einem verdorbenen Magen herrühre, alſo von der Wirthinn Magentropfen begehrte; dieſe gab ihm ein Glas vom engliſchen Uſquebaugh, welchen er liebte und gewohnt war; Hütete ſich aber nicht davor, daß die vermeintliche Kolik von hämorrhoidaliſchen Bewegungen herrühre, und daß das hitzige Getränk ſo nachtheilig ſeyn werde, daß es eine innerliche Entzündung veranlaſſen können, wenn nicht noch bey Zeiten ein Arzt erweichende und kühlende

de Mittel verordnet hätte. Ein anderer wollte ſich in ähnlichen Empfindungen durch ein Klyſtier Linderung verſchaffen, und vermuthete nicht, daß der ſonſt geſchickte Bader zu viel Salz darunter nehmen würde, welches die ohnehin ſchon entzündeten Theile auf eine ſolche Art reitzte, daß er mehrere Tage in Todesgefahr zubrachte.

Einem dritten wollte ein Arzt in einer ähnlichen Kolik vermittelſt einer Priſe Salz Oefnung und Linderung verſchaffen; das Salz aber reitzte die ohnehin ſchon angegriffenen innerlichen Theile noch mehr, und vermehrte die Gefahr.

§. 283.

14ter Fall. Ueber den Puls urtheilen zu können, kann uns in verſchiedenen Vorfällen zu Statten kommen.

Ein rechter Arzt kann keine Krankheit zuverläßig beurtheilen, ohne den Puls gefühlt zu haben; dieſer allein muß ihm den rechten Sitz der Krankheit, und die mehrere oder geringere Gefahr, auch die unſichtbaren in dem Körper vorgehenden Veränderungen entdecken, anbey anzeigen, ob die verſchriebenen Mittel fortgebraucht, oder verändert werden ſollen.

Es iſt nur Schade, daß um die Beurtheilung des Pulſes gründlich zu erlernen, eine ſo gar genaue Aufmerkſamkeit und Erfahrung erfordert werde, ſo daß auch große Aerzte darunter ungeſchickt und zweifelhaft bleiben, z. E. wenn der eine aus dem Pulſe urtheilen will, daß die Krankheit ſich gebrochen habe, und auf der Abnahme ſey, der andere aber daraus die nahe Todesgefahr vorher ſieht.

Ein Kranker oder ein Angehöriger von dem Kranken kann ſich gleichwol ſehr beruhigen, wenn er die

Lehre

Lehre von dem Pulſe etwas verſteht, und alſo daraus einiger Maaßen beurtheilen kann, ob bey gewiſſen ſonſt bedenklich ſcheinenden Umſtänden eine wahre Gefahr zu befürchten ſey oder nicht? Ob ſchleunige Mittel erfordert werden, oder ob das Uebel bald vorüber gehen werde?

Verſchiedene Aerzte werden mir einwenden; Es ſey gar nicht gut, wenn ein Kranker ſich auf den Puls verſtehe, und daraus ſelber ſeine Gefahr beurtheilen könne; indem er ſich ſodann nur ängſtige, und ſeine Umſtände gefährlicher mache. Ich kenne auch furchtſame, für ihr Leben beſorgte, Perſonen, welche ſich oder den ihrigen alle Augenblick nach den Puls greifen, und wenn ſie darin nur die mindeſte Veränderung fühlen, welche oft blos von ihrer Angſt veranlaßt worden, ſo ſchlieſſen ſie ſofort auf die Gegenwart des heftigſten Fiebers, und der Arzt ſoll ſchleunig eine Krankheit heben, wo gar keine zu befürchten iſt. Dies ſind aber blos zufällige Misbräuche, welche nicht ausſchlieſſen, daß andere aus der Kenntniß des Pulſes Nutzen haben, und ſich beruhigen können.

Ob ich gleich einiger Maaßen den Puls beurtheilen zu können mir ſchmeichle, ſo pflege ich mir doch denſelben, wenn ich krank bin, und einen Arzt gegenwärtig habe, nicht gern ſelber zu fühlen.

§. 284.

15ter Fall. Wir Menſchen ſind oft auf Reiſen oder Abörtern plötzlichen Zufällen von Schlag- und Steckflüſſen, Blutſtürzungen, Lähmungen, Gicht, Ruhr, Ohnmachten u. ſ. w. unterworfen. Es iſt ſodann ſehr gut, wenn man ſich ſelber helfen und einen Entſchluß faſſen kann.

Es

Es iſt z. E. bey einem Schlagfluße ſchleunige Hülfe nöthig: Es iſt aber ein großer Unterſcheid, ob derſelbe von einer Unverdaulichkeit oder von einer Stokkung im Blute herrührt. In dieſem Fall muß baldmöglichſt eine Ader geöffnet werden; in jenem kann ein Aderlaß tödtlich ſeyn.

Am öfterſten fallen Verwundungen vor, und dieſe werden, wenn ſie leicht ſind, gemeiniglich mit geringen einfachen Hausmitteln eher geheilet, als wenn große Feldſcheerer zu Hülfe gerufen werden, von denen ich Exempel weiß, daß ſie, um ſich ein Anſehen zu geben, und mit Recht eine Bezahlung zu verdienen, den Schaden erſt recht ſchlimm machen, und darauf methodice eine langweilige Cur anfangen.

§. 285.

16ter Fall. Die Körper der mehrſten Menſchen ſind in gewiſſen Jahren einer oder andern Schwachheit unterworfen, von Podagra, Gicht, Koliken, Steinſchmerzen, und dergleichen Zufällen mehr: Sobald wir ſolches merken, müſſen wir beurtheilen können, was für eine Lebensordnung wir einſchlagen ſollen, um uns von dem uns drohenden Uebel entweder ganz zu befreien, oder es ſo leidlich als möglich zu machen.

Einige, wenn ſie gleich merken, daß ihre Natur ſich zu gewiſſen Schwachheiten neige, leben in den Tag hinein, führen nach wie vor ein unordentliches Leben, und ziehen ſich dadurch tödtliche Zufälle oder wol gar einen frühzeitigen Tod zu.

Andere ſind in ähnlichen Fällen für ihr zartes Leben gleich zu beſorgt, und indem ſie ſich durch eine ſtrenge Diät retten wollen, ſo ſchwächen ſie ihren Körper noch mehr.

Das Künſtliche iſt, hierunter ein rechtes Mittel zu treffen. Des **Herrn Zückerts** mediciniſches Tiſchbuch, Berl. 1771. 8. ſcheint in dieſer Abſicht brauchbar und nicht übel geſchrieben zu ſeyn.

§. 286.

17ter **Fall.** Wenn Jemand gefährlich krank iſt, oder wol gar ſtirbt, ſo iſt ein übler Misbrauch und Vorurtheil, daß die beſten Freunde ihren daran nehmenden Antheil nur gar zu gern durch ihren Rath oder Tadel zu erkennen geben, und dadurch inſonderheit die nachbleibende Angehörige beunruhigen: dagegen kann man ſich am beſten verwahren, wenn man ſelber beurtheilen kann, was geſchehen können, und was geſchehen iſt.

Ich erinnere mich, daß Mütter, welche ein ihnen liebes Kind verlohren hatten, ganz mismüthig und niedergeſchlagen wurden, weil ihre Freundinnen ihnen ohn Unterlaß bald dieſes bald jenes vorwarfen. „Hätten ſie doch,“ hieß es, „ihr Kind nicht ſo hart „gehalten; Hätten ſie ihm nicht ſo viel Fleiſch eſſen „laſſen; Hätten ſie es nicht ſo viel der Luft ausge„ſetzt; Hätten ſie es doch ſelber geſtillet; Hätten ſie „es nicht ſo früh abgewöhnet; Hätten ſie ihm nur „eher China gegeben; Hätten ſie ihm doch die Me„dicin nicht nehmen laſſen; Hätten ſie doch nur das „Mittel verſucht, welches meine gute Großmutter „zu verordnen pflegte; Wären ſie nur nicht dem Do„ctor A gefolget, unter deſſen Händen meine 88 jäh„rige Muhme neulich auch geſtorben iſt; Hätten ſie „doch den Doctor B rufen laſſen, der meiner Gar„derobenjungfer Schweſter vom Huſten befreyet ha-

„ben

„ ben ſoll; Hätten ſie doch den jungen erſt aus Pa„ ris zurück gekommnenen Doctor C gefragt, er iſt ein „ ſchöner Mann; Wären ſie doch mit dem Kinde eher „ auf das Land gegangen; Hätten ſie nur mehr ſpa„ niſche Fliegen legen laſſen; Wie iſt es möglich, „ daß ſie ihm keine Klyſtiere geben laſſen; Wenn es „ geſchröpft wäre, wenn man ihm Blutigel geſetzt „ hätte, wenn ſie ihm eine Fontenelle legen laſſen, ſo „ wäre es gewis davon gekommen.“ Ich laſſe Erinnerungen dieſer Art gelten, ſo lange der Kranke lebt, indem man ſchuldig iſt, alles mögliche zu Rettung eines Menſchen anzuwenden; Wer alsdenn doch einen Rath geben will, muß billig einſehen können, worauf es bey der Krankheit ankommt, und daß der Rath das Uebel heben werde. Darum bekümmert man ſich aber ſelten, den mehrſten iſt es genug, wenn ſie nur etwas geſagt haben, ſollte auch das Ende dadurch beſchleunigt werden.

§. 287.

18ter Fall. Wenn wir uns in andern Büchern Raths erholen wollen, ſo müſſen wir beurtheilen können, in wie weit wir der gegebenen Vorſchrift folgen, und welche Werke wir vorzüglich zu unſere Führer erwählen ſollen.

In allen Bibliotheken eines jeden ſorgſamen Hausvaters ſoll billig nicht fehlen:

1) Herrn Tiſſots Avis au peuple, oder Anleitung für den gemeinen Mann, in Abſicht auf deſſen Geſundheit, nebſt deſſen Anhang.
2) Eben deſſelben Eſſai ſur les maladies du Monde, oder von den Krankheiten vornehmer und reicher Perſonen.

3) Deſſelben Eſſai de la ſanté des gens de lettre, oder von der Geſundheit der Gelehrten.

4) Herrn von Roſenſteins Anweiſung zur Cur der Kinderkrankheiten.

5) Herrn Unzers Arzt.

6) Deſſelben mediciniſches Handbuch.

7) Zückerts oben gelobtes mediciniſches Tiſchbuch. §. 285.

8) Andry Orthopädie, oder Kunſt, bey den Kindern die Ungeſtaltheit des Leibes zu verhüten.

§. 288.

19ter Fall. Ueberhaupt thut ein jeder wohl, ſich ſo lange als er lebt, der Kenntniß ſeines eignen Körpers zu befleißigen, da in der Lehre von deſſen Oekonomie, ſo wie in der Phyſic überhaupt, annoch viele Verbeſſerungen und neue Entdeckungen zu machen übrig ſeyn werden.

Die Arzneygelahrheit hat, ſo wie viele andere Wiſſenſchaften, ihre gewiſſe Epoquen und Abwechſelungen. Wenn ein berühmter Stahl oder Hofmann, und wol gar ein Boerhave jetzo aufſtünden, und ſähen, wie man verſchiedene Krankheiten gegenwärtig handhabet, und daß man z. E. einen Blatterpatienten, wenn die Pocken eben ausbrechen wollen, auch bey der ſtrengſten Kälte in die freie Luft ausjägt und ausfahren läßt, oder daß man böſe Fieber und die rothe Ruhr mit rohem Obſte curirt; ſo würden ſie glauben, man wolle die Kranken vorſetzlich hinrichten: Sollte wol vor hundert Jahren ein Arzt gewagt haben, in einem hitzigen Fieber zur Cur Eis zu geben, wie man doch in Italien ohne Bedenken thut? *)

Ohne

*) Der Ritter Linne nennet die Mode gefrornes zu eſſen; perniciſſimum morem. *Amoen. ac.* T. VII. p. 229.

Ohne Zweifel werden nach hundert Jahren verſchiedene von unſern jetzigen Methoden verworfen werden, und viele verworrene Krankheiten, welche unſern jetztlebenden Aerzten ſehr viel zu ſchaffen machen, werden alsdenn mit leichter Mühe aus dem Grunde gehoben werden.

Ich kann nicht leugnen, daß es bey mir zu Zeiten einiges Mistrauen erweckt, warum die Aerzte noch bis auf dieſe Stunde in verſchiedenen wichtigen Puncten ſo gar ungewis und unterſchiedener Meinung ſind.

Unſer Leib iſt ein Körper, in welchem gewiſſe innerliche Bewegungen anhalten und auf einander folgen; Erfolgen dieſe innerliche Bewegungen nach der beſtimmten Ordnung, und wie ſie auf einander folgen müſſen, ſo iſt der Körper **geſund**; **krank** hingegen, wenn in den Bewegungen eine Unordnung iſt. **Fehlerhaft**, wenn ein oder anderer Theil des Körpers verruckt iſt; **ungeſund** aber, wenn in den Bewegungen ſowol, als in einem oder mehrern Theilen des Körpers eine Unordnung vorgeht. So kann einer am Fieber krank ſeyn, ohne einen Fehler am Körper zu haben; Hingegen haben viele im Körper einen Fehler, indem ein Theil deſſelben ungeſtalt iſt, und ſie ſind doch dabey übrigens geſund: Wer aber ſchwache Nerven hat, und daher die Speiſen nicht recht verdauet, iſt wirklich ungeſund; Denn hier gehet nicht allein eine Unordnung in den natürlichen Bewegungen vor, ſondern es ſteckt zugleich ein Fehler in dem Körper.

Dieſemnach giebt es folgende Arten von Krankheiten.

1) Wenn eine oder andere der natürlichen Bewegungen ſchwach oder unordentlich wird, oder gar un-

terbleibt. Z. E. wenn der Magen nicht recht verdauet, oder langſamer als gewöhnlich, oder gar die Speiſe unverdauet zurück giebt.

2) Wenn die natürlichen Bewegungen nicht alle in der gewöhnlichen Ordnung erfolgen. Z. E. Wenn Verſtopfungen entſtehen, wenn der Schlaf nicht zu rechter Zeit kommt. Wenn die Säfte von denen im Magen verdaueten Speiſen nicht vermittelſt der Galle in den Milch- und übrigen Gefäßen abgeſondert werden.

3) Wenn neue Bewegungen hinzukommen, wodurch die natürlichen gehindert werden. Z. E. Ein Fieber, ein Krampf, ein Nervenzucken.

Wie aber keine Bewegung überhaupt ohne eine wirkende Urſache iſt; alſo haben wir bey Heilung der Krankheiten vornemlich auf die Urſache zu ſehen, welche die Unordnung in den natürlichen Bewegungen wirkt; Und hierin ſteckt eben für einen Arzt die größte Kunſt.

Die Urſache kann nun in dem Körper oder außer demſelben ſeyn.

Außer dem Körper, wenn wir uns z. E. erſchrecken, verjagen; So veranlaßt oft eine plötzliche Freude, Beſtürzung, oder Betrübnis eine heftige Krankheit, ja wol gar den Tod.

Iſt die Urſache in dem Körper, ſo ſuchen wir ſie entweder in deſſen natürlichen, oder aber in fremd hinzugekommenen Theilen.

Sind **die natürlichen Theile** des Körpers Urſache an einer Krankheit; ſo ſteckt der Fehler entwe- in einer oder andern Hauptmaſſe. Z. E. wenn die Säfte überhaupt verdorben ſind; wenn das Blut ganz wäſſericht iſt; wenn die Nerven verruckt ſind.

Oder

Oder es iſt nur ein oder anderer Theil beſonders ſchadhaft. Z. E. wenn der Magen ſchwach iſt, wenn Leber oder Lunge ſchadhaft iſt, wenn die Galle fehlt.

Oder aber, es kommen neue Theile hinzu, welche nicht in den Körper gehören, und gleichwol die natürlichen Bewegungen hemmen. Z. E. ein Polypus im Herzen; Ein Geſchwür, ein Auswuchs.

Rührt hingegen die Krankheit nur her von **fremden zufälliger Weiſe in den Körper gerathenen Theilen**; So müſſen ſelbige entweder durch den Magen in den Körper gerathen ſeyn. Z. E. wenn wir etwas giftiges genießen, oder den Magen überladen; Wenn wir hitzige Speiſen oder Getränke im Ueberfluß zu uns nehmen, und dadurch das Blut und alle Säfte kochen machen; Wenn wir Würmer im Magen haben.

Oder wir ziehen die ſchädlichen Theile aus der Luft an uns; Es ſey nun, daß wir ſolche im Athemholen mit einſchlucken, oder ſie vermiſchen ſich durch die Schweißlöcher mit dem Blut, wie gemeiniglich in giftigen und anſteckenden Krankheiten geſchieht.

Oder aber bey einer Verwundung werden fremde Theile ins Blut gebracht. Z. E. wenn bey der Inoculation der Blattern die Blattermaterie durch eine kleine Ritze dem Blute mitgetheilt wird; wenn einer mit einem vergifteten Gewehr verwundet, oder von einem tollen Hunde gebiſſen wird.

Hiernach werden ſich nun alle Krankheiten eintheilen laſſen, und jede iſt leicht gehoben, ſo bald als wir

1) die unordentliche in dem Körper vorgehende Bewegung unterſcheiden;

2) die wahre Urſache davon einſehen;

3) dieſe durch die dienlichſten Mittel wegräumen;

4) die zum geſunden Zuſtand des Körpers erforderlichen Bewegungen in gehöriger Ordnung wieder herſtellen.

Hingegen iſt

5) eine Krankheit **unheilbar**, wenn wir die natürlichen Bewegungen nicht wieder in Ordnung bringen können; und **tödtlich** wird ſie gar, wenn die unordentlichen Bewegungen das ganze Gebäude des Körpers zerſtöhren, ohne daß wir es hindern können.

Aus dem angeführten würde nun folgen, daß wir bey allen Krankheiten mehr auf die vorgehenden Bewegungen, und wie die natürlichen Bewegungen hergeſtellt werden können, unſer Augenmerk richten ſollten, anſtatt daß man gemeiniglich zu viel auf Herſtellung derer, durch die widrige Bewegung beſchädigten Theile zu ſehen pflegt. Wir unterſcheiden die Theile des Körpers in flüßige und feſte, und ſuchen den Grund der mehrſten Krankheiten darin, wenn beyde nicht in gehörigem Verhältnis und Gleichgewichte ſtehen; daher wird denn auch bey den mehrſten Arzneymitteln nicht ſowol darauf geachtet, was für Bewegungen in dem Körper veranlaßt werden könnten, als auf welchen Theil des Körpers ſie vornemlich einen Einfluß haben, ob ſie auf die flüßigen oder feſten Theile des Körpers wirken, und ob die neuen Nahrungstheile, welche ſie geben, dem gegenwärtigen Zuſtande des Körpers gemäß ſind.

Man wird mir einwenden, daß dieſes auf eins hinauskomme; Denn wenn die Beſtandtheile des Körpers in gehöriger Beſchaffenheit wären, ſo würden auch die Bewegungen in rechter Ordnung erfolgen: Ich gebe aber erfahrnen Aerzten weiter zu prüfen; Ob es leichter ſey, bey allen Krankheiten ohne Ausnahme

durch

durch die zu nehmenden Nahrungs- und Arzneymittel blos die Theile des Körpers ſo zu ſtärken und herzuſtellen, daß die natürlichen Bewegungen mit der Zeit ordentlich erfolgen müſſen; Oder aber die Bewegungen im Körper ſo einzuleiten, daß die widrigen, einige Theile ſchwächenden, gehoben werden; mithin die natürlichen Bewegungen ununterbrochen erfolgen können, um dadurch den geſunden Zuſtand des Körpers herzuſtellen.

Ein Exempel wird dies erläutern: Das Fieber iſt eine Krankheit, worin die Fibern des Körpers auf eine gewaltſame Art angeſtrengt, und unordentliche Bewegungen hervorgebracht werden. Man kann alſo ſolches heben, wenn man die Nerven und Fibern ſtärkt, ſo daß ſie nicht unordentlich bewegt werden können, ohne ſich um die, ſolche reitzende, Urſache zu bekümmern, wie durch die China geſchieht: Oder man erforſcht die, die Nerven reitzende, und die unordentliche Bewegung hervorbringende, Materie, räumt ſolche weg, und ſtärkt alsdenn die Nerven und Fibern, wenn ſie etwa geſchwächt wären, und ihren natürlichen Reitz verlohren hätten.

In jenem Fall beruht es darauf, ob das zu Stärkung der Nerven anzuwendende Mittel auch ſtärker iſt, als das ſie reitzende Uebel. Denn indem ſonſt die Fibern durch jenes etwas gereitzt werden, ſo kann das Uebel nur deſto ſtärker auf ſie wirken, und die Krankheit wird heftiger und gefährlicher; Es kann alſo in dieſem Fall die ſonſt ſo heilſame China eben ſo gut ſeyn, als wenn man Oel ins Feuer gießt, und wenn ſie endlich auch durch den lange anhaltenden Gebrauch das Uebel unterdrückt, ſo wird ein Patient oft in mehrern Monaten ſich nicht erholen, der in we-

nig Tagen hergeſtellet werden können, wenn die auf den Nerven liegende wirkende Urſache erweichet, gehoben und abgeführt wäre.

Es bleibt alſo gemeiniglich ein Fehler, wenn man das Fieber als eine Hauptkrankheit betrachtet, und blos die Wirkung ſtöhren will, ohne den rechten Feind zu beſtreiten, der eben das unordentliche Schlagen des Herzens und der Pulsadern veranlaßt. Einem geſchickten Arzt dient es blos zum Zeichen, um aus den verſchiedenen Vibrationen zu unterſcheiden, welcher Theil des Körpers vornemlich angefochten wird, und was für eine Materie den außerordentlichen Reiß veranlaſſe, auch wie ſolche beſtritten ſeyn will?

Es ſind daher wenige Krankheiten ohne Fieber, und man macht unzählige Arten von Fiebern, wovon aber die wenigſten als Fieber curirt werden müſſen; Denn wenn das Hauptübel gehoben iſt, ſo können wenige Priſen China die fieberhafte Bewegung oder den Paroxismus bald hemmen; In einigen Zufällen kann man den Fieberparoxismus nicht früh genug ſtopfen, weil ſonſt die gar heftige Bewegung die Fibern zu ſchlaff, das Blut zu ſchwach und dünne, und die Krankheit unheilbar machen würde.

§. 289.

So leicht es geſagt iſt, wie die Krankheiten beurtheilt und gehoben werden ſollen, ſo künſtlich iſt es, ein glücklicher Arzt zu ſeyn.

Ein geſchickter und glücklich heilender Arzt, von dem man ſagen kann,

Il m'a guéri, c'eſt un grand homme,
En dépit de tous ſes rivaux
A mes yeux d'Athenes et de Rome
Il efface tous les heros.

Mercure de France.

ver-

verdient gewiß vor allen andern in Ehren gehalten, und mit Ehrfurcht begegnet zu werden.

Es iſt für einen Ort ein vorzügliches und ſeltnes Glück, wenn er zugleich mehrere, gleich erfahrne, um den Vorzug ſtreitende, aber dabey in der größten Harmonie und Einigkeit lebende Aerzte, und zwar durch eine längere Reihe von Jahren aufweiſen kann, deren Ruhm ſich in entfernte Gegenden ausbreitet, und viele Fremde herzieht. Von vielen kann man freilich ſagen,

Hier liegt dem Kirchſpiel zum Vergnügen,
Durch den die andern alle liegen.

Der Arzt.

Bey mir iſt ein Arzt, wenn er auch fehlen ſollte, leicht entſchuldigt; Wenn ich bedenke, wie verwickelt und zuſammengeſetzt oft Krankheiten werden können, welche Anfangs nur geringe ſcheinen, ſo daß ſelten ein Uebel allein wirkt, hingegen gemeiniglich mehrere Arten von unordentlichen Bewegungen zugleich in einem Körper vorgehen; daher man mehrmalen eine lange Reihe von vorhergegangenen Bewegungen und Veränderungen erforſchen muß, um den rechten Urſprung und Sitz der Krankheit zu entdecken, und am Ende doch noch in Zweifel bleibt, und zufälliger Weiſe errathen muß.

Mich wundert daher, wenn Aerzte ſich zu Zeiten unter einander ſelbſt gerne tadeln, angreifen, und von unrecht beurtheilten Curen anklagen; da diejenigen, welche am liebſten andere zu tadeln und zu verachten pflegen, ſich doch ſelten ganz frey wiſſen werden, daß ſie gar keine Fehler begangen haben.

Wer eine beſondere Erfahrung oder eine neue Entdeckung gemacht hat, wodurch er ſeinem Näch-

ſten das Leben retten, oder die Geſundheit herſtellen kann, thut wohl, andere Aerzte davon zu Beförderung des gemeinen Beſten zu unterrichten; er wird aber nicht andere gleich verläumden, oder einer Unwiſſenheit beſchuldigen, welche aus beſondern Gründen anders urtheilen. Der Unterricht kann geſchehen, ohne eine Galle und Bitterkeit zu zeigen *).

§. 290.

*) Dieſe Anmerkung ward durch den unten §. 291. nr. 4 angeführten ſchwäbiſchen Arzt Rübel veranlaßt, der in ſeiner Abhandlung von Frieſeln gleich mit Flegeln um ſich wirft.

Ueberhaupt wundere ich mich oft, warum es ſo wenige Aerzte giebt, von denen man ſagen kann, daß ſie recht glücklich und mit einer völligen Zuverläßigkeit heilen. Man ſollte glauben, die übrigen, wenn ſie ſehen, daß einer unter ihnen in ſeinen Curen vorzüglich glücklich iſt, und Zulauf hat, würden ſuchen, ſich deſſen Heilart und Mittel bekannt zu machen, und ihm lieber folgen, als daß ſie fortfahren mögten, nach ihren alten Schlentrian und nach der auf Schulen angenommenen Theorie ihre Patienten zu quälen, oder wol gar hinzurichten, wenn ſie nicht noch am Ende zu einem andern Arzt ihre Zuflucht nehmen. Doch vielleicht würden ſie noch unglücklicher ſeyn, wenn ſie andern nachahmen wollten, und nicht Ueberlegung genug beſitzen, um die Fälle, und ob eine Nachahmung Statt findet, zu unterſcheiden.

Eine genaue und fertige Beurtheilungskraft macht einen großen Arzt. Er muß aus den äußerlichen Zeichen, wo der zu hebende Fehler ſteckt, ſofort entdekken; drauf wiſſen, was für Mittel er anwenden ſoll; Aus denen Wirkungen denn, welche dieſe zu Wege bringen, kann er ſchlieſſen, ob er die rechten Mittel gewählt habe, ob dieſe hinreichend ſind, oder ob er zu neuen Mitteln ſchreiten müſſe? Dieſes alles lehrt nicht ſowol die Theorie, als mit Aufmerkſamkeit angeſtellte Erfahrungen. Daher kann ein Arzt, wie

§. 290.

Man muß ſich über dieſe Ungewisheit um ſo weniger verwundern, da man, wenn ich anders nicht ſehr irre, in den allererſten Grundſäzzen und Erfahrungen, worauf ſich alles übrige gründen muß, noch zweifelhaft iſt, wo nicht gar irret.

Ich

ſchon §. 276. angemerkt worden, ohne ſtark in der Theorie zu ſeyn, in denen Krankheiten, wovon er Erfahrung hat, ſehr glücklich heilen.

Herr Zimmermann vergleicht dieſerwegen in ſeinen Erfahrungen die Aerzte mit berühmten Feldherrn, und nennet deren S. 15. Th. II. eine ganze Reihe, welche auf einmal als große Generale aufgetreten ſind, ohne ſich vorher beſonders geübt oder gezeigt zu haben; weil, wie er anmerkt, ihr Genie ihnen für Erfahrung gieng. Was heißt aber hier ihr Genie? Iſt es nicht eine Fertigkeit, in vorkommenden Fällen geſchwind die beſten Mittel zu erwählen und zu ergreifen. (§. 192.) Dieſe Fertigkeit aber wird kein Arzt ohne wiederholte und mit Ueberlegung angeſtellte Erfahrung erlangen. Dies iſt die Urſache, warum zu Zeiten Kranke, welche mit ungewöhnlichen Zufällen befallen ſind, an mehrern Orten, und wol in Frankreich und England vergebens Hülfe ſuchen, und ſolche am Ende vielleicht bey einem Arzt von geringern Ruhm finden, dem ſie am wenigſten Einſicht zutrauen, oder dem ſie ſelber Anleitung geben müſſen, wie er ihre Geſundheit herſtellen könne. Ich erinnere mich hier eines Herrn v. R. der im Beine ganz unausſtehliche Schmerzen fühlte, ohne daß man äußerlich einen Fehler daran entdecken konnte. Er ſuchte Rath, wo er nur von einem geſchickten Wundarzt hörte, und reiſete ſeit verſchiedenen Jahren umher, kam auch jetzt zum zweytenmal nach Paris, wo ſich mehrere Wundärzte bey ihm verſammelten, und im Begrif waren, das Bein abzunehmen, weil ſie kein ander Mittel aus-

Ich will nicht einmal erwehnen, was verſchiedene gelehrte Geſellſchaften ſeit den letztern Jahren noch vor Preisaufgaben ausgeſetzt haben.

Z. E. Die Akademie zu Lyon frägt an; wie die Lympha bereitet wird, und aus was für Theilen ſie beſtehet?

Eben dieſelbe verlangt die eigentliche Urſache krebshaftiger Schaden zu beſtimmen.

Die Akademie zu Bourdeaux will die Urſache der verſchiedenen Coagulationen wiſſen.

Und die Akademie zu Dijon; in welchen Krankheiten, und bey welchen Umſtänden man kühlende Mittel geben müſſe?

Die Geſellſchaft zu Berlin aber erforſcht die Urſachen und Cur der Lähmung.

Die

auszuſinnen wußten. Er, der keinen Trieb empfand, ein Krüppel zu werden, verfiel von ungefehr auf die Gedanken, ob das Mark in der Röhre etwa Schaden haben mögte; Er vermogte alſo die Wundärzte, die Röhre durchzubohren, da denn das zu einem ſtinkenden Eiter gewordene Mark herausfloß, die Schmerzen legten ſich, und er geneſete völlig.

Uebrigens thut ein Arzt nicht allein wohl, wenn er die glücklich und mit Erfolg gebrauchte Mittel bekannt macht, ſondern es iſt oft auch nöthig, die vergebene Verſuche aufrichtig zu bekennen, damit andere ſolche nicht etwa wiederholen mögen, ſondern ſich davor hüten, und auf beſſere Mittel ſinnen. Es iſt mir ſonſt zu Zeiten lächerlich, wenn ich in mediciniſchen Journalen bemerke, daß Aerzte weitläuftige Beſchreibungen von gehabten gefährlichen Patienten, und von denen ihnen verordneten Mitteln geben, welche ſich gemeiniglich damit endigen, daß der Patiente, nachdem er mehrere Wochen, oder wol gar Monate

lang

Die beyden in unſerm Körper vorgehenden Hauptbewegungen ſind 1) der Pulsſchlag; 2) das Athemholen. Davon hangen die übrigen, als die Verdauung, die Verwandlung und Abſonderung der Säfte u. ſ. w. ab. Meines Wiſſens iſt aber beydes noch in keiner Phyſiologie erklärt worden; Die Akademie zu Rouen hat vielmehr erſt neulich aufgegeben, welches der eigentliche Mechanismus und Nutzen des Athemholen ſey? Bey beyden kommt es nach meiner Theorie darauf an: Der Pulsſchlag iſt eine abwechſelnde Bewegung, da die Adern bald erhoben werden, bald wieder niederſinken; Beym Athemholen wird die ganze Bruſt erhoben und ausgedehnt, denn wieder zuſammengezogen. Welches iſt nun die erſte Bewegung

gung

lang gequält, und verſchiedene fehlgeſchlagene Verſuche mit ihm angefangen worden, geſtorben ſey.

Ein vernünftiger Arzt wird alle Jahr ſeine Mittel ändern, nachdem die Witterung unterſchieden iſt. Der Hauptgrund, wornach er urtheilt, iſt dieſer: Weil wir bisher dieſe oder jene Veränderungen in der Witterung gehabt haben, ſo ſind in dem menſchlichen Körper die Bewegungen in der Ordnung gefolget, daß entweder dickere oder dünnere Säfte gezeuget, mehr oder weniger Schleim abgeſondert, die Nerven erſchlaffet, oder gereitzt worden, und ſo weiter; folglich müſſen, um den geſunden Zuſtand des Körpers herzuſtellen, die und die Mittel gebraucht werden: Nicht, weil dem äußerlichen Anſchein nach eine gewiſſe Krankheit da iſt, ſo muß man das gewöhnliche Mittel dagegen verſchreiben: Er wird alſo, nachdem ein Jahr trocken oder naß, warm oder kalt iſt, gegen ein Uebel ganz contraire Mittel verordnen, und wenn er merkt, daß eine beſondere Witterung auf gewiſſe Krankheiten einen Einfluß hat, viele Uebel mit einerley Mittel heben, gegen welche ein unerfahrner Arzt die halbe Officin vergebens ausprobirt.

gung oder der Anfang? das Erheben des Pulſes und die Ausdehnung der Lunge und Bruſt; oder aber das Niederſinken und Zuſammenziehen? Dies finde ich nirgendwo erwogen. Die Begriffe, welche ich mir davon mache, ſind dieſe: Zum erſten Anfange der Bildung eines thieriſchen Körpers werden blos einige Blutkügelgen erfordert, welche durch andere ſie folgende Kügelgen in einer ſubtilen flüßigen Materie fortgeſtoſſen werden, die da in einer innern Bewegung und in einem gewiſſen Grade von Fermentation ſich befindet, alſo fähig iſt, leicht eine neue Bewegung und Verwandlung in einen neuen Körper von beſtimmter Geſtalt anzunehmen.

Indem dieſe Blutkügelgen durch andere ſie folgende fortgeſtoſſen werden, am Ende aber einen Wiederſtand finden, und dadurch zum Theil zurück getrieben werden, ſo ſondern ſie an den Seiten zähere zuſammenhangende Theile ab, und bilden bald eine feſte hole Röhre oder Ader, in welcher ſie ſich hin und wieder bewegen können; Wenn darauf der Blutkügelgen mehrere werden, als in dieſer ſo weit fertigen Röhre Raum haben, ſo brechen ſie dieſe irgendwo durch, und bilden eine neue verlängerte Röhre, die Oeffnung aber zieht ſich darauf in etwas wieder zuſammen, bis wiederum mehrere Blutkügelgen vor der Oeffnung kommen, als zugleich herdurch dringen, die denn die Oeffnung abermals bald erweitern, und denn wieder zuſammenziehen machen, und dadurch eine Art von Klappe bilden, welche Gelegenheit zu Entſtehung des Herzens und zu einem anhaltenden Pulsſchlage giebt. Drauf werden mehrere Adern, Arterien und Nerven, ferner der Kopf mit dem Gehirne,

hirne, nebſt dem Rückenmark, und endlich der ganze Körper ausgebildet *).

Der ausgebildete Körper enthält auch viele flüßige Theile, welche leicht die Bewegung des Waſſers annehmen; nemlich von einer Seite zur andern bewegt, drauf aus ihrer Verbindung gebracht, und durch die hin-

*) Ich zweifle, ob meine Leſer ſich aus dieſen wenigen Worten einen deutlichen Begriff werden machen können, von meiner Theorie, wie die Bildung des Körpers in der Zeugung anfange und fortgehe. Ein ſo wichtiges Geſchäffte erfordert eine eigne Abhandlung.

Ich hoffte in des **Herrn Unzers** erſten Gründen einer Phyſiologie, als dem neueſten und vollkommenſten Werke, welches mir in dieſer Materie bekannt iſt, §. 631. ein umſtändliches Syſtem davon anzutreffen; Er fährt aber ziemlich geſchwinde überweg, und läſſet die Hauptſache, als eine von ihm erkannte dunkle Lehre, gleich ſeinen Vorgängern, unberührt.

Die Maſſe, woraus der neue Körper gebildet wird, iſt das Ey; daß aber daraus ein dem Vater ähnlicher Körper entſtehet, davon liegt der Grund in dem zugethanen Fermente, welches unzählige bewegliche, und dem Anſchein nach lebende Kügelgen enthält. (S. V. Th S. 956.) Merkwürdig iſt dabey, daß das hinzugefügte Geſchlecht von der Mutter abhanget, ſo daß die Eyer aus dem einen Eyerſtock lauter Männchen, aus dem andern aber lauter Weibchen geben. Eine Taube legt gemeiniglich ein langes und ein rundes Ey: aus jenem kommt ein junger Täuber, aus dieſem eine Taube. Die Hüner-Eyer ſind zum Theil lang, zum Theil an der Spitze mehr zugerundet; ſucht man zum Ausbrüten nur einerley Form aus, ſo erhält man entweder lauter Hähne oder lauter Hennen.

hinzukommende Bewegung des Feuers aufgelöſet und in die Höhe getrieben werden; da aber dieſe bewegte flüßige Theile nicht gleich einen Ausgang finden, ſo wird der Leib davon ausgedehnt, bis wir die aufgelöſeten Theilgen ausblaſen, da denn eine plötzliche Zuſammenziehung der innern Theile erfolget, welche ſich von neuen auszudehnen beſtreben, alſo veranlaſ-

ſen,

Die veränderte Geſtalt der Eyer bleibt, wenn ſie auch von pulardirten Hennen gelegt worden. Wenn man bey einer Sau oder Kalbe den einen Eyerſtock zerſtöhren läßt, ſo ſind alle Jungen, welche die Mutter wirft, von einem Geſchlecht. Man kann auch durch andere Hülfsmittel zu Bildung des Geſchlechts, welches man verlangt, etwas beytragen.

Auf dieſe Hypotheſe von Entſtehung des Geſchlechts hat mich zuerſt eine Anmerkung aus dem Pflanzenreiche geleitet. Der gemeine Gartenſpinat, Spinachea *oleracea*, hat bekanntlich einige Pflanzen, welche blos männliche, und andere, welche blos weibliche Blumen und Samen tragen. Unter den weiblichen Pflanzen tragen einige Samen mit ſcharfen Ecken, an andern Pflanzen ſind alle Samen glatt und zugerundet, aus jenen wachſen blos männliche, und aus dieſen blos weibliche Pflanzen; Die Befruchtung geſchieht in allen zu gleicher Zeit und auf die nemliche Art; Läge nun nicht der Grund zum Geſchlechte ſchon in den Eyern an der weiblichen Pflanze, ſo müßten ſowol die eckigten als glatten Samenkörner bald das eine, bald das andere Geſchlecht hervorbringen, und es wäre kein zureichender Grund, warum aus allem Samen von einer Pflanze blos männliche Pflanzen, von andern hingegen bald Pflanzen mit lauter eckigten, und wiederum andere mit lauter runden Samen keimen.

Ich habe verſäumt, mehrere Verſuche mit andern ähnlichen Pflanzen anzuſtellen.

ſen, daß wir wechſelsweiſe friſche flüſſige Theile in uns ziehen, und denn wieder mit denen im Körper aufgelöſeten Dünſten von uns ſtoſſen.

Mein gegenwärtiger Endzweck erlaubt mir nicht, dieſes mit beſondern Gründen und aus der Erfahrung zu erweiſen, noch weniger die aus der gemeinen Theorie fließende Widerſprüche zu widerlegen; wenn man nemlich mit ſchönen nichts bedeutenden Worten, das Athemholen aus dem Druck der äußern Luft erklärt, und annimmt, daß das Einziehen des Athems geſchehe, um die inwendige Luft dadurch zu erfriſchen und zu kühlen. Genug, das Aufſchwellen der Adern und das Ausſtoßen der Luft ſind der Anfang dieſer bis an das Ende fortdaurenden Bewegung, woraus die Entwickelung und Einwickelung aller zu Bildung unſers Körpers gehörenden Theile, Evolutio & Involutio, hergeleitet und erklärt werden muß.

§. 291.

Bey der in den erſten Grundſätzen annoch herrſchenden Ungewisheit, (§. 290.) iſt es nicht zu verwundern, wenn die Aerzte in der Art und Weiſe, welchergeſtalt verſchiedene Krankheiten geheilt werden ſollen, noch ſo ungewis ſind.

Ich wage es, davon einige Anmerkungen anzuführen.

1) Wir halten verſchiedene Krankheiten für anſteckend, contagioſi, weil ſie ſich leicht durch die Luft mittheilen und ausbreiten; die Aerzte ſind aber

noch nicht allerdings eins, welche Krankheiten man als anſteckend fürchten ſoll? Einige halten gewiſſe böſe Fieber gefährlich, andere lachen diejenigen aus, welche ſich davor fürchten. Noch zweifelhafter aber iſt man, welches eigentlich die anſteckende böſe Materie ſey; denn die Luft überhaupt als Luft kann nicht anſteckend ſeyn, ſondern es müſſen ſich von einem kranken Körper gewiſſe Theile auflöſen, in der Luft ausbreiten, und indem ſie in fremde Körper fortgepflanzt werden, in demſelben eine unordentliche Bewegung veranlaſſen.

Blos zu ſagen, daß dieſes Theile einer verfaulten Materie wären, iſt keine hinlängliche Erklärung; denn ſonſt müßten diejenigen bald krank werden, welche einen in Fäulniß gerathenen Körper zergliedern, oder ſich lange dabey aufhalten; welche nahe an einem Kirchhof wohnen, oder bey einem Haufen verfaulender Kräuter eine Zeitlang ſtehen, und den unangenehmen Dampf davon einſaugen.

Eine anſteckende böſe Materie muß demnach entweder eine ſubtile, in der Luft ausgeſtreuete, ſcharfe Säure ſeyn; oder aus ſolchen Theilen beſtehen, welche in dem Körper eine Gährung veranlaſſen, und deſſen flüſſige Theile eine andere, dem Bau des Körpers widrige, Natur annehmen machen.

Ich halte zwar das erſte in einigen Fällen möglich, glaube aber doch, daß die mehrſten anſteckenden Krankheiten durch eine Gährung veranlaßt werden, und daß man daraus erklären müſſe, warum die anſteckende Seuchen jedesmal nur auf eine Art von Thieren,

aber

oder auf den Menſchen allein einen Einfluß haben; weil ein Ferment nicht gleich alle Materien, wozu es gemiſcht wird, in Gährung ſetzt; ſondern es beruhet darauf, ob die das Ferment ausmachende bewegliche Kügelgen oder ſo ſcheinende Thiergen eine ſolche Materie vor ſich finden, die ihrer Natur gemäß iſt, und ihnen zum Aufenthalt, Nahrung und Vermehrung gemäß iſt.

Meine deswegen ſchon vorhin im Hausvater geäuſſerte Muthmaßung hat den **Ritter Linne** veranlaßt, eine Diſſertation; Mundus inuiſibilis, darüber zu ſchreiben, (S. Amoen. acad. T. VII. p. 385.) worin er die Gelehrten zu weiterm Nachdenken auffordert; Mir iſt aber nicht bekannt, daß ſeit dem weitere Entdeckungen gemacht wären. Verſchiedene haben ſich daran geſtoſſen, daß ſie wirkliche ſichtbare lebendige Thiere geſucht und nicht gefunden haben. Ich wiederhole, was ſchon im III. Theile S. 899. und im V. S. 820. erinnert habe, und ermuntere nochmalen alle Naturforſcher und Aerzte, nachzuforſchen, ob ſie eine Gährung ohne bewegliche thierähnliche Kügelgen antreffen? Ich habe verſäumt, ſelber zu unterſuchen, ob in der Blattermaterie dieſe bewegliche Kügelgen vorhanden ſind; Andere haben mir verſichert, daß ſie ſolche vergeblich geſucht haben; vielleicht geht es damit, als mit denen gewöhnlichen Samenthiergen, welche man, wenn die Maße zu dick und kalt iſt, nicht entdeckt, die aber bald ihre Bewegung zeigen, wenn man die Materie in lauwarmen Waſſer auflöſet und verdünnet; Oder haben ſie etwa in der reifen Blattermaterie ihre Beweglichkeit ver-

lohren, und äußern ſolche nicht eher wieder, bis ſie eine neue ihnen anſtändige Materie finden, und mit derſelben eine Zeitlang in Digeſtion geſtanden ſind.

2) Vor einigen Jahren trat ein pariſer Arzt auf, und wollte erweiſen, daß man nach der jetzigen Heilart die Natur mit Gewalt zurück halte, und die wahre alte Hippocratiſche Methode wieder einführen, mithin alle Krankheiten durch wiederholte Aderläſſe und einen Tag um den andern gegebene Abführungen heilen ſolle. Es würden aber viele Kranke ſodann ſo viel früher zu Grabe gebracht werden. Vorſichtige Aerzte werden wenigſtens bey uns ſehr ſparſam mit dem Aderlaſſen ſeyn, und dazu nicht leicht ſchreiten, wenn nicht eine Entzündung oder ein gar zu großer Ueberfluß von Blut vorhanden iſt; bey einer bloßen Stockung im Blut kann oft ſehr gefährlich ſeyn, wenn durch das Aderlaſſen das noch wenige übrige dünne Blut abgezapft wird. Daher hat ein Arzt große Vorſicht nöthig, um eine wahre Pleureſie von einer falſchen zu unterſcheiden; beyde fangen ſich oft gleich heftig und faſt mit einerley Zufällen an; ſo daß auch ein geſchickter Arzt Mühe hat, ſie von einander zu unterſcheiden; blos der Puls muß ihn überzeugen, ob das Fieber eine wahre innerliche Entzündung, oder nur eine Stockung in den Säften und im Blute anzeige. In jenem Fall muß die Ader ſofort geöffnet, und dieſes ſo oft und lange wiederholt werden, bis die Entzündung gehoben, und das dadurch in der Bruſt ſchon verhärtete Geblüt weggeleitet iſt. Wenn hingegen bey einer falſchen Pleureſie ein Aderlaß vorgenommen wird, ſo wird dadurch das in Stockung ge-

gerathene Blut keines weges abgezogen, ſondern indem das übrige flüßige Blut weggeht, ſo wird das zurück bleibende nur noch mehr verdickt, ſetzt ſich mehr auf die Nerven, und veranlaßt ein kaltes Fieber, und eine Schwäche im ganzen Körper, welche den Kranken mehrere Monate lang hinfällig erhält, und erſt durch die Gewalt von China und ſtärkenden Mitteln gehoben werden muß. Der Arzt maßet ſich denn freilich das Verdienſt an, daß er mit vieler Mühe ein hartnäckiges böſes Fieber glücklich überwältigt habe; Ich habe aber unter mehrern ähnlichen Fällen ein Exempel erlebt, daß eine Perſon von einem heftigen, mit Raſerey, Stichen in der Bruſt, und Blutauswerfen begleiteten Fieber befallen ward, der Arzt urtheilte aber aus dem Pulſe ganz richtig, daß es gleichwol ein bloßes Flußfieber ſey, wollte alſo gegen aller Umſtehenden Rath keine Ader öffnen laſſen, und fünf Tage nachher verrichtete die nemliche Perſon wieder alle Geſchäffte. Ich führe dieſe Anmerkung wolbedächtlich an, da beyde Krankheiten bey uns auf dem Lande ſehr gewöhnlich ſind, und man in Ermangelung eines Arztes oft ſich in Verlegenheit ſieht, ob zu einem Aderlaß geſchritten werden ſoll, wozu die zu Rathe zu ziehende Feldſcheers geneigt zu ſeyn pflegen, welche mit Scarro ſagen:

Nous irons des ſains & malades
tirer le ſang en quantité.

Doch ſo gar Herr Tiſſot will noch hier Aderlaſſen *). S. ſeine Anleitung §. 168, 295.

*) Ueberhaupt iſt man in Frankreich mehr für das Aderlaſſen; wenige Krankheiten können dort gehoben werden,

3) Roſenſtein, Tiſſot, und überhaupt faſt alle neuere große Aerzte empfehlen in hitzigen und andern böſen Fiebern den Kampfer; Ich habe glückliche Wirkungen davon geſehen, und man will bey uns in den Hoſpitälern die Erfahrung gemacht haben, daß er ein ſicheres Mittel gegen alle faule Fieber ſey, und daß hingegen alle Kranke, welche Anfangs Mittelſalze genommen hätten, geſtorben wären. Ich habe aber auch einen geſchickten, nunmehro verſtorbenen, Arzt gekannt, welcher in den Fiebern dieſer Art Kampfer zu geben bedenklich hielte, und vorangeführter Maaßen auch die gefährlichſten Fieber, ſogar wenn Flecken dazu kamen, auf die glücklichſte Art, und ohne einmal zu fehlen, in wenigen Tagen heilte; ſo daß die Patienten bey vollen Kräften blieben und faſt nie Recidive zu befürchten hatten; Ich ſelber habe ihm zweymal die Erhaltung des Lebens in böſen Fiebern zu danken, ohne daß er die gewöhnliche Kampfer-Mixtur, wozu ein großer Arzt rieth, geben wollte. Noch fand ben demſelben merkwürdig, daß er in allen hitzigen und böſen Fiebern, wenn auch das Fieber noch ſo anhaltend und heftig war, gegen aller Aerzte Gebrauch ſehr träge und langſam mit dem Gebrauch der China, dem, wie Tiſſot ſich ausdruckt, göttlichen Mittel, war; Er verſchrieb ſie nur am Ende, wenn die ganze Krankheit gehoben war, aber ſodann mit deſto ſicherm Erfolge. (§. 274.)

Der

den, wenn nicht ein halb Dutzend mal die Ader geöffnet worden. Ben uns ſcheint man mit gutem Grunde mehr davon zurück zu kommen: Inſonderheit können die Aderläſſe, welche blos aus Gewohnheit, oder, wie man zu ſagen pflegt, aus Precaution geſchehen, oft gefährlich ſeyn.

Der Kampfer beſteht aus gar zarten öligten, ſauren, und irdiſchen, genau verbundenen, Theilen, welche leicht aufgelöſet und in Bewegung geſetzt werden können, alſo in vielen Fällen dem menſchlichen Körper zuträglich ſind; indem er in einem Krampfe den auf den Nerven liegenden Schleim auflöſet, die Abſonderung und Bewegung des flüßigen Nervenſafts befördert, und der Fäulung wiederſtehet; Er muß aber mit großer Vorſicht gegeben werden; denn wenn er zu ſtark und bey 30 bis 40 Gran genommen wird, ſo macht er trunken und verwirrt im Kopf, vermehrt die Pulsſchläge und veranlaßt einen ſchweren Schlaf; Ein ſorgfältiger Arzt, der dieſe Erfahrung von ihm ſieht, und daß die Krankheit nach deſſen Gebrauch nicht nachläßt, wird ihn alſo zurückſetzen; zumalen, da der Edin.burgiſche Arzt **Alexander** in den engliſchen Tranſactionen ſeine Verſuche bekannt gemacht hat, nach welchen zu viel genommener Kampfer ſogar in einem geſunden Körper wunderliche Empfindungen erweckt.

Nach den Erfahrungen des **Vittet** in Lyon macht der Kampfer ein Pferd beſtürzt, und nimmt ihm die Luſt zum Freſſen für etliche Tage; Ja man kann mit zwey Loth ein Pferd tödten; Magen und Därme ſind alsdenn entzündet. Bey einem Schafe wirkt er Zukkungen, und drey Quentgen tödten ſchon.

Da nun der Kampfer beym Vieh in Entzündungen mehr ſchädlich iſt, ſo bin ich noch zweifelhaft, ob ſein Gebrauch bey Menſchen ganz zuverläßig iſt; Ich rechne ihn unter die Mittel, die mit Furcht nehmen

 würde,

würde, wenn ſie mir auch von erfahrnen Aerzten verordnet wären.

4) Das Frieſel iſt eine Krankheit, welche ſich erſt in dieſem Jahrhundert ausgebreitet hat, und vor dreyßig Jahren in Schweden noch kaum bekannt geweſen ſeyn ſoll. Daher denn die Aerzte wegen deſſen Natur und wie er geheilt werden ſoll, noch zweifelhaft ſind, und die ſchwediſche Geſellſchaft hat davon eine Preisaufgabe gemacht, welche unter andern von einem ſchwäbiſchen Arzte Rübel beantwortet worden.

Einige ſehen es als eine anſteckende, ſich gleich den Maſern fortpflanzende, Krankheit an; Mir ſcheint die Meinung dererjenigen gegründeter zu ſeyn, welche es nicht für eine ſelbſtſtändige Krankheit erkennen, ſondern für eine übel geartete Criſis und eine Folge einer vorſetzlich veranlaßten und übel gewarteten Entzündung, wenn nemlich Aderlaſſe verſäumt, und dagegen der Patient mit heftigen Purgier- und andern angreifenden Mitteln gewaltſam angegriffen wird; wenn man die Natur bey ihren Entledigungen übereilet, und dazu ſchweißtreibende und hitzige Mittel, oder gar Opiate misbraucht, den Patienten zu warm hält, und die Reinigung und Abkühlung der Luft in einem Krankenzimmer verſäumt; Oder auch, wenn man den Lauf heilſamer Fieber durch alterirende Mittel ſtöhrt.

Deswegen ſind die Wöchnerinnen inſonderheit in Sachſen und im Reiche ihm öfters unterworfen, wenn man die Geburt zu ſehr beſchleunigt, zu eilig mit Lö-

ſung der Nachgeburt iſt, den Leib nach der Geburt zu ſehr einſchränkt, die Wöchnerinn zu warm hält, ihr hitzige Sachen giebt, und die natürlichen Auswürfe gelinde zu befördern unterläßt, oder vielmehr die Natur zu ſehr zwinget.

Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn man das Frieſel ſo gefährlich hält, inſonderheit bey Wöchnerinnen; indem es gemeiniglich ein Zeichen iſt, daß die innerliche Entzündung ſchon überhand genommen hat, und daß man das Hauptübel unheilbar werden laſſen.

Da auch bey einem rechten Frieſel das Blut nicht ſowol dick und ſchleimig, ſondern vielmehr dünne und wäßricht iſt, ſo ſcheint widerſinnig, wenn man dagegen ſchwitzen läßt, und Kampfer verordnet; indem hier mehr darauf gedacht werden muß, das Blut zu verdicken und in Ruhe zu bringen, alſo alle eröffnende, erhitzende, und treibende Mittel den Tod nur befördern. Das ſicherſte Mittel bleibt alſo, daß man verhüte, daß gar kein Frieſel zum Vorſchein komme. Ich habe noch nicht leicht erlebt, daß ein Frieſel zum Ausbruch gekommen wäre, wenn eine Entzündung von Anfange an gehörig gewartet worden.

Dieſe Warnungen können vielleicht bey jungen Aerzten einen Nutzen haben, welche gar zu genau der gewöhnlichen Theorie und dem Rath anderer Aerzte folgen, und daher unvorſetzlich den Tod beſchleunigen.

5) Schon oben habe ich der Furcht erwehnet, (§. 197.) welche man gegen die Schädlichkeit des ſo ge-

nann-

nannten Mutterkorns ſeit ein paar Jahren nicht allein bey uns, ſondern auch vornemlich in Frankreich geäußert hat; da einige daſſelbige als die Urſache verſchiedener gefährlichen Zufälle anſehen *), die mehrſten aber, als Herr Wichmann, Schleger, Model und Vogel ſolches von allem Verdacht frey ſprechen; denen ich mich zugeſelle.

Da die Krankheit ſich auch bey Gießen im Amte Battenberg ſeit 1769 bis jetzo ſtark geäußert hat, und die dortigen Aerzte, der Herr Profeſſor Alefeld

*) Außer denen bey uns bekannten Werken eines **Lange, Eſchenbachs, Models, Wichmanns, Tiſſots, Vogels, Schlegers**, auch einigen kleinen Abhandlungen, welche Dodart, Vetillard, und andere in die Pariſer Journale einrücken laſſen, ſind folgende die neueſten davon handelnde Werke:

Memoire ſur le traitement, qu'il convient de faire aux maladies menacées ou attaquées de la gangrene ſeche, qui reſulte de l'uſage du ſeigle ergoté, par *Mr. Maret.* à Dijon 1771. 4.

Aiman Diſſertation ſur les maladies du grain. à Paris 1771.

Traité du ſeigle ergoté, dans le quel on examine les cauſes de cette excroiſſance vegetale, par Mr. *Read.* à Strasbourg 1771. 8.

Der Abt *Felice Fontane* hat auch in Florenz neue Unterſuchungen damit angeſtellt und bekannt gemacht.

Alter Diſſertationen des **Langen** in Lucern, **Vaters** in Wittenberg, **Wedels** in Jena, und **Bergen** zu Frankfurt will ich nicht gedenken.

In Dännemark hat eine weitläuftige Königl. Verordnung das Mutterkorn, als höchſt ſchädlich, verdammet.

feld *) und der Herr Proſector Nebel **) dieſelbe unterſucht haben, ſo ſind dieſe gleich denen übrigen ***) ſowol in Anſehung derer Urſachen dieſer nach ihrem Bekenntniß ihnen unbekannten Krankheit, als durch was für Mittel ſolche geheilt werden müſſen, zweifelhaft.

Der erſtere urtheilt, daß der bekannte Twalch, Lolium *annuum*, ſolche veranlaßt habe; Allein, dieſer wächſt an vielen Orten ſehr häufig, und ich habe ihn bey mir in den naſſen Sommern von 1770 und 1771 hin und wieder auf Baurenfeldern unter der Gerſte in vorzüglicher Menge angetroffen, aber nicht erfahren, daß er an irgend einem Orte Krankheiten veranlaßt habe, ohnerachtet die Bauren in dieſen ſchlechten Jahren mehr Gerſte als ſonſten gegeſſen und zu dem Brodtkorn genommen haben.

Das Mutterkorn ſowol als der Twalch wachſen auch in ſo vielen Gegenden jährlich, und hin und wieder in großer Menge; Man müßte alſo oft von Kribbelkrankheiten hören.

Hingegen haben ſich das Mutterkorn und der Twalch in dieſen leztern Jahren und an denen Orten, wo ſich die

*) S. Gießer Wochenblatt von 1772. VI. Stück.

**) S. *C. L. Nebel* Diſſert. de ſecali cornuto, ejusque noxis. Gieſſæ 1771. 4.

***) Man kann die Anmerkungen und Beſchreibungen vergleichen, welche der Herr Hofmedicus Taube in den Abhandlungen der Zelliſchen Ackergeſellſchaft, und in den deutſchen Acten der Göttingiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften bekannt gemacht hat.

die Krankheit geäußert hat, nicht in ſo vorzüglicher und ungewöhnlicher Menge gezeiget, daß man davon ſolche heftige und ungewöhnliche Zufälle herleiten könne.

Die Vermuthung, welche der Hof-Chirurgus Focke in Celle angenommen und bekannt gemacht hat, daß das Uebel von denen ſchlechten genoſſenen Nahrungsmitteln und einer Verkältung allein herrühre, iſt wol nicht wahrſcheinlich, ſo lange nicht erwieſen werden kann, daß die davon angefochtenen einzelnen Perſonen ſo viel ſchlechtere Nahrung genoſſen, oder ſich mehr verkältet haben, als alle ihre, vielleicht noch dürftigere, und in noch ſchlechteren Umſtänden befindliche Nachbaren und Landesleute.

Da man dieſe Krankheit gleichwol als epidemiſch anſehen kann, indem in gewiſſen Gegenden allein viele Einwohner, und in denen Häuſern, wo ſie ſich eingeſchlichen hat, beynahe alle Hausgenoſſen davon angefochten worden, ſo bleibe ich der Meinung, daß man die Veranlaſſung dazu in fremden in der Luft geweſenen Theilen und in metalliſchen Ausdünſtungen ſuchen müſſe; Zumalen, da wir aus andern Erfahrungen wiſſen, was vor wunderbare krampfhafte Zufälle dadurch in unſerm Körper veranlaßt werden können. Vielleicht ſind die von der Krankheit befallene Perſonen nur allein zur Zeit eines geweſenen böſen Nebels an die freie Luft gekommen, ſo daß die böſe Materie ſich ihrem Blute mitgetheilt, hingegen gar keinen Einfluß auf die Körper derer neben jenen wohnenden gehabt hat, welche ſich zu gleicher Zeit zu Hauſe hielten.

So ungewiß die Aerzte wegen der Urſache dieſer kribbel- und krampfhaftigen Bewegungen ſind, noch zweifelhafter ſind ſie wegen derer dagegen anzuwendenden Mittel. Der eben erwehnte Herr Profeſſor Alefeld bekennet, daß man in dortiger Gegend noch völlig unwiſſend ſey.

Bey uns haben mehrere berühmte Aerzte Verſuche angeſtellet; Sie können aber eben ſo wenig als die franzöſiſche und andere fremde Aerzte eine ſichere Methode vorſchreiben, wie dieſe Krankheit zuverläßig gehoben werden kann.

Der eben angeführte Herr Focke will als ein Feldſcheer ſichere Erfahrungen haben, daß das Uebel durch Aderlaſſen geheilet werde, und wenn dasjenige ſeine Richtigkeit hat, was er durch mehrere Zeugen erwieſen haben will, ſo würde ich eher einen Kribbelſüchtigen nach ſeiner einfacher ſcheinenden Art tractiren, als denen Vorſchriften der übrigen folgen; ſo ſehr auch ſeine Angabe gegen alle theoretiſche Sätze der Medicin ſtreiten mögte, und ſo ſehr er deswegen angefochten worden.

6) In neuern Zeiten hat man angefangen, verſchiedene Krankheiten blos durch äußerlich in dem Körper erweckte Bewegungen zu heilen. Z. E. durch Electriſiren, durch Anhalten eines magnetiſirten Eiſens an einem ſchmerzhaften Zahn, durch das Waſſer. Andere Aerzte ſehen dieſe Hülfsmittel als wenig bedeutend an *). Sollte ich bey der oben §. 290. geäußer-

*) Der Herr Profeſſor Gleditſch, wenn er in ſeiner Anleitung zur Erkenntniß der rohen Arzneymittel im III. Ca-

äußerten Theorie in meinen Vermuthungen nicht zu weit gehen, ſo werden wir in der Kunſt, die Krankheiten blos durch veränderte Bewegungen zu heilen, noch viel weiter kommen *). Manche Fieber werden

III. Capitel die Würkungen der Arzneyen betrachtet, erweget zwar S. 9. die Veränderungen, welche dadurch im Körper veranlaßt werden, aber blos in ſo weit die Bewegung in den Arzeneyen auf die feſten oder flüßigen Theile des Körpers ohnmittelbar wirken, ohne eigentlich Rückſicht zu nehmen auf die Veränderungen, welche in denen natürlichen Bewegungen des Körpers gewirket werden.

Siehe auch *Linné* Diſſ. cura generalis. *in amoen. acad.* T. III. p. 345.

*) Ich kann daher nicht alle ſympathetiſche Mittel verwerfen, wenn wir nemlich alles das mit zur Sympathie rechnen, wo wir nicht ſehen, daß ein Mittel unmittelbar auf die feſten Theile des Körpers wirke. Es können durch unſichtbare Ausdünſtungen und ſubtile durch die Luft fortgepflanzte Theilchen allerdings Bewegungen und Veränderungen in uns veranlaßt werden, ohne daß dazu ein ſichtbares Anſtoßen, oder unmittelbares Berühren eines handgreiflichen Körpers erfordert werde.

Wie weit kann ſich nicht der Geruch als eine bloße Bewegung von dem Puncte, wo dieſe entſteht, ausbreiten, und uns empfindlich werden.

Was ich von Hebung der Krankheiten durch Bewegungen ſage, iſt nicht neu, ſondern nach den Erfahrungen des Herrn Zimmermanns II. Th. S. 40. hat ſchon Baco angerathen, daß ſcharfſinnige Aerzte ſich bemühen ſollten, durch Bewegungen, die in ihrer Gewalt ſind, andere inwendige Bewegungen zu erregen, die ſie in ihrer Gewalt nicht haben; ſo wie man die Erſtickung in der Mutterkrankheit durch den Geſtank einer angezündeten Feder hebe.

den durch eine Beſtürzung, durch ein Schrecken oder durch bloſſe Einbildung geheilet.

Mich deucht gegen Kopfweh und Flüſſe kein beſſeres Mittel zu ſeyn, als den Kopf fleißig mit kalten friſchem Waſſer zu waſchen, und nachher ſo lange zu reiben, bis er wiederum warm und trocken iſt; Abſonderlich, wenn man bey einer ſtrengen kalten Luft ausgehen will, ſo iſt es mir ein ſicheres Verwahrungsmittel, um kein Ungemach vom Froſt und der Kälte zu empfinden. Ich bin aber unſicher, ob empfindſame und ſchon von Flüſſen geplagte Perſonen das Waſchen mit kaltem Waſſer wagen dürfen, ohne daher eine Starrung in dem Blute zu befürchten.

Zahnweh, welches von einer Wallung im Blute herrührt, kann am beſten durch eine, dieſe Wallung hemmende, Bewegung gehoben werden, und vielleicht wäre kalt Waſſer das ſicherſte Mittel dagegen; ſo wie gewiſſe Arten von Zahnſchmerzen vergehen, wenn man lauwarm Waſſer in den Mund nimmt.

Im 21ten Stück des Avantcoureurs von 1771 ward bekannt gemacht, daß die Einwohner zu Hall ihr Hornvieh gegen die Seuche bewahret, und das davon angegriffene hergeſtellt hätten, indem ſie ſolches öfters mit kaltem Waſſer beſprützt und naß gemacht hätten. Denn da bey dem Uebel eine Stockung in den Säften die inwendigen Theile ſchwäche, ſo wäre nichts geſchickter, dieſer Stockung zuvorzukommen, als eben das kalte Waſſer, welches in den inwendigen Theilen den Reitz und die Schnellkraft herſtelle; Sey das Thier annoch geſund, ſo gebe das kalte Waſſer ihm eine neue Stärke, befördere den Umlauf des Bluts, ſetze die inwendigen Theile in mehrere Wirk-

ſamkeit, und komme zuvor, daß die Bewegungen darin nicht ſo leicht geſchwächt und unterbrochen werden können.

Sollte man nicht bey hitzigen Fiebern und einigen andern Zufällen ein gleiches annehmen können? Es iſt eine bekannte Erzählung von einem berühmten Arzt, der ſeinen, an einem hitzigen Entzündungsfieber von allen Aerzten aufgegebenen, Sohn, nachdem ſie alle erkennen, daß ſie keine Hülfe ihn zu retten mehr wüßten, in eine Wanne mit eiskaltem Waſſer werfen, und ſo lange darin feſthalten läßt, bis er ganz erſtarrt und gleichſam ohne Leben iſt; da er denn wieder in das erwärmte Bett gelegt wird, und davon geneſet.

Viele Wunden würden eher und leichter heilen, wenn wir alle fetten Salben und Pflaſter verbanneten, und an deren Statt die Wunde einige mal im Tage mit kaltem Waſſer auswüſchen, im übrigen aber blos gegen die friſche Luft verwahrten. Vermuthlich iſt dies die Urſache, warum die ſo genannten ſympathetiſchen Curen mit den Wundhölzern ſo gut von Statten gehen; die Wunden werden davon ſchwerlich heilen, wenn das Waſchen mit kaltem Waſſer unterbleibt.

Unſere Kinder werden viel geſunder, ſtärker und friſcher ſeyn, wenn wir ſie täglich in kaltem Waſſer baden, als wenn wir ſie vor einem Wärmkorb unter dem Dampf von Kohlen mit warmen Waſſer waſchen, damit die armen Dinger ja nicht erkältet werden mögen.

Man hat weitläuftige Beſchreibungen von glücklichen, durch das Electriſiren verrichteten, Curen, wodurch gewiſſe innerliche Bewegungen auf eine kurze Zeit verdoppelt, oder verändert werden; auf eine Wei-

ſe,

ſe, die in gewiſſen Zufällen wirklich von dem größten Nutzen ſeyn muß.

Die mehrſten Aerzte wollen nicht zugeben, daß ein magnetiſirtes Eiſen auf einen ſchmerzhaften Zahn wirken könne; Mir kommt es hingegen nach meinen im I. Theil S. 418. und im V. S. 803. geäußerten Muthmaßungen ſehr wahrſcheinlich vor; vornemlich wenn die Erfahrung richtig iſt, daß der Schmerz eher vergeht, wenn man ſich nach der Richtung der Magnetnadel ſo ſtellet, daß das magnetiſirte Eiſen eben mit dem Norderpol in der Linie, wie die Nadel ſtehet, an den ſchmerzhaften Zahn geſtellet wird.

Ich muß noch ein Mittel anführen, welches zwar eigentlich nicht hieher gehört, von dem ich aber zu wiſſen wünſche, ob es ſo ſicher und unſchuldig iſt, als es mir angeprieſen worden.

Um eine im Körper herumlaufende gichtiſche oder podagriſche Materie herauszuſchaffen, ſoll man neun Loth bis ein halb Pfund friſchen feuchten Sauerteig nehmen, ein viertel Pfund Rockenmehl und vier Loth Kochſalz darunter miſchen, alles wohl durch einander kneten, die ganze Maſſe in zwey Theile theilen, und nachdem ſolche in der Form des Fußes platt gedruckt worden, unter jeder Fußſohle die Hälfte legen, hierauf mit Flonell oder einer Serviette zubinden und zwölf Stunden liegen laſſen. Dieſes wird drey Tage nach einander wiederholt, vornemlich wenn ſich bey dem Abnehmen des Umſchlages am Fuße rothe Flecken zeigen. Weil dadurch die Schweißlöcher ſehr eröffnet werden, ſo muß man die Füße nach abgenommenen Umſchlägen annoch eine Zeitlang warm und in Tranſpiration erhalten. Iſt viele ſcharfe Materie in dem Körper, ſo ſetzt ſich rund um den Fuß ein dicker

zäher Schleim an, den man gleich einer Haut abziehen kann. Mir iſt dies Mittel um ſo merkwürdiger geſchienen, nachdem ein Irländiſcher Arzt **Faulkner** in dem Dubliner Journale ähnliche Umſchläge gewaltig anpreiſet, wozu er ein Pfund Reismehl, vier Unzen Bierhefen und zwo Unzen Salz nimmt, nachher aber die Füße mit Kley, Brantewein, warmen Waſſer und ſpaniſcher Seife wäſcht. Da ich mich in der Folge für gichtiſche und padagriſche Zufälle fürchte, ſo mögte das Urtheil mehrerer Aerzte hören, ob man dies Mittel jedesmal ohne Bedenken anwenden könne?

7) **Herr Tiſſot** geſtehet ſelber *), daß die Cur der gewöhnlichen Nervenkrankheiten bis auf dieſe Stunde noch **äußerſt ungewiß** ſey, da doch die Nerven bey den mehrſten Krankheiten unmittelbaren Einfluß haben, und der Arzt in ſchweren Krankheiten ſchon gewonnen hat, wenn er in denen geſchwächten Nerven den gewöhnlichen Reitz herſtellen, und die krampfhaften Zuckungen heben kann. Geringe Umſtände aber in der Conſtitution oder in dem Befinden des Kranken machen oft, daß ſonſt dienſame Mittel höchſt bedenklich werden, und das zu ſtillende Uebel eher ſchärfen. Man wird alſo ſchwerlich alle Aerzte vereinigen, wie die Medicamenta tonica recht angewandt werden ſollen, worauf doch ein großes in der Arzneywiſſenſchaft anzukommen ſcheint.

Doch was mache ich, da mich ſo weit in ein Feld wage, worin ich ein großer Fremdling bin, und welches nicht in mein Fach gehört? Ich muß befürchten, daß wahre Aerzte meine Gedanken ſeichte finden und mir zurufen werden: Ne ſutor vltra crepidam.

*) S. deſſen Krankheiten vornehmer Perſonen §. 83.

XIV.

XIV.

Nacherinnerungen.

Nullum a labore reclinat otium,
Vrget diem nox, & dies noctem, neque eſt
Leuare tenta ſpiritu præcordia.

Horat.

Nacherinnerungen.

Ich liefere hiemit die bisher zurückgebliebene Fortſez- zung und den Beſchluß des ſchon vor drey Jahren angefangenen vierten Theils: In der Vorrede zum fünften Theile habe angeführt, was mich zu dieſen Verzug bewogen hat.

Bey gegenwärtigen fünf Abhandlungen habe ich die nemliche Abſicht als bey den erſtern achten gehabt, nem- lich allgemeine Grundſätze aus der Erfahrung feſt zu ſetzen, wornach ein ſich ſelbſt gelaſſener Hausvater in zweifelhaften oft vorkommenden Fällen handeln ſoll, um ſich glücklich zu machen, und ein geruhiges Ge- wiſſen zu behalten.

Die **neunte** Abhandlung ſoll alſo Anleitung geben, wie man ſeine Zeit recht anwenden, und nützliche Be- ſchäfftigungen mit angenehmen Unterhaltungen verbin- den ſoll, um in ſeinen Pflichten nichts zu verſäumen.

Die **zehnte** ſetzt das Gute und lächerliche bey den Moden aus einander, und merkt einige beſondere, mir anſtößige, Gewohnheiten unſerer Zeit an.

Ich hoffe, daß dieſe Abhandlung auch dem ſchönen Geſchlechte Anlaß geben ſoll, den Hausvater zu leſen, wenn ihnen auch meine Urtheile und Anmerkungen an einigen Stellen misfallen ſollten. Ihnen zu Gefallen habe am Ende einige merkwürdige ganz abweichende Gewohnheiten aus andern Weltgegenden geſammlet.

Die **eilfte** lehret, wie wir uns in Gefahren ſchik- ken ſollen, und enthält einige in dem letzten Kriege unter dem Geräuſch der Waffen gemachte Beobach- tungen, welche ich der Mühe werth halte, daß ſie angemerkt werden.

Die **zwölfte** dürfte dem Inhalt nach die wichtigſte ſeyn, indem ſie gewiſſe allgemein angenommene Vorurthei-

le beſtreitet, durch welche ganze Länder geſtraft und unglücklich gemacht werdē: Sie iſt auch beſonders gedruckt worden, unter dem Titel, **der freye Kornhandel.**

In der **dreyzehnten** und letzten wage ich mich in die Arzneywiſſenſchaft: Meine Abſicht iſt keinesweges, Aerzte zu belehren, ſondern nur Lehren zu geben, was ein jeder Hausvater zu Erhaltung der Geſundheit von ſich und den Seinigen beobachten ſolle. Indeſſen werden einige Anmerkungen auch Aerzten ſelber nützlich ſeyn können; Mich verlangt, das Urtheil von mehrern zu hören, was ſie zu der geäuſerten Theorie von ſicherer Heilung der Krankheiten, von der Zeugung, und von dem Urſprunge des Geſchlechtes ſagen werden.

Sollte mein Vortrag ferner gefallen, ſo wird vielleicht künftig noch ein Band mit ähnlichen Abhandlungen folgen. Ich kann nicht umhin, meinen ſchon in der Vorrede zum erſten Stücke geäuſerten Wunſch zu wiederholen, ob nemlich nicht Vorleſungen über einige dieſer Abhandlungen auf hohen Schulen von gröſserm Nutzen ſeyn mögten, als die gewöhnlichen trocknen und übertriebenen Moralen, welche oft nur dazu gereichen, um gewiſſe Laſter, für welchen ſie warnen ſollen, bekannter zu machen, und von denen man ohngefehr das ſagen mögte, wie ich irgendwo das Völkerrecht erklärt finde, daß es ein Recht ſey, welches ein müßiger Kopf erfinde, der Soldat nicht leſe, und der Mächtige verlache.

Einige eingeſchlichene, aus dem Zuſammenhange leicht zu erkennende Druckfehler wird der geneigte Leſer überſehen, und ändern.

In dem folgenden ſechſten Theile gedenke ich nunmehro die ſchon im erſten Theile S. 408 - 414, und im fünften S. 504 und 790 angekündigte Theorie von der Bewegung oder allgemeinen Naturlehre mitzutheilen. Hannover, auf Oſtern 1772.

Haupt-

Haupt=Inhalt
des Vierten Theils.

1te Abth. Einleitung.

§. 1. Abſicht des Verfaſſers.
2. Der ſich ſelbſt gelaſſene Hausvater in ſeiner Wirthſchaft.
3. Man muß nach Regeln handeln.
4. Dazu wird ein Syſtem erfordert.
5. Wir ſind Mitglieder einer ganzen Geſellſchaft.
Wir müſſen patriotiſch denken
6. Wir müſſen iu der Wirthſchaft ſyſtematiſch handeln.

2te Abth. Der fromme Hausvater.

7. Was from ſey, wird erkläret.
Mit Exempeln bewieſen.
8. Alle Handlungen müſſen die Ordnung im Ganzen befördern.
9. Dazu gehöret eine Ueberlegung.
10. Worin die Ordnung im Ganzen beſtehet.
Das Recht der Natur erkläret.
11. Woher eine Zufriedenheit entſteht.
12 Alle Menſchen dürfen nicht überein handeln.
13. Prüfungen über unſere Handlungen ſind nöthig.
Wer in den Tag hinein lebt.
Was ein unruhiges Gewiſſen, Schaam, und Verzweifelung veranlaſſet.
14. Zween Einwürfe werden beantwortet.
Durch Exempel erläutert.
Allgemeine Regel.
15. Was hilft es, wenn einer allein recht handelt?
Wir müſſen Irrthümer vermeiden.
16. Gott! deſſen Exiſtenz erwieſen.
17. Wir müſſen 1) einen Gott erkennen.
18. 2) Ihn verehren.
Pflichten der Religion.
Religions=Diſpüte verworfen.
19. Wir müſſen 1) eine Scheinheiligkeit meiden.
Solche erklärt.

§. 20. Auch 2) Heucheley.
21. Und 3) Schwärmerey.
Geiſtliche Orden.
Herrenhuther.
22. Desgleichen 4) Verfolgungen.
23. Nichtweniger 5) den Aberglauben.
Sieben Arten des Aberglaubens.

3te Abth. Der Hausvater ein Patriot.

24. Was ein Patriot, und patriotiſch denken heiſſe.
Liebe zum Vaterlande.
25. Unterſchied von einem Publiciſten und Politicus.
Erklärung eines Staatsmannes.
Beſchreibung eines Politikus.
26. Drey Hauptpflichten als Mitglied eines Staates.
27. 1) Er unterwirft ſich den Geſetzen.
28. 2) Er trägt zu den öffentlichen Anlagen bey.
29 3) Er ſchränkt ſich in einigen Stücken ein.
30. Er darf öffentliche Einrichtungen nicht öffentlich tadeln.
31. Nöthige Vorſicht bey Ertheilung eines Raths.
Exempel vom verbotenen Brandteweinbrennen.
Im Kriege war nie Mangel.
32. Wenn ein Patriot Theil nehmen muß.
Nöthige Behutſamkeit.
Warnung.
33. Zuneigung gegen das Vaterland.
Worin ſie beſtehe.
Wie gefehlet wird.
34. Patriot befördert die Wohlfarth der Mitbürger.
Beruhigung dabey.
Hausvater wird wenige bekehren.
35. Man muß ſein Vaterland blühend zu machen trachten.
Wie es geſchiehet.
Was die Erfahrung lehrt.
Vier Hinderniſſe.
Erfahrung aus dem Kriege.
36. Wie bringt ein Patriot einen Ort in Aufnahme.
1) Er muß ihn lieben, und für ihn eingenommen ſeyn.
37. 2) Es muß alles dort ſchöner und beſſer finden.
Vorurtheile der Deutſchen.
Fünffache Art zu fehlen.

§. 38.

§. 38. 3) Er verachtet ſeine Landesleute nicht.
Giebt nicht leicht Fremden den Vorzug.
39. 4) Er findet die Landesgebräuche gut.
Fehler der Deutſchen.
Anmerkungen von einer Reiſe.
40. 5) Er behält alte Trachten und Gewohnheiten bey.
41. 6) Er macht ſich richtige Begriffe von der Glückſeligkeit.
42. 7) Er ſetzt ſie nicht in einer Unabhängigkeit.
Was ein blühender Staat ſey.
Einer muß dem andern Nachbaren Leben geben.
43. 8) Er ſchränkt ſich nicht auf das nothwendige ein.
44. 9) Er befördert die Induſtrie.
45. 10) Er befördert Handel und Wandel.
Wie dieſes geſchieht.
Was das Commerz iſt.
46. 11) Er erklärt ſich nicht gegen den Lüxe.
Gute Würkung deſſelben.
Misbrauch dabey.
Worin der Fehler liegt.
47. 12) Er unterhält Hauptpaſſiones.
48. 13) Er erwirbt ſich Clienten.
49. 14) Er macht öffentliche Stiftungen.
50. 15) Er unterſtützt Gelehrſamkeit u. Wiſſenſchaften.
51. 16) Er theilt Prämien aus.

4te Abth. Der Politicus.

52. Verſchiedene Bedeutungen des Wortes.
53. Politik geht auf einzelne Vorfälle.
54. Verbeſſerungsgeiſt und Projectenmacherey.
Warnung dagegen.
55. Ein Politicus ſchmeichelt.
Dagegen wird gewarnet.
56. Er ſieht auf bevorſtehende Fälle voraus.
57. Macht ſich die Verfaſſung des Vaterlandes bekannt.
58. Bekümmert ſich um die Handlung.
Streit in Frankreich darüber.
59. Erforſcht die Münzverfaſſung.

5te Abth. Der geſtrenge Hausvater.

60. Erklärung des Wortes.
Unterſcheid mit einem Gerechten.
61. Abſicht eines Geſtrengen.

§. 62. Man handelt aus Verführung oder Unachtſamkeit gegen ſeine Pflichten.
63. Wir fehlen durch Unterlaſſung des Guten oder Ausübung des Böſen.
64. Doppelte Abſicht bey Strafen.
65. Es liegt in einem Beſtreben recht zu handeln.
66. Es iſt mehr auf die Folgen zu ſehen, als auf das Verbrechen.
67. Man ſoll ſparſam im Strafen ſeyn.
Beweis von Soldaten, Herrſchaften, Eltern, Gerichtsperſonen.
Beſchreibung eines billigen Richters.
68. Gelinde Strafen haben den Vorzug.
Durch Exempel erwieſen.
69. Ein Richter prüfe ſich vorhero ſelber.
70. Wie weit Vorſchriften ſchützen.
Es iſt nicht allemal nöthig, Befehle pünctlich zu befolgen.
71. Viele Verordnungē rechtfertigen ſich nur in der Theorie.
72. Wir ſind gegen gewiſſe Verbrechen zu ſtrenge.
73. Warnung gegen willkührliches Verfahren.
74. Unterrichter iſt Beſchützer, nicht Fiscal.
Streit zwiſchen verſchiedenen Ständen.
75. Klagen ſind kurz abzuthun.
Fehler der mehrſten Richter werden bemerkt.
76. Gefährliches Vorurtheil gegen deu gemeinen Mann.

6te Abth. Der Menſchenfreund.

77. Erklärung eines wahren Menſchenfreundes.
78. Er kann nicht allen dienen.
79. Er erwirbt ſich eine Achtung.
Exempel wie darunter gefehlt werde.
80. Sechs Eigenſchaften eines Menſchenfreundes.
Er iſt
81. 1) Vorſichtig bey Ertheilung eines Raths.
Fünf Warnungen.
Rath wird leicht unrecht befolget.
82. 2) Insbeſondere in wichtigen Angelegenheiten.
Nöthige Prüfung dabey.
83. 3) Er erleichtert andern die Laſt.
Wird von wenigen beobachtet.
Exempel aus verſchiedenen Ständen.
84. 4) Er iſt dienſtfertig.
Nöthige Vorſicht dabey.

§. 85.

§. 85. 5) Er iſt mitleidig, hilft Nothleidenden.
Vier Klaſſen von Armen.
Exempel von wahren Mitleidigen.
86. 6) Er iſt gaſtfrey.
Gegenſatz ein Miſantrop und Sonderling.
Wahl bey Geſellſchaften.
Vorzug des Landlebens.
87. 7) Er iſt verträglich.
88. 8) Hütet ſich für Anbringer und Lieblinge.
89. 9) Bedenkt, daß aus Freunden Feinde werden.

7te Abth. Der Umlauf des Geldes.

90. Abſicht der Abhandlung.
1ter Fall. Wenn wenig Geld ſchleunig aus einer Hand in die andere geht.
91. 2ter Fall. Wenn mehr Geld zukommt.
92. 3ter Fall. Wenn ſolches geſchwinder rullirt.
93. 4ter Fall. Wenn es noch geſchwinder in eine friſche Hand und zurück kommt.
94. 5ter Fall. Wenn leicht Geld rullirt.
95. 6ter Fall. Wenn Papier rullirt.
96. 7ter Fall. Wenn der Handel mehr Geld herzieht, ohne daß es weiter kommt.
97. 8ter Fall. Wenn dieſes weiter ausgebreitet wird.
98. 9ter Fall. Wenn einige Geld ſammlen und zurück legen.
99. 10ter Fall. Wenn mehrere den Vorrath zu vergrößern trachten.
100. 11ter Fall. Wenn einer auf eine zurückbleibende Einnahme gerechnet hat.
101. 12ter Fall. Wenn das geſparte von neuen zerſtreuet wird.
102. 13ter Fall. Wenn ein Mistrauen im Credit entſteht.
103. 14ter Fall. Wenn die Circulation des Geldes recht im Gange iſt.
104. 15ter Fall. Wenn dadurch einige zur Indůſtrie bewogen werden.
105. 16ter Fall. Wenn alle Einwohner ſich mehr ausbreiten.
106. 17ter Fall. Wenn alle Familien den Aufwand vermehren.
107. 18ter Fall. Wenn neue Handwecker herbeygezogen werden.
108. 19ter Fall. Wenn Geld aufgeliehen wird.
109. 20ter Fall. Wenn Geld für fremde Waaren weggeht.

§. 110. 21ter Fall. Wenn der Handel durch Tauſchen geführet wird.
111. 22ter Fall. Wenn Nachbarn merken, daß ſie die Balanz verlieren.
112. 23ter Fall. Wenn Geld weggeht, und kein fremdes hereinkommt.
113. 24ter Fall. Wenn das wenige übrige Geld doch fleißig circulirt.
Klagen gegen den Luxe.
114. 25ter Fall. Wenn Reiche plötzlich die Ausgaben einſchränken.
115. 26ter Fall. Wenn daher eine allgemeine Furcht entſteht.
116. 27ter Fall. Wenn niemand ſich ſofort wieder einſchränken will.
117. 28ter Fall. Wenn gutes Geld in ſchlechtere Münze verwechſelt wird.
118. 29ter Fall. Wenn man ſich durch das Aufgeld blenden läßt.
119. 30ter Fall. Wenn eine Münzſorte ſeltener wird.
120. 31ter Fall. Wenn der Nachbar unſere Münze nicht nimmt.
121. 32ter Fall. Wenn eine außerordentliche Auflage nöthig iſt.
Vorſchläge wie man ſich hilft.
Wenn ein Krieg Geld circuliren macht.
122. 33ter Fall. Wenn darauf Friede wird.
123. 34ter Fall. Wenn plötzlich dadurch vielen die Nahrung entzogen wird.
124. 35ter Fall. Wenn im Kriege mehrere ihre Umſtände verbeſſern.
125. 36ter Fall. Wenn beym Frieden neue Quellen geſucht werden müſſen.
126. 37ter Fall. Wenn der Krieg eine geringe Münze veranlaſſet hat.
127. 38ter Fall. Wenn neue Auflagen nöthig ſind.
128. 39ter Fall. Wenn die ſchlechtere Münze verwechſelt wird.
129. 40ter Fall. Wenn eine Münze den Credit verliert.
130. 41ter Fall. Wenn dadurch das Vermögen der Einwohner verringert wird.
131. 42ter Fall. Wenn eine außerordentliche allgemeine Auflage beliebet wird.

§. 132.

§. 132. 43ter Fall. Wenn daraus ein allgemeines Misvergnügen entſteht.
133. 44ter Fall. Wenn die Auflagen erhöhet werden.
134. Daraus folget:
1ter Satz. Daß viele ſich große Einnahme berechnen, liegt nicht an der Menge des Geldes.
135. 2ter Satz. Nicht die Menge des Geldes, ſondern deſſen Circulation macht ein Land blühend.
136. 3ter Satz. Es kann viel Geld hinzukommen, ohne es zu merken.
137. 4ter Satz. Eben auch kann viel Geld weggehn, ohne es zu merken.
138. 5ter Satz. Geringe weggehende Summen können empfindlich werden.
139. 6ter Satz. Gewaltſame Mittel, welche Geld aus dem Umlaufe ziehen, ſind gefährlich.
140. 7ter Satz. Das Geld iſt ein Schätzungszeichen.
141. 8ter Satz. Bey ungeſtörtem Umlauf kann ein Land größere Laſten ertragen.
142. 9ter Satz. Schwere Auflage kann angenehm ſeyn, wenn eine geringere Misvergnügen erweckt.
143. 10ter Satz. Wolfeile Preiſe machen nicht glücklich.
144. 11ter Satz. Die Ausfuhr des Geldes ſchadet nicht, wenn die Geld zurückführende Quellen offen bleiben.
Politiſche Fehler dabey.
15 Vortheile einer freyen Handlung.
15 Ueble Folgen eines eingeſchränkten Handels.
145. 12ter Satz. Lüxe kann vortheilhaft ſeyn.
Gefahr bey deſſen Einſchränkung.
Schluß.

8te Abth. Die Ausgaben des Hausvaters.

146. Vier Arten von nothwendigen Ausgaben.
147. Vornehmſte Regel.
148. Die Einnahme muß die Ausgaben beſtimmen.
149. Nöthige Unterſuchung dabey.
Durch ein Exempel erläutert.
150. Warnung.
151. Noth- Tod- und Ehrenpfennig.
152. Vorſicht eines bedachtſamen Hausvaters.
153. Was kümmerlich leben heiſſe?

§. 154.

§. 154. Was kärglich leben?
Geizige werden gerechtfertiget.
155. Was ſparſam leben heiſſe.
Exempel von einer ſparſamen Hausfrau.
156. Was reichlich leben?
157. Was verſchwenderiſch leben?
Exempel von unnützem Aufwande.
158. Warum man die Einnahme zu vermehren trachten müſſe
Durch Exempel erwieſen.
159. Wie ſoll man den Ueberfluß anwenden?
1) Zum Bauen.
2) Zu Verſchönerung der Gärten.
3) Um bequemer zu wohnen.
4) Zu Unterhaltung eines guten Tiſches.
5) An Silbergeräthe.
6) Zu Haltung mehrer Bedienten.
7) Zum Verreiſen.
8) Zu koſtbaren Equipagen.
9) Auf hübſche Kleidung.
10) Auf Muſik.
11) Auf Pferde und die Jagd.
12) Auf allerhand Sammlungen.
Unnütze Ausgaben werden erwehnt.
160. Neue Einnahme erfordert neuen Aufwand.
161. Wenn eingeſchränkt erzogene zu einem großen Vermögen gelangen.
162. Hülfsmittel, wenn das nöthige fehlt.
Warnung vor fehlſamen.
163. Alle Jahr ſoll man etwas zurücklegen.
Für welche dieſe Regel vornemlich gilt.

9te Abth. Die Beſchäfftigungen des Hausvaters.

144. Beſchäfftigungen erklärt.
145. Drey Klaſſen von Beſchäfftigungen.
146. 1) Pflichten wozu wir gegen andere verbunden ſind.
147. 2) Was unſer Intereſſe heiſchet.
148. 3) Willkürliche Beſchäftigungen.
149. Unterſchied zwiſchen Arbeiten, Pflichten, Geſchäffte, Zeitvertreibe und Ergötzungen.
150. Geſchäffte und Pflichten haben den Vorzug.
Was dem einen eine Arbeit iſt, ſchätzt ein andrer für eine Ergötzung.

Exempel,

Exempel, wie die Menſchen unterſchieden denken.
§. 151. Abwechſelungen gefallen,
Es beruht auf folgende Regeln.
152. 1te Reg. Stellet euch eure Beſchäfftigungen angenehm vor.
Gewöhnliche Arten von Beſchäfftigungen.
1) Das Spiel.
2) Die Muſik.
3) Schauſpiele und öffentliche Verſamlungen.
4) Die Lectüre.
5) Die Gelehrſamkeit.
6) Die Wirthſchaft.
Exempel von fehlenden Wirthen.
7) Das Bauen.
8) Die Gartenluſt.
9) Die Erforſchung der Natur.
10) Die Jagd.
11) Die Küche und Tafel.
12) Das Trinken.
13) Die Kinderzucht.
14) Die Liebe.
15) Der Putz.
16) Das Geld.
17) Die Proceßſucht
18) Die Diſputirſucht.
Fehler der Deutſchen
19) Das Tadeln und Mediſiren.
20) Die Complimente.
Exempel von unhöflich-höflichen Perſonen.
21) Die Ordnung und Reinlichkeit im Hauſe.
22) Eine Unzufriedenheit und Sorgen für das künftige.
23) Das Projectenmachen.
153. 2te Reg. Sehet kein Geſchäfte als eine Laſt an.
154. 3te Reg. Schiebet keine Arbeit auf.
155. 4te Reg. Denket, nicht es habe noch Zeit.
156. 5te Reg. Gebt keiner willkürlichen Beſchäfftigung den Vorzug.
157. 6te Reg. Treffet eine geſchickte Wahl u. Eintheilung.
Misbräuche durch Exempel erläutert.
158. 7te Reg. Wendet jede Minute recht an.
Exempel, wie darunter gefehlt wird.
Muſter eines beſchäfftigten Miniſters.

Ob man die Morgen- od. Abendſtunden wählen ſolle.
§. 159. 8te Reg. Seyd promt, ohne Uebereilung.
160. 9te Reg. Verdrießliche Vorfälle vergeſſet.
161. 10te Reg. Wendet die Kräfte nützlich an.
Nicht eben zu wichtigen Beſchäfftigungen.
162. 11te Reg. Handelt nie ohne Abſicht.
163. 12te Reg. Denket, daß ihr Rechenſchaft geben ſollt.

10te Abth. Der Hausvater nach der Mode.
164. Was iſt Mode und Geſchmack?
Durch Exempel erläutert.
Perſonen nach der Weiſe.
Neue Moden.
165. Man darf die Mode nicht ganz verwerfen.
166. 1te Reg. Handelt dem Urtheile der mehrſten gemäs.
167. 2te Reg. Erzeiget euch an jedem Orte den Moden gemäs.
168. 3te Reg. Nicht der erſte und letzte um eine Mode anzunehmen.
169. 4te Reg. Schaffet neue Stücke nach der Mode an, laſſet die alten wie ſie ſind.
170. 5te Reg. Seyd nicht leichtfertig, in Annehmung der Moden.
171. 6te Reg. Erforſchet was eine Mode rechtfertigt.
Verſchiedene abgeſchmackte Moden bemerkt.
172. 7te Reg. Prüfet, ob ſie gleichgültig oder gefährlich iſt.
Exempel von gefährlichen Moden.
173. 8te Reg. Erſparende Moden macht nach.
Exempel angeführt.
174. 9te Reg. Bequeme Moden nehmet an.
175. 10te Reg. Haſſet das Vergängliche, liebet das Beſtändige.
176. 11te Reg. Meidet andere läſtige Moden.
Durch parfümiren, Toback rauchen und ſchnupfen erwieſen.
177. 12te Reg. Folget denen dem Lande vortheilhaften Moden.
Was die Landesfabriken und Handwerker befördert.
178. 13te Reg. Seyd nicht voreilig andere zu tadeln.
179. 14te Reg. Tadelt nicht gleich das überflüßig ſcheinende.
Exempel, daß Ueberfluß Vortheile ſchafft.
§. 180.

§. 180. 15te Reg. Seyd kein Sclave und kein Verächter der Moden.
188. Exempel von beſondern und merkwürdigen abweichenden Moden.

11te Abth. Das Verhalten bey Gefahren, und insbeſondere im Kriege.

182. Nothwendige Unterſuchung, ob uns Gefahr drohet.
Was Schickſal, Verhängniß, Unfall, Widerwärtigkeit, Unglück, ſey.
Woher Verdruß, Misvergnügen und Gram entſtehen.
183. Worin eine wahre Gefahr von einem Wahn und Einbildung ſich unterſcheidet.
Was Schrecken, Furcht, Angſt, Zaghaftigkeit, Beſtürzung, Verlegenheit, Verzagen und Verzeifelung veranlaſſet.
Ein geſetzter Muth.
184. Wie man einer Gefahr entweichet.
185. 1) Durch vorbeugen.
186. 2) Durch abwenden.
187. 3) Durch entfernen.
188. 4) Durch ausweichen.
189. 5) Indem man ſich dagegen deckt.
190. 6) Wenn man ſie vermindert.
191. 7) Wenn man ſich widerwärtige Fälle zu Nutze macht.
192. Das Verhalten eines weiſen Mannes; der vorſichtig und klug handelt.
Wie er ſich von einem unbedachtſam handelnden Thoren unterſcheidet.
Und von einem unbeſonnenen Tollkühnen.
193. Um ſicher zu gehen, wird Erfahrung, Uebung und Ueberlegung erfordert.
194. Die Nothwendigkeit einer Ueberlegung.
195. 1te Reg. Gebt auf alle Fälle Acht.
196. 2te Reg. Bemerket euch die Folgen.
197. 3te Reg. Erforſchet die Urſachen, warum die Folgen eben ſo ſind.
Anmerkung von der Kribbelkrankheit.
198. 4te Regel. Stellet euch mögliche Fälle voraus vor.
Exempel von feigen und verzagten Menſchen.
199. 5te Reg. Prüfet voraus die beſten Gegenmittel.
Die Nothwendigkeit durch Exempel bewieſen.

§. 200. 6te Reg. Bemerket, wenn eine Gefahr ohne Noth befürchtet worden.
Wie man ſich gegen feige Perſonen verhalten ſoll.
201. 7te Reg. Um einer größern Gefahr auszuweichen, ſetzt man ſich einer geringern aus.
202. 8te Reg. Ein geſchwinder Entſchluß iſt der beſte.
Was herzhaft, kühn, frech, dreiſte, geſetzt, ein Held heißt.
203. 9te Reg. Im Unglück ſucht man Troſt.
Was Troſt und Beruhigung ſind.
204. Anwendung der Regeln auf den Krieg.
205. Krieg iſt ein nothwendiges Uebel.
206. Wer bey einem Kriege in Betracht kommt.
207. Was Krieg veranlaßt.
208. 1te Anmerkung. Einzelne Einwohner müſſen ſich in die Folgen des Krieges ſchicken.
Der Krieg von 1757 iſt vor andern merkwürdig.
Wir mußten wider Willen Antheil daran nehmen.
Wir wurden auf eine wundernswürdige Art gerettet.
209. 2te Anm. Man ſtellet ſich mehr Gefahr dabey vor als nöthig iſt.
Eigene Erfahrung.
Lob des Grafen St. Germain.
Deſſen Vergleichung mit andern.
Geſchichte, daß mit Ordnung furagirt worden.
210. 3te Anm. Es kann nicht allen Menſchen wohl gehen.
Unglücksfälle bleiben nicht aus.
Sind im Kriege nicht beſonders ſtärker.
211. 4te Anm. Ein aufrichtiges Betragen erwirbt uns Zutrauen.
Erfahrung aus dem Kriege.
212. 5te Anm. Auch im Kriege muß man die Handlung erweitern.
213. 6te Anm. Auch die Leidenden haben Gelegenheit, ſich zu erholen.
Erfahrungen und Exempel.
Einwurf des Hausvaters gegen ſich ſelber.
Wunſch.

12te Abth. Des Hausvaters Betragen bey einer Hungersnoth oder Theurung.

214. Abſicht der Abhandlung.
Wir nähren uns von Korn.
Wenn Hungersnoth entſteht.

§. 215. Was die Kornſperre veranlaſſet.
Allgemeine Anmerkung. Es iſt kein Unglück wenn das nöthige fehlt.
Vorzüge, wenn der Handel ganz frey wäre.
216. Sind Sperren zu Abwendung einer Hungersnoth nöthig?
Das Gegentheil erwieſen.
Man betrachtet den gemeinen Mann von der unrechten Seite.
217. Können Sperren in beſondern Fällen Statt haben?
218. I. Wer räth Sperren?
1) Furchtſame Hauswirthe verzagen.
2) Mitleidige Obrigkeiten wählen unrechte Mittel.
3) Pächter haben Nebenabſichten.
4) Beſoldete Bediente hoffen eine Erleichterung.
5) Mitleidige ſchließen unrecht.
6) Redliche Männer hoffen alle Menſchen ehrlich.
7) Bürger ſehen auf das Beſte der Städte.
8) Die mehrſten folgen blind der Mode.
219. II. Was für Gründe rathen dazu?
220. 1) Nicht die Natur der Sache; Weder
a) wenn der Mangel weſentlich iſt, noch
b) wenn er befürchtet wird.
Gleichniß von einem Kaufmann.
Exempel von 1740.
221. 2) Nicht das Aufkaufen der Nachbaren.
Wer Hülfe gebraucht, kann keine Hülfe verſagen.
Ganze Länder können leichter, als einzelne Handelsſtädte verſorget werden.
Man ſtellt ſich die Verkäufer zu leichtſinnig vor.
Bey Sperren geht mehr Korn weg.
Vortheile des freyen Handels.
Widerſinnige Klagen des Volkes.
222. 3) Nicht das Sperren der Nachbaren.
Hat er Mangel, ſo ſchadet ſein Sperren nicht.
Hat er Vorrath, ſo ſtraft er ſich.
Durch Gleichniſſe und Erfahrungen erwieſen.
223. 4) Nicht gewinnſüchtige Wucherer.
Dieſe gewinnen bey Sperren.
Unterſcheid, ob ein Ort mitten im Lande, oder an der Gränze liegt.
Exempel aus Frankreich.
Strafen der Wucherer.

§. 224. 5) Nicht die beſondere Lage eines Landes.
a) Nicht in geſchloſſenen Ländern; Exempel aus Frankreich und England.
b) Nicht in großen Städten; Exempel aus Hamburg.
c) Nicht in kleinen Provinzen; vornemlich wenn ſie ſelber Ackerbau haben.
d) Am wenigſten, wenn ſie vermiſchte Gränzen haben.
Anwendung davon.

225. 6) Nicht beſondere Umſtände.
a) Kein bevorſtehender Krieg.
b) Nicht um den Feind die Subſiſtenz abzuſchneiden.
c) Nicht um Aufkäufer abzuhalten.
d) Nicht um Nachbaren zu züchtigen.
Folgen davon.

226. III. Was räth die Erfahrung?
Keine Sperre hat jemals einen Mangel verhütet.
Exempel von 1740.
Folgen der Sperren.
Beſondere Beſchaffenheit des Kornhandels.
Anwendung auf beſondere Fälle.
Erfahrung aus dem Kriege und von 1770, auch aus England. Aufgabe.

227. IV. Was ſoll bey einem Kornmangel geſchehen?
Unterſcheid, wenn der Mangel ganze Länder, oder nur einzelne Orte betrifft.

228. 1te Regel. Befürchtet in wohlfeilen Jahren einen Mangel.
Erfahrungen von 1740 und 1770.
a) Sparet in großen Haushaltungen.
b) Tadelt keine Aufkäufer.
c) Leiſtet ihnen Vorſchub.
d) Muntert Kaufleute auf.
e) Hebet Zinskorn auf.
f) Leget Magazine an.

229. 2te Reg. Seyd aufmerkſam, aber nicht voreilig.
Die mehrſten klagen ohne Grund.
Mittel ſind ſchlimmer als das Uebel.
Folget Kaufleuten.

230. 3te Reg. Aus dem Mangel einzelner folget kein allgemeiner Mangel.

§. 231.

§. 231. 4te Reg. Unterdrücket eine paniſche Furcht.
Folgen, wenn die Furcht ausgebreitet wird.
Sperren ſteigern die Preiſe mehr als das Aufkaufen.
232. 5te Reg. Bey einem Mangel kann man leichter Gegenanſtalten machen, wenn der Handel frey iſt.
a) Es wird leichter Korn herbey geſchafft.
b) Preiſe bleiben geringer.
c) Es iſt vortheilhaft, wenn von dem angekauften auch etwas weiter geht.
d) Der Schleichhandel unterbleibt.
e) Kein Kaufmañ fürchtet ein leeres Waarenlager.
f) Lieferungen an Nachbaren machen Millionen gewinnen.
233. 6te Reg. Machet keine allgemeine Gegenanſtalten.
Gleichniß von epidemiſchen Krankheiten.
Erfahrungen und Folgen.
234. 7te Reg. Je größer die Gefahr, deſto gefährlicher der Zwang: In Anſehung
a) der Kaufleute;
b) der Vorkäufer;
c) der privilegirten Aufkäufer.
235. 8te Reg. Unterhaltet die Freundſchaft mit Kaufleuten.
Vortheile, wenn durch ſie gekauft wird.
Nachtheile des Commiſſionshandels.
236. 9te Reg. Nehmet keine Furcht vor wahren Mangel.
Erfahrung von 1770 und 1757.
Preiſe ſteigen im Winter.
Fehlende Futterung für Vieh macht Mangel.
Nicht ſowol ſchlechte Ernten.
Ein Hauswirth kañ ſich auf die Hälfte einſchränken.
237. 10te Reg. Mangel an einer Art Korn veranlaſſet keine Noth.
Kann auf eine doppelte Art erſetzt werden.
Arme eſſen ſich ſonſt in Brodt arm.
Wie Vorſtellungen geſchehen müſſen.
Exempel von 1770 und 1771.
238. 11te Reg. Zur Nahrung dienende Pflanzen ſind bekannt zu machen.
Die dergleichen gebrauchen ſollen belohnt werden.
239. 12te Reg. Kauft lieber theures Korn in der Nähe.
Das Geld kommt eher zurück.
240. 13te Reg. Bemittelte müſſen Aufwand machen.
Exempel und Erfahrungen.

§. 241. 14te Reg. In geſperreten Ländern bleiben die Unterthanen doch unſere Freunde.
Eine Sperre ſchadet alſo nichts.
Führt uns mehr Korn und wohlfeiler zu.
242. 15te Reg. Ueberlaſſet vieles der Vorſehung.
Wir ſehen viele Vorfälle als Uebel an, die zum Beſten gereichen.
Wir wählen leicht falſche Mittel.
243. V. Uebrige Hülfsmittel in Theurung.
Vier Klaſſen von Vorſchlägen.
Schriften, welche die Materie abhandeln.
244. 1ter Rath. Die Policey muß ſich des Kornhandels annehmen.
Dieſer Rath iſt eben für Frankreich ſo unglücklich geweſen.
Folgen des freygegebenen Handels.
Folgen des freyen Handels in England.
245. 2ter Rath. Beſtändige Preiſe wären ein Glück.
1) Kann ein Fabrikant gezwungen werden, wohlfeil zu verkanfen?
2) Erhalten wohlfeile Preiſe die Fabriken? Erfahrung von 1770.
3) Die Fabrik, welche die mehrſten Hände beſchäfftigt, hat den Vorzug.
Anmerkungen. Aufgabe von Caſſel.
246. 3ter Rath. Wer Vorrath hat, muß zum Verkauf gezwungen werden.
Wer ſoll die Zeit beſtimmen?
Magazine dürfen nicht von Anfang verſchleudert werden.
Kornvorräthe ſind nöthig.
247. 4ter Rath. Man ſoll die Böden aufbrechen.
Gefährliche Folgen davon.
248. 5ter Rath. Ein Ueberſchlag des Vorraths iſt nöthig.
Giebt unſichere Berechnungen.
Erweckt Furcht.
Gefahr dabey. Exempel.
249. 6ter Rath. Es wird mehr Strenge erfordert.
Gefahr bey der Strenge.
Vergrößert das Uebel.
250. 7ter Rath. Nachbaren kaufen auf, um weiter zu ſchicken.
Vortheile, die ein Land davon haben würde.
§. 251.

§. 251. 8ter Rath. Brodtportiones ſind kleiner zu backen.
Geſchieht in Städten.
Vortheile davon.
252. 9ter Rath. Friſch Brodt iſt nicht auszutheilen.
Vortheil davon.
Vorſchlag, Schiffszwieback auszutheilen.
253. 10ter Rath. Gebacken Brodt muß ausgetheilt werdē.
Was dadurch erſparet wird.
254. 11ter Rath. Beſſer, Nudeln kochen laſſen, als Brodt backen.
255. 12ter Rath. Man muß das Mehl vermiſchen.
Mit Obſt- und Weinkernen.
Mit Knochenmehl.
Mit gedörreten Eicheln.
256. 13ter Rath. Die Anzahl von Vieh iſt zu verringern.
Exempel von China.
Falſche Berechnung von Hunden.
Lieber Arme, Alte, und gebrechliche Kinder abgeſchafft.
257. 14ter Rath. Das Branteweinbrennen iſt einzuſtellen.
1) Wie viel Korn wird verbrannt?
2) Nicht der 50te Theil der ganzen Conſumtion.
3) Deſſen Erſparung iſt nicht von Nutzen.
Da bey einer Freyheit die Hälfte erſpart werden kann.
4) Brantewein iſt unentbehrlich.
Der gemeine Mann erſpart dabey Brodt, entgeht Krankheiten, und kann eher frieren und hungern.
5) Gefährliche Folgen des Verbots.
6) Misbrauch hebt den Nutzen nicht auf.
7) Schädlichkeit des Brennens unter Einſchränkungen.
258. 15ter Rath. Es iſt mehr Land artbar zu machen.
Wenn dazu mehr Arbeiter angeſetzt werden, wird auch die Conſumtion größer.
Bedenklichkeiten dabey.
259. 16ter Rath. Die Brach iſt abzuſchaffen.
Bedenklicher Rath. Vortheile der Brach.
260. 17ter Rath. Die Schäfereyen ſind einzuſchränken.
Vorurtheil von Gewinnung der Brach.
Man verliert den Dünger.
Schäfereyen ſind Goldgruben.

§. 261. 18ter Rath. Der Bauer muß mehr Freyheit haben.
Vorurtheil.
1. Vorſchlag: Seine Umſtände erträglicher zu machen.
Erklärung eines glücklichen Landes.
Aufmunterung iſt nöthig: dazu Muſik, Feſte, ꝛc.
Ackerbau iſt eine Fabrik.
Grundſätze, wornach er zu beurtheilen.
Vorzug großer Haushaltungen.
Wo Vereinzelungen vortheilhaft ſind.
Betrachtung der Leibeigenen; deren Vortheile.
Benennung der Freyen hat keinen Einfluß.
Exempel von Städten.
Alles beruhet von dem Betragen des Gutsherrn.
2. Vorſchlag: Die Naturaldienſte ſind aufzuheben.
Vergleichung mit Fabrikanten.
Freyhöfe ſind nicht die am beſten bebauete.
Vergleichung mit Dienſtboten.
Baare Geldabgaben drücken mehr, als Naturaldienſte.
262. 19ter Rath. Es ſind Magazine anzulegen.
Deren Nothwendigkeit und Nutzen.
Bedenklichkeiten dabey.
263. 20ter Rath. Kleine Nebenmagazine ſind nöthig.
Wie man dazu aufmuntere.
Bedenklichkeiten bey den Vorſchlägen.
Handel auf Actien iſt gefährlich.
Ob ein Waarenlager möglich?
264. 21) Zweifel. Haben Einſchränkungen gar keinen Nutzen?
Sie gehören zu der beſten Welt.
Sind ein nothwendiges Uebel.
Einzelne werden dadurch reich.
Kaufleute gewinnen.

13te Abth. Der Hausvater ſein Arzt.

265. Um glücklich zu ſeyn, wird ein zufriedenes Gemüth und geſunder Körper erfordert.
Wie nöthig die Geſundheit ſey.
266. Aerzte ſorgen für die Geſundheit.
267. Vorzüge eines Arztes und der Arzneygelahrtheit.
Theile derſelben.
268. Arzneykunſt iſt ungewiß.
Urſache davon.
Urtheile des Rouſſeau und Plinius.

§. 269.

§. 269. Wir müſſen in verſchiedenen Fällen unſer eigner Arzt ſeyn.
270. 1ter Fall. Um ſich ſelber zu kennen.
Nothwendigkeit davon. Rath für junge Leute.
271. 2ter Fall. Um die rechte Diät zu beobachten.
Der Unterſchied der Naturen läßt keine allgemeine Regeln zu.
272. 3ter Fall. Um Verſuche an ſich zu machen.
Wir müſſen nicht zu eilig etwas ſchädlich halten.
Deswegen keine Aerzte fragen.
Exempel von Suppeneſſen und Nachtwachen.
Warnung für Bejahrte.
273. 4ter Fall. Um vorgehende Hauptveränderungen zu bemerken.
274. 5ter Fall. Um die bevorſtehenden Folgen zu beurtheilẽ.
Anwendung auf die Fieber.
275. 6ter Fall. Wenn man auf dem Lande wohnt.
276. 7ter Fall. Um abweſend Berichte zu erſtatten.
Lehret der Arzt.
277. 8ter Fall. Um den Arzt zu wählen.
Gewöhnliche Fehler in der Wahl.
Zu beobachtende Regeln.
Erinnerung wegen Tiſſot und Unzer.
278. 9ter Fall. Um die Medicin zu benrtheilen.
Drey Fälle, da dieſes nöthig iſt.
Warnung gegen den Gebrauch äußerlicher Mittel.
Ein mediciniſches Handbuch wird verlangt.
279. 10ter Fall. Um Mittel und Recepte zu ſammlen.
Gefahr bey Verordnung alter Recepte.
280. 11ter Fall. Um alte Recepte zu beurtheilen.
Dabey anzuwendende Vorſichten.
281. 12ter Fall. Um Hausapotheken anzulegen.
Bremer Hausapotheke wird empfohlen.
Frauenzimmer curiren glücklich.
Der Hausvater bittet, ihm Recepte mitzutheilen.
Eigenſchafteu ſolcher Recepte.
Urtheil über Haartman Hausapotheke.
282. 13ter Fall. Um Hausmittel ohne Gefahr zu verordnen.
Exempel von mislungenen Curen.
283. 14ter Fall. Um den Puls zu beurtheilen.
Deu Puls zu kennen iſt nothwendig.
Viele Aerzte fehlen darin.
Bedenklichkeit dabey.

§. 284.

§. 284. 15ter Fall. Um ſich in plötzlichen Zufällen zu helfen.
Exempel von Schlagflüſſen und Verwundungen.
285. 16ter Fall. Wenn wir einer Schwachheit unterworfen werden.
Einige verabſäumen ihren Körper.
Andere ſind zu beſorgt.
286. 17ter Fall. Wenn Freunde durch Tadel Unruhe erwecken.
Exempel von ſorgfältigen Müttern.
287. 18ter Fall. Wenn wir uns aus Büchern Raths erholen.
Einige brauchbare werden bemerkt.
288. 19ter Fall. Um neue Entdeckungen und Verbeſſerungen in der Oekonomie des Körpers zu machen.
Die Moden wechſeln ab.
Wenn der Körper geſund, krank, fehlerhaft, oder ungeſund iſt.
Drey Arten von Krankheiten.
Heilung durch Herſtellung der rechten Bewegung.
Exempel von Fiebern.
289. Es iſt künſtlich, glücklich zu heilen.
Lob geſchickter Aerzte.
Warum die übrigen ihnen nicht lieber nachahmen.
Gefahr dabey.
Tadel unhöflicher Aerzte.
Was Erfahrung, eine gute Beurtheilungskraft und Routine wirken.
290. Wir ſind in den erſten Grundſätzen ungewiß.
Verſchiedene aufgegebene zweifelhafte Fragen.
Pulsſchlag und Athemholen erkläret.
Neue Theorie davon.
Neue Theorie von der Zeugung und von den verſchiedenen Geſchlechtern.
Erläuterung aus dem Pflanzenreich.
291. Ungewißheit in der Art zu heilen.
Exempel von contagieuſen Krankheiten.
von Aderlaſſen.
vom Gebrauch des Kampfers.
vom Frieſel.
von Kribbelkrankheiten.
von Heilung durch Bewegungen.
von Heilung der Nervenkrankheiten.
Schluß.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Ldw.
Hausvat
4

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Münchhausen, Otto von, 1716-1774

Der Hausvater Mit Kupfern

Bd.: 4. - 1769. - XXXII, 788, [20] S.

Hannover 1769

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Ldw 337 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11266450-0
VD18 80013287-001